

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus  
und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten.  
Teil 3.

Herausgegeben von  
Kersten Krüger

---

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Band 3

Universität Rostock 2009

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgeber: Der Rektor der Universität Rostock

Redaktion und Druckvorlage: Prof. Dr. Kersten Krüger

Einband: Medienzentrum der Universität Rostock

Druck und Herstellung: Universitätsdruckerei Rostock 549-09

Copyright 2008 by Universität Rostock

ISBN 978-3-86009-064-0

Bezugsmöglichkeiten: Universität Rostock  
Universitätsarchiv  
Universitätsplatz 1  
18051 Rostock  
Telefon: +49-381 498 8621  
Fax: +49-381 498 8622

## **Inhalt**

Kersten Krüger	Seite
Vorwort	5
<b>Rektoren</b>	
Wolfgang Brauer	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	7
Zeitzeugenbericht am 7. November 2008	9
Thomas Strothotte	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	38
Zeitzeugenbericht am 26. Oktober 2007	40
Zeitzeugengespräch am 10. Dezember 2008	66
Der neue Weg der Universität Rostock	72
Wolfgang Schareck	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	80
Zeitzeugenbericht am 24. April 2009	83
<b>Agrarwissenschaften</b>	
Peter Kauffold	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	110
Zeitzeugenbericht am 30. November 2007	112
<b>Germanistik</b>	
Matthias Anding	
Die Sprachwissenschaft an der Universität Rostock	145
Dieter Nerius	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	149
Zeitzeugenbericht am 16. November 2007	151
Manfred Haiduk	
Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	175
Zeitzeugenbericht am 5. Dezember 2008	178
Anlage: Die Ehrenpromotion, die nicht stattfand	202
<b>Geschichte</b>	
Günter Kosche	
Lebenslauf	212
Zeitzeugenbericht am 18. Januar 2008	214
Anlagen 1-6	243
Ronny Kietzmann	
Zeitzeugeninterview mit Herrn Dr. Günter Kosche am 13. Juni 2007	265

**Medizin**

Heiderose Oberender

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	286
Zeitzeugenbericht am 7. Dezember 2007	288

Lothar Pelz

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	314
Zeitzeugenbericht am 23. November 2007	317

Christian Plath

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	340
Zeitzeugenbericht am 14. Dezember 2007	343

Reinhold Schwarz

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	362
Zeitzeugenbericht am 4. Januar 2008	364

Benjamin Venske

Die Anatomie in Rostock	382
-------------------------	-----

Gert-Horst Schumacher

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	385
Zeitzeugenbericht am 21. Dezember 2007	388

**Philosophie**

Ulrich Seemann

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	432
Zeitzeugenbericht am 11. Januar 2008	435

**Slawistik**

Ursula Kantorczyk

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	452
Zeitzeugenbericht am 21. November 2008	454

**Theologie**

Hermann Michael Niemann

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	484
Zeitzeugenbericht am 11. Dezember 2008	487

**Wirtschaftswissenschaften**

Heiko Marski

Die Statistik an der Universität Rostock	534
--	-----

Ursula Kück

Auszug aus dem Catalogus Professorum Rostochiensium	538
Zeitzeugenbericht am 9. November 2007	540

<b>Register der Zeitzeugen, Beiträger und Protokollanten</b>	571
--	-----



## Vorwort

Mit dem nun vorliegenden dritten Band kommt das Zeitzeugenprojekt zur Geschichte unserer Universität zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung zu einem vorläufigen Abschluss. In praktizierter Einheit von Forschung und Lehre fanden seit dem Wintersemester 2006/2007 in sechs aufeinander folgenden Seminaren Gespräche und Diskussionen mit Zeitzeugen statt, die aus ihrem individuellen Erleben und Erinnern die Zeitgeschichte der Universität Rostock und ihrer Fachdisziplinen darstellten und im Gespräch mit Studierenden erörterten. Es kamen insgesamt 38 Mitglieder unserer Universität zu Wort. Darunter waren – mit einer Ausnahme (Klaus Plötner, Rektor 1989-1990) – alle seit 1965 amtierenden Rektoren: Günter Heidorn, Wolfgang Brauer, Gerhard Maeß, Günther Wildenhain, Hans Jürgen Wendel, Thomas Strothotte und Wolfgang Schareck. Ebenso gehörte der von 1993 bis 2009 amtierende Kanzler, Joachim Wittern, dazu. Die größte Gruppe bildeten 30 Hochschullehrerinnen, Hochschullehrer und Absolventen. Trotz der hohen Zahl kann für die Zeitzeugen nicht der Anspruch erhoben werden, sie bildeten einen repräsentativen Querschnitt, vielmehr mag man scherzhaft von einer zufälligen Stichprobe sprechen, und zwar derjenigen, die zufällig bereit und in der Lage waren, über ihr Leben und ihre akademische Laufbahn zu berichten. Da vergleichende Betrachtung der individuell geprägten Berichte allgemeine Züge der Entwicklung erkennen lässt, dürfen die aufgezeigten Lebenswege bereichsweise als exemplarisch gelten.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind Individuen, geprägt durch hohe fachliche Qualifikation und ausgestattet mit einem darauf beruhenden starken Selbstbewusstsein, das ihre Sicht auf die vergangene und gegenwärtige Realität beeinflusst. Ihre Berichte sind persönliche Wahrnehmungen der von ihnen erlebten und gestalteten, aber auch erlittenen Wirklichkeit – sie können und sollen keine objektiven Darstellungen der Vergangenheit sein: sie sind nicht frei von Emotionen, teilweise auch Polemik; sie führen Hörer und Leser von den Höhen bahnbrechender wissenschaftlicher Innovationen bis in die Tiefen kleinlicher Bespitzelung durch die Staatssicherheit. Kein Roman könnte die Spannungen gegensätzlicher Lebenslagen angemessener wiedergeben.

Geschichtswissenschaft versteht sich als multiperspektivisch in der Darstellung und pluralistisch in der Bewertung, sie bedarf mithin der ständigen kritischen Diskussion, um Erkenntnisfortschritte zu erreichen. Das gilt auch für unsere Zeitzeugenberichte: sie waren im ersten Schritt zu dokumentieren und werden im zweiten Schritt quellenkritisch und kritisch zu erörtern sein, um gültige Aussagen – mittlerer Reichweite – für die Universitätsgeschichte zu erlangen. Menschliches Denken ist immer zugleich historisch, denn ohne Blick zurück ist es nicht möglich, die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Geschichte, so der niederländische Historiker Johan Huizinga, ist die Form, in der

Menschen sich Rechenschaft über ihre Vergangenheit ablegen. Das haben alle Beteiligten am Zeitzeugenprojekt, Zeitzeugen wie Zuhörer und Diskutanten, wirkungsvoll erfahren. Die Reflexion über diesen universitären Teil unserer Vergangenheit hat alle über das Fachliche hinaus auch persönlich bereichert. Es war eine schöne Anerkennung, als dem ersten Zeitzeugenseminar 2007 Förderpreise für Lehre der Universität Rostock zuerkannt wurde.

Die Erstellung der Druckversion der Zeitzeugengespräche gestaltete sich aufwändig. Die Tonaufnahmen der Sitzungen wurden zum Teil von Frau Gina Schäfer, zum Teil von Studierenden transkribiert und vorsichtig in Schriftdeutsch übertragen. Dafür sei auch an dieser Stelle Dank gesagt. Die erste redaktionelle Überarbeitung in der Weise, dass aus dem gesprochenen Wort Schriftdeutsch wurde, oblag dem Herausgeber. Danach erhielten die Zeitzeugen ihre Berichte und die Diskussionsbeiträge zur Durchsicht und Korrektur. Die Typoskripte gingen einige Male hin und her, bis sie von den Zeitzeugen endgültig autorisiert waren. Die endgültige Druckvorlage – einschließlich der Reproduktion und Bearbeitung von Bildern – erstellte der Herausgeber. Die Tonaufzeichnungen der Zeitzeugengespräche, sofern die Zeitzeugen es erlaubten, werden der Druckausgabe auf einer CD beigelegt, um sowohl das Lesen wie das Hören zu ermöglichen. Die Zeitzeugenbände stehen auch in der Digitalen Bibliothek der Universitätsbibliothek und sind im Internet über den UB-Katalog erreichbar.

Zu Dank sind wir nicht nur den Zeitzeugen, Beiträgern und Protokollanten verpflichtet, er gilt in gleicher Weise allen, die unsere Arbeit tatkräftig unterstützt haben: den Rektoren der Universität für finanzielle Förderung; dem Universitätsarchiv unter Leitung von Frau Angela Hartwig für ergänzende Recherchen; der Universitätsbibliothek, hier insbesondere Herrn Robert Stephan, für die gelungene Digitalisierung der Druckvorlagen; der Universitätsdruckerei unter Leitung von Herrn Lothar Riechers für hervorragenden Druck der Bände; dem Arbeitsbereich Multimedia und Datenverarbeitung in den Geisteswissenschaften unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Stefan Kroll für die Herstellung der CD's. Unermüdlich las Herr Kollege Horst Pätzold Korrektur. Ihm gebührt besonderer Dank.

Leser wie Hörer werden bemerken, dass Zeitzeuginnen gegenüber Zeitzeugen unterrepräsentiert sind. Das war nicht die Absicht, sondern eine Folge der ungleichen Verteilung in der Gruppe der Hochschullehrer. Einen gewissen Ausgleich soll ein Zeitzeuginnenseminar bringen, das in diesem Semester aus Anlass *100 Jahre Frauenstudium in Rostock* stattfindet. Frauen vor allem der mittleren akademischen Ebene kommen hier zu Wort. Ihre Berichte sollen in einem eigenen Band veröffentlicht werden, mit dem das Projekt der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen dann wirklich zu einem erfolgreichen Abschluss kommt.

## Brauer, Wolfgang

Auszug aus dem  
 Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285)  
[/cpr\\_professor\\_000000001285](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285))  
 vom 25.06.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. sc. phil. Dr. h. c.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1968-74 Hochschuldozent für Methodik des Deutschunterrichts 1974-90 o. Professor für Methodik des Deutschunterrichts
<i>Fakultät:</i>	Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft (1968-1990)
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Methodik des Deutschunterrichts

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 17.04.1925 in Callenberg bei Waldenburg
<i>Vater:</i>	Erhard Brauer
<i>Mutter:</i>	Frieda Brauer, geb. Schubert
<i>Kurzbiographie:</i>	
1942-45	(Not-)Abitur, Wehrdienst bei der Kriegsmarine
1945-47	Laienlehrer, 1. Lehrerprüfung
1948-51	Studium (Pädagogik, Deutsch und Englisch) an der Univ. Leipzig
1951-56	Dozent und Studiendirektor, Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, Univ. Leipzig
1956-63	Dozent und Direktor, Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, Univ. Rostock
1963-68	wiss. Mitarbeiter und Fachbereichsleiter, Institut für Pädagogik / Germanistisches Institut, Univ. Rostock
1968-90	Hochschuldozent, Univ. Rostock
1974-90	o. Professor für Methodik des Deutschunterrichts, Univ. Rostock
<i>Akademische Abschlüsse:</i>	
Studienabschluss:	1951 Staatsexamen Lehramt Mittelstufe, Univ. Leipzig
Weiterer:	1956 Ergänzungsprüfung Lehramt Oberstufe Univ. Leipzig

Promotion: 1967 Dr. phil., Univ. Rostock

Habilitation: 1974 Dr. sc. phil. (Methodik des Deutschunterrichts), Univ. Rostock

*Akademische Selbstverwaltung:*

1956-63	Direktor der Arbeiter- und Bauernfakultät
1964-67	Fachbereichsleiter
1967-76	Direktor für Erziehung und Ausbildung
1976-89	Rektor

*Funktionen:*

1964-89	Mitglied der zentralen Fachkommission Methodik des Deutschunterrichts Mitglied des Wiss. Rates für den muttersprachlichen und künstlerisch-ästhetischen Unterricht APW Mitglied Forschungsgemeinschaft Literaturunterricht APW
---------	--

*Ehrungen:*

1967	Verdienter Lehrer des Volkes
1973	Univ.-Preis
1988	Held der Arbeit
1989	Dr. h. c., Univ. Riga

*Werke (Auswahl):*

Tun und Nichttun (zu Lion Feuchtwangers Geschichtsbild), in: Neue Deutsche Literatur, Heft 6/1959.

Das Menschenbild im westdeutschen Lesebuch, in: Weimarer Beiträge, Heft 1/1968.

Die Beachtung der Gattungs- und Genrespezifität literarischer Werke - wesentliche Voraussetzung für die Vermittlung nachhaltiger Kunsterlebnisse für die Schüler, in: Deutschunterricht 7/8/1975.

Methodik Deutschunterricht/Literatur (Mitautor), Berlin 1977.

Ästhetische Erziehung: Positionen und Erfahrungen in der DDR und in der UdSSR (Mitautor), in: Volk und Wissen Volkseigener Verlag Berlin 1982, S. 230-242 und MOCKBA Pädagogika 1981.

*Quellen:*

eigene Angaben

**Zeitzeugenbericht von  
Prof. Dr. Wolfgang Brauer am 7. November 2008**

**Transkription und Protokoll  
Martin Farclas, Tony Frenzel, Philip Hacker, Björn Kutz**

Kersten Krüger:

Wir begrüßen unseren Gast, die langjährige Magnifizenz Herrn Prof. Dr. Wolfgang Brauer. Er war nach Günter Heidorn,<sup>1</sup> also nach der 3. Hochschulreform, für lange Zeit der Rektor an dieser Universität und wir freuen uns auf seinen Bericht. Herr Brauer, Sie haben das Wort.

Wolfgang Brauer:

Herr Kollege Krüger, meine Damen und Herren, ob ich sehr froh bin, dass ich hier heute sprechen kann, werden wir am besten hinterher erst beurteilen, aber gespannt bin ich auf diese Veranstaltung. Im Prinzip habe ich von diesem Seminar schon seit zwei Jahren gehört und natürlich von Kollegen, die als Zeitzeugen hier aufgetreten sind und die insgesamt einen sicheren und stabilen Eindruck von dieser Veranstaltungsreihe vermittelt haben, und da kann man erst einmal sagen, man muss auch als ehemaliger Angehöriger dieser Universität sehr froh sein, dass diese Seminarreihe ins Leben gerufen wurde und nun schon über zwei Jahre besteht mit Zeitzeugenberichten und studentischen Untersuchungen zum Thema dieser Universitätsgeschichte in einer bestimmten Zeit. Das darf sich eine Universität nicht entgehen lassen, die in wenigen Jahren sehr alt wird. Ich hatte ein paar Mal die Freude, die Universität in den Vereinigten Staaten vorzustellen, und jedes Mal, wenn ich sagte: „This University was founded, when Columbus not yet was born“, da freuten sich die Amerikaner teuflisch, denn alles was bei ihnen Geschichte ist und älter als 200 Jahre, ist nahezu archaisch und erlegt denen, die so eine Geschichte zu verwalten haben, finde ich, erst recht eine ganz hohe Verantwortung und wahrscheinlich auch zusätzliche Freude auf.

Was mich betrifft: Ich stamme aus einem sehr kleinen Dorf nahe der Tuchmacher- und Maschinenbauerstadt Crimmitschau in Westsachsen. Ich bin dort aufgewachsen, bin sehr gern in diesem Dorf gewesen und hatte mir nach meiner Emeritierung hier in Rostock auch vorgenommen, nun nach 40 Jahren die Stadt zu verlassen und wieder aufs Dorf zu ziehen. Da lebe ich seit 15 Jahren. Das war ein blanker Irrtum, zu vermuten, dass das Dorf heute in der Nähe einer Stadt etwas mit meinem kleinen Dorf zu tun haben könnte. Aber Sie werden bemerken, dass

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Günter Heidorn: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001456](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 19-43.



es in meinem Leben nicht das einzige Mal war, dass eine Vorstellung und das, was daraus wurde, sich deutlich unterschieden haben. Also mein jetziger Wohnort hat mit der alten, knapp 200 Seelen-Gemeinde überhaupt nichts gemein. In jenem kleinen Nest war mein Vater der einzige ständige Lehrer der zweistufigen Volksschule und Kantor der Kirchgemeinde. In meinem Geburtsjahrgang wurde ich als einziges Kind eingeschult und ich hatte deswegen, vielleicht auch nicht nur deswegen, doch immerhin den Vorteil, dass ich von Anfang an mit Zweit- bis Viertklässlern zusammen lernte. Das hat mir überwiegend Vorteile eingebracht, gar nicht etwa die Nachteile, die man sonst dem wenig gegliederten Schulwesen grundsätzlich nachsagt. Ich konnte also zum Beispiel durch das nun von eins bis vier erworbene Wissen problemlos an die Oberschule wechseln nach Crimmitschau – problemlos, sieht man davon ab, dass ich, oder besser meine Eltern für mich als Auswärtigen, das doppelte Schulgeld zu bezahlen hatten und ich einen täglichen Schulweg von an die 20 Kilometern zu bewältigen hatte. Damals fuhren in einer solchen ländlichen Gegend keine Busse. Das war also mit Fahrrad, manchmal zu Fuß und im Winter immer mit Skiern zu bewältigen. Dieser Schulweg war wie mein Lebensweg, den ich schon ziemlich bald allein finden und bewältigen musste.

Mein Vater war seit 1938, mit einer ganz kurzen Unterbrechung, bis Kriegsende einberufen. Er kam 1947 aus amerikanischer Gefangenenschaft. Meine Mutter hat mich in dieser kleindörflichen Umgebung trotz ihrer sehr schmalen Einkünfte, was das Persönliche anbetrifft, ganz perfekt umsorgt, aber bei den Problemen, die man in den Jugendjahren hat – noch dazu, wenn man vom dörflichen Leben in die Stadt wächst – konnte sie mir kaum helfen. Ihr Einfluss richtete sich im Wesentlichen auf die Einhaltung von Normen und vor allen Dingen Tabus tradierter kleinbürgerlicher Lebensweise in einer christlichen Lebenswelt. Es war nicht nur angenehm, immer die Tabus einhalten zu müssen, und so war ich als Heranwachsender ganz offen für die auf junge Leute damals in der beginnenden Nazi-Zeit mächtig wirksamen Strömungen. Die waren nicht ohne Reiz und demzufolge auch nicht ohne Erfolg.

Mich hatte zunehmend, wie übrigens die meisten meiner Klasse und auch der Schuljahrgänge, die ich so überschaute, nach den Erfolgen der ersten anderthalb Kriegsjahre eine Kriegsbegeisterung gepackt. Verbunden mit einer zunehmenden Geringschätzung der Schule. Schule – dort diszipliniert herumsitzen und lernen, das war gegenüber dem, was man von den Fronten hörte, verächtlich. Da entwickelte sich bei uns so etwas, wofür man damals den Begriff „heroische Faulheit“ kannte. Mit dem Attribut wurde das Negativsubstantiv kolossal aufgewertet. Bei mir speziell entwickelte sich ein starkes Interesse für die Seefahrt. Wenn man wie ich in der Nähe von Crimmitschau so „an der Küste“ wohnt, ist das auch nicht verwunderlich. Vor allem die Kriegsmarine hatte mich gepackt, deren Angehörige uns damals in der ersten Kriegszeit ganz besonders schnell als die Helden des

Seekrieges präsentiert wurden. Denen nachzueifern, das war für uns ein unangefochtenes Ideal. Der Marine gehörte ich folglich seit 1942 an. Da durchlebte ich in ganz schneller Folge Stufen der Ernüchterung im Militärischen, dafür aber ein immer stabileres Interesse an technischen Belangen einer damals modernen Schifffahrt und ihren naturwissenschaftlichen Grundlagen.

Wir hatten als Offiziersbewerber bei der Marine auch während des Krieges noch eine ziemlich gründliche Ausbildung – im Gegensatz zum Beispiel zu Infanterieoffiziersanwärtern – ein halbes Jahr Offiziersschule mit naturwissenschaftlichen und natürlich maritimen Fächern. Zum Glück hatte ich kurz vor meiner Einberufung in Bezug auf meine „heroische Faulheit“ einen kolossalen Bildungsschock erlebt. Ich habe als Anwärter im Sommer 1942 an einem längeren Segellehrgang auf der Flensburger Förde teilgenommen und habe dort mal auf einer größeren Yacht gegenüber einem Kameraden, dem Sohn eines bekannten Schlachtschiffkommandanten, mit meiner Überheblichkeit gegenüber Schulbildung geprahlt. Dann hat er mir da unten in der Kajüte eine derartige Abreibung verpasst, die ich – wenn ich will – noch heute spüre: den roten Kopf, den ich davon bekam. Diese Zurechtweisung durch einen Gleichaltrigen ist für mich auf dem Bildungsweg ein Prägeerlebnis geworden. Das hätte kein Lehrer, das hätten meine Eltern nicht fertig gebracht. Und ich bin seither überzeugt, dass man bei pädagogischen Maßnahmen gegenüber etwas unwilligen Schülern den ganz hohen Einfluss der Gleichaltrigen überhaupt nicht überschätzen kann.

Also das war erledigt. Ich war von Stund‘ an ein fleißiger Schüler. Ich entsinne mich noch, wie nach diesem Lehrgang die Schule wieder anfing. Wir hatten gleich zu Anfang eine Biologiearbeit geschrieben. Studienrat Kuhlmann, ein geborener Nürnberger, kommt ‘rein bei der Rückgabe der Arbeit, haut die Arbeiten auf das Pult, vergisst den Hitlergruß und sagt: „Ja, Brauer der hat a Oans“ – eine Eins. Das hat kolossal gewirkt und war in der Wirkung, kann ich zu meinem Glück auch sagen, dauerhaft.

Ich wurde, wie viele, für die U-Boot Waffe ausgebildet, und da Admiral Dönitz<sup>2</sup> Mitte 1944 die U-Boote ausgingen, folgte dieser Ausbildung für die Grundwaffe die Ausbildung für Kleinst-U-Boote. Die waren Bestandteil einer neuen Einrichtung der Kriegsmarine, die den Krieg noch unbedingt gewinnen sollten, der sogenannte K-Verband. Ihn befehligte Admiral Heye,<sup>3</sup> der spätere Wehrbeauftragte des Bundestages. Diese Kleinst-U-Boote waren technisch natürlich eine ganz tolle Herausforderung für uns jungen Kerle und machten trotz der wahnsinnigen Verluste, die schon während der Ausbildung eintraten, einen gewissen Spaß. Immerhin war ich mit noch 19 Jahren Kommandant einer solchen

---

<sup>2</sup> Karl Dönitz (1891-1980), Marineoffizier, seit 1943 Großadmiral.

<sup>3</sup> Hellmuth Guido Alexander Heye (1895-1970), Admiral im Zweiten Weltkrieg, 1961-1964 Wehrbeauftragter des Deutschen Bundestages.

kuriosen kleinen Kampfmaschine. Was ich aber dann in dem letzten Kriegsdreivierteljahr über das Elend und das Grauen des U-Bootkrieges erfuhr und was ich selbst an Bombenkrieg erlebte, das hat bei mir noch gegen Kriegsende eigentlich schon die Einstellung hervorgebracht: So etwas von Krieg ist sinnlos, unmenschlich und muss im Grunde genommen abgelehnt werden, sollte sich nicht wiederholen. Das war verbunden mit einer Ernüchterung gegenüber all dem, was man sich als militärische Ideale aufgebaut hatte, und diese Einstellung wurde bei mir und ganz gewiss bei vielen meinesgleichen unumstößlich nach Kriegsende. Ich habe dann diese furchtbare Situation erlebt, dass unmittelbar nach Kriegsende die Informationen über die unvorstellbaren Verbrechen, die in der Nazizeit begangen wurden, über uns hereinbrachen. Wir mussten uns noch in den ersten Zeiten der Gefangenschaft, bei mir war es eine kanadische Internierung, in leidenschaftlichen und andauernden Gesprächen untereinander darüber klar werden, wie wir denn beteiligt waren. Immerhin hatten wir ja mindestens am Rande einer Grauzone in dieser Zeit mitgewirkt, nicht beteiligt an den Verbrechen, aber doch als deren Zeitgenossen und Gegenwärtige. Ich kann sagen, dass ich die Informationen über das, was ich da zeitgleich mit meiner Militärzeit erlebt hatte, wie einen Höllensturz erlebte, und dann verstärkte sich ganz tief und gründlich, wie ich meine, diese Auffassung des „Nie wieder“ bis hin zu einem ganz entschiedenen Pazifismus. Zugleich fand bei mir und meinesgleichen die Suche nach einem geistig-moralischen Halt statt. Das waren anhaltende und leidenschaftliche Gespräche nach dieser und jener Richtung und parallel dazu, das ist für meine Generation auch ganz typisch, glaube ich.

Neben dieser Verzweiflung im Hinblick auf das Vergangene, entwickelte sich geradezu eine Gier nach Leben und das ganz starke Bedürfnis nach Kultur und Bildung, weil wir jetzt auch merkten, was uns an Bildung verschlossen geblieben war und was man unbedingt brauchte, um Mensch zu werden. Ich hatte das Glück, dass ich schon im September 1945 nach Hause kommen konnte, und ich hatte mir auf den paar Tagen des Heimweges vorgenommen zu überlegen, was ich nun mal werden wollte. Das schloss an die Begeisterung für das dörfliche Leben an. Mir war klar, ich würde einige Zeit bei einem Bauern arbeiten und dann Landwirtschaft studieren.

An einem Sonnabend gegen Abend war ich bei meiner Mutter, und am Montagmittag war ich Neulehrer. Die Zwischenstufen werde ich jetzt nicht erklären, aber bei Interesse kann man es ergänzen. Das ist auch so etwas typisch für jene Zeit. Da waren also aus der Not und den harten Bedürfnissen dieser Zeit Prozesse und Prozeduren im Gange, die über die Interessen und Gegebenheiten eines Einzelnen rigoros hinweggingen. Wenn einem die Wahl gestellt wird, du wirst Bürgermeister oder Schulmeister, und man will unter gar keinen Umständen Bürgermeister werden, dann bleibt eben nur das Andere. Dass ich bei dieser Berufsentscheidung durch andere blieb, mag verwundern. Denn ich hatte erst



überhaupt gar keine Lust dazu, ich hatte bei meinem Vater gesehen, was ein Schulmeister in einer Dorfschule ist. Aber dass ich dabei blieb, das war dem Vorbild eines Mannes zu danken, dem ich damals in die Finger geriet, dem Oberschulrat des Kreises Zwickau Land, Reinhard Kammer – ein ganz ursprünglicher Kommunist, im Mai 1945 aus dem Konzentrationslager befreit, von Erscheinung her nicht mehr als ein Skelett, sofort wieder in den Aufbau einer neuen antifaschistisch-demokratischen Schule eingesetzt und ein Mann, der sich nach der Entlassung aller Lehrer, die Mitglieder der NSDAP gewesen waren, nun für diese ganz neue Generation von Neulehrern leidenschaftlich, hingebungsvoll und mit sehr, sehr viel persönlichem Verständnis einsetzte. Die Neulehrer wurden ja lange Zeit charakterisiert als die, die Blume mit „h“ schreiben und tatsächlich waren natürlich die Bildungsvoraussetzungen in dieser Truppe äußerst unterschiedlich. Diejenigen, die länger als ein halbes Jahr in diesem Beruf blieben, waren die wenigsten. Die meisten ergriffen sehr schnell wieder die Flucht vor dieser kaum zu bewältigenden Aufgabe, aber wie gesagt, in der Umgebung eines solchen Mannes wie Reinhard Kammer konnte man sich, wenn man einiges Verhältnis zu Bildung und Wissen hatte, der Aufgabe, für die ganz jungen Leute, für die Kinder da zu sein, kaum entziehen.

In diese Zeit fiel bei mir auch die erste Begegnung mit marxistischer Literatur, und da haben mich vor allen Dingen die Grundthesen des historischen Materialismus gepackt. Ich kann mich noch an Gedankengänge erinnern, die im Ungefähren so lauteten: „Was da geschrieben ist, das ist so überzeugend, das müssen nur alle Menschen begreifen.“ In unserer Suche nach Halt und Bindung in jener Zeit und diesem totalen Abschalten von dem, was vergangen war, kam in der Begegnung mit einer solchen Lehre die Vision von einem neuen Menschen auf, der, wenn er die Grundlagen einer solchen Auffassung begriffen hat, in der Lage sein soll, eine ganz neue, friedliche Gesellschaft aufzubauen und zu errichten. Diese Vision vom „neuen Menschen“, die habe ich dann im Laufe der nächsten Jahrzehnte als meinen größten Irrtum erkannt und begreifen müssen.

Aber zunächst einmal festigte sich die Vision einer von Ausbeutung und Unterdrückung freien Gesellschaft, einer Gesellschaft, die ohne Gewalt und Kriege gebaut werden und existieren kann. Die Diskussionen jener Zeit – Nächte hindurch mit Leidenschaft und viel Erregung und auch mit wahnsinnigen Kontroversen – diese Diskussionen waren überaus anregend, sofern die richtigen Anreger dabei waren. Es gab damals auch eine sehr ausgedehnte Vortragsarbeit der unterschiedlichsten Organisationen und der Parteien, aber es gab natürlich, wenn wir unter uns jungen Leuten diskutierten, auch einen Grundzug von Naivität und Gutgläubigkeit, über die man heute, wenn man die Zeitläufte außer Acht lassen könnte, eigentlich nur noch lächeln kann. Wir hatten zum Beispiel uns immer wieder Gedanken gemacht, wann es denn das soweit sein würde. Mit einer solchen neuen Gesellschaft, für die dann alle Menschen gewonnen werden könnten.

Da bildete sich in den Kreisen, in denen ich verkehrte, die Vorstellung heraus, das werde so um das Jahr 2000 sein. Die Jahrtausendwende war damals für einen Zwanzigjährigen weit, weit weg. Wenn man dann daran dachte: „Um die Zeit bist du 75 Jahre“, dann hatte man die 75-Jährigen im Dorf vor Augen, dachte, das sei ganz ferne Zukunft und bis dahin müsse dieser Streit um eine neue Gesellschaft erledigt sein. Das war fester Glaube, also die absolut naive Vorstellung von einem zügigen, ungehemmten Durchmarsch zu einer ganz neuen Gesellschaft. Ich müsste eigentlich gar nicht sagen, dass solche naiven Vorstellungen natürlich sehr bald anfangen zu zerfallen, aber sie haben bei mir eben nicht dazu geführt, einen grundsätzlichen Zweifel an dem politischen System zu erheben, das sich damals mit seinen marxistischen Grundlagen aufbaute. Was da anders wurde als in unseren ersten Illusionen, das verstanden wir als vorübergehende Fehler. Wir redeten uns auch immer mehr ein, was hier passiert, das hat an der Entwicklung einer Gesellschaft vorher noch niemand gemacht. Die da jetzt etwas Neues aufbauen, die tun das als Pioniere, ein erstes Mal. Die haben keine Vorbilder, die müssen zwangsweise Fehler machen, und es ist unanständig, denen bloß die Fehler vorzurechnen. Es sei viel humaner und realistischer mitzumachen und wenigstens einen Teil von Mitverantwortung zu tragen. Also das Weitermachen und Bessermachen, das war eine Einstellung, die sich damals schon herausbildete und die auch, ich muss das getrost sagen, geblieben ist.

Was uns in jener Zeit nie verlassen hat, das war die Frage danach, wie es dem Deutschen Volk unterlaufen konnte, so etwas zuzulassen wie den Hitlerfaschismus. Diese Frage hat mich eigentlich mein ganzes Leben lang nicht losgelassen, bis heute nicht. Sie hat in den Jahren unmittelbar nach der Wende ganz neuen Schwung bekommen, weil ja nun ganz neue Argumente und Informationen hinzu kamen. Um diese Zeit sind mir ganz schreckliche Gedanken gekommen, die ich gar nicht verhehlen will. Wir waren in jenen Übergangsjahren an autoritäre Strukturen gewohnt, unter denen wir vor 1945 gelebt hatten. Wir waren gewohnt, an dieses Befehlen von oben nach unten. Was ich damit meine, habe ich bei Carsten Gansel<sup>4</sup> zutreffend gelesen. Er fragt, wie lange Erfahrungen des Ein- und Unterordnens prägend nachwirken, der Hang zum Funktionieren, Autoritätsgläubigkeit oder Angst vor dem Austragen von Konflikten. In der Überzeugung, dass wir uns 1945 in gesellschaftliche Bewegungen hineinbegaben, die völlig antagonistisch zu dem sind, was vorher passiert war, muss ich heute sagen, haben wir – viele von den Jungen damals, die mitgemacht haben – überhaupt nicht daran gedacht, wie die Ordnungsverhältnisse in dieser Gesellschaft organisiert sein müssten. Die waren wir gewohnt, also die Autorität, dieses Befehlen oben nach unten. Die

---

<sup>4</sup> Prof. Dr. Carsten Gansel (Universität Gießen):

<http://www.zmi.uni-giessen.de/home/profil-cgansel.html>

<http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb05/germanistik/abliteratur/glm/uber-uns/wimi/gansel>

Ordnungsverhältnisse waren gegenüber den Vorstellungen von dem, was inhaltlich ganz neu zu machen war, so unwichtig, dass sie uns regelrecht aus dem Blick gekommen sind.

Verstärkend wirkte eine Skepsis bis zu einer radikalen Ablehnung gegenüber der bürgerlichen Demokratie, so kurios das auch heute klingen mag. Bei den Diskussionen darüber, „Wie konnte das geschehen, dieses 1933“, spielten ganz bestimmte Informationen damals über die Schwäche, die Schuld und die Kopflosigkeit der Weimarer Republik und ihres politischen Systems eine große Rolle. Die waren mit schuld daran, dass das deutsche Volk in diese Katastrophe hineingestürzt war. Bei mir war es ausgerechnet ein Buch eines zutiefst humanistischen Schriftstellers, nämlich Stefan Zweig, das mich zu einem ganz tiefen Nachdenken brachte, aber eben mit ganz einseitigen Informationen über das, was die Weimarer Republik für die deutsche Geschichte und ihre verhängnisvolle Phase gebracht hatte. Stefan Zweigs Epochenbuch „Die Welt von gestern“,<sup>5</sup> das ich in der Zwischenzeit vielleicht fünf oder sechsmal wieder gelesen habe, bringt nun ausgerechnet aus der Sicht eines solchen bürgerlichen Humanisten, mit einer ganz tief durchdachten Gesinnung, die Weimarer Republik in ein ganz schlechtes Licht.

Wenn Zweig genannt wird, muss ich die Rolle der antifaschistischen Schriftsteller nennen für jemanden, der damals begann, Interesse an Literatur zu entwickeln oder zu vertiefen. Da wirkten Schriftsteller wie Anna Seghers,<sup>6</sup> Johannes R. Becher,<sup>7</sup> Arnold Zweig,<sup>8</sup> dann natürlich Brecht<sup>9</sup> oder einer, der in die damalige sowjetische Zone kommen wollte, aber dann in Kalifornien starb, Heinrich Mann,<sup>10</sup> die hatten eine kolossale Wirkung. Es waren bewährte Antifaschisten, die alle 1933 in die Emigration gegangen waren, die diese Zeit persönlich ganz unterschiedlich gelebt hatten, die aber ihr klares Bekenntnis gegen den Nationalsozialismus auch mit persönlichen Opfern getragen hatten. Jetzt kamen diese Leute zurück, sie kamen alle in die sowjetische Zone und einer, wie Johannes R. Becher, der erste Kulturminister der Deutschen Demokratischen Republik, wie Sie wissen eine sehr umstrittene und sehr zwiespältige Persönlichkeit hat es eigentlich am deutlichsten zum Ausdruck gebracht. Er hat den Anspruch erhoben, für viele seinesgleichen und sich natürlich selbst: „Wir haben immer gesagt, was sich

---

<sup>5</sup> Zweig, Stefan: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. 34. Aufl. Frankfurt am Main 2003.

<sup>6</sup> Anna Seghers (1900-1983) bürgerlich Netty Radványi, geb. Reiling, Schriftstellerin.

<sup>7</sup> Johannes Robert Becher (1891-1958), Dichter und Politiker.

<sup>8</sup> Arnold Zweig (1887-1968), Schriftsteller.

<sup>9</sup> Bertolt Brecht, Bert Brecht (Eugen Berthold Friedrich Brecht, 1898-1956), Dramatiker und Lyriker.

<sup>10</sup> Luiz Heinrich Mann (1871-1950), Schriftsteller.

ereignen wird, wenn 1933 Hitler zur Macht kommt. Wir, die damals dies gesagt haben, haben Recht behalten.' Da wurde an solche Wahlsprüche der Kommunisten vor Reichspräsidentenwahlen erinnert, zum Beispiel „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler. Wer Hitler wählt, wählt den Krieg.“ Die hatten doch Recht behalten und mit dem Anspruch, das historisch Richtige geäußert und danach gelebt zu haben, kamen diese Männer und Frauen in die Sowjetzone in diesem ganz jungen Gesellschaftsbau. Becher erhob für diese Generation von Schriftstellern die Forderung: „Wir haben historisch Recht behalten und wir haben jetzt das Recht, den Leuten zu sagen, was die Stunde geschlagen hat.“ Ich kann sagen, dass diese Generation von Schriftstellern auf mich und viele meinesgleichen natürlich einen viel stärkeren Einfluss hatte als die führenden Politiker.

Ich hatte inzwischen Freude am Lehrerberuf gefunden, weil ich erlebt hatte, dass Lehrer doch in diesen verworrenen Zeiten Wichtiges tun konnten, wenn es ihnen gelang, das Vertrauen der Kinder zu gewinnen. Schule war ja eigentlich nun auch ein Feld, auf dem man durch die Vermittlung von Wissen und Bildung etwas tun konnte für das Heraufkommen eines immerhin wie auch gearteten neuen Menschen. Das Neulehrerdasein habe ich also drei Jahre lang überstanden, zunächst in einer einstufigen Grundschule – da hatte ich alle acht Schuljahre in einem Klassenzimmer: 61 Kinder bei 28 Sitzplätzen. Also wir haben da tolle Sachen geleistet, es wäre ein Abend für sich, ich deute das hier nur an.

Im Jahr 1948 delegierte mich Reinhard Kammer zum Studium an die Pädagogische Fakultät der Universität Leipzig. Die Pädagogischen Fakultäten waren damals eingerichtet, um junge Leute und nicht zum wenigsten Neulehrer zu einer umfassenderen Ausbildung für eine damals bereits geplante allgemeinbildende zehnklassige Mittelschule zu führen. Ich habe zu Beginn dieses Studiums noch die letzte Auseinandersetzung mit reformpädagogischen Versuchen erlebt, vor allen Dingen mit der Jenaplan-Schule, Professor Petersen, die damals in Grund und Boden verketzert wurde und ich habe sehr schnell und durchgreifend den Übergang zur Dominanz der Sowjetpädagogik erlebt. Wir sollten nach dem Modell zweier Assistenten der Pädagogischen Fakultät, die politisch eine Führungsrolle spielten, uns zu neunzig Prozent zu einem ganz eigenartigen Studium verpflichten. Wie schon gesagt, das Ziel war die Ausbildung von Lehrern einer allgemeinbildenden zehnklassigen Mittelschule. Es hieß, neunzig Prozent von uns müssten Didaktik der Unterstufe und die Methodiken der Fächer studieren. Die Begründung lautete, wer das beherrscht, der kann alles an dieser neuen Schule.

Ich hatte nun vom Universitätsstudium überhaupt keine Ahnung und dachte mir, wenn das gemacht werden soll, was sollen die armen Hunde aber machen mit dem Fachwissen, wenn sie die Methodiken der Fächer lernen, aber vom Fachwissen keine Ahnung haben. Also war für mich klar, du musst zu den zehn Prozent der anderen Sorte gehören. Ich hatte mich damals am nächsten Tag gleich für das Fach Physik beworben, die Mathematik hätte ich notgedrungen mitgemacht. Einer

der diensthabenden Oberassistenten führte mich in den damals noch zerstörten Labortrakt des physikalischen Instituts der Universität Leipzig. Da standen an notdürftig hergestellten Praktikumsplätzen an einem Platz an die dreißig Studenten, die nun aufpassen sollten, was da für Experimente gemacht wurden. Er sagte: „Willst du dich dazustellen, das wird nichts, suche dir ein Klappstuhlstudium aus.“

Klappstuhlstudien, das waren die Fächer, in denen man mit einem Klappstuhl in der Hand von Hörsaal zu Hörsaal lief und die wenigen Hörsaalplätze meidend in den Gängen und an den Fensterreihen auf den Klappstühlen den Vorlesungen folgte, die für die betreffenden Fächer gehalten wurden. Das waren also Fächer der geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Richtung, ich belegte dann Germanistik und Anglistik und bin mit zunehmenden Erfolgen in diesen beiden Studienfächern auch ganz gerne Deutsch- und Englischlehrer geworden. Ich fand sehr schnell in eine kleine Gruppe von Freunden. Diese Freundschaft hat seit jener Zeit bis zum Ende gehalten, also bis zum Lebensende der Meisten inzwischen schon. Damals haben wir uns gegenseitig sehr stark geholfen, denn die Bildungsanknüpfungen lagen ja nun doch bei den Meisten schon weit zurück, und der Übergang in Studienanfänge war eine höchst anstrengende und allen Fleiß fordernde Angelegenheit. Also ein Studium nach lustiger alter Studentenart habe ich leider überhaupt nicht erleben können. Wir mussten uns schinden. Ich habe aber viel erlebt und viel Freude gehabt an dem Niveau, das damals die philosophische Fakultät der Leipziger Universität bot. Wir hatten hervorragende Hochschullehrer, die international berühmten Germanisten Theodor Frings,<sup>11</sup> Hermann August Korff,<sup>12</sup> den Philosophen Ernst Bloch.<sup>13</sup> Wir haben trotz dieser kurzen Studienzeit von drei Jahren – die pädagogischen Studien waren auf diese Zeit begrenzt – immer auch in andere Fächer hineingehört. Ich habe Walter Markov,<sup>14</sup> den Historiker erlebt, den Romanisten Werner Krauss,<sup>15</sup> den Kunsthistoriker Jahn und dann kam Hans Meier,<sup>16</sup> Idol aller Germanisten jener Generation, ein Mann, der auf marxistischer Grundlage eine begeisterte Literaturgeschichte und Kulturtheorie las, der sofort eine Gemeinde von Gläubigen und hörigen Jüngern hatte und der als das Muster und Vorbild für alles galt, was in dieser nächsten Generation Germanistik studierte. Ein Mann mit ganz ungewöhnlicher Gestaltung des Hochschulunterrichts, der brachte zeitgenössische Schriftsteller mit in die Veranstal-

---

<sup>11</sup> Theodor Frings (1886-1968), Germanist und- Sprachwissenschaftler.

<sup>12</sup> Hermann August Korff (1882-1963), Literaturhistoriker.

<sup>13</sup> Ernst Bloch (1885-1977), Philosoph.

<sup>14</sup> Walter Markov (1909-1993), Historiker.

<sup>15</sup> Werner Krauss (1900-1976), Romanist.

<sup>16</sup> Hans Mayer (1907-2001), Literaturwissenschaftler, Kritiker, Schriftsteller.



tung. Ich habe bei ihm Hermlin<sup>17</sup> und Bertolt Brecht erlebt. Er setzte sich mit Kulturwissenschaftlern, mit Kulturpolitikern in der Vorlesung vor Studenten auseinander. Das war eine Germanistikausbildung eines ganz neuen Stils, die das Fach ungeheuer festigte.

Ich komme noch einmal auf Hans Mayer. Gegen Ende meiner Ausbildung, nach der letzten Prüfung, suchte mich der Direktor der Arbeiter- und-Bauernfakultät der Universität Leipzig auf und bot mir an, an seiner Fakultät eine Dozentur für das Fach Deutsch zu übernehmen. Ich habe dort eine Probelektion halten müssen zu einem Thema, von dem offenbar überhaupt keiner etwas verstand, ich auch nicht, aber ich bin deshalb sicherlich ganz gut durchgekommen, weil eben einer das Thema bearbeiten musste. Nun wurde ich Dozent an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Leipzig; ich glaube, als der Direktor mit mir sprach, habe ich das Wort Arbeiter-und-Bauern-Fakultät zum ersten Mal gehört. Die ABF wurde aber, das kann ich heute nach wie vor sagen, die schönste Zeit meines gesamten Berufslebens. Das lässt sich ganz gut begründen. Da ich das Stichwort ABF in Ihrem Gesamtprogramm gefunden habe, werde ich mich mit ein paar Sätzen dazu auslassen. Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten waren – ich sage das auch eingedenk aller bekannten Vorwürfe und Vorurteile gegen diese Einrichtungen – der tatsächlich erfolgte Versuch, das gleiche Recht aller auch auf höhere Bildung aus der Utopie herunterzuholen und die Verwirklichung eines solchen Grundsatzes zu wagen. Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten boten tatsächlich jungen Menschen aus konventionell unterprivilegierten Klassen und Schichten die Chance und die materiellen Voraussetzungen, sich nach eigener Entscheidung zu emanzipieren. Ich sage „eigener Entscheidung“ und zwar auch trotz des oft geäußerten Vorbehaltes autoritärer Führung und Lenkung. Es gibt ein Buch von Eccarius und Fiebelhäuser aus dem Jahre 2000. Die überschreiben ihr Buch mit dem Satz: „Wir haben die teilweise unter der Kuh hervorgeholt und haben sie aufgeklärt, was Abitur und was ABF ist.“ Das ist nicht übertrieben. Über das, was man bei den Werbeveranstaltungen für junge Leute gerade aus den mecklenburgischen Landschaften erlebte, könnte man Bücher schreiben, ebenso über die, welche sie dann betreuten. Aber im Ganzen mussten sich die jungen Leute, die das annahmen, die dieser Werbung folgten, selber entscheiden, diesen Weg zu gehen.

Die Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten waren und sind immer noch heftig umstritten, und sie wurden bekämpft, auch und gerade an der Universität in Rostock. Dagegen gibt es schon aus den Zeiten ihrer Anfänge auch die Stimmen sehr bekannter bürgerlicher Wissenschaftler, die den enormen Vorteil eines Studiums solcher jungen Leute anerkannten, die schon einmal einen Beruf ausgeübt hatten, und die sich aus sozial ganz unkonventionell im Hinblick auf höhere Bildung kommenden Schichten heraufarbeiteten. Ich habe ein Zitat von Hans-

---

<sup>17</sup> Stephan Hermlin (1915-1997), Schriftsteller.

Georg Gadamer<sup>18</sup> aus dem Jahre 1947, da war er Rektor der Leipziger Universität. Aus dem langen Zitat nur diesen Satz: „Unsere Erfahrungen mit den Arbeiterstudenten sind sehr günstig und nur zu einem geringen Teil ungünstig.“ Gadamer rühmte vor allen Dingen die bereits bei diesen jungen Leuten vorhandene Erfahrung im Berufsleben und die Herkunft aus ganz einfachen sozialen Verhältnissen. Dadurch hätten sie ein ganz anderes Maß an Lebenskenntnis.

In jüngeren Publikationen wird den Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten vorgeworfen, dass gegenüber anderen Motiven, also vor allen Dingen der Bildung, die gezielte politische Kaderrekrutierung, wie man sagt, an Gewicht gewann. Es ist in solchen Publikationen die Rede von Instrumentalisierung der ABF für die Kaderpolitik der SED. Daran ist zweifellos etwas und ich bin auch ganz sicher, dass die Stasi in allen Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten ihre Finger hatte. Offiziös wurde von den Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten als Kaderschmieden des Sozialismus gesprochen, aber nun mal bitte abgesehen von der Kraftmeierei solcher Ausdrücke, ich finde, es ist eine unumstößliche Tatsache, dass keine herrschende Klasse je ohne ihre eigene Intelligenz oder Elite ausgekommen ist. Und warum hätte das bei einer Gesellschaftsordnung, die sich als Arbeiter- und-Bauernmacht bezeichnete, nun ausgerechnet anders sein sollen? Nach offizieller Lesart sollten die Arbeiter- und Bauernstudenten die sozialistische Umgestaltung der Universitäten und Hochschulen führen und vollenden.

Ich habe nun Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie das wirklich vonstatten gegangen ist, in aller Kürze. Zum größten Teil würde ich für die ehemaligen Absolventen von Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten sagen, dass sie während ihres Studiums mit Überzeugung und vollem Engagement sich für den Sozialismus eingesetzt haben. Und warum sollte das verwundern bei jungen Leuten, die größtenteils aus ganz ärmlichen Verhältnissen kommend, plötzlich die Chance hatten, höhere Bildung zu erwerben, etwas aus sich zu machen. Was man nicht vergessen darf, viele von denen kamen auch noch aus Umsiedler-, Flüchtlingsfamilien. Ich habe in Rostock Deutsch in einer Klasse unterrichtet, in der keiner von den Studenten und keine von den Studentinnen noch einen Vater hatte, sie waren alle im Krieg geblieben. Diese Verhältnisse haben natürlich auf die jungen Leute im Hinblick auf die Überzeugungen, die sie vertraten, kräftig gewirkt. Diejenigen, die an den Fachfakultäten politische Autorität gewannen, konnten das nur, wenn sie selbst mit überzeugenden fachlichen Leistungen aufwarten konnten. Einer, der in Mathematik und Physik dauerhaft schwach war, der brauchte nicht zu vermuten, dass er mit politischer Überzeugungsarbeit in seiner Studiengruppe landen konnte. Die Mehrheit der ABF-Absolventen hat während des Fachstudiums alle Hände voll zu tun gehabt, die fachlichen Anforderungen zu erfüllen, denn ihre fachlichen Voraussetzungen waren oft nicht groß; sie kamen größtenteils von wenig geglie-

---

<sup>18</sup> Hans-Georg Gadamer (1900-2002), Philosoph.

derden Landschulen. Die ABF-Zeit dauerte drei Jahre, später sogar nur zwei Jahre, und dann den Ansprüchen des Universitätsstudiums zu entsprechen, das war viel verlangt. Deswegen sind auch nicht Wenige gescheitert und wiederum nicht Wenige haben auch der DDR den Rücken gekehrt. Ich will damit nur sagen, man soll niemals eine solche generalisierte Behauptung in die Welt setzten, die Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten hätten die Universitäten im sozialistischen Sinne verändert. Man soll das sehr differenziert beurteilen und mit den tatsächlichen Ergebnissen des ABF-Studiums verantwortungsvoll umgehen. Wenn von „sozialistischer Umgestaltung der Universitäten“ die Rede ist, so konnte das nie allein das Werk der ABF sein.

Allgemein gilt für diese Zeit, und daher kam meine Freude an der Arbeit an der ABF, diese Studentinnen und Studenten mussten niemals zum Lernen motiviert werden. Die wollten einfach lernen und Bildung erwerben. Unter ABF-Studenten gab es einen Grundsatz: „Respekt haben wir vor Leuten, die mehr wissen als wir.“ So zu werden ist eigentlich unser Ziel. Es gab so etwas wie freiwillige Disziplin. Ich habe es nicht nur einmal erlebt, dass beim Schreiben von Klausuren der Gruppenvertreter den Dozenten bat, es möge bitte keine Aufsicht im Klassenraum sein. „Das machen wir unter uns.“ Ich kenne viele Beispiele dieser Art. Und hinzu kam etwas ganz Ungewöhnliches, ein ganz enormes Vertrauensverhältnis und eine Kameradschaftlichkeit zwischen Lehrkräften und Studenten. Die war einzigartig, die hält bis heute. Die Lehrkräfte und Absolventen der Rostocker ABF treffen sich heute noch alle zwei Jahre.

Für die Dozenten und Leitungen dieser Fakultäten war die Arbeit insofern fast märchenhaft, weil sie ganz gegen die Gewohnheiten des damaligen Staats- und Ordnungswesens absolut eigenständig war, ich möchte fast sagen, autonom. Wir konnten im Grunde genommen machen, was wir wollten und was wir für richtig hielten. Die gesamte Lehrplanarbeit, die Arbeit an den Grunddokumenten war Sache der Dozenten, der Direktoren, also der Arbeiter- und-Bauern-Fakultäten selbst. Und dann darf man nicht vergessen bei aller Strenge, Disziplin und bei allen harten Anforderungen des Studiums, die ABF Studenten waren musterhaft bei ihren Festen und Feiern. Der Rostocker ABF-Fasching war hochberühmt und in bestimmten Kreisen auch gefürchtet.

In den Leipziger Jahren hatte ich als Externer die Lehrbefähigung für die Oberstufe noch erworben und nach meiner abschließenden mündlichen Prüfung bei Hans Mayer bot er mir bei sich eine Assistenz an. Das war natürlich eine ganz großartige Auszeichnung, der ich aber leider nicht folgen konnte, weil ich zu dieser Zeit bereits die Versetzung nach Rostock als Direktor der hiesigen Arbeiter-und-Bauern-Fakultät angenommen hatte. Wir wollten nach Rostock, weil uns der Weg an die Küste wegen einer gesundheitlichen Störung unserer damals kleinen Tochter empfohlen worden war. Es ist zum Glück sehr gut verlaufen. Hier in Rostock habe ich an der ABF bis zur Schließung 1963 gearbeitet. Als Gründe



wurden damals angegeben, die ABF's hätten ihre Aufgaben erfüllt und inzwischen könne die allgemeinbildende Schule die erforderlichen Veränderungen im Bildungswesen vollständig ausgestalten, besondere Einrichtungen seien nicht mehr nötig. Man musste damit rechnen, dennoch war das für unseren gesamten Lehrkörper eine Überraschung. Als positiv kann ich meinem damaligen Kollegium immer noch anrechnen, dass keiner kapituliert hat, nachdem diese Nachricht kam. Keiner hat das sinkende Schiff verlassen, alle haben bis zuletzt durchgehalten, und ich konnte zu meiner Erleichterung sagen, dass ich alle gut und sinnvoll untergebracht habe. Die Dozenten waren qualifiziert, nicht zuletzt dank einer ständigen, sehr anspruchsvollen Fortbildungsarbeit, die wir an den Fakultäten betrieben haben.

Ich habe dann das Ende der ABF erlebt. Ende August 1963 war ich allein in diesem alten Gebäude in der Lindenstraße 3a, das gegenwärtig wieder so schön hergerichtet wird. Ich war ganz allein im Haus, nicht einmal der Hausmeister war da. Ich saß in meinem Dienstzimmer, es war alles zu Ende. Ich habe dort meine letzte Zigarette in den Aschenbecher gedrückt und dann wirklich erlebt was das Sprichwort so sagt: „Der Letzte macht das Licht aus.“ So einen Berufsabschnitt abzuschließen, mitten in einem Leben, wo man meint, man ist noch sehr arbeitsfähig, das ist nicht schön, kann ich Ihnen sagen. Das war ein schreckliches Erlebnis, zumal ich als Einziger zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, was mit mir wird. Mich hatte es dann wenige Wochen später an das Germanistische Institut der Universität Rostock verschlagen, in den Fachbereich Methodik des Deutschunterrichts. Ich blieb also im Wesentlichen „bei meinen Leisten“, jetzt mit der theoretischen, praktischen und berufsvorbereitenden Ausbildung künftiger Deutschlehrer, in strengen Fachkombinationen nach strengen Studienplänen und mit reichlich vollgepacktem Stundenpensum.

Ich nenne das, weil ich das für eine typische Problematik dieser Zeit an unseren Universitäten halte. Es gab im Hinblick auf die damalige Gestaltung des Studiensystems ganz unterschiedliche Meinungen. Es gab ganz entschiedene Befürworter eines solchen Systems, die betonten, dass man ganz große Vorzüge darin sehen müsse, wenn die Lehrer nach einheitlichen straff formulierten Plänen ausgebildet werden. Dass die genau festgelegte Folge der Lehrveranstaltungen selbstverständlich für eine notwendige Studiendisziplin sorgte und dass man damit eine ganz hohe Effizienz eines Durchgangs durch ein solches Studium erreichte, steht fest. Die Forderungen nach Studiendisziplin reichten manchmal bis ins Absurde hinein. Es gab immer wieder – ich habe das auch später in anderen Funktionen noch erlebt – die Forderungen, dass man die Anwesenheit der Studenten durch Anwesenheitskontrollen überprüfen müsse. Wir hatten sogar in der Universität Rostock einen Versuch, die Anwesenheitskontrolle zu automatisieren, also mit pro Person festgelegten Sitzplätzen, die Studenten sollten Nummern bekommen, und dann wurde mit elektronischen Systemen die Anwesenheit

kontrolliert. Zu dem Zeitpunkt war ich Direktor für Erziehung und Ausbildung und hatte da auch mal die Chance, etwas grundsätzlich zu verbieten.

Es gab natürlich die ganze Zeit über entschiedene Kritiker dieses Systems. Man kritisierte mit dem Wort „Verschulung“, „Nivellierung“, „Einebnung individueller Interessen“ und das Verbauen von Chancen, individuelle Studienwege zu suchen. Gerade aus der Sicht mancher Geschichtsprofessoren gab es die, wie ich finde, sehr gesunde Auffassung, dass man historisches Denken und die Methodologie der Geschichtswissenschaft ganz unterschiedlichen Epochen und Gegenständen noch lernen kann und dass sich von da aus vieles multiplizieren wird. Solche Wege wurden jedoch offiziell nicht geduldet. Wir haben – um bei den lehrerbildenden Studiengängen zu bleiben, von denen ich in diesem Abschnitt ausgegangen war – zweifellos viele tüchtige, erfolgreiche Lehrerinnen und Lehrer ausgebildet, und auch unter den Bedingungen strenger Studienabläufe und -programme haben Studierende mit starken individuellen Interessen und Fähigkeiten eigene Wege gesucht, und sie wurden dabei gern unterstützt. Dennoch muss man in der Kritik der Studiensysteme jener Zeit ganz ohne Zweifel zugestehen, dass die Nivellierung auf ein bestimmtes Mittelmaß eigentlich das Grundproblem war.

Als Einzelnes war ein solches Studiensystem Ausdruck eines Grundproblems der DDR überhaupt. Das Prinzip der Gleichheit hatte in der DDR auch im Hochschulwesen Vorrang vor Freiheit. Es wurde mächtig gestärkt durch kollektive Strukturen, die ganz ohne Zweifel bestimmte Vorzüge hatten. Sie werden das sicherlich im Laufe ihres Studiums auch unterschiedlich erleben und erfahren. Die Organisation von Kollektiven im Lehrkörper und bei Studenten haben in unserer Zeit ganz ohne Zweifel die Zusammenarbeit gefördert, die Bündelung von Kapazitäten begünstigt, gegenseitige Unterstützung hervorgebracht und Gemeinsamkeiten auch im Persönlichen und im Gesellschaftlichen bevorzugt. Wir haben damals aber nicht übersehen – und ich tue das heute in aller Konsequenz –, dass die durchgängige und formal eingeführte „Kollektivierung“ auch formalistisch war, Routine hervorbrachte und Hierarchien bevorzugte. Es gab Skepsis gegenüber dem Ausbrechen von Individualität und Kreativität. Das ganze wurde noch verstärkt durch Erscheinungen von Dogmatismus im wissenschaftlichen Leben. Eine solche Erstarrung bestimmter Systeme konnte sich unter vernünftig denkenden Menschen auf die Dauer natürlich nicht halten.

Man sollte deshalb heute auch nicht übersehen, dass es vor allen Dingen in den 80er Jahren, eigentlich schon beginnend in den 70ern, viele Versuche gab, solche Strukturen zu reformieren, zu verändern und aufzubrechen. Ich will nur zwei solcher Erscheinungen andeuten. Im Studium der Lehrerstudiengänge wurden Anfang der 80er Jahre in den oberen Studienjahren so genannte Diplomkurse eingeführt. Die Diplomarbeiten, mit denen das Lehrerstudium abschloss, wurden normalerweise bewältigt, indem die Hochschullehrer an Studenten Diplomthemen vergaben, die dann ausgeführt werden mussten. In der letzten Zeit wurden Ange-

bote für Diplomarbeiten ausgehängt, was sie für DDR Zeiten damals etwas Neues war oder aus alten Zeiten wieder aufgegriffen wurde, und dann bildeten sich studentische Gruppen, kleine Gruppen die sich eines solchen Themas meistens wieder im Kollektiv annahmen. Diese Diplomkurse wurden von einer Lehrkraft betreut, aber die Präzisierung des Themas, die Aufstellung der Arbeitspläne, die Verteilung der Aufgaben für das Diplomthema auf die einzelnen Teilnehmer am Kurs, war ausschließlich Sache der studentischen Leiter dieser Kollektive. Ich kann das mit solcher Sicherheit behaupten, weil ich eine ganze Reihe solcher Diplomkurse betreut habe. Und ich kann sagen, in dem einen Kurs hatte sich die studentische Leiterin soweit durchgesetzt, dass ich gegen Ende des Kurses mitunter noch Mühe hatte, mich überhaupt noch einmal zur Geltung zu bringen. So entstand eine Möglichkeit, das Bedürfnis nach Selbstständigkeit und nach Eigenständigkeit zu verwirklichen. Hier waren Dinge entstanden, die sich durchaus mit günstigen Entwicklungschancen anboten.

Im Lehrkörper – hier will ich nur ein Beispiel erwähnen, an dem ich selbst beteiligt war – begann in der Sektion Pädagogik/Psychologie um die Wende von den siebziger zu den achtziger Jahren gewissermaßen ein Ausstieg aus der unnatürlichen Konzentration auf die Einheitlichkeit des gesamten Bildungswesens. Selbstverständlich merkten erfahrene Pädagogen und Psychologen, dass die Wirklichkeit der vielen jungen Menschen nicht nur durch das Prinzip der Einheitlichkeit benannt und bestimmt werden kann. Unterschiedlichkeit und Individualität mussten anerkannt werden. Das wirkte sich an der Sektion Pädagogik/Psychologie seit 1981 mit der Aufnahme von Untersuchungen über begabte Schüler aus. Diese Sektion wurde dann in der DDR zunehmend die führende Einrichtung bei dem großen Thema der Begabungsförderung. Es ist vielleicht ein Zufall, dass sich etwa zur gleichen Zeit an der Sektion Mathematik die Mathematikolympiade entwickelte – sehr stark initiiert von Prof. Engel<sup>19</sup> – als eines der herausragenden Beispiele, wie besondere Talente auf diesem Gebiet der Mathematik frühzeitig erkannt, gefördert und durch Wettbewerbe angereizt wurden. Als einer der Wege, wie sich die Universität auch um die Schule kümmerte, sind die Mathematikolympiaden dann eigentlich Vorbild für Olympiadebewegungen auch in anderen Fächern geworden. Es gab solche auch in den Fächern Physik und Chemie, allerdings über einen kürzeren Zeitraum.

Aus der Begabungsförderung ging 1985 die Gründung eines Projektrates für erziehungswissenschaftliche Forschung mit dem übergeordneten Thema „Differenzierte Führung pädagogischer Prozesse“ hervor, an dem sich Wissenschaftsbereiche aus acht Sektionen beteiligten. Die Differenzierung, die äußere wie die

---

<sup>19</sup> Prof. Dr. Wolfgang Engel: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000914](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000914)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 291-315.

innere, wurde in Rostock führendes Thema der gesamten pädagogischen Forschung. Ich sehe das als einen der Versuche, den tatsächlich notwendigen Problemen pädagogischer Sorgfalt Rechnung zu tragen, indem man eben den Zwang zu einer durchgehenden Einheitlichkeit abstreifte und Tatsächliches, Natürliches hervorhob.

Zu den strukturellen Umbauten der Dritten Hochschulreform gehörte die Einrichtung so genannter Funktionalorgane an den Universitäten. Das waren Direktorate, unter denen es auch eines für Erziehung und Ausbildung gab. Bis zur Dritten Hochschulreform hatte das Prorektorat für Ausbildung diese Aufgaben wahrgenommen. Jetzt wurde die Betreuung des gesamten Ausbildungsprozesses einem eigenen Direktorat übertragen, und diese Aufgabe wurde wiederum mir übertragen. Das war das dritte oder vierte Mal, bei dem etwas nicht so kam, wie ich mir das gedacht hatte. Man sagte mir, man übertrage mir diese Aufgabe im Vertrauen auf meine Erfahrungen an der ABF, und dass ich das schon hinbekommen würde. Die Aufgabe dieser Direktorate war es, den neu gegründeten Sektionen, die sich nun in der Aufbauarbeit befanden, Verwaltungs- und Organisationsarbeit abzunehmen. Faktisch, kann man sagen, wurde das nicht so empfunden. Die kundigen Leute hatten den Eindruck, dass Verwaltungs- und Organisationsarbeit an den Sektionen verstärkt und an den Direktoraten erweitert wurde.

Ich las kürzlich mal wieder einen Spottsatz, der damals sehr schnell die Runde machte. Er lautet: „Der Ausbreitung der Verwaltung steht nur noch die Wissenschaft im Wege.“ Aber wie es sich mit der Ausbreitung von Verwaltung verhält, ist, wie ich finde, nicht nur ein Problem sozialistischer Hochschulpolitik. Zu tun hatte das Direktorat mit allen studienbegleitenden Prozessen. Erst einmal war positiv, so kann ich sagen, dass die Einsatzbereitschaft und die Fachkunde der meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesem Direktorat an den Sektionen sehr gern gesehen wurde. Sie haben den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern dort tatsächlich eine ganze Menge Arbeit abgenommen. Die Gesamtheit dieser Aufgaben begann mit der Studienaufklärung, mit Informationen über Universitätsstudiengänge, über die Werbung für bestimmte Studiengänge, zum Beispiel die Gewinnung junger Frauen für technische und naturwissenschaftliche Studien. Insbesondere dafür haben wir sehr viel getan; ein Gebiet auf das ich mich auch ganz besonders konzentriert hatte – mit Teilerfolgen, nicht mit den durchschlagenden, die wir uns gewünscht hatten. Das Direktorat hatte an der gesamten Zulassungsarbeit mitzuwirken, am Prüfungswesen, bei der Bewältigung sozialer Fragen, vor allem dem gesamten Stipendienwesen, der Fürsorge für studentische Mütter, die es damals in großer Zahl gab, bis hin zur Vermittlung der Absolventen an ihre Berufsplätze.

Ich greife ein Problem heraus, das für die Beurteilung des DDR-Hochschulwesens zu den umstrittensten gehört: das Problem der Zulassungen zum Studium. Die Studienzulassungen erfolgten nach den Grundsätzen der Planwirtschaft. Es



gab also Planzahlen für die Zulassung von Studienbewerbern zu den einzelnen Fachrichtungen. Diese Planzahlen richteten sich nach dem – im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen als Bilanzorgan ermittelten – gesellschaftlichen Bedarf. Begleitet wurde die Planorientierung von zwei Grundsätzen für die Zulassungsarbeit, die sich nun auf die Existenz einer Arbeiter-und-Bauern-Macht stützten. Es galt der Grundsatz, dass die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft einer Universität der sozialen Struktur der Bevölkerung entsprechen sollte. In Verbindung damit wurde die Forderung erhoben, dass sich keine soziale Klasse oder Schicht nur aus sich selbst reproduzieren sollte, also nicht nur die Ärzteschaft aus der Ärzteschaft, die Juristen aus der Juristenschaft. Sie wissen, dass das in der Wirklichkeit einer Gesellschaft gar kein unerntes Problem ist. Durch die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik wurden diese Grundsätze tatsächlich vollständig legitimiert. Der Abs. 1 im Art. 39 der Verfassung lautete: "Der Bildungsgang der Jugend darf nicht abhängig sein von der sozialen und wirtschaftlichen Lage des Elternhauses. Vielmehr ist Kindern, die durch soziale Verhältnisse benachteiligt sind, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden."<sup>20</sup> Also die besondere Förderung von Arbeiter- und Bauernkindern – sagt man es ganz direkt – war verfassungsgemäß.

Dieser Artikel wurde auch weitgehend ernst genommen und hat auf der anderen Seite auch die meisten Konflikte und Probleme bereitet. Ich nenne einmal nur einige dieser Problembereiche, mit denen wir uns bei der Zulassungsarbeit tagtäglich herumzuschlagen hatten. Das machte zum Beispiel immer wieder Probleme bei Studienbewerbern mit absolut gleichen Leistungen, die sich für eine begrenzte Anzahl von Studienplätzen bewarben. Nach dem geltenden Verfassungsgrundsatz musste bei gleicher Leistung, wenn nicht genügend Plätze zur Verfügung standen, das Arbeiterkind bevorzugt werden. Das ist unseren Mitarbeitern – das können Sie mir gerne glauben – in jedem Falle lausig schwer gefallen, wenn sich dann ein grundständiger, tüchtiger, junger Mann aus einer Intellektuellenfamilie zur gleichen Zeit bewarb. Und das hat sich immer wieder ereignet. Ich sage das auch gleich in Ergänzung: Wir haben sehr viel Zeit und Mühe damit verbracht, für in solchen Fällen abgelehnte oder zurückgestellte Studienbewerber Wege zu finden, die sie trotzdem zu einem ordentlichen Hochschulstudium brachten. Aber das Problem zeigt eigentlich die Unvereinbarkeit solcher Grundsätze mit den tatsächlichen Erfordernissen des Lebens.

Ein zweites Problem: Die durch die Planwirtschaft gegebene Beschränkung von Zulassungszahlen führte natürlich immer wieder zu Ablehnungen und Zurückstellungen in Fällen, bei denen man eigentlich für eine bestimmte Fachrichtung vorhandene hervorragende Bedürfnisse und Begabungen nicht nutzen

---

<sup>20</sup> Art. 39, Abs. 1, Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, in Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik, Nr. 1 (1949), S. 5-16.

konnte oder nicht zur Geltung bringen konnte. Dieser Widerspruch zwischen Planzahlen und vorhandenem Potenzial ist einem sich humanistisch verstehenden Bildungswesen besonders schmerzlich. Und dann gab es kuriose Erscheinungen: Jetzt war meinetwegen ein ehemaliger Absolvent einer Arbeiter-und-Bauern-Fakultät Professor geworden. Dieser Mann war selbst als unehelicher Sohn einer Melkerin Hilfsarbeiter gewesen – Sie merken, ich rede von etwas ganz Konkretem. Jetzt wurde dieser Mann Professor, wurde Prorektor, hatte drei Kinder. Seine erste Tochter bewirbt sich zum Medizinstudium und wird nicht zugelassen, weil sie Intelligenzkind ist. Mit solchen Problemen war natürlich mein Tageslauf gefüttert und überfüttert.

Also, man sieht, dass die Fesselung einer solchen Institution wie die Hochschule mit diesem lebendigen Wechsel von jungen Menschen in große Regeln und Grundsätze kaum möglich ist und immer wieder zu Ungerechtigkeiten führt. Sie gestatten mir den kleinen Exkurs, man sollte das natürlich auch heute nicht vergessen. Die negativste Aussage im Rahmen des insgesamt schwachen Abschneidens des heutigen deutschen Schulwesens in dem „Programme for International Student Assessment“, kurz PISA, betraf die Beziehungen zwischen sozialer Herkunft und Bildung. Und obgleich die erste PISA-Studie nun schon etliche Jahre zurückliegt, zeigen die aktuellsten Erhebungen, dass sich diese Widersprüche in Deutschland eher noch verschärfen. Und bei den verbalen Analysen der PISA-Studie hat mich am meisten folgende Aussage getroffen: Bei gleichen kognitiven Grundfähigkeiten ist die Chance, ein Gymnasium statt einer Realschule zu besuchen, für ein Kind aus den höchsten Sozialschichtengruppen etwas dreimal größer als für ein Arbeiterkind. Die PISA-Studie betont, dass derartige Zusammenhänge in allen PISA-Teilnehmerstaaten bestehen, aber nirgendwo so eng wie in Deutschland. Eine solche heutige Feststellung entschuldigt keinesfalls Benachteiligungen in der DDR aus gesellschaftspolitischen und konfessionellen Gründen. Sie bleibt aber beschämend für ein industriell hoch entwickeltes Land, wie das Deutschland ist.

Meine Rektorjahre werde ich nur noch knapp skizzieren. Ich könnte sagen diese Jahre waren, gemessen etwa an der Zeit, die mein Vorgänger, Prof. Heidorn, durchlebte, eine Zeit relativer Stabilisierung. Hier verwende ich einen Ausdruck, den ich für eine bestimmte Phase der Weimarer Republik kennen gelernt habe. Die Umgestaltungen der Dritten Hochschulreform hatten sich eingelaufen, und in dieser Zeit wirkten – wenn man grob verallgemeinert – zwei wesentliche Strömungen nebeneinander. Da ist einerseits der zunehmend erfahrene und sich durchsetzende Zentralismus in der Leitung des Hochschulwesens mit dem Hauptziel, die Wirksamkeit der Hochschulen für die gesellschaftliche Praxis herzustellen, die Leistungen der Hochschulen für die Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution zu erhöhen. Das war zweifellos das Hauptziel der Dritten Hochschulreform.

Es ist bei der Beurteilung dieser Zielstellung das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis häufig in die ungerechtfertigte Kritik gekommen, wie ich finde. Ich bin völlig davon überzeugt, dass Wissenschaft und eine Einrichtung wie eine Universität ohne das Bemühen um eine ständige Verbindung zu den geeigneten Praxisbereichen nicht auskommen können, und umgekehrt. Aber einmal dürfen solche Beziehungen nicht erzwungen werden, um irgendwelchen Normen und Vorgaben zu entsprechen. Sie dürfen zweitens keinesfalls im Sinne einer propagandistischen Wirksamkeit ausgeschlachtet werden. Sie werden bei dem Vortrag von Prof. Haiduk<sup>21</sup> ein lustiges Beispiel dieser Art kennen lernen. Und diese Verbindungen müssen vor allen Dingen immer gewährleisten, dass Respekt, Freiraum und umfassende Bedingungen für Grundlagenforschung erhalten bleiben. Wenn es um Wertigkeiten geht, sollte die Grundlagenforschung in der Substanz der Universitäten immer den Vorrang behalten. Das wurde in der DDR mitunter total vergessen. Die Erwartungen, dass die Universitäten im Gefolge der Veränderungen durch die Dritte Hochschulreform ihre Wirksamkeit voll auf die Praxis einstellten, waren unprofessionell und zum Teil kurios. Ich habe dieses Beispiel erlebt: Wir haben Mitte der achtziger Jahre eine Vereinbarung mit dem Rat des Bezirks Rostock abgeschlossen, der die Universität auch zur wissenschaftlichen Unterstützung bestimmter produktiver Vorhaben im Bezirk Rostock verpflichtete. Das war für viele unserer erfahrenen und tüchtigen Wissenschaftler selbstverständlich, dass man einen Teil seiner Arbeitskraft, seiner Ideen für die bessere Bewältigung produktiver Aufgaben in der lokalen Umgebung zur Verfügung stellt.

Ein Jahr, nachdem diese Vereinbarung abgeschlossen wurde, gab es eine Sitzung des Bezirkstages Rostock. Beim Referat des Vorsitzenden wurde die Wilhelm-Pieck-Universität Rostock scharf und anhaltend kritisiert, weil die erwartete wissenschaftliche Unterstützung für die Produktion nicht bevölkerungswirksam spürbar geworden ist. Hier war ganz eindeutig die Universität zum Sündenbock gewählt worden für die Ablenkung von tatsächlich vorhandenen Mangerscheinungen aufgrund ganz anderer Ursachen. Hier wurde eine totale Fehleinschätzung über die Wirkungen und Leistungsfähigkeit von Wissenschaft vorgetragen und am Ende, davon war ich damals überzeugt, spiegelte sich hier ein in der Partei- und Staatsführung dauerhaft vorhandenes Misstrauen gegenüber der Intelligenz wider. Dieses Misstrauen hatte in der Geschichte der Arbeiterbewegung, bei Erfahrungen der Arbeiterklasse und der Arbeiterbewegung gegenüber bestimmten Verhaltensweisen der Intelligenz durchaus gute Gründe. Es hatte aber überhaupt keine Grundlage bei der deklarierten Bündnispolitik zwischen Arbeitern, Bauern und Intelligenz in der DDR. Und insofern war das der Versuch einer

---

<sup>21</sup> Prof. Dr. Manfred Haiduk: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001531](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001531)

Ablenkung, einer ganz unfairen Ablenkung von Mängeln, die in ganz anderer Richtung zu suchen waren.

Die zweite Strömung, die neben dieser zunehmenden Durchsetzung des Zentralismus zu bezeichnen war, war ein Vorzug der Universitäten ganz speziell. Denn ein ganz bestimmtes Maß an Eigenständigkeit und Freizügigkeit, das den Universitäten und ihren Struktureinheiten durchaus gegeben war, konnte man nicht absprechen. Diese Möglichkeiten wurden eigentlich in allen Sektionen und am Bereich Medizin von einzelnen wie von Kollektiven gesucht, erkämpft und behauptet. Es war in den Zeiten nach der Dritten Hochschulreform an den Universitäten der DDR bequem und folgenlos nach Vorschriften zu leben und zu arbeiten. So konnte man sein ganzes Arbeitsleben lang durchkommen, bekam seine Prämien und anderes mehr und wurde überhaupt nicht behelligt. Jedoch haben sich die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen Arbeitsbereichen das Vertrauen, an einer Universität tätig sein zu können, zunächst hart und diszipliniert – und vor allem im wissenschaftlichen Bereich mit manchen Entbehrungen – erarbeitet und dann nachhaltig und verantwortungsbewusst gerechtfertigt. Dabei wurde immer wieder die Gelegenheit gesucht, eigenes zu entwickeln und durchzusetzen. Das war ein Weg, der meistens viel Kraft und Nerven kostete, Konflikte auslöste und auch nicht selten erfolglos blieb. Aber – und ich glaube, das zu sagen, gebietet mir die Gelegenheit eines solchen Vortrages – die in eigenständigen und in hartnäckigen Bemühungen erreichten Erfolge gab es eben auch. Ich nenne einige nur stellvertretend für eine tatsächlich beträchtliche Anzahl beachtlicher Leistungen auf den verschiedensten Gebieten.

Einen ganz hervorragenden Ruf hatten die Leistungen unserer Klinik für Innere Medizin unter Leitung von Prof. Klinkmann<sup>22</sup> auf den Gebieten des künstlichen Organersatzes und der Biomaterialien. Das sind Forschungen die heute noch in den medizinischen Biowissenschaften zu spüren sind, die von dort aus solide, breite, interdisziplinär angelegte Grundlagen hatten. Klinkmann ist auf Lebenszeit Ehrenpräsident der internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft für Kunstorgane und Biomaterialien.

Oder ich denke an die Genesis der Sektion Informatik. Als Informatik in der Weltwissenschaft aktuell wurde, gab es dazu auch die ersten schüchternen Versuche innerhalb unserer Sektion Mathematik. Erfahrene und tüchtige Mathematiker haben ja der Informatik lange Zeit den Rang einer Wissenschaft aberkannt und überhaupt nicht gestattet, dass sich die Informatik eine Wissenschaftsdisziplin nannte. Und das waren eben wiederum Persönlichkeiten, so die späteren Professo-

---

<sup>22</sup> Prof. Dr. Horst Klinkmann: Catalogus Professorum Rostochiensium:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002057](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002057)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 233-253.



ren Kutschke,<sup>23</sup> Hantzschmann,<sup>24</sup> Meißner,<sup>25</sup> Gerhardt,<sup>26</sup> die mit Hartnäckigkeit und mit ihren Leistungen dafür gesorgt haben, dass die Informatik Anerkennung fand, selbstständig wurde und sich noch in relativ kurzer Zeit die Voraussetzung zu einer eigenen Sektion erwarb. Dann muss man den Rostocker Informatikern noch eines zurechnen, was der Universitätsleitung eigentlich gar nicht gut tut. Die Informatik war in der Südstadt miserabel in Baracken untergebracht, deren Bausubstanz sich mit den kostbaren Materialien einer Informatikstruktureinheit überhaupt nicht vertrug. Doch dann haben die Informatiker Werkzeuge zur Hand genommen und haben sich ihre Arbeitsbedingungen in unsäglich fleißigen und ausdauernden Arbeitseinsätzen selbst geschaffen. Das musste leider bei den begrenzten Möglichkeiten eine Arbeitsweise sein, die auch in anderen Struktureinheiten angewandt wurde.

Hier muss ich unbedingt die Klinik für Orthopädie nennen, die sich auch aus ganz unsäglichsten Arbeitsbedingungen eine arbeitsfähige Basis schuf unter Leitung der bei ihren Mitarbeitern hoch anerkannten Professoren Jaster<sup>27</sup> und Mach.<sup>28</sup> An den Sektionen Landtechnik und Schiffstechnik entstanden Technika, das waren Zwischenglieder zwischen der Universität und den wichtigsten Praxispartnern. Wir entwickelten eine Abteilung für wissenschaftlichen Gerätebau und noch in den letzten fünf oder sechs Jahren zur Unterstützung von hochwertiger Forschung eine wissenschaftliche Patentbibliothek, die sehr schnell für den gesamten Norden der DDR wirksam wurde.

Ich nenne abschließend noch zwei große Hemmnisse, die uns betrafen. Das waren einerseits die begrenzten internationalen Kontakte und Möglichkeiten internationaler Zusammenarbeit. Man hat insbesondere in der Zeit unmittelbar nach der Wende gespürt, wie das Abgeschnittensein vom allseitigen internationalen wissenschaftlichen Diskurs die Leistungsfähigkeit bestimmter Fachrichtungen total beschädigt hatte. Das betraf vor allem die – ich sage es mit einem Kurzwort

---

<sup>23</sup> Prof. Dr. Karl-Heinz Kutschke: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001788](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001788)

<sup>24</sup> Prof. Dr. Karl Hantzschmann: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001606](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001606)

<sup>25</sup> Prof. Dr. Hansgeorg Meißner: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001662](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001662)

<sup>26</sup> Prof. Dr. Hans-Detlef Gerhardt: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001652](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001652)

<sup>27</sup> Prof. Dr. Dietrich Jaster: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001758](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001758)

<sup>28</sup> Prof. Dr. Johann Mach: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002289](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002289)

– ideologierelevanten Struktureinheiten. Das war nicht so ausgeprägt bei den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fachrichtungen, die weniger noch unter Einschränkungen der Reisemöglichkeiten und des Bezugs von Fachliteratur gelitten hatten. Andererseits darf ich hier die Anstrengungen von Universitätsangehörigen unterschiedlicher Observanz bei der Ausstattung der Bibliothek zum Beispiel mit Standardwerken hervorheben, mit dem allernötigsten Forschungspotenzial nicht nachzulassen und tatsächlich auch Erfolge zu haben.

Denn trotz dieser Schwierigkeiten hat die Universität bemerkenswerte internationale Arbeit geleistet. Diejenigen, die bereits seit längerem an diesem Seminar teilnehmen, haben vielleicht noch in Erinnerung, was Prof. Pätzold<sup>29</sup> berichten konnte. Das ist ganz ungewöhnlich und könnte auch heutigen Ansprüchen standhalten. Die meisten Mitarbeiter der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft, vor allem die Germanisten, haben bei ihrer Auslandsarbeit sehr viel für die Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur getan. Wir haben während meines Rektorats zu den bis dahin schon zahlreich bestehenden Universitätsverträgen weitere abgeschlossen, zum Beispiel mit den Universitäten Turku, Jerewan und – ganz kurios – Brown in Providence in den Vereinigten Staaten. Bei der Bilanzierung der Auslandsreisen – es erscheint unglaublich – standen bei Rostocker Hochschullehrern die Reisen in die BRD an erster Stelle und nicht etwa in die Sowjetunion, wie man sofort meinen würde. Schließlich ist es mir hier noch ein Bedürfnis eine Person hervorzuheben, die viel dafür getan hat, dass es manche unnötigen Schwierigkeiten bei der internationalen Arbeit nicht gab: Prof. Heidorn war nach seinem Rektorat in Rostock Stellvertreter des Ministers für Hoch- und Fachschulwesen für die internationalen Beziehungen.

Heidorn hat durch die wissenschaftliche Gründlichkeit seiner Arbeit, durch die Konzilianz seines Arbeits- und Kommunikationsstils und durch Zivilcourage viel dafür getan, dass die objektiv gegebenen Möglichkeiten internationaler Arbeit, weiß Gott, bis zum letzten ausgereizt wurden.

Das zweite Hemmnis, das ich nennen muss, waren Mängel in der materiellen Versorgung. Es betraf die Gebäude, hochwertige Geräte, aber vor allen Dingen die Ausstattung mit Rechnern. Hier hat zum Beispiel die enge Partnerschaft mit der VVB Schiffbau, die über sehr leistungsfähige Großrechner verfügte, unseren technischen Sektionen sehr viel geholfen.

Wir hatten aber auch ständig zu kämpfen mit Mangel im Alltagsbedarf, für medizinische Versorgung, für die Ausbildung und Forschung – ein Umstand der furchtbar viel Zeit- und Kraftaufwand kostete und der zum Beispiel zu solchen Einrichtungen führte wie eben einer eigenen Abteilung „Wissenschaftlicher Gerä-

---

<sup>29</sup> Prof. Dr. Horst Pätzold: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000824](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000824)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 107-136.

tebau“. Einmal hatte ich Besuch einer Delegation des *British Council*. Die hatten von diesem Gerätebau gehört und ich habe sie dort mit hingenommen. Die waren ganz begeistert davon, was die Leute – Wissenschaftler, Facharbeiter, Handwerker – an wissenschaftlichen Geräten zustande brachten, hocherfreut, dass es so etwas gab. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite haben natürlich unsere Gerätebauer dem tatsächlichen in der Welt vorhandenen wissenschaftlichen Fortschritt immer hinterher gebaut. Und das mit viel, viel Aufwand und mit viel auch zufälligen Erfolgsvoraussetzungen. Also nur darauf bauen kann man nicht. „Wissenschaftlicher Gerätebau“ hat mir allerdings die Überzeugung beigebracht, dass eine nur Wegwerfgesellschaft auch nicht gut handelt. Es ist fix gesagt: „Wir kriegen neue Geräte, die alten schmeißen wir weg.“ Wenn man Leute findet, die sich noch damit beschäftigen, entwickelt sich ein ganz anderes Verhältnis zum Wert menschlicher Arbeit, seiner Erhaltung und Kultur.

Warum habe ich trotz all dieser Probleme durchgehalten, könnte man fragen. Ich greife am Ende noch mal zurück auf meine Überzeugungsbildung nach 1945. Ich betone ganz bewusst, ich habe mir in diesen Jahren, unmittelbar nach dem Krieg, Einsichten tief angeeignet, die eben nicht nur spontan und pragmatisch laufen. Das war nach der totalen Negation des damals Vergangenen eine Vision in Gestalt der marxistischen Gesellschaftskonzeption, die ich mir als überzeugend, glaubwürdig und werthaltig angeeignet hatte. Ich habe ganz bestimmt in den letzten Jahren der DDR Mängel sowie Widersprüche und auch noch Schlimmeres – ich möchte sagen – genauso wahrgenommen wie jemand, der diese Erscheinungen nicht ausgehalten hat, der deswegen zum Gegner des gesamten politischen Systems geworden ist und mit aller Kraft seine Ausreise betrieben und auch durchgesetzt hat. Das ist mir nie in den Sinn gekommen.

Aber ich kann heute mit Genugtuung sagen, dass ich die letzten Jahre der DDR und vor allen Dingen dann das Jahr 1989/90 sehr gut nutzen konnte um konservative, erstarrte Vorstellungen vom Sozialismus abzuwerfen und auch mich noch um Veränderungen zu einem „Sozialismus mit einem menschlichen Gesicht“ zu bemühen. Dazu haben uns unsere Studenten und jungen Wissenschaftler, die diese Gedanken gefunden und gepflegt haben, in den letzten Jahren ganz wesentlich verholfen. Wir haben ab Mitte der achtziger Jahre unsere Studenten als klug, selbstständig, unvoreingenommen und unbeeinflussbar erlebt. Ich nenne Ihnen Beispiele, die unbedingt bewahrt werden müssen.

Die FDJ-Studenten der Sektion Theologie haben in der Auseinandersetzung mit Missständen in ihrer Umgebung den ersten Sekretär des Zentralrats der Freien Deutschen Jugend, Eberhard Aurich, zu einem Gespräch eingeladen. Aurich ist auch gekommen. Er hat ganz alleine mit den Theologen gesprochen und sie haben ihm, das hat er uns hinterher erzählt, auf das gründlichste die Leviten gelesen, ohne Rücksicht auf irgendwelche für sie auch mögliche persönliche Konsequenzen, die es nicht gegeben hat. Aurich hat am Abend in der Aula unserer Uni-

versität ein Forum mit Studenten aller Fakultäten gehalten. Bei dieser Gelegenheit haben Studenten unserer Universität ihren ersten Sekretär der Freien Deutschen Jugend – sie waren alle FDJ-Mitglieder – schonungslos hinsichtlich der Führungstätigkeit der FDJ kritisiert, ebenso gegenüber Problemen und Missständen, die es damals in der Gesellschaft der DDR unübersehbar gab. Das blieb nicht bei kleineren materiellen Mängeln, das betraf vor allen Dingen fundamentale Kritik an der Informationspolitik, an der tatsächlichen oder geheuchelten Demokratie, das betraf fundamentale Kritik an der Unerträglichkeit des Grenzregimes und der Einschränkung von Reisen, also insgesamt an der weitgehenden Beschränkung von Freiheit und sozialen Problemen. Es war um diese Zeit schon so weit, dass ein solches Ereignis zwar heftig diskutiert wurde, aber für alle Beteiligten folgenlos blieb. Leider blieb die Kritik auch folgenlos.

Gegen Ende der achtziger Jahre wurde plötzlich eine damals von jungen Leuten gern gelesene sowjetische Zeitschrift im Reader's Digest-Stil mit dem Namen *Sputnik* verboten. *Sputnik* war eine Zeitschrift mit einer besonderen Klientel. Das waren vor allem junge Leute, die aus sowjetischer Sicht die Welt ein bisschen anders sahen, als sie bei uns dargestellt wurde. Es war in jener Zeit, als der politischen Führung in der Sowjetunion die Dominanz über ihre eigene Pressearbeit völlig entglitt, und so hatte der *Sputnik* ein hohes Maß an Freiheit im Hinblick auf die Publikation auch aus dem Westen entlehnter und nachgeschriebener Artikel. Da war sensationell. Das passte nun bei uns einigen nicht, und so verbot „der Postminister“ das Erscheinen des *Sputnik*. Das haben sich damals vor allen Dingen Assistenten der gesellschaftswissenschaftlichen Sektionen unserer Universität nicht gefallen lassen. Sie haben Briefe geschrieben und dann nicht an den Postminister, sondern an das Politbüro der SED. In diesen Briefen haben sie betont, dass es ihnen mit ihrer Kritik um einen besseren Sozialismus geht, nicht um die Abschaffung des Sozialismus, dass sie aber auf jeden Fall eine Begründung dafür verlangen, warum so ein beliebtes Organ wie der *Sputnik* verboten wurde, und die Zurücknahme dieses Verbots verlangt. Auch das ist natürlich nicht geschehen.

Im Rostocker Hof saß früher ein Teil der Philosophischen Fakultät, unter anderem die Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft. Heute ist nur noch von dem Gebäude die Fassade erhalten. An den steilen Treppen hinauf hing in den letzten Jahren eine Wandzeitung, die die FDJ-Leitung der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft herausgab, genannt die *Rostocker Hof-Zeitung*. Unmittelbar vor dem 40. Jahrestag der DDR hatte der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend auch die FDJ-Studenten aufgerufen, zur Feier des Jahrestages nach Berlin zu kommen und dort an der Demonstration teilzunehmen. Die FDJ-Leitung der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft hatte daraufhin in der *Rostocker Hof-Zeitung* einen Artikel veröffentlicht, in dem sie ihre Mitglieder aufforderte, nicht nach Berlin zu fahren. Dort stand als Begründung: „Wir wollen nicht zu denen

gehören, auf die sich die Partei- und Staatsführung nach den Feierlichkeiten des Jahrestages beruft, dass die jungen Leute, die Jugend der DDR, treu und ergeben zur Staatsführung steht.“ Dieser Aufruf hing öffentlich in der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft. Der hat auch einige Leute aufgeregt, aber die Stimmung im Ganzen war schon so, dass sich auch damals niemand leisten konnte – ich denke vor allem an Organe außerhalb der Universität – dagegen etwas zu unternehmen.

Nach der Entlastung vom Rektoramt bin ich ganz einfach in die zweite Reihe in die Sektion, in meinen Fachbereich zurückgetreten. Da hatte ich das Glück, 1989/90, in der SED-Parteigruppe des Germanistischen Instituts die Wirksamkeit der Assistenten und vor allen Dingen unter der geistigen Führung durch den damaligen Dozenten – inzwischen auch im Ruhestand befindlichen Professor – Heinz-Jürgen Staszak<sup>30</sup> mitzuerleben. Das waren junge Leute, die ohne Vorbehalt mit einem ganz starken Willen und mit einer enormen Arbeitsbereitschaft eine wirkliche Demokratie erreichen wollten, die das aus eigenen Kräften versuchten, und ich möchte heute noch behaupten, dass im Jahr 1990 am Germanistischen Institut an der Universität Rostock der ernsthafteste Versuch an dieser Universität stattfand, eine reale demokratische Veränderung bei der Neugestaltung der Universität durchzusetzen, dies aus eigenen Kräften zu tun. Dabei waren sie schon sehr weit gelangt. Ich bekenne sehr gerne, dass in diesen Fragen die jungen Assistenten viel klüger waren und die reale Lage besser durchschauten als jemand wie ich, aber ich bekenne genauso, dass ich beim Nachdenken über das, was ich dort erlebte sehr, sehr viel gewonnen habe. Das hat mir in den Jahren danach, seit der Wende, in Bezug auf meine persönliche Haltung enorm geholfen. Ich danke Ihnen für das Zuhören.

## Diskussion

Kersten Krüger:

Wir danken für den Vortrag, der nicht nur eindrucksvoll einen Bericht brachte, sondern zugleich eine kritische und selbstkritische Analyse. Wir haben die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Dabei fange ich einmal an. Ich gehe zurück in das Jahr 1945. Sie wurden von Sonnabend auf Montag Neulehrer. Hat bei dieser Entscheidung in irgendeiner Weise Ihre Vergangenheit im so genannten Dritten Reich eine Rolle gespielt?

Wolfgang Brauer:

Ganz konkret war das so, ich dachte es, hätte kein Mensch gemerkt, dass ich nach Hause gekommen bin. Aber am Sonntag früh um neun Uhr standen vor der Haus-

---

<sup>30</sup> Prof. Dr. Heinz-Jürgen Staszak: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002195](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002195)



tür zwei Männer. Auf dem Dorf kannte man sich natürlich. Der eine war bekannt als Kommunist, der andere war Sozialdemokrat. Das waren die beiden einzigen, die übrig geblieben waren und somit jetzt in der Verantwortung. Sie sagten: „Was willst du werden?“ Darauf habe ich ihnen erzählt, dass ich Bauer werden wolle. „Bauern haben wir genug, und dann haben wir jetzt die vielen Umsiedler noch dazu, wir wissen gar nicht, wo wir die unterbringen sollen.“ Ich war der einzige, der in dieser ganzen Umgebung ein bisschen mehr Bildung hatte, und da sagten sie mir: „Dich brauchen wir als Bürgermeister oder Schulmeister.“ Für beides hatten sie niemanden. Und der Sozialdemokrat sagte: „Du kannst jetzt machen was du willst, wir gehen heute nicht eher nach Hause, bist du dich für eines von beiden entschieden hast!“ Meine Mutter bewirtete die beiden Männer so gut es damals ging, aber sie gingen tatsächlich nicht. Ja, was blieb mir anderes übrig? Da wirkten natürlich, was ich auch gesagt habe, solche Oben-Unten-Strukturen. Also etwa dann bis zum Ende konsequent zu bleiben und zu sagen: „Ihr könnt mir den Kopf abreißen, ich mache das nicht!“, das kam mir letzten Endes nicht in den Sinn. Die Vergangenheit der Nazizeit hat da überhaupt keine Rolle gespielt. Dann hatte ich noch den Vorzug – das war im Dorf bekannt, ich habe es im Vortrag nicht gesagt –, dass ich aus dem Deutschen Jungvolk ausgetreten war.

Angela Hartwig:

Wir haben aktuell das Problem, dass unser jetziger Rektor uns nach zwei Jahren verlassen wird. Zu DDR-Zeiten waren Rektoren länger im Amt, und für uns stellt sich die Frage, wie wurde man zu DDR-Zeiten Rektor? Waren Sie von Anfang an dafür vorgesehen? Hat man sie überreden müssen? Wie war das mit der Wahl? Und diese lange Amtsperiode wundert uns. Heute ist es ja so, dass man für vier Jahre im Amt ist und sich einmal erneut zur Wahl stellen kann, aber zu DDR-Zeiten waren die Rhythmen ein bisschen anders.

Wolfgang Brauer:

Das gehört auch zu den Übergängen, dass ich etwas wollte, aber dass es ganz anders kam. Ich saß an einem Nachmittag in meinem Direktorat, das waren im Palais ganz oben die obersten Räume mit schrägem Dach, ziemlich ärmliche Hütten. Da hatte ich die feste Vorstellung, dass nun meine Zeit als Direktor für Erziehung und Ausbildung zu Ende gegangen ist, und überlegte mir: „Wird dann deine Sektion für dich einen Arbeitsplatz haben?“ Die Sektion war ganz eng untergebracht. Mein Fachbereich zum Beispiel in zwei kleinen engen Kammern, die nicht sehr viel größer waren als Taubenschläge. „Wo werden die dich unterbringen?“, überlegte ich. Dann klingelt das Telefon und es wurde mir mitgeteilt, ich möge bitte am nächsten morgen um elf Uhr beim Rektor sein. Dort teilte mir Günter Heidorn mit, dass die Absicht bestehe, mich als seinen Nachfolger vor-

zuschlagen. Das war in diesem Augenblick wie ein Niederschlag. Damit habe ich wahrhaftig nicht mit einer Silbe gerechnet.

Das ganze war natürlich vorbesprochen, zunächst einmal in der Universitätsparteileitung, ganz bestimmt, dann sicher auch schon abgestimmt mit darüber liegenden Organen, gewiss auch mit dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen zu diesem Zeitpunkt. Danach habe ich gar nicht gefragt. Aber ich habe nach Gründen gefragt. Der Hauptgrund den Heidorn mir nannte war: „Die Hauptsache ist, du kannst gut mit den Sektionsdirektoren.“ Er muss sicherlich noch ein paar andere Gründe gehabt haben. Das ist mir nicht im einzelnen groß ausgebreitet worden. Ich habe mir dann eine Woche Bedenkzeit ausbeten und habe in dieser Zeit ganz ausführlich mit Hochschullehrern gesprochen, zu denen ich besonderes Vertrauen hatte und die ich für Repräsentanten des Vertrauens, auch von Angehörigen der Universität hielt. Eigentlich haben sie mir alle zugeredet, am meisten – das waren die entscheidenden Sätze – Manfred Krüger.<sup>31</sup> Er war damals Direktor der Sektion Marxismus/Leninismus, aber ein unbequemer Mann. Manfred Krüger hat mich zwei Jahre später aufgesucht und hat mich darum gebeten von der weiteren Durchführung von Lehrveranstaltungen befreit zu werden. Er hatte die Zwangsvorstellung, dass in allen seinen Vorlesungen Leute von der Stasi sitzen und ihn aushorchen. Das war bei ihm so zur fixen Idee geworden, er konnte nicht mehr. Krüger war bei den Studenten und auch beim Lehrkörper bekannt, anerkannt und beliebt als einer, der sich den Mund nicht verbieten ließ, der viele Dinge kritisch und offen aussprach und dessen Lehrveranstaltungen im Grundlagenstudium Marxismus/Leninismus immer voll besucht waren, im großen Unterschied zu der sehr differenzierten Inanspruchnahme solcher Lehrveranstaltungen bei anderen.

Tony Frenzel:

Könnten sie sich noch hier zu ihrer Militärzeit äußern? Also welchen Dienstgrad Sie hatten und wo sie stationiert waren?

Wolfgang Brauer:

Nach meinen offiziellen Fragebögen ab 1945 war ich Oberfähnrich zur See der Reserve. Ich bin noch ganz kurz vor Kriegsende zum Leutnant zur See befördert worden. Da waren wir damals wahnsinnig stolz. Die jüngsten Leutnants.

Zuerst durchlief ich die Rekrutenausbildung auf dem Dänholm in Stralsund, dann Kadettenausbildung auf dem leichten Kreuzer Emden, ein paar Monate auf Z 38, dann Marinekriegsschule Flensburg Mürwik, zweite Abteilung Mürwik, von dort aus zur U-Boot-Ausbildung. Bei diesem wahnsinnigen U-Boot-Krieg leistete

---

<sup>31</sup> Prof. Dr. Manfred Krüger: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002280](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002280)

sich die Kriegsmarine immer noch eine Ausbildung für U-Boot-Offiziere von einem Dreivierteljahr. Da wurden dann sämtliche Ausbildungsbereiche durchgearbeitet: Seemannschaft, Navigation, Torpedo, vor allen Dingen die U-Boot-Beherrschung mit Tauchen und Auftauchen und all diesem Kram in einem Dreivierteljahr. Das war in allen möglichen Stationen zwischen dem damals so genannten Gotenhafen und Flensburg. Dann kam ich zu den Kleinstkampfverbänden. Die Ausbildung war in Neustadt in Holstein. Dann wurden wir zu einem so genannten Abhärtingslehrgang nach Kappeln an der Schlei beordert. Das war am 20. Dezember 1944. Am Weihnachtsabend kam für vier von uns die Abkommandierung nach Wilhelmshaven zur vierten Flottille, um Boote zu übernehmen. Bei den Vieren war ich dabei. Dann haben wir die Boote übernommen, wurden nach Helgoland verlegt und haben von dort aus Vorstöße in die Nordsee gemacht. Ich habe am 18. April die Zerstörung Helgolands erlebt, durch 1800 britische Bomber, auf einen Dreiviertel Quadratkilometer. Am 3. Mai 1945 gab es den Sonderwaffenstillstand zwischen General Montgomery und Admiral von Friedeburg für die Nordverbände. Wir hatten auf unseren Booten keine Funkeinrichtungen, sondern nur ein Horchgerät und erfuhren davon nichts. Mein Boot war bei dem Bombenangriff leicht beschädigt worden, und ich wurde zurückbeordert nach Wilhelmshaven. Dann bin ich also nach Wilhelmshaven gefahren. Für die Kleinst-U-Boote wurde die große Raeder-Schleuse kurz geöffnet. In Wilhelmshaven war das Schlachtschiff „Tirpitz“ gebaut worden. Damit die „Tirpitz“ herauskam, musste die Raeder-Schleuse gebaut werden, weil die drei vorhandenen Schleusen nicht reichten. Es war das einzige Mal, dass diese Schleuse in Betrieb war. Weil sie technisch fortgeschritten war, wurden wir Kleinst-U-Boote hinein- und hinausgelassen. Dazu wurde sie so zimmerbreit aufgemacht. In der Schleuse zog ich meine Reichskriegsflagge auf. Das Boot guckte nur wenige Zentimeter aus dem Wasser. Ich fuhr durch den Hafenkanal in das Hafenbecken 5, in den so genannten Zerstörerhafen. Dieselmachine stopp, E-Maschine an, komme ich um die Kurve herum und sehe hinten an der anderen Seite des Kais Kerle in khakifarbener Uniform mit schrägen Stahlhelmen stehen. Die Kanadier waren schon da, alles ohne mein Wissen. So bin dann zum Standort gefahren, habe in der Nacht das Boot gesprengt und bin in kanadische Internierung geraten. Das ist aber eine Geschichte für sich.

Björn Kutz:

Mich würde interessieren, wie Sie als Rektor die Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen empfunden haben? Denn gewissermaßen haben Sie ja sozusagen eine Mittlerstelle zwischen ihrer Universität, der sie als Rektor vorstanden, und dem Ministerium eingenommen.



Wolfgang Brauer:

Der Minister machte regelmäßig Dienstbesprechungen mit den Rektoren. Es wurde selbstverständlich erwartet, dass der Inhalt dieser Dienstbesprechungen durchgearbeitet und an der Universität weitergegeben wurde. Das geschah in Dienstbesprechungen mit den Sektionsdirektoren. Insofern war man ein Mittler, das kann man sagen. Man musste nicht, aber tat anstandshalber diesen Schritt der Durcharbeitung dessen, was der Minister verkündet hatte, und bezog es auf die Bedingungen und Belange der Universität. Man versuchte, solche Dienstbesprechungen für die Teilnehmer auch ein bisschen produktiv zu machen. Ansonsten – ich habe diesen Punkt mit der relativen Eigenständigkeit und Unabhängigkeit nicht umsonst genannt – hatten die Universitäten einen Freiraum. Je nach der geistigen, wissenschaftlichen Kraft und auch dem politischen Einfluss der beteiligten Persönlichkeiten konnte man diesen Freiraum nutzen – suchen, erhalten und nutzen. Manche meiner genannten Beispiele waren nicht in Plänen vorgesehen, sie entstanden absolut außerhalb. Das meiste von dem, was Klinkmann gemacht hat, ist erst hinterher in Pläne gekommen, weil es erfolgreich war. Ähnlich war es in der Informatik. Nur weil die Rostocker Informatik sich sehr schnell unter den Informatikstruktureinheiten der DDR im Rang ziemlich weit vorne platzierte, hatte ich Erfolg mit dem Neubau eines Gebäudes für die Informatik. Also bloß aufzutreten und zu sagen, wir brauchen für die Informatik einen Neubau, das hätte gar keine Chancen gehabt. Mit den Bauten habe ich manches als beschämend empfunden und ich muss sagen, ich tue es heute noch, wenn ich lese, was daraus wird. Am schlimmsten war es bei dem Gebäude der Anatomie.

Angela Hartwig:

Das ist ja nun aber gemacht worden.

Wolfgang Brauer: Ja, eben. Aber jetzt, wo ich es lese, wird mir erst recht bewusst, wie beschämend es war, dass eine solche Bausubstanz keine Chance hatte, verändert zu werden.

Kersten Krüger:

Vielen Dank! Weitere Fragen liegen nicht vor. Wir schließen die Sitzung und danken unserem Gast, Magnifizienz Brauer, ebenso allen Diskutanten und Teilnehmenden.

## Strothotte, Thomas

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_staff\\_0000000000006](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_staff_0000000000006))  
vom 25.06.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. rer. nat. habil. BSc MSc (S. Fraser) PhD (McGill) MBA (Columbia) MBA (London)
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	2006-2008    Rektor
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Informatik, Spezialgebiet Computergraphik und Interaktive Systeme

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 23.10.1959 in Regina (Saskatchewan, Kanada)
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Dr. theol. Günter Strothotte, Pastor
<i>Mutter:</i>	Hella Strothotte, geb. Zuber, Sprachlehrerin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1964-76	Schulbesuch, Vancouver (British Columbia)
1976-84	Studium in Vancouver (1976-81), Stuttgart (1981-82), Waterloo (Ontario) (1982-83), Montréal (Québec, beide Kanada) (1983-84)
1985	Postdoctoral Fellow am Institut National de Recherche en Informatique et en Automatique, Rocquencourt (bei Paris, Frankreich)
1985-89	Assistent, Univ. Stuttgart
1989-90	Gastwissenschaftler, IBM Heidelberg
1990-93	Professor für Informatik, Freie Univ. Berlin
1993-2006	Professor für Informatik, Univ. Magdeburg weitere Rufe an die Univ. (TH) Karlsruhe, Halle-Wittenberg, Umeå (Schweden), Bremen, Klagenfurt (Österreich)
2006-08	Rektor der Univ. Rostock
seit 2009	Rektor der Univ. Regensburg

*Akademische Abschlüsse:*

Studien-	1980 Bachelor of Science in Physik mit Nebenfach Informatik, Univ.
abschluss:	Vancouver (Kanada)
Studien-	
abschluss:	1981 Master of Science in Informatik, Univ. Vancouver (Kanada)
Promotion:	1984 PhD, Univ. Montréal (Kanada)
Habilitation:	1989 Dr. rer. nat. habil. (Praktische Informatik), Univ. Stuttgart
Studien-	
abschluss:	2004 Master of Business Administration, Univ. Columbia (USA)
Studien-	2004 Master of Business Administration, London Business School
abschluss:	(Großbritannien)

*Funktionen:*

1994-96,	Dekan der Fakultät für Informatik, Univ. Magdeburg
2005-06	
1996-98	Prorektor für Planung und Haushalt, 1998 Kommissarischer Rektor, Univ. Magdeburg
1998-2005	Gründungsvorsitzender des Ecole-Verein zur Förderung französisch-deutscher Schulbildung in Magdeburg e. V.
2000	Gründung der Internationalen Grundschule Pierre Trudeau
2004	Gründung des Internationalen Gymnasiums Pierre Trudeau

*Werke (Auswahl):*

Thomas Strothotte, Stefan Schlechtweg, Non-Photorealistic Computer Graphics: Modeling, Rendering, and Animation . Morgan Kaufmann, San Francisco, 2002.

Thomas Strothotte, Computational Visualisation. Graphics, Abstraction and Interactivity. Springer Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, 1998.

Christine Strothotte, Thomas Strothotte, Seeing Between the Pixels. Springer Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, 1997.

Oliver Deussen, Thomas Strothotte, "Computer-Generated Pen-and-Ink Illustration of Trees". Proc. SIGGRAPH 2000, pp. 13-18.

Thomas Strothotte, Bernhard Preim, Andreas Raab, Jutta Schumann, David R. Forsey, "How to Render Frames and Influence People". Computer Graphics Forum 13 (3), pp. 455-466.

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Wikipedia

## **Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Thomas Strothotte am 26. Oktober 2007**

Kersten Krüger:

Magnifizenz, wir können beginnen, Sie haben das Wort.

Thomas Strothotte:

Vielen Dank, meine Damen und Herren, ich freue mich über Ihr Interesse, wundere mich allerdings auch ein bisschen, dass Sie mit jemandem sprechen wollen, der mitten im Geschäft steckt. Mein Werk als Rektor ist noch nicht abgeschlossen, ich bin seit einem Jahr Rektor und alles, was ich sagen kann, kommt aus der Perspektive dessen, der in der Sache aktiv ist und Ziele verfolgt. Und ich verfolge diese Ziele durch Wort und Tat. Da wird es schwer zu differenzieren zwischen dem, was ich meine, und dem, was man nachher über mich sagen mag.

Zu Beginn möchte ich etwas Autobiographisches sagen, weil ich für einen deutschen Rektor an unserer Universität einen eher ungewöhnlichen Werdegang habe. Ich bin in Kanada geboren, wie Sie von meiner Vita gesehen haben, meine Eltern waren Deutsche, die in den 50er Jahren nach Kanada ausgewanderten. Ich bin dort also als Kind deutscher Eltern aufgewachsen. Wir haben zu Hause immer deutsch gesprochen, und deswegen beherrsche ich die deutsche Sprache. In der Schule wuchs ich nur mit Englisch auf; Deutsch lesen und schreiben habe als Jugendlicher nicht gelernt. Erst als ich viel später nach Deutschland kam, lernte ich es, nicht ohne Mühe und Not. Dieser Prozess war schwierig.

Meine Kindheit in Kanada verlief ganz normal. Dort besuchte ich kanadische Schulen, die mich durch ein paar Sätze prägten, die ich hier einmal aufzeigen möchte. In Kanada bringt man den Kindern bei: „You too can become president,“ das heißt: „Auch Du kannst amerikanischer Präsident werden.“ Also für den Aufstieg sind nach oben hin keine Grenzen gesetzt, heißt das auf Deutsch. Das ist ein Spruch aus meiner Kindheit. Er stimmt zwar nicht ganz, denn wenn man Präsident werden möchte, muss man in den USA geboren sein, und ich bin in Kanada geboren, deswegen kann ich es nicht. Aber vom Geist her ist es ein Spruch, mit dem ich aufgewachsen bin. Man kann alles erreichen, was erstrebenswert ist, wenn man es als höchstes Ziel betrachtet. Das sehe ich jetzt mittlerweile auch anders, aber das Erstrebenswerte bleibt als Ziel. Das kennzeichnet die Grundhaltung, die man in Kanada und in den USA hat. Ein weiterer Spruch lautete: „You can't beat the Russians with a C in arithmetic.“ Mit einer schlechten Note in Mathematik kann man die Russen nicht schlagen. Ich bringe diesen Spruch, weil er für unsere Region relevant ist. Die Amerikaner haben in den 60er Jahren einen Wettkampf mit den Russen durchgeführt, man musste besser sein.

Der amerikanische Präsident prägte ebenfalls meine Kindheit stark. Der amerikanische Präsident Kennedy hatte am Anfang der 60er Jahre das Ziel gesetzt, bis zum Ende des Jahrzehnts einen Amerikaner auf dem Mond zu haben. Das hatte für mich eine starke Vorbildwirkung, denn er schaffte es, eine ganze Nation von damals 200 Millionen Menschen hinter diesem Ziel zu vereinen. Diese Zielsetzung und ihre Erfüllung waren eine grandiose Leistung. Wie er das wirklich gemacht hat, das erschließt sich mir nicht völlig, aber er gab ein Ziel vor und eine ganze Nation hat auf dieses Ziel hingearbeitet. Das hat mich als Jugendlichen sehr beeindruckt. Wenige Monate vor dem ausklingenden Jahrzehnt – er hat es selber nicht mehr erlebt –, da war der erste Amerikaner auf dem Mond. In dieser Zeit, in der Mitte der 60er Jahre, sind sehr, sehr viele Universitäten gegründet worden, ausgehend von diesem Spruch: „You can’t beat the Russians with a C in arithmetic.“ Als Motto galt also: Bildung, Bildung, Bildung, so schlagen wir die Russen, so kommen wir auf den Mond – und das hat funktioniert. Viele Universitäten wurden um 1965 gegründet. Die Universität, an der ich studierte, gehört dazu. Dieses große Ziel zu verfolgen, erfasste den ganzen Kontinent, wir Kanadier wurden da mitgezogen; wir haben uns auch damit identifiziert. Kennedy hat auch gesagt: „Ask not what can my country do for me, but what can I do for my country.“ Dieser berühmte Spruch, der auf seinem Grabstein steht, das passt dazu, ein Ziel, eine Vision für seine Nation zu haben. Etwas frei übersetze ich: „Frage nicht, was kann der Staat für mich tun, sondern wir haben ein Ziel; frage, was kann ich zu diesem Ziel beitragen.“ Das ist so etwas ganz Grundlegendes.

In Amerika erlebte ich das aus der Perspektive eines Kindes – ich bin 1959 geboren, also in diesen 60er Jahren war ich zwischen einem und elf Jahren alt–, und es hat mich angesteckt. Das zeigt, wenn ein Präsident sogar einen Fünf- bis Acht- und Elfjährigen so erfassen und packen kann, dass es ihn prägt, dann hat er schon viel geleistet. Ich habe noch einen Spruch, der für mich auch ein stückweit prägend blieb, der bei der Luft- und Raumfahrt bei Apollo 13 eine Rolle spielte weil dieses Thema in der Zeit dominierte. „Failure ist not an option.“ Vielleicht haben Sie den Film *Apollo 13* gesehen, der vor etwa acht oder zehn Jahren herauskam; da ging es darum, dass Apollo 13 da oben im All irgendwie hängen geblieben war und durch ungeplante Methoden zur Erde zurückgebracht werden musste. Das war einer der entscheidenden Sätze derjenigen, die an einer Lösung arbeiteten, um Apollo 13 und die Astronauten zur Erde zurückzuholen und zwar so lange, bis es funktionierte. „Failure ist not an option“ – dieser Satz begleitet mich bis heute, wenn ich ein juristisches Problem habe oder etwas durchsetzen möchte und juristische Gründe dagegen sprechen. Die Juristen sollen, bitteschön, so lange suchen, bis sie eine Lösung finden und erstaunlicherweise finden sie eine, auch wenn sie zu Beginn oft nein sagen, es gehe nicht.

Ich habe jetzt ein bisschen aus dem Nähkästchen geplaudert, um Ihnen ein Gefühl dafür zu geben, aus welcher Atmosphäre ich komme und in welcher



emotionalen Umgebung ich aufgewachsen bin. Ich habe die Schulzeit in Kanada beendet, ich habe das letzte Jahr der Schule nicht machen müssen. Kanada hat ein sehr durchlässiges System, man kann dort an manchen Universitäten auch ohne Abitur oder Schulabschluss studieren. Da meine Noten gut waren, konnte ich nach der 11. Klasse direkt anfangen zu studieren. So war ich 16 Jahre alt, als ich anfang zu studieren. Relativ zügig konnte ich mein Studium durchführen. Physik war mein Fach, weil ich gedacht hatte, dass ich Physik mag. Nach zwei Jahren aber merkte ich, dass ich zwar einen guten Lehrer in der Schule hatte, der mich für Physik begeisterte, aber richtig mein Weg war es denn doch nicht. So fand ich zur Informatik, studierte sie zunächst als Nebenfach, aber dann so intensiv, dass ich den Master in Informatik erreichen konnte.

Also diese ganze Bachelor/Master-Diskussion, die hier geführt wird, habe ich in der Realität erlebt, ob ich es wollte oder nicht. Als ich hier nach Deutschland kam, musste ich erst einmal herausbekommen, was überhaupt ein Diplom ist. Es war mir seit einer Kindheit immer klar, dass ich irgendwann für eine Zeitlang nach Deutschland gehen würde, und als beste Zeit erschien mir ein Jahr nach dem Master. Genauso kam es. Zu Beginn meines Masterstudiums bewarb ich mich um ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Das Stipendium habe ich bekommen und bin dann in Stuttgart gelandet, wo ich promovieren wollte. Das hat nicht geklappt. Ich scheiterte in diesem ersten Promotionsversuch und habe einen zweiten Versuch unternommen. In dieser Zeit habe ich mich noch um ein kanadisches Stipendium beworben und es bekommen, bin dann nach Kanada zurückgegangen, wo ich dann relativ zügig promovierte – das ging im zweiten Anlauf in zwei Jahren, drei Monaten und acht Tagen. Offensichtlich brauchte ich zuvor aber ein Jahr, um mich selber zu finden. Einen gewissen Knacks trug ich davon, denn ich hatte das Gefühl, in Deutschland schaffe ich das nicht. Daher musste ich zurück auf das bekannte Terrain nach Kanada, um dort dann die Promotion zu erreichen. Das war so ein gewisses Negativgefühl, das ich einige Zeit mit mir herumtrug.

Ein Jahr war ich dann in Frankreich und habe mir von dort aus eine Assistentenstelle in Deutschland gesucht. Da ging ich zurück an den gleichen Lehrstuhl, an dem ich vorher gescheitert war, und habe dort habilitiert. Erst mit der Habilitation, dreieinhalb Jahre danach, war dieser seelische Knacks von der gescheiterten Promotion geheilt. Wenn ich schon nicht promovieren konnte, dann habe ich wenigstens an diesem Lehrstuhl habilitiert. Zusätzlich war ich häufig in Schweden. Das war mehr ein Zufall. Dort nahm ich eine Vertretung wahr. Erst einmal ging ich sechs Wochen nach an die Universität Uppsala in Schweden und hielt dort Vorlesungen. Das war der Anfang einer intensiven Beziehung zu Schweden, die sich über die nächsten vier Jahre erstreckte und in Summe etwa ein Jahr Aufenthalt ergab. Dort habe ich die Lebensart wirklich sehr genossen, ein Zwischending zwischen der kanadischen Natur und dem der europäischen Lebens-

weise. Zwischen den Universitäten Uppsala und Stuttgart habe ich einen Austausch aufgebaut und war stolz darauf, dass mit der Zeit 30 Studenten der verschiedenen Fachrichtungen am Austausch teilnahmen. Das gelang mir, indem ich in meinen Vorlesungen die Besten heraus sammelte und sie auf den Austausch ansprach. Im nächsten Sommer sind sie dann nach Stuttgart gekommen und ähnliches habe ich in meinen Vorlesungen in Stuttgart gemacht. Den Studierenden sage ich, ich ginge im nächsten Herbst noch einmal nach Uppsala, sie sollten mitkommen das ganze Semester dort bleiben. Wir könnten vorher zusammen hinfahren, um einen Eindruck zu gewinnen. Zum Glück hatte ich eine Nachfolgerin, zu der ich auch jetzt noch Kontakt habe, die den Austausch fortsetzte. Oft hängen solche Dinge in sehr starkem Maße an Personen. Wer einen solchen Austausch aufbaut, entwickelt auch persönlichen Beziehungen, so dass man gern hin und her geht.

Meinen ersten Ruf erhielt ich nach Karlsruhe, kurz darauf nach Berlin. Inzwischen war ich ein Jahr bei IBM habe mich dann für Berlin entschieden, weil ich das Gefühl hatte, von dort aus könne ich in die neuen Bundesländer kommen. Im ersten Anlauf hat das damals nicht geklappt, aber die Rechnung ging dann doch auf, denn ich kam 1993 nach Magdeburg. Mich reizte dort das Neue, das Neuland. Ich war der erste Professor, der in der Fakultät für Informatik von außerhalb berufen wurde. Ihre Strukturierung konnte ich maßgeblich beeinflussen. Nach ein paar Monaten wurde ich zum Dekan gewählt, zwei Jahre später zum Prorektor, und dann war ich auch eine kurze Zeit Rektor der Universität Magdeburg. Diese Jahre waren sehr schön, obgleich sich die Universität damals in einer gewissen Krisensituation befand. Es war die Rede davon, sie in eine Fachhochschule herab zu stufen. Die Anzahl der Studierenden sank dramatisch. Der Maschinenbau in Magdeburg hatte vor der Wende 600 Studienanfänger, nach der Wende, also im Jahre 1993, waren es noch 30. Wir hatten aber 300 Mitarbeiter für diese 30 Anfänger. Bei diesen Verhältnissen konnte man an Schließung denken.

Die Krise brachte Inspirationen, weil alle Kollegen neue Kontakte suchten, um gemeinschaftlich etwas aufzubauen. Meine Zeit in Magdeburg ist in zwei Abschnitten zu sehen. Der erste umfasste etwa sechs Jahre, in denen ich als Dekan, Prorektor und Rektor tätig war. In dieser Zeit habe ich viele neue Studiengänge initiiert, auch einen eigenen Studiengang Computervisualistik, der sich zu einem rasenden Erfolg entwickelte und es bis heute geblieben ist. In diesen Studiengang kamen mehr Studenten als in die Informatik an sich. Es war ein interdisziplinärer Zusammenschluss zwischen Informatik und insbesondere den Geisteswissenschaften, verbunden auch mit technischen Komponenten. Computerlinguistik kennt wahrscheinlich jeder als Begriff. Computervisualistik ist das bildliche Pendant; was Computerlinguistik für Sprache ist, ist Computervisualistik für Bilder. Das war eine Wortschöpfung von uns, die auch sehr gut angekommen ist und mit zum Erfolg dieses Studienganges beigetragen hat. Daran arbeitete ich

als Prorektor weiter und bemühte mich, dass andere Fakultäten ähnliche kombinierte Studiengänge entwickelten. Einige von diesen sind recht erfolgreich geworden.

Nach diesen sechs Jahren in Magdeburg kam der zweite Abschnitt. Da fing ich etwas anderes an. Ich habe zwei Kinder, die im Jahre 1995 und 2000 geboren sind, und ich hatte das Ziel, dass diese Kinder als gute Kanadier aufwachsen. Versuchen Sie das mal im Magdeburg! Ich spreche Englisch mit meinen Kindern, nehme sie mit nach Kanada – wenn ich kann – und versuche die kanadischen Gepflogenheiten auf sie zu übertragen, dass sie diese wenigstens kennen. Mein Ziel ist es, wenn sie irgendwann einmal nach Kanada gehen, dass sie sich dort genauso zuhause fühlen, wie in Deutschland. Sie sollen dort nicht fremd sein, sondern sie wissen, wie es läuft – etwa die Nationalhymne kennen und mitsingen können. Das ist etwas, was mir in Deutschland am Anfang schwer gefallen ist. Alle sangen irgendwelche Lieder und ich kannte sie nicht, und da fühlte ich mich fremd. Aber das will ich meinen Kindern ersparen. Hierbei ist die Schulbildung ganz entscheidend. In Kanada gibt es bilinguale Schulen. Praktisch in jeder Stadt kann man ein englischsprachiges Kind in eine französische Schule geben. Als Ziel hatte ich, dass meine Kinder eine französische Schule besuchen. Die habe ich in Magdeburg nicht vorgefunden, also habe ich sie mit gegründet, eine Schule in freier Trägerschaft. Diese Aufgabe habe ich sieben Jahre lang betrieben. Im Jahr 2000 wurde die Grundschule gegründet, zunächst mit 13 Kindern und in einer ersten Klasse. Mittlerweile hat die Schule 260 Kinder, und es ist eine zweite Schule gleicher Art auch in der Stadt gegründet worden. Heute besuchen 10 Prozent eines Geburtsjahrganges von Magdeburger Kindern eine zweisprachige Schule, das ist viel verglichen zu 4,5 Prozent in Kanada. In Magdeburg sind es 7,5 Prozent auf der von mir gegründeten Schule und dann noch zwei bis drei Prozent auf der anderen bilingualen Schule. Darauf bin ich stolz, da habe ich in ehrenamtlicher Tätigkeit sehr viel Herzblut hineingesteckt, neben meiner normalen Arbeit als Professor versteht sich.

Diese Tätigkeit hat mich im starken Maße geprägt. Ich habe gesehen: man stellt sich was vor, setzt sich ein Ziel, und man schafft es. Und Sie glauben nicht, wie viel Hürden sich da auftun und wer welche Hürden aufbauen möchte, wenn jemand daherkommt und sagt: „Ich möchte eine Schule gründen.“ Eigentlich wollte ich gar keine Schule gründen, ich wollte nur eine Klasse haben, vielleicht als Modellversuch in irgendeiner Schule, nur ganz klein, aber das funktionierte nicht, es musste eine ganze Schule sein. Auf dieses Ziel hinzuarbeiten, eine Schule zu gründen, das ist eine Sache, die ein Dutzend Jahre braucht, bis sie erreicht ist. Das Ziel war gesetzt, ich fand Mitstreiter und es hat geklappt. Und das hat mir gezeigt: „You too can become president.“ Ja, ich war Präsident eines Schulträgervereins, aber immerhin, wenn man sich ein Ziel setzt, man kann es schaffen, auch wenn alle anderen um einem herum sagen, das gehe nicht, bestimmt nicht.

Diese Schulen haben Französisch als Partnersprache. Auch da haben alle gesagt, also mit Englisch könnten wir es uns allenfalls vorstellen, aber hier in Magdeburg ist doch überhaupt kein Markt für französisch. Na ja, es gibt aber inhaltliche Gründe, warum das funktioniert. Man muss nur überzeugen und vermitteln und dann gelingt es schon. Den Schulen geht es heute gut, zusätzlich haben sie 2004 ein Gymnasium gegründet. Das Ende meiner Tätigkeit dort kam 2005. Zu den Lehren, die ich daraus gezogen habe, gehört es, von vornherein eine Qualitätssicherung einzubauen; denn Demokratie und Qualität beißen sich. Man kann nicht über Qualitätsstandards abstimmen lassen, die muss man definieren. Strukturelle Probleme führen zu erheblichen Herausforderungen.

Im April 2005 entschied ich, dass ich Magdeburg verlassen möchte. Ich begann mich um Stellen zu bewerben und das führte dann ein halbes Jahr später zu einer Bewerbung hier auf die Rektorenstelle. Bekanntlich wurde ich im Mai 2006 gewählt. In meinen letzten Jahren in Magdeburg ist auch noch bei mir eine Erkenntnis gewachsen, dass reine Wissenschaft einer Schnittstelle zur Wirtschaft bedarf. Wir brauchen die Fähigkeit, wirtschaftlich zu denken. Auf Professoren wird sehr viel Druck ausgeübt, sie sollten ihre wissenschaftlichen Ergebnisse ausschachten und Firmen gründen, die Arbeitsplätze in der Region schaffen. Ja, zeigen Sie mir einen Professor, der das so aus dem Stand heraus kann. Wahrscheinlich genauso viel oder genauso wenig wie Sie das können, kann es auch ein Professor, der sein Leben lang seine Wissenschaft betrieben hat. Die Arbeit mit der Schule und die Perspektive, dass ich noch einmal Rektor werden wollte, haben mich dazu geführt, dass ich mich noch einmal auf die Schulbank setzte und zwischen 2002 und 2004 einen Master of Business Administration erwarb, und zwar an der Columbia-Universität in New York und an der London Business School in London. Ich wollte es berufsbegleitend machen. Zunächst nahm ich mir die Welt-Rankings für MBA-Programme vor, habe oben angefangen, die Universitäten abgeklappert und dann die höchste genommen, die einen Studiengang hatte, der meiner Lebensweise entsprach. New York und London hatten einen Studiengang, da fanden die Lehrveranstaltungen wechselweise einmal im Monat statt, von Mittwoch früh bis Samstagabend. Das waren vier Tage ganz intensiver Studien, also einmal in New York und das andere Mal in London, und das knapp zwei Jahre lang. Als Professor konnte ich meine Lehrveranstaltungen in den Semestern immer nur auf den Montag legen. Da hielt ich alle Stunden, nutzte den Dienstag den als Reisetag, war dann von Mittwoch bis zum Wochenende verreist und stand am nächsten Montag wieder in der Vorlesung. Das hat keiner so richtig mitbekommen, wenn ich weg war. Vier Tage einmal im Monat, das merkt man ja kaum. Insofern konnte ich meinen Verpflichtungen voll nachkommen und trotzdem dieses Studium nebenher machen. Das war für mich eine ungeheuerere Bereicherung.



In meiner jetzigen Tätigkeit denke ich tagtäglich an irgendeinen Aspekt, zu dem ich in diesem MBA-Studium viel gelernt habe. Sehr viel Geld habe ich dafür ausgegeben, die Studiengebühren sind extrem hoch. Sie können selbst nachschlagen, was ich dafür bezahlt habe. Aber ich habe mir gesagt, ich will zu den Besten in der Welt gehen, und die sollen mir etwas erzählen. Die Kosten sind zwar hoch, aber meine Zeit ist das eigentlich Kostbare. Um diese Zeit bestmöglich zu nutzen, hieß zu dem Allerbesten der Welt zu gehen. Immerhin, wir hatten dann gegen Ende noch eine Blocklehrveranstaltung mit einem der Nobelpreisträger von der Columbia-Universität. Eine Woche war er für uns Studierende – 60 Studenten in der Gruppe – da, zum Anfassen, zum Reden, zum Kaffeetrinken. Dieser Nobelpreisträger brachte uns sein Thema nahe und vermittelte eindrücke, die ich in meiner Vergangenheit nicht missen möchte.

Wenn man an eine Sache glaubt oder eine Vision umsetzen will, dann muss man auch bereit sein, sich vereinnahmen zu lassen, und dann schafft man das auch. Mit dieser Grundhaltung bin ich hierher gekommen und jetzt kommen wir zu dem zweiten Teil, um den ich gebeten wurde zu referieren, wie ich die Universität Rostock sehe und welches Ziel nach meiner Meinung zu erstreben ist. Aus meiner Vergangenheit weiß ich, dass es möglich ist, aus dem Stand heraus in gewisser Zeit Qualität zu erreichen, Renommee zu erlangen und etwas Neues zu machen. Das ist möglich.

Für mich gilt als Paradebeispiel die Universität *Waterloo* in Kanada, in Ontario. Sie wurde 1959 gegründet, zufälligerweise in dem Jahr, in dem ich geboren bin. Man hat dort im Schatten der *University of Toronto* eine Universitäts-Neugründung auf dem platten Land vorgenommen, also etwa 60 km von Toronto entfernt. Da war ein Dorf, sonst gar nichts. Dort da haben sich Geschäftsleute zusammengetan und beschlossen: „Wir bauen jetzt unsere Universität, weil wir glauben, dass es für die Region das Richtige ist, wenn wir eine eigene Ausbildung haben und die Region damit fördern können.“ Und was noch interessant ist, sie versuchten eben nicht die *University of Toronto* zu kopieren, sondern sie haben einen anderen Weg gewählt. Ich glaube, ein Versuch, die *University of Toronto*, eine renommierte altehrwürdige, sehr erfolgreiche Universität, zu kopieren, wäre gescheitert. Oder die neue Universität wäre dazu verdammt gewesen, immer schlechter oder weit schlechter zu sein als das Vorbild und immer belächelt zu werden. Statt Institute und Fakultäten des üblichen Zuschnitts zu entwickeln, haben die Gründer zum Beispiel eine Fakultät für Wasserwissenschaften aufgebaut, an der sie Chemiker, Biologen, Physiker und Wasserbauingenieure vereinten. Dazu gab es eine Fakultät für Mathematik, allerdings nicht wie eine deutsche Fakultät für Mathematik, sondern eher eine Fakultät für Informatik. Da setzte man 1959 – also sehr früh – auf Computer und die entsprechende Ausbildung. Alle anderen Universitäten gründeten erst Ende der 60er Jahre Fakultäten für Informatik und *Departments of Computer Science*.



Der Grund für den frühen Beginn war die Überzeugung, dass Informatik das strukturierende Element dieser Universität sein werde. Man berief zum Beispiel Computerlinguisten aus der Anglistik. Das führte dazu, dass die Universität Mitte der 80er Jahre, als ich dann dort ein Jahr studierte, den ersten großen Auftrag bekam, ein Wörterbuch, das *Oxford English Dictionary*, auf den Rechner zu übertragen. Warum? Weil sie in Informatik Spitze war und ihre Anglistik auch schon so eng mit der Informatik verbunden war, so dass die Computerlinguisten das leisten konnten. Informatik bildete den durchgehenden Gedanken. Bewundernswert finde ich daran, dass sie auf der grünen Wiese anfangen, eine Vision hatten und sie verwirklichten. Der Erfolg dieses Jahrzehnts der Universität ist dieses Gerät, mein *Backberry*, produziert in einer Ausgründung von der *University of Waterloo*. Damit lese ich meine e-Mails und meine SMS, und ich freue mich jedes Mal, wenn ich es in die Hand nehme, dass es von *Waterloo* kommt, wo ich ein Jahr studiert habe. Deswegen erzähle ich es auch jedes Mal gerne. Diese Firma musste übrigens vor etwa zwei Jahren wegen Patentproblemen einen Rechtsstreit führen. Dafür legte die Firma eine Milliarde Dollar in ihre Kriegskasse für diesen Rechtsstreit zurück. Dann kam sie mit 600 Millionen an die Patentinhaber davon, um sich frei zu kaufen. Die anderen 400 Millionen haben sie unserer Universität geschenkt. Das sind die Größenordnungen, in denen man sich dort bewegt.

In jedem Jahrzehnt hat *Waterloo* einen so richtigen Knüller gelandet. In den 60er Jahren schrieben sie für die großen IBM-Rechner die Programmierübersetzer. Jeder IBM-Rechner der 60er und 70er Jahre enthielt die Software von *Waterloo*. In den 80er Jahren wurden Programme entwickelt, etwa *Maple*, das ist ein Programm, um mathematische Formeln von einer Formel in eine andere umzuwandeln. Das gibt es heute noch, ist ein rasender Erfolg mit vielen Millionen Umsatz. In jedem Jahrzehnt erreichten sie einen richtig großen Erfolg. Was macht eine solche Universität erfolgreich? Natürlich zunächst anders zu strukturieren, anders zu denken, andere Kombinationen von Fächern zusammen zu bringen. Das ist das eine. Das andere ist, dass die Wissenschaftler einer solchen Universität es geschafft haben, eine gemeinsame Vision zu verwirklichen. Die wissen, wo sie hinwollen.

Freiheit von Forschung und Lehre predigen wir. Jeder Professor ist also nur seinem Gewissen verpflichtet und darf machen was er will. Ja, ich interpretiere das so, jeder Professor darf auch das machen, was vernünftig ist. Er muss nicht unvernünftige Dinge machen, sondern er kann sich das aussuchen, was passt. Diese Freiheit hat er. Er kann natürlich auch quer schießen. Aber er hat die Freiheit mit anderen in einer Richtung zu arbeiten. Und das ist es, was *Waterloo* so richtig gut gemacht hat. Das ist für mich ein Vorbild, und die sehr guten Universitäten, die ich in meiner Vergangenheit besucht habe, die sind durch ein gemeinsames Ziel charakterisiert, das mehr oder weniger diffus, aber es muss ein Ziel sein, so wie Kennedy gesagt hat, wir wollen den ersten Amerikaner innerhalb

dieses Jahrzehnts auf dem Mond haben. Da waren technische wie gesellschaftliche Hürden zu überwinden, auch Universitäten zu gründen, um das Ziel zu erreichen.

An Universitäten, die so richtig gut sind, haben die Wissenschaftler gemeinsame Werte und ein gemeinsames Ziel; sie wissen, wo sie hinwollen. Das unterscheidet sie von denen, die nicht so in dieser Liga mitspielen. Zudem werden sie sehr gut durch die Nichtwissenschaftler unterstützt. Das ist absolut essentiell, dass Wissenschaftler das machen müssen, wozu sie da sind, und dass sie es gut machen; das ist ihre Wissenschaft, ihre Lehre und ihre Forschung. Sie sollen nicht Begründungen für die Juristen schreiben, damit sie irgendwas machen können, ein Gerät kaufen und anderes. Nein der Jurist soll, bitteschön, die Begründung schreiben, damit der Professor sein Gerät kaufen kann, damit er den Rücken frei hat.

Als ich nach Rostock kam, ungefähr einen Monat davor, habe ich mich versucht schlau zu machen, wofür die Universität Rostock eigentlich steht. Welches sind ihre Themen und womit glänzt sie? Ich bekam eine Antwort im Ministerium, die da lautete: „Aha, Sie wollen wissen, wofür die Universität Rostock steht? Also die Universität Greifswald steht für X, Y, Z,“ sagten sie, die Einzelheiten weiß ich nicht mehr. Erst einmal ein Punkt, eine Pause, und dann, ich wartete immer noch auf eine Antwort: „Ja, und Rostock macht alles Andere“. Das war die Antwort, die ich im Ministerium bekam, und ich muss auch sagen, das war der Tenor der Antworten, die ich hier bekam, wenn ich die einzelnen Wissenschaften in befragte. Es war kein klares Bild, wofür die Universität Rostock steht, wohin sie will. Das Wesentliche aller Antworten war, wir sind eine Volluniversität, das macht die Universität Rostock aus. Ich muss sagen, damit kann man weder in Deutschland noch in der Welt heutzutage punkten.

Es ist sicherlich so, dass man als Volluniversität mit breitem Spektrum an Fächern viel erreichen kann, aber das ist an sich kein lobenswertes Ziel, sondern eine Voraussetzung für etwas Anderes. Wir müssen uns ein Ziel setzen, für das wir eine Volluniversität sein müssen. Welches Ziel können wir setzen, um damit auch unseren Volluniversitätscharakter festzuhalten und daraus Kapital zu schlagen? Was wollen wir erreichen, was die anderen, die keine Volluniversität sind, nicht erreichen können? Wenn wir ein solches Ziel haben und das erreichen, dann haben wir als Konkurrenten schon alle aus dem Feld geschlagen, die keine Volluniversitäten sind; und das sind ziemlich viele. Wir sind dann auf einem Terrain, wo wir nicht mehr mit allen konkurrieren, sondern nur mit einigen. Die meisten bekommen es gar nicht hin, unser Ziel zu erreichen. Das ist ein grundlegendes Prinzip, dem ich versucht habe zu folgen.

Auch in meiner Wissenschaft habe ich mich nie auf Fragestellungen und Probleme gestürzt, bei denen tausend Leute sich schon die Finger verbrannt haben, sondern ich habe mir immer Fragestellungen gesucht, wo die Kreativität schon in der Fragestellung steckt, und wo man dann vielleicht der erste ist, der die gewisse Frage stellt. Dann hat man es relativ leicht, der Beste zu sein, der mit der

besten Antwort. Denn wenn man die erste Antwort hat, dann hat man schon erst einmal die beste. So habe ich immer meine Kreativität versucht in die Fragestellung zu setzen und nicht in den Glauben, dass ich als Wissenschaftler besser bin als die Tausende, die vor mir versucht haben irgendwas zu beweisen. Es gibt andere in der Wissenschaft, die das machen, die auch erfolgreich darin sind. Ich zähle nicht dazu, ich habe es nie versucht, ich scheute immer davor zurück. Ich habe die Probleme gesucht, bei denen die besondere Kreativität schon in der Fragestellung steckte.

Ein Ziel zu setzen, auf das wir als Universität hinarbeiten können, das war mein Gedanke bei meiner Wahl. Ich trage übrigens ein Heft mit mir herum, das alle meine Notizen enthält, die ich auch in der Wahlzeit aufgeschrieben habe, und auch meine Folien mit den Versprechungen bei meiner Wahl. Das gucke ich mir immer wieder an und lasse mich daran erinnern, es ist für mich eine Checkliste. Man muss auch da manchmal eingestehen, das einen oder andere Ziel ist nicht mehr so wichtig wie noch in der Wahlzeit. Aber ich will meine Handlungen trotzdem abrechenbar machen.

So, wir brauchen ein Ziel, mit diesem Anspruch bin ich hier an die Arbeit gegangen. Ich meine wir brauchen ein Ziel, das in der Region den Menschen, Bürgerinnen und Bürgern und den Firmen deutlich macht, warum wir die Universität hier vor Ort haben und welchen Mehrwert diese beschert. In der Wahlzeit war bei Politikern und auch im Ministerium recht viel die Rede davon, wir seien mehr ein Kostenfaktor denn ein Wert. Dagegen wollte ich angehen, damit die Bürgerinnen und Bürger spüren, dass sie vor Ort eine Universität haben, die ihnen mehr Gewinn bringt, als dass nur die jungen Leute studieren können. Die könnten ja auch in Greifswald oder Lübeck studieren. Es muss irgend etwas Anderes sein, sie müssen wissen, dass die Universität ihnen etwas bringt, sie müssen stolz sein auf ihre Universität. Das ist das Ziel, oder ein wesentliches Ziel. Die Ziele, die wir als Universität uns stecken, die müssen in die Region passen, sie müssen zum Land passen.

Unser Land und die Landesregierung haben auch Ziele für das Land. Wo will das Land hin, welche Schwerpunkte setzt es? Die Universität soll diese Schwerpunkte möglichst stützen. Wenn wir Andere in die Lage versetzen, ihre Ziele besser zu erreichen, dann haben wir doch Freunde, und sie wissen dann auch, warum wir eine Universität vor Ort haben. Wenn wir da nicht mitziehen, sind sie enttäuscht. Also es ist ganz wichtig, die Belange der Region zu berücksichtigen. Das muss intern passieren. Wir müssen uns vereinen können hinter einem Ziel oder hinter den Zielen. Deshalb habe ich nach vielen Gesprächen im Herbst jetzt im Januar dem Rektorat zunächst ein Papier vorgelegt mit einem Vorschlag, wie wir vorgehen können, um Profillinien zu entwickeln. Ich habe vier inhaltliche Vorschläge gemacht und vorgeschlagen, dass wir zwei aussuchen. Aber ich hatte selber schon vier Vorschläge gemacht, die ich aber nicht vorgeben wollte. Als

Leiter kann man das Ziel in einer Organisation, die in Freiheit von Forschung und Lehre freiwillig mitmacht, nicht als Diktator ein Ziel vorgeben. Das funktioniert nicht. Aber dass wir ein Ziel brauchen, konnte ich sagen. Das hat erst mal die Mannschaft vereint.

Dann habe ich vier Beispiele genannt, wie ich meine, waren das vier ausgewogene Vorschläge. Die Entscheidung wollte ich nicht so weit präjudizieren, dass ich meine zwei Lieblingsthemen in vier verpacke und heraus bekomme, was ich wollte. Vielmehr sollten die Fakultäten die Möglichkeit haben, weitere Themen für die ganze Universität vorzuschlagen, so dass aus der ganzen Palette ausgewählt werden könne. Das passierte dann auch. Aus den Fakultäten kamen fünf weitere Vorschläge, und dann waren es neun insgesamt. Dann haben wir im Senat und im Rektorat jeweils einen kompletten Tag Vorträge darüber angehört. Es war dabei erstaunlich, dass Leute, die sich sonst über Verteilung von Geld und Räumen zanken, plötzlich wissenschaftliche Vorträge anhörten, um zu sehen, ob es zu uns als Universität passt und sich lohnt. Wir brauchen wenige Ziele, ganz wenige Themen. Ich hatte zwei vorgeschlagen, es sind dann drei geworden, das kann ich noch mittragen. Vier Ziele für Profillinien wären zu viel gewesen. Im Ergebnis dieses Prozesses haben wir uns dann auf drei Profillinien geeinigt, drei Themen, die in der Broschüre nachzulesen sind. Darauf will ich jetzt nicht näher drauf eingehen. Ich war überaus glücklich – überrascht kann ich nicht sagen, weil ich es unserer Universität zugetraut habe –, aber begeistert, dass die Rechnung aufgegangen ist. Unsere Diskussion war heilsam. Unsere Universität hatte ja zwei Jahre lang gegen Gott und die Welt geklagt, viele waren so abgekämpft und verkrampft. Nun spürte ich, dass die Kolleginnen und Kollegen große Freude daran hatten, endlich einmal wieder über Inhalte zu reden. Und wenn man ein Thema, ein wissenschaftliches Thema gegen das andere abwägt, und erörtert, welches besser zu uns passt, dann ist das eine schöne Diskussion.

Mit wissenschaftlicher Argumentation können Wissenschaftler gut umgehen. Hingegen hatten wir Schwierigkeiten, uns in einen Kampf mit dem Ministerium zu verrennen, einen Kampf, den man überhaupt nicht gewinnen kann, da haben wir gar keine Chance. Die Politik sitzt am längeren Hebelarm. Dieser Prozess musste einfach in Gang gesetzt werden und das hat sehr, sehr gut funktioniert, es war eine sehr konstruktive Atmosphäre. Am Ende gab es eine Abstimmung zu unseren drei Profillinien, die, so glaube ich, im Senat mit 17:3 oder 18:2 am Ende ausging. Da kann man sehen, unsere Universität steht dahinter, nicht nur die Senatsmitglieder, sondern sämtliche Professoren. Das sind die tragenden Säulen der Wissenschaft. Und ich habe dafür gesorgt, dass – denke ich – im Endeffekt fast alle Professoren unserer Universität sich an der Diskussion beteiligten. So habe ich auch eine Vollversammlung der Professoren in der Aula durchgeführt. Der Raum war zu zwei Drittel voll, und wir haben sehr konstruktive Diskussionen geführt. Die Fakultätsräte haben ein halbes Jahr lang in jeder Sitzung drüber



gesprochen. Jede Fakultät hat irgendwelche Gremien gegründet, Ausschüsse, die darüber gesprochen haben. Es war eine sehr breit gefächerte Diskussion.

Wir haben die Studierenden einbezogen, indem ich auch im AStA und StuRa auftrat. Wir wollten möglichst alle Gruppierungen erreichen, die organisiert sind. Die Studierenden konnte ich nicht alle erreichen – 14.000 –, aber die Studentenvertreter. Es gibt viele verschiedene organisierte Gruppen an unserer Universität, das ist ganz erstaunlich. Wir uns im Rektorat aufgeteilt und jeder ist zu den Gruppen gegangen und hat berichtet, in welche Richtung es gehen soll, welche Entscheidung anstehen, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo jeder es noch beeinflussen konnte. Das halte ich für ganz entscheidend, dass solche Entscheidungen aus der Universität kommen. So hat die Universität jetzt ein Ziel. Bis 2019 haben wir den Anspruch – das hat das Konzil auch noch beschlossen –, dass wir Spitzenpositionen in der deutschen Wissenschaft einnehmen wollen. Das ist jetzt das Ziel, so wie ein Mann, den ersten Amerikaner auf den Mond zu schicken.

Im Jahr 2019 wird unsere Universität 600 Jahre alt. Bis dahin haben wir einen Zeitraum, in dem man arbeiten kann, aber es ist auch ein Zeitraum, der erforderlich ist, um eine Institution unserer Größe und unserer nicht sehr hohen Wendigkeit so hinzubringen. Wir werden in den nächsten zehn Jahren 110 Berufungen durchführen, allein wenn man kalkuliert, wie viel Professoren in den Ruhestand gehen werden. Das ist etwa knapp die Hälfte unserer Professorenschaft. Wir wollen jede Professur in dem Fach lassen, wo sie ist, das war ganz entscheidend für die Einigung für dieses Konzept. Eine Alternative wäre es, einen Bereich aufzubauen, indem wir einen anderen schließen. Nein, das wollen wir nicht. Jede Professur soll aber ein bisschen justiert werden. Jedes Fach, wenn es eine Professur wiederbesetzen möchte, soll sehen, wie diese bestmöglichst zu einer von den Profillinien beitragen kann. Das heißt, keiner muss Angst haben, dass wir dem Fach etwas wegnehmen. Aber der Preis dafür ist, dass sich jede Professur ein bisschen bewegen muss. Außerdem ist jeder Professor, der schon da ist, eingeladen, bei die diesem großen Ziel aus seiner Perspektive mitzumachen.

Hier möchte ich schöne Überraschungen nennen, die ich bei den Antrittsbesuchen der frisch berufenen Professorinnen und Professoren erleben durfte. Es kam eine junge Kollegin in der Sozialpädagogik auf mich zu und sagte, sie finde unsere Ziele gut und könne sich mit dem Ziel *Aging Science and Humanities* identifizieren, also Wissenschaften zu älter werdenden Menschen. Nun werde sie eine Studie zu Lehrern in einer älter werdenden Gesellschaft beginnen. Die Lehrer seien alle relativ alt und Schüler hätten nur noch alte Rollenmodelle. Wir haben praktisch keine 25-jährigen Lehrer in einigen Bundesländern, oder 30-jährige, oder 35-jährige oder 40-jährige, weil dort seit 15 Jahren überhaupt nicht mehr eingestellt wurde. Sie fuhr fort, sie werde das sie jetzt näher erforschen. Sie wäre vorher nie auf diese Idee gekommen, aber weil es zu den Profillinien passe, werde sie es jetzt gerne machen. Das ist der Effekt, den ich wollte, dass Kollegen, die



herkommen, oder solche die jetzt schon lange bei uns sind, sehen, aha, das sind die Ziele, da will unsere Universität hin. Was kann ich als Professor dazu beitragen? Dann suche ich mir innerhalb meines Spezialfaches, da wo es geht, eine Fragestellung, die dazu passt.

Wenn wir Juristen haben, die über juristische Fragestellungen von älteren Arbeitnehmern arbeiten und forschen, und dann eine juristische Fragestellung aufkommt, dann haben sie sich gefunden und können zusammen Probleme lösen, von denen wir vorher gar nicht wussten, dass wir sie haben. Also dieses Zusammenarbeiten, wenn man gemeinsam in eine Richtung schaut, das führt zur Überschneidung von Interessen, auch zu Glückstreffern, die man in der Forschung braucht. So kann man gemeinsam Wissenschaft betreiben und konkurrenzlos dastehen und Ergebnisse erzielen, von denen andere nur träumen. Das ist der Sinn dieser Profillinien, dass jeder in seinem Studiengang in Freiheit von Forschung und Lehre ganz normal lehrt, aber die Freiheit nutzt, um das zu machen, was dem Ziel entspricht. Das ist keine Pflicht, aber jeder soll spüren dass es ihm und unserer Universität besser geht, wenn gemeinsam ein Ziel verfolgt wird. Das ist die Idee. Und ich bin überzeugt davon, dass wir es auch schaffen, systematisch in den nächsten zehn Jahren diese Ziele so zu erreichen werden, dass man uns beneiden wird für unsere tollen maritimen Systeme, den Schwerpunkt *Maritime Systems*, weil wir so viele ausgezeichnete Professoren haben, die daran arbeiten. Sie sind vielleicht nicht schlauer als sie vorher waren, und sie sind vielleicht auch nicht schlauer als die an anderen Universitäten. Aber wenn sie alle in eine Richtung gucken, dann addieren sich die Kompetenzen, potenzieren sich sogar. Etwas anderes haben diejenigen, die jetzt in der Exzellenzinitiative gewonnen haben, auch nicht gemacht. Die Bayern kochen auch nur mit Wasser. Das ist die Richtung, in die ich gehen möchte, und ich glaube, wir sind auf einem guten Weg.

Die Organisationsstruktur – ich bin bis jetzt nicht weiter darauf eingegangen – ist eine Interdisziplinäre Fakultät. Es ist mir wichtig, für unsere Themen eine passende Organisationsstruktur zu haben. Wenn wir nur entschieden hätten, wir wollen bestimmte Thema und geben den einzelnen Professoren Geld dafür, dann hätte es nicht funktioniert. Unsere Themen dürfen nicht in Vergessenheit geraten, deswegen brauchen wir Strukturen dafür. Wir müssen jeden Tag daran erinnert werden. Das Ziel war es, den ersten Amerikaner auf dem Mond zu schicken. Unsere Ziele sind diese Themen. Nur wenn wir förmliche Strukturen haben, mit Verantwortlichen auf Augenhöhe mit allen Anderen – Dekanen und Institutsleitern –, nur dann werden wir ständig an diese Ziele erinnert. Gewiss, es gibt Fächer, die können wenig zu unseren Profillinien beitragen. Das ist auch in Ordnung so. Auch die brauchen wir auch künftig. Beispielsweise, wenn ich an die Romanistik oder solche Fächer denke, die wir für die Lehrerausbildung brauchen, sollen wir sie auch haben, aber ob etwa ein Romanist einen Beitrag zu unseren drei Profillinien leisten kann, das weiß ich nicht so richtig.

Aber diese Stellen sollen auch nicht umgewidmet werden. Wenn wir sie brauchen, ist das in Ordnung. Aber ich wette, dass von diesen 110 Professuren, die in den nächsten zehn Jahren an unserer Universität wiederbesetzt werden, zwei Drittel anpassungsfähig sind, vielleicht sogar mehr als 80 Prozent. Aber wenn wir zwei Drittel hinkriegen, dann haben wir schon viel gewonnen, das sind 70 Stellen. Wenn wir diese systematisch in den nächsten 10 Jahren mit guten jungen Leuten, interessanten Professoren besetzten, verteilt auf die drei Themen, ja, dann stehen wir richtig gut da. Dann wette ich, dass wir besser sind als Bayern, selbst wenn sie ihre Alpenforschung nutzen, oder TU München, wenn sie ihre Autoforschung betreiben. Wir können auf unseren Gebieten besser sein. Ich glaube daran. Die sind dort nicht cleverer, aber sie haben zusammengearbeitet, hatten eine Vision gehabt, die wir auch brauchen. Ich denke, wir haben jetzt eine Lösung, wir haben einen Plan, wir haben ein Ziel, und jetzt geht es an die systematische Umsetzung. Und die kostet noch einmal richtig Kraft. Dann wird es die harten Entscheidungen geben. Vielleicht will eine Fakultät nicht umwidmen, dann hole ich Gutachten ein und prüfe. Dann geht möglicherweise der Zank los, aber das muss nicht sein. Bei den ersten Professuren, die jetzt ausgeschrieben wurden, bevor wir einen Lenkungsmechanismus installieren konnten, haben die Fakultäten schon freiwillig in ihre Ausschreibungen Hinweise auf die Profillinien gesetzt. Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät zum Beispiel legte fest, sie wünsche jemanden auf ihrer Professur für Finanzwissenschaft, der einen Beitrag zum Thema *Aging* leisten kann etwa zu Gesundheitskosten oder Renten. Da musste ich nicht einmal fragen, sie haben das ganz allein gemacht. Deswegen glaube ich, auch dieser Prozess wird ohne Blutvergießen abgehen, er kann richtig glatt laufen, ohne dass irgend jemand richtig Druck ausüben muss. Die Fakultäten werden sehen, dass eine Orientierung zu besetzender Professuren an unseren Zielen für das Fach wie unsere Universität Rostock nützlich ist und im Rahmen der Freiheit von Forschung und Lehre auch möglich. Keinem wird damit weh getan. Vielmehr werden bessere Wissenschaftler zu uns kommen werden als sonst. Denn stellen Sie einen Volkswirt vor, der sich auf ältere Menschen spezialisiert hat, soll er an eine Fakultät gehen mit Schwerpunkt Jugend oder die gar keiner Spezialisierung? Nein, dann strebt er an unsere Universität. Solche Leute wollen wir ja, die sich eine Fakultät aussuchen, bei der sie in ihre gewünschte Richtung gehen. Denn da weiß man genau, dass man gut aufgehoben ist, dass es Verständnis für das Thema gibt und das man Kollegen findet, die was Ergänzendes erforschen. Unsere Berufungen werden damit qualitativ höher als sie sonst, weil wir uns zielgerichtet konzentrieren. Das ist meine Vision.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich auf Fragen.

## Diskussion

Transkription und Protokoll: René Ide, Sven Lübbe und Daniel Peters

Kersten Krüger: Vielen Dank. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die schon länger dabei sind, haben den Vorteil, dass sie mehrere Rektoren, im historischen Rückblick und auch aus der Gegenwart, gehört haben. Zum Anfang der Diskussion darf ich sagen: Das war stark! Ansonsten möchte ich mich zurückhalten. Die Fragerunde ist eröffnet.

Hilde Michael:

Sie haben sehr eindrucksvoll geschildert, wie man Potenziale entdecken kann, die die Universität stärken sollen. Wie geht die Universität und insbesondere wie gehen Sie in Ihrer Funktion als Magnifizienz mit Potenzialen, Neugestaltungen und Umgestaltungen der Universität einerseits und dem finanziellen Rotstift der Landesregierung andererseits um? Besteht hier kein Widerspruch?

Thomas Strothotte:

So, den Rotstift ignoriere ich erst mal. Das ist meine Antwort. Ich finde, dass sich unser Land – und das muss ich wirklich sagen – in einer guten Situation befindet. Ich schaue nicht, was uns weggenommen wird; ich schaue, wie viel wir haben: 120 Millionen Euro pro Jahr für die Universität, davon zwei Drittel für den nicht-medizinischen und ein Drittel für den medizinischen Bereich. Da kann mir Keiner sagen, dass man für 120 Millionen Euro keine Spitzenleistungen erbringen könnte. Das muss doch möglich sein. Wenn mir jemand sagt, wir haben kein Geld, muss ich erwidern, dass dies nicht stimmt. Wir haben 120 Millionen. Wir müssen nur wissen, wie wir sie einsetzen, welche Aufgaben wir uns vorgenommen haben. Also haben wir Planungssicherheit von jetzt an bis 2017, genauer gesagt bis 2020. Bis 2017 müssen wir einen Abbau hinbekommen, einen zwanzigprozentigen Abbau unserer Stellen, der ist planbar, linear im Wesentlichen. Sie sagen uns zwar nicht in welchem Jahr, aber im Prinzip können wir es uns ausrechnen. Sie werden uns nicht 20 Prozent sofort wegnehmen. Wir wissen genau, mit wie vielen Stellen wir in welchem Jahr rechnen können, wie unsere Personallage aussieht, wer in den Ruhestand geht, welche Gebiete betroffen sind und welche Spezialisierung die Kolleginnen und Kollegen haben. Das heißt, ich schaue nicht darauf, wie viel jedes Jahr wegfällt, sondern darauf, wie viel wir haben.

Mir kann keiner sagen, dass man nicht auch mit 120 Millionen Euro Qualität schaffen kann. Wir müssen unsere Aufgaben unter die Lupe nehmen um zu sehen, wie viel wir uns leisten können, welche Fächer und welche Vielfalt an Fächern. Bei jeder Stelle muss hinterfragt werden, ob sie unbedingt notwendig ist. Ich habe gesagt: Wir werden 110 Berufungen haben. Eigentlich gehen 130 Kollegen in den

Ruhestand, das haben Sie gar nicht gemerkt, stimmt es? Ich habe gesagt, was wir alles haben und Sie haben es mir geglaubt. Sie waren beeindruckt, haben sich gefreut. Ich habe nicht gesagt, dass wir 20 Professuren in den nächsten 11 Jahren abbauen müssen und wie wir das machen. Sie haben sich begeistern lassen von dem was wir haben, von den Freiheiten durch 110 Berufungen. Das ist meine Antwort auf Ihre Frage.

Catharina Trost:

Erst einmal muss ich widersprechen. Die Zahl 110 habe ich mir mitgeschrieben und mir innerlich gesagt, dass es zu wenige sind. Es könnten mehr sein. Sie sagten vorhin, die Freiheit von Forschung und Lehre würde hier funktionieren. Sie haben aber auch andererseits immer gesagt, dass es vereinbarte Zielvorgaben gibt.

Thomas Strothotte:

Ziele. Ich sagte Ziele. Zielvorgaben ist ein ganz schlimmes Wort.

Catharina Trost:

Beißt sich das nicht? Was geschieht mit denjenigen, die diese Ziele nicht mit verfolgen? Meine andere Frage lautet: Wenn man immer mehr Professuren abbauen muss, wie wollen Sie es dann noch schaffen, dass die Universität Rostock für neue Studenten interessant bleibt und die Vielfalt weiterhin gewährleistet ist?

Thomas Strothotte:

Das sind gute Fragen. Sie haben mir damit einen Ball zugeworfen. Da sind verschiedene Punkte, die mir auch sehr wichtig sind. Bezüglich Ihrer Frage zum Widerspruch zwischen Freiheit und Vorgabe sage ich Ihnen, dass ich das Wort Zielvorgabe ganz bewusst nicht benutzt habe, sondern wir haben uns auf ein gemeinsames Ziel geeinigt, das freiwillig ist. Jeder ist frei, in dieser Richtung zu arbeiten und niemand ist schlechter dran, wenn er in seine eigene Richtung geht, er verpasst aber Chancen. Nehmen Sie eine Universität ohne Ziele, da macht jeder was er will. Er findet per Zufall vielleicht mal jemanden, mit dem er zusammenarbeiten kann, wenn er das überhaupt will. Derjenige, der bei einer zielorientierten Universität in eine andere Richtung geht, ist nicht schlechter dran, als jemand, der die Ziele der Universität mit verfolgt. Dann partizipiert er aber schlicht und einfach nicht an dem, was um ihn herum passiert. Er darf jedoch frei forschen und er darf machen, was er will. Er ist aber auch frei, etwas auszusuchen, womit es der Universität besser geht. Und wenn es der Universität besser geht, geht es ihm dann noch besser. Der Wissenschaftler ist frei, auch das zu machen, was in seinem unmittelbaren Kontext vernünftig ist und der Universität als Ganzes hilft, wohl wissend, dass es ihm selbst dabei auch besser geht.

Schauen Sie sich die Universitäten an, die eine Exzellenzförderung bekommen haben, zum Beispiel die TU München mit ca. 300 Millionen Euro, da geht es jedem besser. Jedem einzelnen, auch denjenigen, die etwas machen, was nichts mit den Zielen der Universität zu tun hat. Das Renommee alleine ist schon wertvoll, denn die nennen sich jetzt Exzellenzuniversität. Schon dadurch geht es jedem besser. Wollen Sie, dass Ihre Professorinnen und Professoren renommiert und bekannt sind, dass sie eine gute Forschung und damit auch eine gute Lehre machen können? Ich glaube schon, dass dies ein erstrebenswertes und ein notwendiges Ziel ist. Diese Frage haben wir auch im Konzil diskutiert und sind dabei nach halbstündiger Diskussion zu dem gemeinsamen Schluss gekommen: Wenn dies nicht unser Ziel ist, dann sacken wir ab, und auch unsere Lehre ist folglich nicht mehr gut. Dann qualifizieren wir unsere Studierenden nicht mehr so, dass sie konkurrenzfähig sind mit den anderen. Das aber ist unser Auftrag.

Die andere Frage betreffend: Die Vielfalt wollen wir erhalten, aber ob man jetzt fünf oder vier verschiedene Vertiefungsrichtungen eines Studiengangs hat, da muss man möglicherweise Abstriche machen. Brauchen wir fünf verschiedene Vertiefungsrichtungen oder reichen vielleicht auch vier, wenn diese stärker sind? Vielleicht können wir uns auch nur vier leisten? Dann würde ich sagen, machen wir lieber nur drei und bauen diese dann aus. Der einzelne Studierende ist nicht beschnitten in seinen Möglichkeiten. Wenn er unbedingt etwas machen möchte, was bei uns nicht angeboten wird, ist er frei woanders hinzugehen.

Daniel Peters:

Inwieweit ist die von Ihnen beschriebene Freiheit von Lehre und Forschung mit den hochschulpolitischen Rahmenbedingungen in Einklang zu bringen? Wie sehen Sie hierbei die Hochschullandschaft in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern? Und wie schätzen Sie die Situation speziell in Mecklenburg-Vorpommern ein? Stichwort: Hochschulautonomie.

Thomas Strothotte:

Unsere Ziele passen in die deutsche Szene und in die internationale Szene. Bei der Auswahl unserer Profillinien, bei meinen Erstvorschlägen, habe ich erst einmal darauf geachtet, dass es nicht Themen sind, die offensichtlich schon woanders angesiedelt sind, die zum Beispiel schon vor einem Jahr in der Exzellenzförderung des Bundes vergeben wurden. So ganz offensichtlich braucht man ja auch nicht ins offene Messer zu rennen. Wir haben Themen gesucht, die eine gewisse Mischung haben.

Das Thema Nummer eins *Life, Light and Matter* ist eines, das aus unserer Tradition kommt. Beginnend in der Nachkriegszeit wurden Ingenieurwissenschaften, Medizin und Naturwissenschaften als Dreieck verstärkt aufgebaut. Es ist also ein Thema, das sich die Universität seit mehr als 60 Jahren auf die Fahne schreibt.



Die zweite Profillinie *Maritime Systems* bedient unsere geographische Lage einerseits und die Wirtschaft, die sich dank dieser geographischen Lage hier entfaltet hat, andererseits. Das dritte Thema *Aging Sciences and Humanities* ist deshalb interessant, weil es ein gewaltiges gesellschaftliches Problem aufgreift, das für die Gesellschaft in der westlichen Welt, auch in der gesamten Welt, wirklich relevant ist. Mecklenburg-Vorpommern spielt dabei eine Art Vorreiterrolle, da es hier ein wenig früher und verschärfter kommt als in manchen anderen Bundesländern. Das ist unsere Chance, etwas daraus zu machen, denn wenn die Anderen das Problem erkannt haben oder es bei ihnen auftritt, haben wir schon Lösungen dafür parat. Das ist die Idee dahinter.

Das zweite Thema *Maritime Systeme* grenzt mit den Umweltfragen auch an die ganze CO<sub>2</sub>-Diskussion. Ich will es nicht an die CO<sub>2</sub>-Diskussion binden, da es diese vielleicht überdauern soll, aber sie soll zumindest auch ein Aspekt sein, der daran angelehnt ist. Das sind die drei Aspekte, die sowohl für Deutschland als auch international die Positionierungen anbelangen. Wir haben drei Themen und bedienen damit drei verschiedene Dinge sowie die Politik.

Damit kommen wir zu Mecklenburg-Vorpommern. Ich habe angedeutet, dass ich sehr intensiv mit jedem Politiker gesprochen habe, den ich greifen konnte, um zu erfahren, wo das Land hin möchte. Das Land will Gesundheitsland Nummer eins werden. Das Thema Gesundheit ist das Thema für das Land. Da gibt es ein Gesundheitskuratorium, es gibt spezielle Förderungen dafür und diverse andere Dinge, die sich entwickelt haben. *Aging Sciences and Humanities* ist auf die Gesundheit von älteren Menschen spezialisiert, und das erste Thema hat ebenfalls, zumindest am Rande, mit Gesundheit zu tun. Insofern sind die Interessen der Politik des Landes berücksichtigt und finden sich auch wieder.

Nun zur Frage der Hochschulautonomie hier im Land: Während meiner Amtszeit hat mir bislang noch kein Ministerialbeamter gesagt, was ich zu tun oder zu lassen habe. Ganz im Gegenteil, als ich die Diskussion begonnen habe und wir nach möglichen Themen suchten, habe ich seitens der Politik nach Wünschen und Anregungen gefragt. Jedoch haben sich alle zurückgehalten und auf die Hochschulautonomie verwiesen. Ich fühle mich seitens des Landes überhaupt nicht gegängelt. Ich denke, dass wir in unseren Gesetzen eine ganze Reihe von Freiheiten vorfinden, die Universitäten in anderen Bundesländern nicht haben. Am Gesetz würde ich zwar doch noch das Eine oder Andere geändert sehen wollen, aber das sind im Wesentlichen Marginalien, die uns stören. Die Frage ist vielmehr, was machen wir mit den Freiheiten, die wir haben und mit dem Geld, das uns zur Verfügung steht. Allein schon damit können wir Spitze werden. Wenn Sie dann noch das Eine oder Andere konzentrieren, können wir noch besser werden. Das Defizit liegt nicht in den gesetzlichen Rahmenbedingungen. Unsere Entfaltungsmöglichkeiten liegen darin, was wir mit dem gesetzlichen Rahmen machen.

Christian Abel:

Der finanzielle Rahmen wird ja nun schrittweise kleiner. Inwieweit besteht die Möglichkeit, durch die Hilfe der regionalen Wirtschaft und der hiesigen Unternehmen weitere Gelder für die Universität zu gewinnen und die Profillinien damit zu stärken? Wie kann man diese Profillinien über einen längeren Zeitraum, auch über personelle Veränderungen hinweg, langfristig sichern?

Thomas Strothotte:

Wir haben in dem Beschluss des Senates festgehalten, dass nicht nur Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter und Studierende Mitglieder der Departments der Interdisziplinären Fakultät sind, sondern wir wollen auch assoziierte Mitglieder haben. Die Rechtsform wird wahrscheinlich ein eingetragener Verein sein mit drei Sektionen. Das wird die Plattform sein, über die Personen oder Unternehmen eintreten können. Wir werden daran arbeiten, diejenigen in der Region, die bereit sind, mit der Wissenschaft zu reden, dort für uns als Mitglieder zu gewinnen, so dass wir sie organisiert haben. Dann wollen wir den Dialog suchen zwischen unseren Professorinnen und Professoren und den Mitgliedern. Wenn wir dann sehen, Firma X und Professor Y können miteinander, der eine hat eine Fragestellung und der andere hat das Handwerkszeug, um diese zu beantworten, dann werden wir 50 Promotionsstipendien bereitstellen, um genau solche Dinge zu bearbeiten. Dann kann der Dekan sagen: „Dafür bekommt ihr jetzt Geld und müsst nur noch einen Absolventen finden, der bereit ist, das zu bearbeiten.“ Das dürfte auch möglich sein. Somit kann ein paar Jahre daran gearbeitet werden, um dem Betrieb in einer längerfristigen Strategie zu helfen. Das heißt, Forschung zu betreiben, damit das Unternehmen in fünf Jahren besser dasteht als vorher.

Ich glaube nicht, dass wir so schnell 400 Millionen Euro Spenden bekommen werden. Da wüssten wir auch erst einmal nicht, was wir damit anfangen sollten. Wir haben ein Budget von 120 Millionen Euro, das können wir ausgeben und wissen auch wie. Wir haben gar nicht die Struktur, um 400 Millionen auszugeben. Man muss in der Lage sein, Geld auszugeben. Da müssen wir hin wachsen. In dem Maße, in dem wir innerhalb dieser Themen die Beziehungen zur Wirtschaft aufbauen, glaube ich, wird dann auch Geld fließen, nicht in Form von Geschenken, sondern in Form von Zusammenarbeit. Dann kommen Firmen, die Forschung brauchen, nach Rostock und lassen es von uns machen, weil sie wissen, hier bekommen sie gute Absolventinnen und Absolventen, die dann mit diesem neuen Wissen geimpft worden sind. Ich glaube, dass die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft, langsam aber sicher, ausbaufähig ist und zwar nicht nur regional, sondern auch überregional.

Zur zweiten Frage: Erstens halte ich die Struktur einer Interdisziplinären Fakultät für etwas, das einen längeren Zeitraum überdauern könnte. Vielleicht nicht 600 Jahre. Aber es könnte sein, dass sich diese Struktur über viele Jahre

bewährt. Ich habe an anderen Institutionen gesehen, dass sich eine solche Herangehensweise lange gehalten hat, über ein paar Jahrzehnte. Es kann sein, dass wir in 15 Jahren sagen, dass die eine oder andere Profillinie nicht mehr so relevant ist. Die lassen wir auslaufen und machen etwas Neues oder haben eine Vierte und lassen die Dritte dafür auslaufen. Da wird es einen Wandel geben müssen. Die Themen selbst dürfen sich auch mal wandeln oder es kann auch sein, dass wir die Themen begutachten lassen und dass die Gutachter zu dem Schluss kommen, die haben es nicht gebracht, und weitere Investitionen lohnen sich nicht. Der einzige Grund, warum man es nicht schaffen könnte, sind Streitigkeiten innerhalb der Projekte. Ich habe einmal gelernt, dass 70 Prozent aller Vorhaben scheitern, weil die Beteiligten sich nicht verstanden haben. Dann muss man auch den Mut haben, diese zu schließen. Die beteiligten Personen müssen in diese gemeinsame Richtung gehen. Und ich bin nicht mehr jahrzehntelang da und das ist auch gut so, denn auch ich habe mein Innovationspotential irgendwann erschöpft und dann muss jemand anderes ran.

Heiko Marski:

Ich habe zwei Fragen. Ich schätze es sehr, dass Sie eine nordamerikanische Art haben, Probleme anzugehen. So haben Sie es auch dargelegt. Das bringt frischen Wind und ist auch von Vorteil. Vorhin haben Sie auch gesagt: „Den Rotstift ignoriere ich erst einmal.“ Das ist mir aufgefallen. Sie haben ja auch interkontinentale Kontakte und in Nordamerika neigt man gelegentlich dazu, bestimmte Probleme einfach zu ignorieren und sagt: „Jetzt konzentriere ich mich erst einmal auf ein Ziel!“ Ein aktuelles Beispiel ist, dass zwanzig Millionen US-Amerikaner jeden Abend hungrig ins Bett gehen, weil sie nicht genügend Geld haben, um sich Lebensmittel zu kaufen. Auch in Deutschland gibt es Kinderarmut. Der Unterschied ist, dass die USA weiterhin Sozialprogramme streichen, während Deutschland massiv versucht das Geld dahin zu leiten, wo die Not am größten ist. Sie haben gesagt, dass Sie den Rotstift an dieser Universität ignorieren wollen. Darum stelle ich jetzt eine provokante Frage. Wenn hier wirklich um zwanzig Prozent gekürzt wird und es auch richtig ist, dass man mit hundertzehn Professuren noch gestalten kann, so ist die Konsequenz doch, dass Bereiche geschlossen werden müssen. Ob es Fakultäten sein werden oder Institute, muss man sehen. Aber wir haben bereits Deutsch als Fremdsprache, Slawistik und weitere Institute geschlossen. Die Gräzistik zum Beispiel ist momentan nicht arbeitsfähig, weil dort einfach eine Stelle fehlt. Neben den Profillinien haben wir einen weiteren Zielschwerpunkt, der vom Land per Gesetz beschlossen wurde. Das ist die Lehrerbildung. Nun haben wir aber erlebt, dass drei Institute bereits geschlossen wurden, beziehungsweise vor dem Aus stehen, die für die Lehrerbildung konstituierend sind. Ich will mich jetzt aber nicht zu sehr auf die Lehrerbildung einschließen. Nach

Ihrer Logik müsste man diese Institute eigentlich wieder aufmachen, weil ja gefördert werden soll, was dem Ziel dient, und das ist eines der Ziele.

Meine Frage ist, ob Sie darüber nachdenken, den Status der Volluniversität aufzugeben, wenn wir uns auf neue Ziele konzentrieren, um diese erreichen zu können. Einfach weil uns sonst durch die breite Streuung die Mittel fehlen würden, um uns auf Qualität zu konzentrieren. Die Ziele wären ja dann, die Profillinien, die Lehrerausbildung und auch der Forschungsschwerpunkt in der Physik.

Thomas Strothotte:

Okay, ich fange mal von vorne an: Ignorieren des Rotstiftes. Die Antwort auf diese Frage habe ich überprononciert, einfach um dagegen zu halten. Es geht nicht um den Abbau, sondern um das, was wir haben, und damit zu arbeiten, das Beste daraus zu machen. Nicht schwerpunktmäßig über den Abbau jammern, sondern sehen, was reinkommt. Das muss der Schwerpunkt sein. Alles andere wäre schlicht und einfach kontraproduktiv. Natürlich ignoriere ich nicht, dass da eine Beschäftigungskurve ist, die ein bisschen nach unten geht, aber das endet ja auch bei achtzig Prozent. Man darf nicht immer nur schauen, was über der Kurve ist (die Stellen, die man nicht hat), sondern auch darunter (die Stellen, die man hat), und das ist immer noch ganz schön viel. Natürlich geht das mit der einen oder anderen Änderung einher. Änderungen, die wir auch schon beschlossen haben. Im wissenschaftlichen Bereich haben wir festgelegt, welche Professuren gestrichen werden. Ich weiß jetzt nicht genau, ob Deutsch als Fremdsprache mit dabei war. Sagen Sie mir mal: Was ist eigentlich eine Volluniversität? Ich will den Spieß jetzt nicht umdrehen. Die Frage war rhetorisch und ich werde sie selbst beantworten. Ich weiß nicht so genau, was eine Volluniversität ist. Gehört Byzantinistik dazu? Brauchen wir Byzantinistik für eine Volluniversität?

Heiko Marski:

Nein.

Thomas Strothotte:

Brauchen wir also nicht. Sind wir gerade eine Volluniversität? Warum brauchen wir dann keine Byzantinistik?

Heiko Marski:

Die klassische Definition bisher war immer, dass die Gründungsfakultäten erhalten bleiben müssen. Weshalb die Juristen auch mit gewissem Anspruch argumentieren, dass wir keine Volluniversität mehr sein können, wenn wir die Juristische Fakultät jetzt herunterfahren.

Thomas Strothotte:

Also, ich glaube nicht, dass wir glücklich wären oder uns als Volluniversität betrachten würden, wenn wir nur noch die Philosophische, die Theologische, die Juristische und die Medizinische Fakultät hätten. Die Theologie ist keine Gründungsfakultät, können wir also auch noch weg lassen? Das ist nicht das, was man heute unter einer Volluniversität versteht. Insofern ist dieses Definieren über Gründungs- oder gründungsähnliche Fakultäten, um Theologie mit zu betrachten, nicht adäquat. Die Ingenieurwissenschaften würden unter den Tisch fallen. Die Literaturwissenschaft, die gab es damals noch gar nicht. Die würde nur am Rande der Philosophie mit betrachtet werden. Wir hätten keine Labore. Die Frage ist: Was wollen wir mit einer Volluniversität? Ich glaube, wir sollten die Volluniversität insoweit beherzigen, dass wir sagen: Sie befähigt uns, fakultätsübergreifende Themen in ihrer vollen Breite zu bearbeiten. Wir brauchen zum Beispiel einen Juristen für den Bereich *Maritime Systeme*, also für Seerecht. Wir brauchen auch für Bereich *Alternde Gesellschaft* Juristen. Da gibt es verschiedene Spezialthemen. Wir brauchen einen Mediziner, der eine gewisse Fachrichtung hat und dafür eine andere Fachrichtung vielleicht nicht. Die Volluniversität als Sprungbrett, so dass wir interdisziplinäre Themen bearbeiten können. So sehe ich das. Und dass wir dann auch bereit sind, uns zu beschränken. Wenn wir zum Beispiel mit der Zeit gehen und in zehn Jahren ein Gebiet besetzen, das es heute noch nicht gibt, dann müssen wir auch bereit sein, von etwas anderem loszulassen. Dass heißt dann, wenn es in einer Richtung fünf Möglichkeiten gibt, dann entfallen vier und man nutzt die eine Möglichkeit, um etwas Neues zu machen. Diesen Mut müssen wir haben. Dass die Juristische Fakultät gefährdet ist, genauer gesagt: Dass der Studiengang geschlossen wird und damit die Fakultät sehen muss, wie sie ihre Daseinsberechtigung noch definiert, ist natürlich äußerst bedauerlich.

Die Volluniversität aber über das Staatsexamen zu definieren, ist nicht mehr zeitgemäß. Man kann es anders machen. Dresden zum Beispiel wurde gezwungen, das Staatsexamen abzuschaffen. Sie bieten jetzt Wirtschaftsrecht an, mit einem Abschluss als Bachelor. Die Studierenden, die das Staatsexamen machen wollen, müssen dann ein Jahr woanders hin gehen. Genau das Gleiche steht in unserem Vergleich zwischen Land und Universität, den ich aushandelte und der vom Senat der Universität mit großer Mehrheit beschlossen wurde, nämlich die Möglichkeit, dass Jura hier auf genau die Art und Weise fortgeführt wird. Diejenigen, die das juristische Staatsexamen brauchen – was für mich nicht notwendigerweise zu einer Volluniversität gehört –, können das letzte Stückchen in Greifswald machen. Ich denke sowieso, dass wir eine intensivere Zusammenarbeit mit Greifswald pflegen sollten. Wenn wir dann zufälligerweise eines Tages keinen Professor mehr haben sollten, der Seerecht macht, vielleicht wären sie in Greifswald bereit, jemanden bei sich anzusiedeln und mit dem arbeiten wir dann zusammen. Da muss auch von Seiten des Landes ein wenig moderiert werden, so dass die Inter-



essen zusammenpassen. Dann müssen wir vielleicht auch einen Mediziner für *Community Medicine* einstellen, der irgendetwas Ergänzendes zu Greifswald macht.

Heiko Marski:

Ich habe noch eine zweite Frage, die etwas schneller zu beantworten ist. Sie haben vorhin gesagt, dass es Ihnen wichtig war, sich mit allen Gremien der Universität abzusprechen, damit die Interdisziplinäre Fakultät auch wirklich Rückhalt findet. Sie haben, jedenfalls soweit ich das in den Gremien, in denen ich sitze, verfolgen konnte, immer wieder zugesagt, beziehungsweise war es auch die nach außen vertretende Position, dass, weil wir stolz darauf sind eine Universität in Mecklenburg-Vorpommern zu sein und weil wir auch in Deutschland bekannt werden wollen, die Profillinien deutsche Namen erhalten. Sie haben wörtlich im Konzil gesagt, die englischen Namen seien nur Arbeitstitel. Ich habe auch eine Einladung zur Bundesveranstaltung bekommen, und wir haben hier die Broschüre. Die Profillinien haben englische Namen und werden sie, soweit ich es absehen kann, auch behalten. Was hat Sie dazu bewogen, entgegen der monatelangen Linie, jetzt doch englische Titel zu nehmen.

Thomas Strothotte:

Ich hätte mir lieber gewünscht, Sie hätten mich gefragt, wie ich das erkläre und nicht warum ich anders entschieden habe. Ich erkläre Ihnen, wie der Werdegang gewesen ist und wie es weiter geht. In einer der Profillinien hatte sich die Mannschaft – weil sie so heterogen gewesen ist – bezüglich der Eigenzielstellung, die sich ja in einem Namen verkörpert, verrannt. Da ging es zur Sache. Da flogen wissenschaftlich die Fetzen und sie konnten sich nicht einigen. Jeder versuchte seinen Begriff mit hinein zu pressen. Da habe ich zu ihnen gesagt: „Meine lieben Kollegen, vergesst mal eure Lieblingsbegriffe!“ Durch einen Wechsel der Sprache bekommt man eine *tabula rasa* hin. Wir sind dem verminten Terrain des Schlachtfeldes, auf dem sie einen deutschen Begriff finden wollten, ausgewichen, und sie konnten sich dann relativ schnell auf einen englischen Begriff einigen. Jetzt lassen wir über die ganze Sache ein wenig Gras wachsen. Wenn sich alles beruhigt hat und die inhaltliche Diskussion ein bisschen weiter gegangen ist, werden wir uns die Sache frisch angucken und mit externer Hilfe, gegebenenfalls mit Hilfe einer Agentur, deutsche Begriffe suchen.

Heiko Marski:

Da stellt sich die Frage: Warum externe Hilfe? Unser Institut für Anglistik ist ziemlich gut besetzt.

Thomas Strothotte:

Ich bin auch Muttersprachler. Es geht doch nicht darum, dass man Englisch können muss, um das zu übersetzen, sondern darum, dass wir einen Begriff finden, der die Sache beschreibt, der griffig ist und andere für das Thema begeistert. Wissen Sie, wie viel Geld Bill Gates für den Begriff *Windows* ausgegeben hat? Zehn Millionen Dollar, für eine Firma, die ihm half, den Namen *Windows* für sein Betriebssystem zu finden. Wir wollen keine zehn Millionen Dollar oder Euro ausgeben. Ich will mich jetzt auch nicht weiter zu dieser externen Hilfe äußern. Wir brauchen sie und dazu stehe ich, aber das ist nicht der Punkt. Der Punkt ist: Wir kamen in der deutschen Sprache nicht voran und Englisch war ein Ausweg aus der verfahrenen Situation. Irgendwann gehen wir dann wieder zurück. Irgendwann heißt: Im nächsten halben Jahr. Vielleicht zum Sommersemester. Das müssen wir dann sehen. Ich hoffe, dass es dann auch eine Einigung gibt. Ich will auf jeden Fall deutsche Begriffe haben. Ich hoffe, dass es gelingt und gehe auch davon aus. Es war ein rein taktisches Manöver, damit wie überhaupt voran kommen – ein Ausweichen auf ein anderes Terrain, um dann etwas später wieder zurück zu kommen.

René Ide:

Sie haben sehr viel über Innovation, Kreativität und neue Forschungsfelder gesprochen. Sie sind von Hause aus Informatiker. Wir sind alle Geisteswissenschaftler. Wie sehen Sie vor allem als Informatiker die Rolle der Geisteswissenschaften in der sich wandelnden Hochschullandschaft? Zunehmend werden die Naturwissenschaften in der Politik, der Wirtschaft und der Gesellschaft als Förderungsziel in den Fokus gestellt. Fallen die Geisteswissenschaften dabei unten durch?

Thomas Strothotte:

Erstens: Ich werde mich nicht als Informatiker äußern. Ich bin Ihr Rektor. Das ich irgendein Fach gelernt habe, sei dahin gestellt. Ich werde mich zur Notwendigkeit von Geisteswissenschaften grundsätzlich äußern. Wir als Universität, insbesondere wenn wir den Anspruch haben – jetzt nutze ich selbst den Begriff, von dem ich gesagt habe, dass er schwer zu definieren sei –, eine Volluniversität sein zu wollen, brauchen die methodische Herangehensweise der Geisteswissenschaften in unserem Repertoire. Das ist notwendig, denn sonst fehlt eine ganze Art und Weise Wissenschaft zu betreiben. In diesem Bereich muss natürlich Ausbildung und Forschung erfolgen. Da braucht man Substanz und Leute. Das ist vielfältig.

Das Zweite ist: Man muss dann auch sehen, was unser weiterer Auftrag ist. Ein Auftrag ist, dass die Bachelorstudiengänge berufsqualifizierend sein sollen. Es sei die Frage gestattet: Welchen Beruf wird jemand erlernen, der einen BA hat, zum Beispiel in Geschichte mit Zweitfach Anglistik? Wir müssen unseren Studie-

renden reinen Wein einschenken. Wenn wir genau wissen, dass sie mit dieser Kombination beruflich nicht weiter kommen, wenn sie nicht links und nicht rechts gucken, zum Beispiel im Laufe des Studiums keine ehrenamtliche Tätigkeit ausüben, wo sie irgendetwas lernen, womit man später auch den Lebensunterhalt bestreiten kann. Dann müssen wir reinen Wein einschenken und ihnen sagen: Das ist nicht berufsqualifizierend. Das ist für einen selbst, dass man bereichert ist, aber einen spezifischen Beruf wird man damit nicht ausüben können. Das müssen wir unseren Schülerinnen und Schülern sagen, damit sie nicht die falschen Vorstellungen haben. Meine Erfahrung ist: immer dann, wenn Vorstellung und Realität auseinanderklaffen, gibt es Probleme. Unsere interdisziplinären Themen sind so angelegt, dass sie auf einer Volluniversität mit ihrer Fächervielfalt aufbauen. Nehmen Sie *Aging Sciences and Humanities* ohne geisteswissenschaftliche Komponente. Das wäre lächerlich. Die bräuchten gar nicht anzutreten. Durch ihre Herangehensweise und durch ihre Auswahl zementieren die interdisziplinären Themen die Geisteswissenschaften als große Fächergruppe an unserer Universität, weil wir ohne sie diesen Themen nicht gerecht werden könnten. Wie ausdifferenziert dann wiederum die Geisteswissenschaften sind, das haben Sie nicht gefragt und da will ich auch nicht weiter ins Detail gehen. Bis hin zu Byzantinistik, das ist mein Lieblingswort in diesem Zusammenhang geworden, brauchen wir jetzt nicht zu gehen. Aber ich halte die Geisteswissenschaften für einen absolut notwendigen Aspekt.

Jetzt doch noch etwas als Informatiker: Der Diplomstudiengang Computervisualistik, den ich in Magdeburg selbst aufgebaut habe, hat als besonderen Aspekt, dass 20 Prozent des Studiums aus dem Bereich der Geisteswissenschaften sind, mit der Option, da noch mehr zu machen. Das ist extrem gut angekommen. Seit 1996, seit es den Studiengang gibt, haben wir in fast jedem Jahr dort mehr Studienanfänger, als in der reinen Informatik. Wir könnten aber auch keine Universität betreiben, die nur diese zwanzig Prozent machen würde. Das funktioniert nur, wenn man eine Fakultät hat, die die Themen in einer gewissen Breite bearbeiten kann. Dann können sich die Studierenden der Informatik die Rosinen, die sie gerade brauchen, da heraus picken. Aber man kann sich auch nicht auf diese beschränken. So funktioniert die Welt nun mal nicht. Insofern: wir brauchen Geisteswissenschaften. Wir brauchen sie in einer gewissen Breite. Wir brauchen sie auf jeden Fall in einer ordentlichen Tiefe und wir brauchen sie, damit wir unsere interdisziplinären Themen sachgerecht bearbeiten können. Damit sind sie für mich fest verankert. Ich möchte die interdisziplinären Themen in ihren Drittmitteln daran messen, wie die Mannschaft abgeschnitten hat, nicht wie jeder Einzelne abgeschnitten hat. Drittmittel sind Forschungsaufträge von außerhalb. Wenn also die Geisteswissenschaftler weniger Geld einbringen, als ein Ingenieur, der einen Industrieauftrag bekommen kann, dann ist das in Ordnung. Man muss das in Relation sehen. Aber das, was sie machen, sollen sie gut machen.

Kersten Krüger:

Das war ein gutes Schlusswort. Wir dürfen uns bedanken bei unserem Rektor für den Vortrag, für die lebhafte Diskussion. Ich habe vorhin gesagt: „Das war stark.“ Dabei bleibe ich. Die Diskussion wird weiter gehen, freilich nicht jetzt, aber an anderer Stelle. Wir dürfen uns bedanken für Ihre Zeit, für Ihr Engagement. Wir wünschen, dass Ihre Vision weit, weit in die Wirklichkeit transportiert werden kann.

Thomas Strothotte:

Danke schön. Und vielen Dank für die fordernde Diskussion.

**Zeitzeugengespräch  
mit Prof. Dr. Thomas Strothotte am 10. Dezember 2008  
in Ergänzung zum Zeitzeugenbericht vom 26. Oktober 2007**

Kersten Krüger:

Magnifizienz, Sie haben vor einem Jahr ein Zeitzeugeninterview mit uns geführt, das aus der Perspektive einer längeren Amtsdauer gestaltet war. Wie ich Ihnen sagte, ist dieses wichtig zu dokumentieren, weil es Ihre innovativen Ansätze skizzierte und zugleich mit einer Vision für unsere Universität verbunden war. Durch Ihr damals nicht abzusehendes Ausscheiden zum Ende dieses Jahres gibt es, denke ich, Ergänzungen. Insbesondere gibt es zwei Punkte zur Ergänzung, die Frage der Juristischen Fakultät und das Gebiet der internationalen Kooperationen, vorrangig Klausenburg.

Thomas Strothotte:

Zunächst hatte ich meinen eigenen Zeitzeugenbericht durchgelesen, der ja aus der Perspektive der Profillinien, besonders aus dieser Perspektive, geprägt ist. Dieses Thema hatten wir in den Monaten besonders diskutiert. Wenn ich jetzt zurückdenke, gibt es darüber hinaus zwei Themen, die meine Amtszeit in starkem Maße geprägt haben. Das erste ist, wie Sie sagten, das Thema Jura.

Als ich gewählt wurde, war es die klare Aussage von mir, dass ich erstens die Sprachlosigkeit beseitigen und die Sprachfähigkeit zwischen Universität und Land wiederherstellen wollte und dass ich in Verhandlungen mit dem Land das Bestmögliche für die Universität herausholen würde. Mehr habe ich nicht versprochen, mehr konnte ich auch nicht versprechen, weil nicht abzusehen war, wie meine Verhandlungsgegner sich verhalten würden. Aber ich habe gesagt, ich gehe in Verhandlungen, ich spreche wieder mit denen, und ich hole das Beste heraus. Im Vorfeld der Verhandlungen hatte ich im Laufe des Sommers 2006 erste Gespräche mit einigen Juristen geführt, um zu überlegen, was bei diesen Verhandlungen herauskommen könnte, was überhaupt möglich sei. Beispielsweise sprach ich Herrn Prof. Tonner<sup>1</sup>, der später Dekan der Juristischen Fakultät wurde. Da kam die Idee auf zu schauen, wenn das Land partout uns das Staatsexamen nicht lassen möchte, was es dann knapp unterhalb des Staatsexamens geben könne – etwa 80 %, oder 90 % oder 95 % – so dass uns die Möglichkeit bewahrt bleibt, Jura als Fach zum einen an der Universität zu erhalten, aber zum anderen trotzdem dem Land das zu geben, was es unbedingt wollte. Unser Zugeständnis lautete, dass wir

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Klaus Tonner: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002165](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002165)



das Juristische Staatsexamen per se nicht mehr anbieten. Ich habe mit Herrn Tonner Ideen ausgetauscht. Ich habe dann selber zwei Reisen unternommen und war in England bei einem Absolvententreffen der London Business School, deren Absolvent ich bin. Dort konnte ich mit Juristen und mit Wirtschaftswissenschaftlern sprechen auf der Suche nach einem Modell der Verbindung der Fächer Jura und Wirtschaftswissenschaften. Ich war auch an einer kanadischen Universität, der Memorial University in Neufundland, und habe mir angeschaut, wie die Dinge dort gehandhabt werden.

Als ich dann in Mediationsverhandlungen mit dem Land ging, war die wichtigste Frage, was für das Land das Wichtigste war. Da wurde deutlich, dass das Staatsexamen aufzugeben, nicht verhandelbar war. Aber alles andere war verhandelbar. So kam es im Mediationsergebnis dazu, dass zwar das Staatsexamen per se aufgegeben, aber ein relativ großen Mitarbeiterstab der Juristischen Fakultät bewahrt werden konnte, so dass wir die juristische Sachkompetenz unserer Universität behielten, der zum Beispiel für Juniorprofessuren genutzt werden kann. Das war der erste Baustein. Der zweite Baustein war, dass wir überhaupt einen neuen Studiengang in diesem Umfeld als Ersatz für das Staatsexamen aufbauen dürfen, und dieser sollte dann Wirtschaftsrecht heißen, damit wir das Thema Recht überhaupt beibehalten. Das Dritte ist, dass die juristischen Teilleistungen in diesem Wirtschaftsrechtsstudium Teilleistungen des Staatsexamens sein dürfen. Dem hat das Land explizit zugestimmt, also dass die kleinen und großen Scheine des Wirtschaftsrechtsstudiums zugleich als Scheine des Jurastudiums gelten. Der letzte Punkt ist, dass die Universität Greifswald sich bereit erklärt, sämtliche juristischen Scheine, die an der Universität Rostock in unserem Wirtschaftsrechtsstudium erworben werden, als Scheine des Jurastudiums in Greifswald anerkannt werden.

Damit haben wir eine Konstellation geschaffen, womit Studierende der Universität Rostock ein ganzes Stück vom Staatsexamen hier am Standort Rostock machen können und dann nur kurz nach Greifswald wechseln müssen, um von dort aus sich zum Staatsexamen anzumelden. Wenn wir das richtig gestalten, können wir sogar vielleicht die gesamte Lehre für das Staatsexamen anbieten. Zwar dürfen wir vom Staatsexamen nur die Hälfte von den Studierenden verlangen, aber wir können ja einen Wahlpflichtbereich einrichten, in dem der Rest tatsächlich angeboten wird. Dann wird es für Studierende der Universität Rostock möglich sein, sämtliche Scheine in Rostock zu erwerben und sich dann nur noch über Greifswald zum Staatsexamen anzumelden. Sie brauchen sich nur einmal – wenn überhaupt – in Greifswald vorzustellen und können dann direkt in das Staatsexamen gehen. Vielleicht ergibt sich noch die Möglichkeit, sich direkt von Rostock aus sich zum Staatsexamen anzumelden.

Leider hat die Juristische Fakultät das erste Jahr nach dem Mediationsergebnis nicht daran gearbeitet, dieses Modell umzusetzen. Sie hat aber jetzt die Arbeit

aufgenommen. Herr Prof. Tonner ist jetzt zum Studiendekan gewählt worden und wird dieses Konzept umsetzen. Ich bin sehr guter Dinge, dass die Universität dieses als Grundstock nehmen kann, womit irgendwo zwischen 80 %, 90 % bis zu vielleicht 100 % des Staatsexamens tatsächlich angeboten werden kann. Vielleicht bedarf es hier und da noch einer kleinen Ergänzung, aber im Grunde können wir die ganze Lehre anbieten, die für das Staatsexamen notwendig ist. So haben wir dann für die Perspektive der Universität Rostock das Fach Jura gerettet.

Das zweite Thema, das Sie angesprochen haben, ist das Thema der Internationalisierung. Als ich nach Rostock kam und mich umgeschaut habe, wurde deutlich, dass die Universität kein einziges Double-Degree-Programm hat, in dem Studierende – integriert in ihr Rostocker Studium – eine Zeit ins Ausland gehen und sowohl den akademischen Grad einer ausländischen wie unserer Universität möglichst in der Regelstudienzeit erwerben können. Ich habe mich umgeschaut. Ein wesentlicher Grund, warum das bisher nicht ging, lag darin, dass praktisch alle ausländischen Universitäten, mit denen man zusammenarbeiten kann, ihre Lehre auf Englisch halten und deren Studierende, wenn sie zu uns kommen, die Lehrveranstaltungen auf Deutsch hören müssen. Lehre findet bei uns fast ausschließlich auf Deutsch statt. Wir werden auch kein Bachelor-Studium auf Englisch machen können, weil ein deutscher Student Rechtsanspruch hat auf die Lehre auf Deutsch, und die Studiengänge doppelt anzubieten, schaffen wir nicht, weil wir nicht die Ressourcen dazu haben.

Ich habe mich bei diversen Reisen ins Ausland, in den USA, in Kanada, in Syrien, auch in Osteuropa, umgeschaut, ob es irgendwo eine Chance für ein Studium auf Gegenseitigkeit gibt, also wo Studierende wirklich in beide Richtungen gehen können. Bislang herrscht die Tendenz, dass unsere Studierenden in die USA wollen, und die aus Osteuropa wollen sie zu uns. Wie kriegen wir das hin, dass die Dinge wirklich auf Gegenseitigkeit beruhen? Und da ist im Dreiergespräch zwischen Herrn Prof. Rákósy<sup>2</sup> in Klausenburg, Herrn Gruner<sup>3</sup> und mir die Idee entstanden, dass wir mit Klausenburg die Lehre auf Deutsch halten. Damit wird es da möglich ist, gleichberechtigt auf Gegenseitigkeit zu arbeiten. Grundgedanke war folgender: Ich habe gesehen, wie im Fach Biologie die Klausenburger ihre Studienplätze nicht voll besetzt bekommen haben, also Studienplätze brach liegen, also im deutschsprachigen Studiengang Biologie. Bei uns gibt es mehr Bewerber als Studienplätze für das Fach Biologie. Wenn man an einer Grenze merkt, dass auf der einen Seite etwas Mangelware ist, auf der anderen

---

<sup>2</sup> Prof. Dr. László Rákósy: International studieren. Handbuch 2008/2010 zu den gemeinsamen Lizenziat-/Bachelor-Studiengängen. Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg – Universität Rostock. Rostock 2008, S. 23, 45.

<sup>3</sup> Prof. Dr. Wolf D. Gruner: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001306](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001306)

Seite aber daran Überfluss herrscht, dann ergibt sich eine Chance für ein Geschäft, was man auf Englisch *arbitrage* nennt. So ist es bei uns in der Biologie. Die „Geschäftsidee“ ist hier, dass wir unsere Studierenden nach Klausenburg bringen, damit sie dort einen Teil ihres Studiums absolvieren und damit einen Teil des dortigen Überflusses aufnehmen. Das dient unseren Studierenden, weil wir zu wenig Kapazitäten für den Andrang haben.

Wenn das funktioniert, wird es auch auf Gegenseitigkeit beruhen, dann wird es attraktiv für beide Seiten. Und aus diesen ersten Ideen ist dann das Double-Degree-Programm mit der Universität Klausenburg entstanden, das zur Zeit in den Fächern Biologie, BWL und VWL schon steht und im Fach Geschichte in Anbahnung ist – da gibt es noch einige Detailprobleme zu lösen. Die Studierenden werden ihr zweites Studienjahr jeweils an der anderen Einrichtung verbringen können und werden dann ein Double-Degree bekommen. Der Weg wird auf beiden Seiten geebnet, heißt: Studienwohnheimplätze werden organisiert. Wenn jemand jobben möchte, also von unseren Studierenden, dann kann man das auch machen. Dort gibt es einen deutsch-rumänischen Wirtschaftsclub, der händelnd Leute sucht. Also, das dürfte eine gute Sache werden. Und ich denke, es ist ein gutes Ziel, dass in jedem der beteiligten Fächer perspektivisch 20 Studierende in beide Richtungen gehen, in der einen sowie der anderen Richtung. Die anderen Fächer, die im Laufe des nächsten Jahres oder der nächsten zwei Jahre hinzukommen können, sind dann die Naturwissenschaften, also Physik, Mathematik und Chemie, Informatik als technisches Fach. Weitere Fächer sind Philosophie, Erziehungswissenschaften und möglicherweise auch Sprachliche Kommunikation. Das sind die Fächer, wo wir ein breites Spektrum haben.

Was ich mir dann vorstelle ist, wenn wir einen solchen Blumenstrauß von Double-Degree-Fächern mit Klausenburg haben, dann können wir beispielsweise amerikanische Hochschulen ansprechen, die jedes Jahr 10 Studierende nach Deutschland schicken, weil sie halt Deutsch können und ihr Fach studieren in Deutschland wollen. Aber es ist nie treffsicher, dass es nun jedes Jahr zum Beispiel zehn Chemiker sind oder zehn Historiker, aber zehn insgesamt kommen zusammen. Wenn wir dann Abkommen schließen, könnten mit einzelnen Universitäten im Ausland etwa in der Art übereinkommen, dass sie uns jedes Jahr zehn Leute schicken dürfen, die sich dann auf unsere Studiengänge verteilen – die wir sowieso haben dank Klausenburg – und dafür können wir dann auch zehn Studierende an die amerikanische Hochschule schicken, ohne dass sie Studiengebühren bezahlen zu müssen. Dann haben wir über Klausenburg hinaus noch eine Reihe von weiteren Studienmöglichkeiten, die wir unseren Studierenden auf einer kompetitiven Basis anbieten können. Ich glaube, so werden sich die Beziehungen endlich auf Gegenseitigkeit entwickeln, wenn wir nicht auf der Einzelfachebene mit den Amerikanern arbeiten, sondern auf der institutionellen Ebene, wo dann substantielle Zahlen zusammenkommen und sich auf die verschiedenen

Studiengänge verteilen, die man dann anbietet. Ich bin guter Dinge, dass wir das aufbauen können. Einige amerikanische Hochschulen, weiß ich, haben Interesse, ich habe mit zweien in Kanada selber schon Kontakt aufgenommen. Wir können auch nach Frankreich unsere Beziehungen aufbauen oder dafür nutzen und ich denke auch an eine spanische Universität im Westen und vielleicht eine russische Universität im Osten.

Kersten Krüger:  
Königsberg hat Interesse.

Thomas Strothotte:  
Königsberg ist ja eine alte deutsche Universität, jetzt die Imanuel-Kant-Universität Königsberg. Vermutlich werden wir nicht gleich viele Studierende zusammenkriegen, die beispielsweise auf Russisch studieren wollen. Aber jedes Jahr müsste eine Handvoll zusammenkommen, und wenn dieses Handvoll erwidert wird durch eine Handvoll von Studierenden aus Königsberg, die bei uns studieren können, weil sie die deutsche Sprache beherrschen und wollen, weil sie die Beziehung zu Deutschland aufbauen wollen, dann verteilen sie sich jeweils auf unterschiedliche Fächer. Wir schicken einen Physiker, dafür kommt ein Chemiker zurück. Dann funktioniert die Gegenseitigkeit und wir können diesen Blumenstrauß an Studienmöglichkeiten, auf den ich mich eben bezog, aufbauen. Wenn wir sie dann auch noch während der gesamten Studienzeit, also vom ersten bis zum dritten Jahr – wiewohl sie erst im zweiten Studienjahr zu uns kommen – als unsere Studierenden immatrikulieren und als Double-Degree-Absolventen führen können, dann haben wir unsere Studentenzahl auch ein Stück weit aufgebessert. Das wirkt dem großen Problem des demografischen Wandels entgegen. Das sind ergänzend die Themen, an denen ich besonders in meiner Amtszeit gearbeitet habe, von denen ich denke, dass diese Dinge auf einem guten Weg sind.

Kersten Krüger:  
Vielen Dank, das ist eine sehr wertvolle Ergänzung. Möchten Sie noch ein Resümee Ihrer Amtszeit ziehen? Sie müssen das nicht, aber es wäre interessant. War es für Sie ein Experiment? War es für die Universität Rostock ein Experiment?

Thomas Strothotte:  
Von Experiment zu sprechen wäre – glaube ich – falsch, weil ich unterstelle, dass sowohl ich wusste, auf welchen Weg ich uns bringe, wie es auch der Senat wusste, der allen wichtigen Entscheidungen zustimmte. Sowohl das Mediationsergebnis für Jura als auch die Profillinien sind mit ganz großer Mehrheit, mit drei viertel Mehrheit durch den Senat genehmigt worden – die Profillinien mit noch größerer Mehrheit. Das war kein Experiment, vielmehr von beiden Seiten ein mutiger Weg,

der uns gemeinsam, glaube ich, vorangebracht hat. Ich habe gesehen, dass die Universität sich durchaus führen lässt, auch geführt werden will. Denn ich hatte einen Weg als Vorschlag vorgegeben, und dieser Weg wurde von einer ganz großen Mehrheit der Universität mit verfolgt. Es hat tatsächlich funktioniert und ich glaube, die Universitätsangehörigen haben gesehen, dass es sich lohnt, einen neuen Weg zu bahnen, weil man auf die eine oder andere neue Idee kommt und sich öffnet für andere. Auch Klausenburg hat das gezeigt. Zumindest in den drei Fächern, die ich genannt habe, verspüre ich eine Aufbruchstimmung. Die Dozenten sind ganz interessiert, dort hinzufahren und zu lehren. Man sieht, wie sich Kräfte entfalten, wie Kräfte geradezu entfesselt werden – das ist wunderschön zu sehen. Es bedarf eben neuer Impulse, um Kräfte zu entfesseln. Ich glaube, dass das der eine oder andere auch gemerkt hat, welche Energie er plötzlich hat, die dann zum Gemeinwohl der Universität eingesetzt werden kann. Und ich glaube, das ist für die Beteiligten sowohl für die Kolleginnen und Kollegen, die diesen Weg mitgegangen sind, auch in den Profillinien, ein wichtiges Erlebnis. Sie führen jetzt die Diskussionen, und bestimmt sind sie selber erstaunt, dass sie etwas erreichen, dass sie vorankommen.

Für mich war es natürlich eine sehr schöne Erfahrung, das zu sehen. Also Experiment: nein, aber ein neuer Weg, auf dem beide Seiten sicher waren, dass er zum Ziel führen wird und dass sie nicht enttäuscht werden.

Kersten Krüger:

Nicht enttäuscht werden – ein gutes Schlusswort. Darf ich Ihnen viel Glück und eine gute Hand für die Zukunft wünschen. Sie sind für mich der Innovator und der Visionär für die Zukunft unserer Universität. Das war überzeugend, herzlichen Dank.

Thomas Strothotte:

Ebenfalls danke schön.



Der neue Weg der Universität Rostock

# Die Interdisziplinäre Fakultät

mit den Departments

- Science and Technology of Life, Light and Matter
- Maritime Systems
- Aging Science and Humanities



Universität Rostock





Wer die Zukunft erfolgreich gestalten will, der braucht exzellente Hochschulen. Sie sind Motoren für Bildung, Innovation und Fortschritt. Wenn eine Hochschule exzellent sein will, dann muss sie ihre Ressourcen bündeln, sich auf ihre Stärken besinnen und neue Wege gehen. Sie muss sich verstärkt profilieren, verstärkt vernetzen und verstärkt internationalisieren.

Genau das will die Universität Rostock mit der Gründung der Interdisziplinären Fakultät nun tun. Mit der Konzentration auf drei Themen schärft sie ihr Profil als Hochschule an der Küste und im Ostseeraum: Die Profillinie „Life, Light and Matter“ verbindet die Ingenieur- und Naturwissenschaften einzigartig mit der Medizin. Bei „Maritime Systems“ können die Stärken des Standortes einbezogen werden. „Aging Science and Humanities“ ist eine Reaktion auf die Herausforderungen einer alternden Gesellschaft und steht in engem Zusammenhang mit der sich gut entwickelnden Gesundheitswirtschaft in unserem Land.

Die verstärkte Vernetzung ist ein Markenzeichen des Projektes. Die wichtigsten außeruniversitären Forschungsinstitute sind integriert. Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft wird forciert. Die Kooperation mit den anderen Hochschulen im Land ist Programm. Das festigt die Position im Land Mecklenburg-Vorpommern und ist eine wesentliche Basis für den Wettbewerb der Standorte und Hochschulen in der Spitzenforschung. Die verstärkte internationale Öffnung, die an die alte Tradition der Universität als geistiger Brückenkopf im Ostseeraum anknüpft, wird als wichtiger Faktor hinzukommen.

Die Universität Rostock ist ein Aushängeschild des Landes und feiert im Jahr 2019 ihr 600-jähriges Bestehen. Mit der Gründung der Interdisziplinären Fakultät bleibt sie ihrem Motto „Tradition und Innovation“ treu. Das ist ein mutiger, in Deutschland in dieser Form bisher einzigartiger Schritt. Von den Beteiligten aus den verschiedenen Fachbereichen ist besondere Offenheit gegenüber anderen wissenschaftlichen Denkweisen und Ansätzen, gegenüber anderen Institutionen und Interessen verlangt. Aber ich bin sicher: Der Mut zu neuen Wegen wird sich lohnen.

Der neuen Fakultät wünsche ich viel Erfolg.

Dr. Harald Ringstorff  
Ministerpräsident des Landes  
Mecklenburg-Vorpommern



Im Jahr 2019 feiert die Universität Rostock ihr 600-jähriges Jubiläum. Bis zu diesem historischen Ereignis wollen wir mit der Gründung Deutschlands erster Interdisziplinärer Fakultät mit Departmentstruktur einen ganz entscheidenden Impuls geben, um den tiefgründigen Veränderungen in der Hochschul-landschaft Rechnung zu tragen.

Die Hochschullandschaft ist durch eine starke Ausdifferenzierung von Forschungsuniversitäten auf nationaler und internationaler Ebene gekennzeichnet. Die „Universitas“, die alle Wissenschaftsgebiete behandelt, bildet dabei die entscheidende Grundlage der Ausdifferenzierung.

An der Universität Rostock haben wir im Jahr 2007 eine breite Diskussion zum künftigen Kurs unserer Einrichtung geführt. Daran beteiligten sich praktisch alle Professorinnen und Professoren sowie die Mitglieder aller einschlägigen Gremien. Zudem wurden zahlreiche Anregungen aus der Politik und der Wirtschaft des Landes aufgenommen. Im Ergebnis beschloss unser Senat die Einrichtung von drei Profillinien, auf die wir uns fakultätsübergreifend in Lehre und Forschung konzentrieren werden. Ergänzend hierzu formulierte unser Konzil das Ziel, „Spitzenpositionen“ in der Wissenschaft zu erlangen bzw. zu halten.

Die Profillinien werden in der Interdisziplinären Fakultät als Departments institutionalisiert. Sie sind untereinander ausgewogen und passen zu uns. „Life, Light and Matter“ verknüpft die Fächer Medizin, Natur- und Ingenieurwissenschaften und setzt damit eine wichtige Rostocker Tradition fort. „Maritime Systems“ trägt unserer geographischen Lage mit dem Hafen an der Schnittstelle zur Ostsee Rechnung. Dem Thema wird besonders durch die Diskussion um den Klimawandel Aktualität verliehen. Die Profillinie „Aging Science and Humanities“ geht



auf eine der wichtigsten gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit ein, den demographischen Wandel, und behandelt Lösungsansätze sowohl in den Gesellschaftswissenschaften als auch in der Technik und der Medizin. Hier tragen wir besonders zum Schwerpunkt „Gesundheitswirtschaft“ des Landes Mecklenburg-Vorpommern bei.

Durch die Interdisziplinäre Fakultät wollen wir einen neuen Weg gehen. Wir verankern damit unsere Profillinien in den Departments, um sie mit unseren Partnern in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik in der Region, in Deutschland und international bis zu unserem Jubiläumsjahr 2019 systematisch zum Erfolg zu führen.

*T. Strothotte*

Prof. Dr. Thomas Strothotte  
Rektor der Universität Rostock

## Die Interdisziplinäre Fakultät



Der Beschluss des Senats, verlässliche Profillinien einzurichten, ist Programm. Dabei geht es um eine langfristige Selbstbindung der Universität auf breiter personeller Basis. Die Fakultät führt nicht nur Wissenschaftler zusammen, deren Forschungsschwerpunkte bereits auf die Profillinie ausgerichtet sind. Die neue Fakultät steht vielmehr für eine Bewegung, die weitere Wissenschaftler für die Idee der Profilbildung begeistern will.

Auf Grundlage der thematischen Fokussierung erfolgt über die Interdisziplinäre Fakultät eine Institutionalisierung, die eine klare Organisationsstruktur bildet. Diese regelt für die Partner das gemeinsame Miteinander innerhalb der Departments, zwischen diesen und Dritten gegenüber.

Die Interdisziplinäre Fakultät gewährleistet für die Partner und solche, die es werden wollen, die Planbarkeit, Verlässlichkeit und Überprüfbarkeit der Aktivitäten. Die Organisation hält sich an allgemeingültige Grundsätze, die sich in rechtsverbindlicher Form niederschlagen. Durch die „Fakultät“ als bewährtes Strukturprinzip sind Zuständigkeiten klar geregelt. Die Verantwortung liegt bei gewählten Amtsinhabern und deren Gremien. Zudem ermöglicht diese Organisationsform die Vertretung der interdisziplinären Themen auf gleicher wissenschaftlicher Ebene wie unter traditionellen Fachbereichen.

Innerhalb der Universität ist die Interdisziplinäre Fakultät zuständig für die Begleitung aller Berufungsverfahren der anderen Fakultäten. Sie sorgt für den Aufbau und die Koordinierung entsprechender Studiengänge und koordiniert den Mitteleinsatz samt etwaigen Bauvorhaben für die Departments. Im Wirken außerhalb der Universität führt die Interdisziplinäre Fakultät den Dialog mit der Wirtschaft und der Politik, koordiniert interdisziplinäre Forschungsanträge und regelt die Beziehungen zu den An-Instituten der Universität, zu außeruniversitären Forschungsinstitutionen und Stiftungen sowie anderen nationalen und internationalen Einrichtungen.

Die Tätigkeit der Departments wird wesentlich durch die Mitarbeit von „assoziierten Mitgliedern“ bereichert, die aus den verschiedenen Bereichen außerhalb der Universität stammen, insbesondere der Wirtschaft und des gesellschaftlichen Lebens. Interessenten hierfür sind jederzeit willkommen und werden gebeten, sich an das Dekanat zu wenden.



## Department on Science and Technology on Life, Light and Matter

Das Department setzt sich zum Ziel, Wissenschafts- und Technikdisziplinen der Photonik, Katalyse und Engineering, Regenerativen Medizin und Simulationstechniken an der Universität Rostock miteinander zu verknüpfen. Dabei werden in hoch interdisziplinärer Weise Aktivitäten in den Grundlagenwissenschaften Physik, Chemie und Mathematik und den Anwendungsfeldern Maschinenbau, Informatik, Elektrotechnik, Biologie und Medizin vorangetrieben. Hinzu kommt die Mitarbeit der Leibniz-Institute für „Katalyse“ und für „Atmosphärenphysik“.

Das Spektrum der Untersuchungen reicht von grundlegenden Problemen wie dem Zusammenspiel von Licht mit Materie über die Entwicklung chemischer und (agrar-)biologischer Wirkstoffe bis hin zu biomedizinischen Applikationen. Besonderes Augenmerk wird auf die Auswirkung von molekularen Effekten und solchen auf der Nanometer-Skala auf makroskopische Eigenschaften gelegt. So sollen atomare und molekulare Vorgänge erforscht und die Erkenntnisse für die gezielte Entwicklung und Modifikation neuer Materialien eingesetzt werden.

Mit den bestehenden Kompetenzen am Schnittpunkt von Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie der Medizin existiert eine tragfähige Basis für das Department Science and Technology of Life, Light and Matter. Es wird am Standort Rostock den Kondensationskeim für ein Hochtechnologiefeld mit internationaler Ausstrahlung bilden, aus dem eine Wachstumsbranche mit Zukunftspotential hervorgehen kann. Wegen der Innovationskraft der Thematik



wird sich das Department ebenfalls besonders der spezifischen Ausbildung des wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses widmen.

Das Department bietet neben den Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie der Medizin weitreichende Möglichkeiten zur Interaktion mit geistes-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen.



## Department on Maritime Systems



Das Department setzt sich mit den Küstenmeeren, der Küste selbst und den landseitigen Küstenbereichen auseinander. Im Mittelpunkt stehen sowohl deren Nutzung durch den Menschen, beispielsweise für die Aquakultur, die meeresnahe Landwirtschaft, die Logistik samt ihrer Kommunikation und den Tourismus, als auch die Ökosysteme, die sich in Folge des globalen Klimawandels stark verändern. Das Augenmerk wird darüber hinaus auf die sozialen, politischen und ökonomischen Dimensionen dessen gelenkt.

Gemäß derzeitigen Expertenprognosen sind große Herausforderungen, insbesondere für Schiffbau, Küstenschutz und die Nutzung maritimer Ressourcen zu erwarten. Die Lösung der globalen Probleme der Menschheit – Bevölkerungszuwachs, Ernährung,

Energie und Umweltschutz, steigender Meeresspiegel – hängen entscheidend davon ab, inwieweit es gelingt, eine der wichtigsten Ressourcen, das Meer und seine Küste, zu nutzen und gleichzeitig als Grundlage allen Lebens zu erhalten. Die Erforschung der Konsequenzen für die Gesellschaft sowie die erforderlichen politischen und ökonomischen Reaktionen nehmen deshalb stark an Bedeutung zu.

Die Lehre und Forschung des Departments wird den Dialog und die interdisziplinäre Forschung zwischen thematisch unterschiedlichsten Fachdisziplinen stimulieren. Zudem werden das Leibniz-Institut für Ostseeforschung Warnemünde e.V., das Forschungsinstitut für die Biologie landwirtschaftlicher Nutztiere (Dummerstorf), das Fraunhofer-Institut für Graphische Datenverarbeitung, Institutsteil Rostock; Zentrum für Graphische Datenverarbeitung e.V. und das Fraunhofer Anwendungszentrum Großstrukturen in der Produktionstechnik eng in die Zusammenarbeit eingebunden. Ziel ist es, einen Beitrag zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Küstenbundeslandes Mecklenburg-Vorpommern zu leisten und durch inhaltliche Impulse die Region national und international entsprechend zu platzieren.

## Department on Aging Science and Humanities



Der Demographische Wandel gehört zu den großen Herausforderungen der modernen Industriegesellschaft. Ein selbständiges, selbstbestimmtes und lebenswertes Leben im Alter zu ermöglichen ist eines der zentralen Ziele, die es zu erreichen gilt. Dazu werden neue Lösungsansätze benötigt – auf der Ebene der medizinischen Versorgungs- und Therapieformen, im Bereich der sozialen Strukturen, Sicherungssysteme und Dienstleistungskonzepte, wie auch in Bezug auf technische Assistenzsysteme für die Unterstützung des täglichen Lebens.

Die Erforschung der Implikationen des demographischen Wandels und die Entwicklung von Lösungen erfordern in besonderem Maße interdisziplinäre Forschungsteams. Nur so ist es möglich, die medizinischen, sozialwissenschaftlichen und ingenieurtechnischen Aspekte ganzheitlich zu untersuchen

und in ihren Wechselwirkungen zu verstehen. In den Bereichen Medizin, Demographie, Geisteswissenschaften und Ingenieurwissenschaften ist die Universität Rostock bereits heute ausgezeichnet positioniert, insbesondere auch in Bezug auf die Herausforderungen des demographischen Wandels. Das Department on Aging Science and Humanities bündelt diese Kompetenz. Es wird insbesondere die interdisziplinäre Zusammenarbeit und die Entwicklung fachübergreifender Forschungsansätze strategisch ausbauen. Dazu wird die Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Demographische Forschung, dem Rostocker Zentrum zur Erforschung des demographischen Wandels sowie dem Fraunhofer-Institut für Graphische Datenverarbeitung gepflegt.

Für Mecklenburg-Vorpommern ist dabei der demographische Wandel von besonderer Bedeutung – wegen der spezifischen Alterspyramide des Landes wird dieser viel früher spürbar als in anderen Bundesländern. Gleichzeitig ist die Gesundheitswirtschaft einer der Schwerpunkte des Landes Mecklenburg-Vorpommern und damit stellen insbesondere Dienstleistungen für ältere Menschen eine Chance für die wirtschaftliche Entwicklung der Region dar.



## Ansprechpartner im Dekanat Interdisziplinäre Fakultät der Universität Rostock



Gründungsdekan  
Prof. Dr. Udo Kragl, MNF (IfCH)  
Tel. +49 (0) 391 / 498-8900  
Schr. -8901, Fax -8902  
dekan.INF@uni-rostock.de



Studiendekan  
Prof. Dr. Klaus Tanner, JUF  
Tel. +49 (0) 391 / 498-8070  
Schr. -8071, Fax -8072  
studiendekan.INF@uni-rostock.de

### Department on „Science and Technology of Life, Light and Matter“



Leiter:  
Prof. Dr. Karl-Heinz Meiwes-Broer  
Tel. +49 (0) 391 / 498-6800  
Schr. -6801, Fax -6802  
leiter.LLM@uni-rostock.de

#### Vorstand des Departments:

1. Prof. Dr. Karl-Heinz Meiwes-Broer, MNF (IfPH),  
Leiter des Departments
2. Prof. Dr. Matthias Beller, LIKAT
3. Prof. Dr. Rudolf Guthoff,  
MEF (UAK)
4. Prof. Dr. Ralf Ludwig, MNF (IfCH)
5. Prof. Dr. Klaus-Peter Schmitz,  
MEF (IBMT)
6. Prof. Dr. Norbert Stoll, IEF
7. Prof. Dr. Heinrich Stolz, MNF (IfPH)
8. Prof. Dr. Adelinde Uhrmacher, IEF

### Department on „Maritime Systems“



Leiter:  
Prof. Dr. Gerhard Graf  
Tel. +49 (0) 391 / 498-6050  
Schr. -6051, Fax -6052  
leiter.MTS@uni-rostock.de

#### Vorstand des Departments:

1. Prof. Dr. Gerhard Graf, MNF  
(IfBI), Leiter des Departments
2. Prof. Dr. Mathias Paschen, MSF,  
stellv. Leiter
3. Prof. Dr. Heinrich Holze, THF
4. Prof. Dr. Bodo von Bodungen,  
IOW
5. Prof. Dr. Bernd Lennartz, AUF
6. Prof. Dr. Nikolaus Werz, WSF

### Department on „Aging Science and Humanities“



Leiter:  
Prof. Dr. Thomas Kirste  
Tel. +49 (0) 391 / 498-7510  
Schr. -7501, Fax -7502  
leiter.ASH@uni-rostock.de

#### Vorstand des Departments:

1. Prof. Dr. Thomas Kirste,  
IEF, Leiter des Departments
2. Prof. Dr. Rüdiger Köhling,  
MEF, stellv. Leiter
3. Prof. Dr. Wolfgang Bernard,  
PHF, design. stellv. Leiter
4. Prof. Dr. Reiner Benecke, MEF
5. Prof. Dr. Gabriele Doblhammer-  
Reiter, WSF
6. Prof. Dr. Martina Kumlehn, THF

**Interdisziplinäre Fakultät (INF) • Universität Rostock**  
Raum 20 • Wismarsche Str. 8 • 18051 Rostock • [www.uni-rostock.de](http://www.uni-rostock.de)

## Schareck, Wolfgang



Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001284](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001284))  
vom 07.05.2009

---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1994-1999 Privatdozent für Chirurgie 1999-2002 apl. Professor für Chirurgie seit 2002 Professor (C3) für Gefäß- und Transplantationschirurgie
<i>Fakultät:</i>	Medizinische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Klinik und Poliklinik für Chirurgie, Abt. für Allgemeine, Thorax-, Gefäß- und Transplantationschirurgie
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Gefäßchirurgie und Transplantationschirurgie

---

<i>Weitere Vornamen:</i>	Dietrich Karl
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 25.01.1953 in Düsseldorf
<i>Konfession:</i>	römisch-katholisch
<i>Vater:</i>	Heribert Schareck, Jurist, Oberfinanzpräsident a.D.
<i>Mutter:</i>	Irmtraut Schareck, geb. Cords, Archäologin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1971	Abitur, Düsseldorf
1971-78	Medizinstudium, Univ. Freiburg
1978-81	Stabsarzt, Bundeswehrkrankenhaus Hamm in Westfalen
1981-82	Assistent am Pathologischen Institut, Städtisches Krankenhaus Dortmund
1982-94	Assistent und Oberarzt, Univ. Tübingen; Ausbildung zum Allgemeinchirurgen und Gefäßchirurgen



1988	einjähriger Gastaufenthalt am Physiologischen Institut, Univ. Göttingen; experimentelle Forschung auf dem Gebiet der Organprotektion
seit 1994	Leitender Oberarzt der Abteilung für Allgemeine, Thorax-, Gefäß- und Transplantationschirurgie, Univ. Rostock
1999	Ernennung zum apl. Professor, Univ. Rostock
seit 2002	C3-Professur für Gefäßchirurgie und Transplantationschirurgie
seit 2009	Rektor der Univ. Rostock

*Akademische Abschlüsse:*

Promotion:	1978 Dr. med., Univ. Freiburg
Habilitation:	1992 Dr. med. habil. (Chirurgie), Univ. Tübingen

*Akademische Selbstverwaltung:*

2000-04	stellv. Mitglied im Konzil
2004-08	Präsident des Konzils
2004-08	Fakultätsrat der Medizinischen Fakultät
2006-08	Studiendekan der Medizinischen Fakultät
2006-08	Mitglied im Senat
2008	Prorektor für Studium, Lehre und Evaluation
seit 2009	Rektor

*Funktionen:*

seit 1999	Vorsitz der Organkommission Pankreastransplantation in der Deutschen Transplantationsgesellschaft (DTG)
2000-04	Mitglied der Prüfungskommission der Bundesärztekammer
2000-06	Mitglied der Ständigen Kommission Organtransplantation der Bundesärztekammer
seit 2001	Mitglied und stellv. Vorsitzender des Fachbeirats der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) Region Nordost
seit 2002	Mitglied und seit 2005 Chairman des Euro Transplant Pancreas Advisory Committees
seit 2004	Mitglied des Boards von EuroTransplant (für 3 Jahre gewählt, 2007 bestätigt)
seit 2007	Mitglied der Kommission Organspende der DTG
	Initiator des Interdisziplinären Gefäßzentrums der Univ. Rostock (URIG)
	Mitglied und Vorsitzender der Qualitätssicherungskommission Chirurgie der Krankenhausgesellschaft M-V



*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Deutsche Gesellschaft für Chirurgie  
Deutsche Gesellschaft für Transplantationsmedizin  
Deutsche Gesellschaft für Gefäßchirurgie  
Norddeutsche Gesellschaft für Gefäßmedizin  
Bund Deutscher Chirurgen

---

*Werke (Auswahl):*

Schareck WD, Hopt UT, Muller GH, Greger B, Risler T, Bockhorn H, Transplant Proc.1987 Feb;19(1 Pt 3):1937-9. Reduction of nephrotoxicity and improvement of immunosuppression by combination of cyclosporine A and azathioprine.  
Schareck WD, Hopt UT, Geisler F, Pfeffer F, Becker HD. Transplant Proc.1994 Apr;26(2):518-9. Quality of life after combined pancreas-kidney transplantation.  
Schareck WD. Radiologe 1995 Nov;35(11 Suppl 2):S271-4. Why radiological diagnosis of liver tumors?  
Kortmann B, Pirzkall A, Pfeffer F, Hopt UT, Schareck WD, Transplant Proc.2003 Sep; 35(6):2102-3. Portal venous and enteric exocrine drainage in simultaneous pancreas-kidney transplantation: experience with 70 consecutive transplant recipients.  
Bunger CM, Kroger J, Kock L, Henning A, Klar E, Schareck W, 2005 J Vasc Surg Aug; 42(2):290-5. Axillary-axillary interarterial chest loop conduit as an alternative for chronic hemodialysis access.

*Quellen:*

eigene Angaben

## **Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Wolfgang Schareck am 24. April 2009**

Kersten Krüger:

Zu dieser Sitzung möchte ich Sie alle begrüßen, insbesondere unseren neuen Rektor, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Schareck. Bisher hatten wir in unseren Seminaren alle Rektoren seit Günter Heidorn,<sup>1</sup> also seit 1965 – bis auf Klaus Plötner<sup>2</sup> – als Zeitzeugen zu Gast, und ich wünsche, dass wir diese Gespräche heute mit unserem neuen und hoffentlich lange amtierenden Rektor vervollständigen. Es gilt die übliche Einteilung: am Anfang steht eine autobiografische Notiz unseres Gastes. Darauf folgt die Diskussion über die akademische Laufbahn und bei Rektoren über hochschulpolitische Fragen zur Vergangenheit, zur Gegenwart wie auch zur Zukunft. Wir freuen uns, dass unser Rektor bei uns ist. Magnifizenz, Sie haben jetzt das Wort.

Wolfgang Schareck:

Vielen Dank für die freundliche Begrüßung. Unter einem Zeitzeugen verstehe ich jemanden, der einen Rückblick aus einer gewissen Distanz wagt, diesen in einen Kontext stellt und bewertet. Doch habe ich verstanden, dass es auch Teil des folgenden Berichts sein soll, in die Zukunft zu schauen und meine Vorstellungen für die Zukunft zu umreißen, was ich gern tun kann. Am Anfang möchten Sie jedoch Autobiografisches hören.

Ich wurde am 25. Januar 1953 in Düsseldorf geboren. Meine Familie hatte das Schicksal einer Familie nach dem Zweiten Weltkrieg: sehr bunt zusammengesetzt mit einem Vater, der aus Oberschlesien stammt, der als junger Mann Soldat war und einen Monat vor Kriegsende schwer kriegsverletzt wurde. Nach dem Krieg studierte er in Kiel in erstaunlich kurzer Zeit Jura, wie das damals wohl auch gang und gäbe war. Er erhielt ein Auslandsstipendium nach Stockholm und Uppsala. Dort lernte er in der Mensa der Stockholmer Universität meine Mutter kennen. Meine Mutter stammt aus Rostock, sie war mit ihren Eltern und Schwestern im Mai 1945 von Rostock aus beim Einmarsch der Russen auf der Segelyacht über die Ostsee nach Schweden geflüchtet. In Stockholm hatte sie ein Archäolo-

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Günter Heidorn: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001456](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)

<sup>2</sup> Prof. Dr. Klaus Plötner: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001806](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001806)

giestudium begonnen und war unter anderem übrigens im Kloster Alvastra in Östergötland<sup>3</sup> tätig, über das auch Heinrich Holze<sup>4</sup> berichtet hat. Mein Vater bemerkte, dass sie Deutsch sprach, denn sie gab Deutschunterricht in der Mensa, um ihr Studium zu finanzieren. Nach der Hochzeit 1951 sind meine Eltern nach Düsseldorf übergewechselt, wo mein Vater als Verwaltungsjurist in der Finanzverwaltung arbeitete.

In Düsseldorf wuchs ich auf, mit einem bedeutsamen Intermezzo: Ich war als 16jähriger Austauschschüler in den USA, in der Nähe von Rochester im Staat New York. Dort habe ich in einer Familie gelebt, bin auf eine Senior High School gegangen und habe es sehr genossen, meine Heimat und mein Umfeld aus einer Distanz zu sehen und auch das amerikanische Schulsystem umfassend kennen zu lernen. Ich war in der ersten Tennismannschaft, jeden Nachmittag bedeutete das drei Stunden hartes Training. Das hat sich gelohnt, denn wir gewannen die Championship der Monroe County, den größten Erfolg meiner Tenniskarriere.

Schon früh hatte ich den Wunsch, Medizin zu studieren, beeinflusst durch große Vorbilder, aber auch durch ein großes Interesse an Naturwissenschaften. Wenn ich meine Rostocker Großeltern, die nach dem Krieg in Bremen lebten, besuchte, lagen immer Zeitschriften für mich auf dem Nachttisch. Es waren Kosmos-Hefte, die vor allem naturwissenschaftliche Inhalte hatten. Insofern wurde ich sehr von meinen Großeltern für Naturwissenschaften begeistert, obwohl mein Großvater, der in Rostock Schiffsreeder war, nach seiner Schulzeit auf der Rostocker Stadtschule nicht studiert hatte. Er war jedoch technisch sehr versiert. Ich kann mich erinnern, wie er mich fragte: „Min Jung, weißt Du denn überhaupt, wie ein Farbfernseher funktioniert, ich würde Dir das sonst gerne erklären.“ Und das tat er dann auch. Ich könnte das heute allerdings nicht mehr wiederholen.

Mein Wunsch Medizin zu studieren war auch begründet durch den Wunsch, mit Menschen zu tun zu haben und ihnen effektiv helfen zu können, und so habe ich dann nach dem Abitur ein Medizinstudium in Freiburg begonnen. Freiburg ist eine wunderschöne Universitätsstadt. Ich finde Städte, in denen die Universität das städtische Leben prägt, besonders schön. Düsseldorf wäre für mich keine ideale Universitätsstadt gewesen, da liegt die Universität am Rande der Stadt. In Freiburg liegt sie – wie auch in den anderen Städten, in denen ich tätig war – im Mittelpunkt der Stadt. Das Medizinstudium habe ich vollständig in Freiburg absolviert. Ich hatte einmal geplant, nach Lübeck zu wechseln, allerdings war das

---

<sup>3</sup> Kloster Alvastra, 1143 als Zisterzienserabtei gegründet, liegt in der Landschaft Östergötland in der Gemeinde Ödeshög nahe am Vättersee, südlich der Stadt Vadstena.

<sup>4</sup> Prof. Dr. Heinrich Holze: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001440](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001440)

Siehe auch: Holze, Heinrich: Klöster als Orte der Kulturentwicklung im Ostseeraum, in: *Traditio et Innovatio*. Forschungsmagazin der Universität Rostock, 2/2008, S. 58 f.

mit vielen bürokratischen Schwierigkeiten verbunden und außerdem hatte ich bereits mit meiner Dissertation begonnen, so dass ich dort blieb.

Nach dem Studium musste ich zur Bundeswehr. Ich wollte nicht Truppenarzt werden, sondern die Gelegenheit nutzen, zu erfahren, ob ich Eignung für die Chirurgie besäße. Studienfreunde hatten mir zu diesem Fach geraten, ich habe mich aber nicht als besonders praktisch begabt empfunden. Als Kind hatte ich – vielleicht auch durch meinen Vater, der links oberamputiert ist – nie Flugzeuge gebastelt oder so etwas. So dachte ich, ich könnte die Bundeswehrzeit nutzen um eine Eignung für die Chirurgie zu prüfen. Ich mußte mich dazu verpflichten. Drei Jahre lang war ich von 1978 bis 1981 als Stabsarzt am Bundeswehrkrankenhaus in Hamm tätig. Nach anderthalb Jahren hat mir mein Chef eine chirurgische Begabung und Eignung für dieses schwere Fach attestiert. Dieser Chef, Oberstarzt Dr. Helmut Bader, war wie ein väterlicher Freund, er hat mich sehr unterstützt, indem er etwa sagte „Gehen Sie nicht an irgendein Krankenhaus, Sie gehören an eine Universitätsklinik. Sie müssen auch forschen.“ Und so bin ich nach meiner Bundeswehrzeit nach Tübingen gekommen.

In Tübingen – wieder eine Universitätsstadt mit der Universität in der Mitte – habe ich meine chirurgische Ausbildung absolviert, die Allgemeinchirurgie. Ich habe auch dort wieder in Prof. Leo Koslowski<sup>5</sup> einen Chef vorgefunden, der mich geprägt hat. Es ist gerade in der Medizin wichtig, dass man sich nicht den Ort oder das Fach aussucht, sondern eine Persönlichkeit, bei der man lernen möchte und sich in einem Fach spezialisieren will. Prof. Koslowski war ein großartiger Lehrer, in seiner Klinik lernten wir alle Bereiche der Allgemeinchirurgie, die Prinzipien einer effizienten Organisation, Selbstdisziplin und Kollegialität. Er prägte uns mit seinen ethischen Prinzipien, unseren Patienten zu dienen und Verantwortung zu übernehmen. Als Ostpreuße hat er uns oft den kategorischen Imperativ Kants vorgehalten und uns angehalten zu erkennen: „Was kann ich, was weiß ich, was muss ich wissen, was soll ich tun.“ Wir sind von ihm im Umgang mit Patienten geprägt worden, *salus aegroti suprema lex*. Er lehrte uns, dass ein Chirurg jemand ist, der Verantwortung übernimmt und sie nicht auf andere überträgt, der sich schnell entscheiden und zu seinen Entscheidungen stehen muss. Und die schwerste Entscheidung ist es möglicherweise zu sagen: „Ich operiere nicht.“

Schon beim ersten Vorstellungsgespräch sagte Prof. Koslowski, er wolle, dass ich noch ein Fach wissenschaftlich bearbeite, das eher theoretischer Natur ist, wie Physiologie, Immunologie oder Pathologie. Bevor ich nach Tübingen ging, habe ich in Dortmund ein Jahr Pathologie gelernt, eine gute Schule für die Chirurgie. In Tübingen bin ich sehr schnell in eine junge Transplantationsgruppe hineingekommen, die zunächst Nierentransplantationen und dann auch Leber- und

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. med. Leo Koslowski (1922-2007), langjähriger Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie.

Bauchspeicheldrüsentransplantationen durchführte. Wir wurden von Pioniergeist beflügelt. Damals war die Transplantationsmedizin noch in ihren Anfängen. Wir haben die ersten Transplantationspatienten in Tübingen behandelt, neben unserer allgemeinchirurgischen Ausbildung. Das war gewissermaßen ein Hobby einer kleinen, verschworenen Gruppe, die abends, wenn die Arbeit auf der normalen Station getan war, zu den transplantierten Patienten ging und dort Visite machte und so oft bis tief in die Nacht operierte.

Als dann 1992 Prof. Ulrich Hopt,<sup>6</sup> mit dem ich in dieser Transplantationsgruppe zusammenarbeitete, die Chance hatte, Ordinarius in Rostock zu werden, fragte er mich, ob ich mitkäme: „Ich gehe da nur hin, wenn Du mitkommst.“ Ich habe geantwortet: „Nach Rostock komme ich sofort mit.“, obwohl ich bis dato noch nie in Rostock gewesen war. Nur einmal, 1990, bin ich nach einer Multiorganentnahme in Greifswald nachts an Rostock vorbeigeflogen. Wir flogen mit einem Mi-8-Hubschrauber nach Hamburg. Ich kannte Rostock also nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus den Berichten meiner Mutter und meiner Großeltern. Konkret wurde der Wechsel nach Rostock, als 1992 ein Bauchspeicheldrüsensymposium in Kühlungsborn stattfand und ich dann auch zum ersten Mal in Rostock war. Mein erster Eindruck war ein Orgelkonzert in der Universitätskirche, und trotz eisiger Kälte und Braunkohlengeruch war ich begeistert von den schönen Schnitzaltären und von den Kunstschatzen in dieser Kirche, von denen ich das Gefühl hatte, sie seien überhaupt nicht geschützt vor der Feuchtigkeit und Kälte in der Kirche. Mein positiver Eindruck verstärkte sich und ich entschied mich endgültig, mit Prof. Hopt nach Rostock zu gehen. Er verließ Rostock nach sieben Jahren wieder und wurde Ordinarius in Freiburg, nachdem wir hier in der Chirurgischen Klinik erfolgreich die Leber- und die Bauchspeicheldrüsentransplantation eingeführt hatten. Als er ging, fragte er mich, ob ich nach Freiburg mitgehen wolle, das ich von meinen schönen Studienzeiten kannte. Ich habe scherzend geantwortet, dass einer von uns beiden in Rostock bleiben sollte und das sei ich. Ulrich Hopt hatte mit mir so viel aufgebaut, geplant und umgesetzt, wir hatten gemeinsam eine phantastische Zeit hinter uns. Wir hatten die Möglichkeit, in der Chirurgischen Klinik vieles neu zu gestalten. Das konnte und durfte ich nicht nach 7 Jahren zurücklassen.

Der Operationstrakt war damals im Rohbau fertig geworden. Es gab Diskussionen nach der Wende, ob man ihn abreißen müsse, weil er nicht nach DIN-Norm gebaut war. Wir hatten ihn dann eingerichtet und ich erinnere mich beispielsweise, die Farben für Operationssäle ausgesucht zu haben. Das wurde umgesetzt und die OP-Säle sind heute noch blau-grün. Ähnlich war es mit Organisationsstrukturen und fachlichen Entwicklungen in der Krankenversorgung ebenso wie in For-

---

<sup>6</sup> Prof. Dr. Ulrich Hopt: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002091](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002091)



schung und Lehre. Da ich in Tübingen die Zusatzbezeichnung eines Gefäßchirurgen erworben hatte, fragte mich Prof. Hopt, ob ich nicht die Gefäßchirurgie an der Universitätsklinik aufbauen wollte. Die Gefäßchirurgie war zu DDR-Zeiten an das Südstadt-Klinikum abgegeben worden, dafür hatte man die Kinderchirurgie an der Universitätsklinik behalten. Ich habe zugesagt und zunächst auf mich gestellt eine Gefäßchirurgie nach meinen Vorstellungen aufgebaut. Ich wollte mich dabei von Anfang an mit den Kollegen des Südstadt-Klinikums abstimmen und eng zusammenarbeiten. Also traf ich mich mit Herrn Dr. Schwanitz, dem Leiter der Gefäßchirurgie des Südstadtklinikums in der „Seekiste zur Krim“ in Warnemünde – ich glaube, ich habe Labskaus gegessen – und dann haben wir uns über Gefäßchirurgie unterhalten. Ich habe ihn nach Operationen der Halsschlagader als Schlaganfallprophylaxe befragt – ein Gebiet, das ich sehr gerne wissenschaftlich und klinisch behandelt habe. Er sagte mir, das finde in Rostock eigentlich nicht statt. Es müssten eigentlich mehr Operationen sein, aber mehr als zehn pro Jahr seien nicht zusammengekommen. Ich nahm mir vor, das zu ändern. Heute werden in der Chirurgischen Klinik etwa 100 Patienten pro Jahr operiert und in der Südstadt etwa 70. Damals galt der Schlaganfall als ein Schicksalsschlag, gegen den man nichts machen konnte, sondern versuchen musste, mit den Folgen so gut wie möglich zurechtzukommen. Eine solche Pionierarbeit macht großen Spaß und lässt dankbar zurückblicken.

Ich will noch erzählen, was ich in der Zeit zwischen meiner Arbeit in Tübingen und in Rostock gemacht habe, weil ich da im Wesentlichen Grundlagen für meine wissenschaftliche Tätigkeit gelegt habe. Ich bekam 1988 die Möglichkeit, von Tübingen an die Universitätsklinik in Göttingen zu gehen, um in der Transplantationsmedizin weiter zu forschen, und zwar in einem Bereich, den ich besonders spannend fand: Wie kann man ein Organ, das man transplantieren will, konservieren, bis es wieder an den Blutkreislauf angeschlossen wird. Dazu wird es gekühlt, weil in der Kälte alle physiologischen Prozesse langsamer ablaufen. Es muss vom Blut freigespült werden. Man kann aber auch Einfluss nehmen auf die Zelle, um den Stoffwechsel zu bremsen und so die Übersäuerung des Organs zu vermeiden. Dazu wurden sogenannte Protektionslösungen entwickelt. Ich kam zu einem begnadeten experimentellen Chirurgen und Physiologen, Hans-Jürgen Bretschneider.<sup>7</sup> Er war übrigens Mecklenburger, der einmal in Rostock Schiffbau studieren wollte und durch die Kriegswirren in die Medizin kam. Er baute den ersten Lehrstuhl für experimentelle Chirurgie in Köln auf und war Ordinarius für Physiologie in Göttingen. Er hatte eine Lösung entwickelt, mit der man das Herz für große Herzoperationen für längere Zeit zum Stillstand bringen konnte. Bretschneider hielt diese Lösung auch für geeignet als Protektionslösung für andere Organe. Für die Niere waren schon entsprechende Untersuchungen gemacht

---

<sup>7</sup> Prof. Dr. Hans-Jürgen Bretschneider (1922-1993).

worden, ich habe diese Untersuchungen mit ihm in Göttingen für die Leber durchgeführt. Hans-Jürgen Bretschneider hatte auch Mathematik studiert, war in Göttingen ein Leuchtturm und ein großartiger Lehrer und Wissenschaftler. Er strich sich immer über die Nase und rechnete vor Experimenten im Kopf hoch, ob es die Lösungsmenge war, die benötigt wurde oder wie sich Veränderungen auf den pH-Verlauf auswirkten, oder wie wir bei welchen Temperaturen voraussichtlich die Zeit ohne Sauerstoffversorgung für ein sicheres Überleben der Leber verlängern könnten. Es war eine wunderschöne, sehr anregende Zeit für mich, die mich in das Feld der Organprotektion stärker einführte, das sehr wichtig ist für die Gefäßchirurgie, weil es darum geht, Organe, die nicht durchblutet sind, am Leben zu halten und sie dann, wenn sie wieder durchblutet sind, wieder zur vollen Funktion bringen zu können.

In Rostock habe ich mich dann zunehmend zu Hause gefühlt und mich auch in der Fakultät stärker engagiert. Ich bin zunächst in den Fakultätsrat gewählt worden, dann auch ins Konzil, wo ich erst stellvertretendes Mitglied war und dann auch ordentliches Mitglied wurde. Dann trat 2004 plötzlich die Situation auf, dass ein neuer Konzilspräsident gewählt werden sollte. Von den Professoren meldete sich keiner. Prof. Arndt Rolfs<sup>8</sup> schlug dann plötzlich mich vor. Ich antwortete: „Ich sage nicht nein, aber ich werde auch nicht sagen, ich muss das jetzt machen.“ Zu meiner großen Überraschung wurde ich gewählt. So nahm das Schicksal seinen Lauf, denn durch die Konzilspräsidentschaft, die für mich eine sehr schöne Zeit war – gerade auch durch die Zusammenarbeit mit meinem Vertreter Maik Walm – sind wir den bewegten Zeiten entgegen gegangen, an deren Ende jetzt meine Wahl zum Rektor stand.

## Diskussion

Transkription und Protokoll: Sascha Lier, Jonas Rosenow, Janine Salzwedel

René Ide:

Sie sind mit Herrn Professor Hopt nach Rostock gekommen, wurden Sie hier zum Professor berufen? Wann wurden Sie zum Professor berufen?

Wolfgang Schareck:

Ich habe in Tübingen über „Die Organprotektion an der Leber mit verschiedenen organprotektiven Lösungen“ habilitiert. Als ich nach Rostock kam, habe ich mich zunächst umhabilitiert. Das war nicht einfach, da es noch keine Urkunden für eine Umhabilitation an der Medizinischen Fakultät gab. Diese musste erst entworfen

---

<sup>8</sup> Prof. Dr. Arndt Rolfs: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001513](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001513)

werden und erst als der Fakultätsrat seine Genehmigung erteilt hatte, konnte ich mich umhabilitieren. Ich wurde dann zum außerordentlichen Professor ernannt und habe mich auf eine frei gewordenen C3-Professur beworben. Diese beinhaltete die Vertretung des Ordinarius an der Chirurgischen Klinik in der Abteilung für allgemeine Thorax-, Gefäß- und Transplantationschirurgie. Die Professur wurde ausgeschrieben für Gefäß- und Transplantationschirurgie. Zur selben Zeit war ein anderer sehr guter Kandidat neben mir in der engeren Auswahl, doch schließlich erhielt ich diese Professur. Später wäre dieser Kandidat beinahe mein Chef geworden, denn er hatte sich um die Nachfolge von Professor Hopt beworben. Er ist jedoch mittlerweile Ordinarius für die Chirurgie in Jena. Wir hatten mit der Gefäß- und Transplantationschirurgie das gleiche Fachgebiet und ich hätte damit wohl ein paar Probleme gehabt, wenn er mein Chef geworden wäre, da wir uns auf diesen Gebieten wahrscheinlich in die Quere gekommen wären.

Hilde Michael:

Sie sagten vorhin vermehrt, vor allem bei Schlaganfall-Behandlungen, dass Sie sehr viel Pionierarbeit geleistet haben. Können sie vielleicht den Weg skizzieren, den man gehen muss, durch Unibehörden und durch Geldgeber, einfach das ganze Procedere drumherum, damit man erst einmal Pionierarbeit leisten darf. Wie haben sie das empfunden, wie wirkte das?

Wolfgang Schareck:

In dem Feld der Schlaganfall-Prophylaxe war die Pionierarbeit gar nicht so sehr durch Geld zu leisten, sondern durch das Prinzip der Aufklärung, eine Aufklärung auch anderer Fachdisziplinen, von Allgemeinmediziner, Neurologen und Internisten, so dass diese sagen: „Wenn wir eine höhergradige Einengung der Halsschlagader feststellen, die über 85% eingengt ist, wissen wir, dass wir mit einer Operation, auch wenn es noch keinen Schlaganfall zu dem Zeitpunkt gegeben hat, bessere Ergebnisse erzielen, als unter der besten medikamentösen Therapie, um diesen Schlaganfall zu verhindern.“ Dies geschieht mit Blut verdünnenden Substanzen. Ich weiß noch, wie mich jemand fragte, wie groß denn die Unterschiede der beiden Behandlungsmethoden seien. Ich erwiderte, die würden bei 6% liegen. Da sagte dieser zu mir: „Da müsstest du erst einmal 100 operieren, um zu gucken, dass sechs besser geworden sind.“ Das kann man natürlich so nicht machen. Es hängt auch davon ab, wie gut der Operateur ist. Ich musste zeigen, dass wir diese prophylaktische Operation – der Patient hat also noch keinen Schlaganfall gehabt – mit einer großen Sicherheit durchführen können, und zwar mit einer niedrigen Komplikationsrate. Es sollte einleuchtend sein, dass es sinnvoll ist, so eine prophylaktische Operation zu machen. Das war Überzeugungsarbeit. Auch die Ergebnisse, über die man berichten musste, waren wichtig, um Aufklärung zu betreiben, so zum Beispiel, um sagen zu können, dass 30 Patienten operiert wurden und es

bei keinem der Patienten größere Komplikationen gab, so dass es hieß, dies sei vielleicht tatsächlich ein besserer Weg. Heute ist diese Behandlung der operativen Therapie in Diskussionen mit den Möglichkeiten mit einem Gefäßstent die Hauptschlagader zu erweitern. Doch es wird immer noch sehr kritisch diskutiert, wie hoch der Wert einer Prophylaxe bei diesen Gefäßoperationen ist. Das gleiche gilt zum Beispiel in dem Sektor der Gefäßchirurgie für die Erweiterung der Hauptschlagader, für das so genannte Aortenaneurysma. Der Patient hat dabei keine Schmerzen.

Die normale Hauptschlagader eines 50jährigen hat einen Durchmesser von 2,7cm und jetzt hat plötzlich an einer Stelle diese Hauptschlagader einen Durchmesser von 5cm.

Jeder Physiker sagt, wenn die Wand dünner ist und der Radius größer geworden ist, ist die Wandspannung größer und das Rupturrisiko höher. Der Patient hat erstmal keine Schmerzen und wenn man diese Erweiterung feststellt, kriegt dieser einen Schreck. Je nachdem, wie man mit ihm auch darüber spricht, denkt er sich: „Ich sitze auf einer Zeitbombe, die jeden Moment losgehen kann und dann habe ich vielleicht keine Überlebenschance mehr. Denn es kann mitunter eine halbe Stunde dauern bis ich in der Klinik bin.“ Also machen wir auch hier ab einem bestimmten Durchmesser prophylaktische Operationen oder prophylaktische Behandlungen. Doch dazu muss man auch erst einmal die Aufklärungsarbeit leisten.

Harold Fanning:

Was hat Sie dazu bewogen sich für das Rektorenamt zu bewerben. Und was wollen sie an dieser Universität verändern?

Wolfgang Schareck:

Kommen wir erstmal zum zweiten Teil. Ich habe innerhalb der Medizinischen Fakultät 2006 die Funktion des Studiendekans übernommen. Die Studierenden haben mich am Abend vor der Wahl noch einmal eingeladen und gesagt: „Sie haben so viel zu tun. Wir würden Sie gerne zum Studiendekan wählen, aber Sie müssen uns vorher noch einmal sagen, was Sie alles nicht mehr machen, wenn Sie Studiendekan werden.“ Ich habe dann eine Prioritätenliste aufgestellt. Andere Arbeiten, die ich zum Beispiel in der Ethikkommission geleistet habe, würde ich anderen überlassen und diese Zeit auch dem Studiendekanat widmen.

Ich habe, nachdem Professor Strothotte<sup>9</sup> zum Rektor gewählt wurde, mit ihm häufiger Kontakt gehabt, weil er mich als Konzilspräsidenten öfter nach meiner Meinung befragt hat. Er hatte mich auch nach einem Prorektor für Studium und

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Thomas Strothotte, Rektor 2006-2008: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_staff\\_000000000006](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_staff_000000000006)

Lehre gefragt. Ich habe mich damals umgehört und Herrn Professor Hock vorgeschlagen. Professor Hock hatte das auch übernommen. Im Sommer des letzten Jahres bestellte mich Professor Strothotte zu sich und eröffnete mir, dass Professor Hock seine Amtszeit nach 2 Jahren beenden wollte. Er stehe nicht wieder als Prorektor für Studium und Lehre zur Verfügung. Professor Strothotte fragte mich – ich gebe das nun als Zeitzeuge so wieder, wie es damals war –: „Wüssten sie jemanden, der sonst das Amt des Prorektors für Studium und Lehre und Evaluation übernehmen könnte?“ Darauf antwortete ich: „Darüber muss ich nachdenken, geben Sie mir zwei Tage Zeit.“ Daraufhin sagte er: „Ich hatte an Sie gedacht.“ Und ich erwiderte: „Geben Sie mir zwei Tage Zeit. Ich muss zunächst einmal überlegen, wie ich das mit dem Studiendekanat in Einklang bringen kann.“ Daraufhin sagte er: „Das können Sie mit dem Studiendekanat nicht in Einklang bringen. Studiendekan können Sie dann nicht mehr sein.“ Ich muss sagen, ich war ausgesprochen gern Studiendekan und habe eine sehr schöne und, ich glaube auch für alle Beteiligten sehr effektive Zeit mit den Medizinstudentinnen und –studenten, mit der Fachschaft und mit anderen Gruppen innerhalb der Medizinischen Fakultät verbracht. Ich fuhr nach dem Gespräch in die Klinik zurück. Die Fachschaft hatte ihren Fachschaftsabend und ich bin gleich zu ihnen gegangen und erzählte, was ich gerade erörtert hatte. Ich habe also die Fachschaft als erstes eingeweiht, die dies heftig diskutierte und mir schließlich riet, das Angebot anzunehmen: „Prorektor für Studium und Lehre ist für die Medizinstudenten auch nicht schlecht, aber kriegen wir das irgendwie hin, dass wenn Sie das nicht mehr sind, wieder Studiendekan werden?“ Ich habe mich über diese Akzeptanz sehr gefreut, sie war einfach stellvertretend für die gute Zusammenarbeit einer wirklich fabelhaften Fachschaft. Ich versprach ihnen bei der Suche nach einem neuen Studiendekan zu helfen. Ich habe Herrn Strothotte zugesagt, das Prorektorenamt zu übernehmen. Nach einiger Zeit bestellte er mich wieder zu sich, um mir zu eröffnen, dass er plane, aus Rostock weg und nach Regensburg zu gehen.

Da hatte ich aber das Gefühl, ich werde zu meiner Zusage stehen, egal was komme. Wenn ich gewählt werden sollte, würde ich das Amt als Prorektor für Studium und Lehre und Evaluation annehmen.

Das führte dann zu der Situation, dass ich vor der Konzilssitzung glaubte, wenn ich jetzt gewählt werde und Herr Redmer<sup>10</sup> und Herr Lampe<sup>11</sup> auch gewählt werden, dann wird die Universitätsleitung, wenn Herr Strothotte geht, auf drei Schultern, zusammen mit dem studentischen Prorektor auf vier Schultern, lagern. Das werden wir schon gemeinsam in irgendeiner Weise hinbekommen. Sie wis-

---

<sup>10</sup> Prof. Dr. Ronald Redmer: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001674](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001674)

<sup>11</sup> Prof. Dr. Bernhard Lampe: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000131](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000131)



sen, dass es anders kam. Dann waren es mehrere, auch Mitglieder anderer Fakultäten, die fragten: „Haben Sie schon einmal überlegt, ob Sie nicht als Rektor kandidieren wollen?“ Das habe ich überlegt und gesagt: „Wenn ich das Rektorenamt kommissarisch als Prorektor führen kann, dann werde ich mich auch als Rektor zur Verfügung stellen.“ Das war eine schwere Entscheidung, aber ich muss sagen, ich habe relativ rasch entschieden, wie das Chirurgen tun müssen. Es ist eine schwere Entscheidung den OP-Tisch zu verlassen, nicht den OP-Tisch, sondern die Patienten. Ich führe Ihnen das gerne aus, auch wenn das vielleicht zu persönlich ist. Ich führte ein Gespräch mit einem holländischen Chirurgen. Dieser ist mit mir im Board von *Eurotransplant*, der europäischen Organisation zur Verteilung von Transplantations-Organen für die Beneluxländer, Deutschland, Österreich, Slowenien und Kroatien.<sup>12</sup> Er fragte mich, als wir zusammen darüber sprachen: „Wolfgang, du hast so viel operiert, wie viel rupturierte Bauchaortenaneurysma willst du noch bis zu deiner Emeritierung operieren?“ Da habe ich zu ihm gesagt: „Ich muss kein einziges mehr operieren, weil ich da schon alles erlebt habe.“ Wäre jetzt ein Patient in der Poliklinik und ich würde gerufen und es hieße, der habe wahrscheinlich ein rupturiertes Bauchaortenaneurysma, so würde ich inzwischen sagen – ein Chirurg braucht dafür auch eine Zeit bis er soweit kommt, das sogenannte Stadium der berechtigten Sicherheit –: „Den operiere ich sofort, ab in den OP, alles vorbereiten, ich wasche mich, ich will die Operation selbst durchführen.“ Ich brauche mich jedoch nicht mehr zu beweisen, indem ich rupturierte Bauchaortenaneurysmata operiere. Es ist eine individuelle Entscheidung für den einzelnen Patienten, der sich mir anvertraut. Ich brauche jedoch nicht irgendwelche Zahlen, um zu sagen, ich habe in meinem Leben 2.000 Nieren transplantiert oder so ähnlich. Es ist natürlich schwierig und ich habe nach der Wahl auch im Kommissariat viele Briefe von Patienten bekommen.

Mir geht durchaus ein Patient sehr nahe, den ich vor, ich glaube zehn Jahren transplantiert habe. Er ist aus Bautzen nach Rostock gekommen, um sich bei uns transplantieren zu lassen. Damals war er in einem Zustand, dass wir dachten, er übersteht eine Operation nicht mehr. Ich habe im Vorfeld vor der Operation Professor Hopt gebeten, sich den Patienten mit mir noch einmal anzusehen. Ich hatte Zweifel, denn er war „Haut und Knochen“, hatte zehn Liter Wasser im Bauch und kriegte kaum Luft. Wir gingen gemeinsam zu ihm hin und als er Professor Hopt sah, guckte er mich an und sagte: „Ich greife jetzt nach dem Strohalm, den Sie mir hinhalten.“ Professor Hopt meinte: „Ich gebe dir Recht, wahrscheinlich wird er die Operation nicht überstehen, aber der hat so viel Mut und Vertrauen, du musst den Versuch unternehmen.“ Ich habe diesen Patienten transplantiert und er hat das gut hinbekommen. Er ist ein leidenschaftlicher Dichter, hat mir alle möglichen Gedichte geschrieben und Fotos dazu gemacht. Wenn

---

<sup>12</sup> Stiftung Eurotransplant, 1967 von Jon van Rood gegründet, Sitz in Leiden.

er irgendein Problem hatte, reiste er immer aus Bautzen an. Er hat mir im letzten Jahr noch geschrieben, dass er sehr stolz ist, das sein Doc jetzt Rektor ist. Doch es ist auch furchtbar, denn Schareck ist jetzt als Arzt nicht mehr da. Inzwischen liegt er auf der Intensivstation in Rostock. Er hat mit einer schweren Infektion einen Herzstillstand gehabt und ist reanimiert worden. Ich bin gestern wegen einer Berufungskommission in der Klinik gewesen und eine Dame sprach mich an. Sie fragte „Sind Sie Professor Schareck?“ Als ich bejahte, stellte sie sich als seine Ehefrau vor, die aus Bautzen angereist war und die er inzwischen nicht mehr erkennt. Sie teilte mir ihre Sorgen mit, dass er eine Patientenverfügung geschrieben habe. Er möchte eigentlich nicht an den Schläuchen auf einer Intensivstation enden. Jetzt sei er aber in einer solchen Situation und sie sei hin und her gerissen. Sie wolle natürlich auch nicht, dass er stirbt, aber sie wolle sein Vermächtnis nicht ignorieren. Sie sagte mehrfach: „Er war so traurig, dass Sie nicht mehr da sind.“ Das geht mir nahe.

Ich werde jetzt oft gefragt, wie ich das als Rektor mit den Operationen unter einen Hut bekomme. Das geht meines Erachtens nach nicht. Mein Verständnis von Chirurgie ist, dass ich vorher für den Patienten da bin und auch danach, dass, wenn der Patient in der Nacht irgendwelche Probleme bekommt, ich auch nachts zu ihm komme und mich um die Probleme kümmere. Das kann ich jetzt nicht mehr. Ich habe aber das Gefühl, wenn die Universität sagen sollte: „Den können wir nicht mehr gebrauchen“, dass ich auch wieder zurück in die Chirurgie könnte.

Sie hatten Ihre Frage noch damit verbunden, was ich mir vorstelle. Da muss ich weit ausholen. Ich identifiziere mich mit dieser Universität in dieser Stadt und will für diese Universität das Beste. Ich glaube, dass der Weg, den wir mit der interdisziplinären Verflechtung der Fachrichtungen angefangen haben, aus vielerlei Gründen ein sehr guter ist. Die Medizin und speziell die Medizin für Transplantation, das habe ich ihnen vielleicht schon ein bisschen verdeutlichen können, ist sehr stark mit anderen Disziplinen verflochten. Wenn Sie Nieren transplantieren, haben Sie mit den Internisten zu tun, die die Dialyse durchführen, zudem mit Diabetologen, Pharmakologen, Pathologen und Radiologen. Alle Fächer müssen zusammenarbeiten, damit sie einen Patienten optimal behandeln können und ihm auch alles anbieten können, was er braucht, um gesund zu werden. Das würde ich im Prinzip auch auf die Universität übertragen. Ich glaube, dass die Verflechtung der Fachdisziplinen ein gutes Prinzip der Profilbildung ist. Das hat verschiedene Aspekte. Sprechen wir jetzt über Wissenskulturen, dann ist es ein bisschen wie Philosophie, die hinter der Verflechtung stecken könnte. Auch Geisteswissenschaftler können mit Naturwissenschaftlern eine gemeinsame Sprache finden, sich miteinander unterhalten und ihre gemeinsamen Schnittmengen entdecken und zusammenarbeiten.

Denken Sie nur an die ethischen Probleme der Transplantationsmedizin. Juristen und Theologen sind dabei genauso gefragt wie Philosophen oder Soziolo-

gen. Sie müssen miteinander über das Gleiche sprechen können, sie müssen gewissermaßen auch die gleichen Vokabeln haben. Auf der anderen Seite sehe ich in der Verflechtung natürlich auch die Bündelung besonderer Schwerpunkte, gemeinsame Themen, die man dann entwickelt. So war es ursprünglich auch die Intention der Profillinien, dass mehr Expertinnen und Experten hinter einem Thema stehen, um dann nach außen hin effektiver zu sein und exzellenter zu werden. Sie ziehen aber auch andere an, die sich in diesem Schwerpunkt weiter bilden und spezialisieren wollen. Dabei sind die Schwerpunkte einmal nach den Stärken in der Universität ausgesucht und nach den Bedürfnissen der Region, des Landes und der Wirtschaft.

Wir sagen, wir haben mit der Physik und mit der Medizin Stärken. Wir setzen im Nicht-Leben und der Materie einen Schwerpunkt, so ist dieser von vielen wissenschaftlichen Aspekten her hochinteressant. So gibt es zum Beispiel in der Medizin die Schnittstelle von lebender Zelle und Materie. Denken Sie nur an die Kontaktlinsen, die sie im Auge haben, bis hin zu der künstlichen Hüfte, dem Herzschrittmacher oder dem Gefäßstent. Hier ist eine Grenzfläche, an der sehr viel stattfindet: Entzündung, Reparation, Regeneration – ich glaube, dass dies eine sehr gute Profillinie ist.

Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels erfolgreich altern. Erfolg ist dabei nicht nur materiell gemeint. Wir haben immer älter werdende Menschen, die aber noch voll leistungsfähig sind. Es ist erwünscht, Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit zu erhalten. Da können viele Bereiche mitwirken, ob in der Informatik oder in den technischen Wissenschaften der Medizin. Man kann so alten Leuten, die über 80 sind, die Möglichkeit geben, auch allein zu Hause zurechtzukommen. Wenn die Kaffeemaschine nicht ausgestellt wird, die Bewegungen des alten Menschen in seiner Wohnung plötzlich nicht zielgerichtet erscheinen, aktivieren Sensoren Hilfe, die auffordern, die Kaffeemaschine auszustellen, das noch einmal nach einigen Minuten wiederholen. Wird das mehrfach nicht beachtet, dann kommt vielleicht der Pflegedienst, stellt die Kaffeemaschine aus und bietet die erforderliche Hilfe an. Das sind Systeme, mit denen wir auch versuchen, die Bedürfnisse und die Entwicklungen in unserem Land und in unserer Wirtschaft zu unterstützen.

Dabei denke ich, dass eine solche Verflechtung in der Lage ist, auch die Vielfalt der Fächer zu erhalten, natürlich nicht zu 100%. Wir werden Bereiche haben, wo wir sagen, wir können die Lehre hervorragend abdecken, da die Spezialisten von den benachbarten Fächern das auch lehren und vermitteln können. In der Forschung können wir uns vielleicht noch stärker auf bestimmte Felder fokussieren, aber wir erhalten die Vielfalt der Fächer. Da sehe ich durchaus positive Aspekte mit der Modularisierung im Bologna-Prozess, da man sich selbst seinen Weg suchen und gestalten kann und eine große Auswahl hat.

Denken Sie an die vielen Möglichkeiten der Kombination von Mathematik und Wirtschaftswissenschaften oder Aquakultur, Ingenieurwissenschaften mit Biowissenschaften. Hier sind ganz neue Berufsfelder entstanden, und eigentlich haben wir eine gute Möglichkeit, hier jedem die Möglichkeit zu geben, sich ganz individuell nach seinen Wünschen, Interessen und Vorstellungen zu entfalten.

Allerdings haben wir mit dem Bologna-Prozess auch viele Dinge mit übernommen, die wir weiter verbessern sollten. Ich möchte die Attraktivität des Studiums in Rostock weiter steigern. Das sind kleine Dinge, an denen wir ansetzen können. Im Prinzip darf das Bachelor/Masterstudium nicht bedeuten, dass man in der kürzest möglichen Zeit und zu den geringsten Kosten eine wie auch immer geartete Berufsbefähigung erlangt. Ich erzähle Ihnen ein Beispiel aus dem persönlichen Bereich. Ich habe zwei Töchter, die beide zunächst ein anderes Studium begonnen haben. Meine zweite Tochter hat zunächst mit Geschichte und Archäologie angefangen und dann gesagt, dass seien fabelhafte Fächer. Ihr wurde auch bescheinigt, dass sie gute Leistungen gebracht hatte, aber sie war der Ansicht, dass das für sie doch mehr Hobby sei und sie sich das als Beruf nicht vorstellen könne. Ich habe sie zwar gewarnt, aber sie wollte unbedingt Medizin studieren und sie wollte damals ursprünglich auch aus Rostock weg. Sie hatte sich bereits exmatrikuliert und ihr Zimmer aufgegeben. Dann schlug die ZVS allerdings unerbittlich zu und ihr wurde Rostock zugewiesen. Sie ist vom Ulmenmarkt in die Borwinstraße gezogen. Im Endeffekt hatte sie die Möglichkeit, zunächst ein Studium anzufangen um zu sehen, dass das ihren Interessen durchaus, aber eher hobbymäßig, nahe kommt. Das sollte jedoch nicht ihr Beruf werden. Meine älteste Tochter hatte es auch so gemacht. Sie studierte zunächst Jura in Bonn und wusste bereits nach einem Semester, dass das nichts für sie ist. Sie wechselte dann zu Germanistik und Geschichte – ein gewisser Ausgleich innerhalb der Familie.

Kersten Krüger:

Inwieweit gibt es ein Konkurrenzverhältnis zwischen den medizinischen und nichtmedizinischen Fächern innerhalb der Universität? Es ist, glaube ich, sehr eindrucksvoll deutlich geworden, dass es einen erheblichen Erkenntnisfortschritt mit höheren Überlebenschancen in der Medizin gibt. Wenn Sie an die Zahlen der Gefäßchirurgie der Südstadtklinik denken, zu DDR-Zeiten zehn, angestiegen auf 170. Das ist nicht zum Nulltarif zu haben und sicherlich nicht nur durch Krankenkassenerstattungen zu realisieren. Der bildungspolitische Sprecher der SPD Fraktion im Landtag, Herr Mathias Brodkorb,<sup>13</sup> hat mir schon vor langer Zeit gesagt, dass wir die Medizin abschaffen müssten, da sie uns auffressen würde. So

---

<sup>13</sup> Mathias Brodkorb, MdL:  
<http://www.mathias-brodkorb.de/>

wie man das Universitätsklinikum in Lübeck geschlossen habe – was jedoch nicht ganz zutrifft –, müsse das bei uns auch geschehen. Jetzt kommt die Frage an den Rektor. Sehen Sie ein solches Konkurrenzverhältnis, dass der medizinische Fortschritt unabdingbar höhere Ressourcen erfordert? Oder müssen wir bereit sein, früher zu sterben und kränker zu werden? Wie kann aber innerhalb der Universität ein Ausgleich gefunden werden, dass nicht das passiert, was Mathias Brodkorb vorausgesagt hat, dass uns die Medizin auffrisst. Er ist von Haus aus Philosoph, aber gesund.

Wolfgang Schareck:

Also ich sehe ein Problem, wenn wir sagen wollten, wir haben eine medizinische Fakultät und die Forscher und Lehrer der Fakultät sind überwiegend in der Krankenversorgung eingesetzt. Dann haben sie ein gewisses Eigengewicht. Aber von den Forschungsfeldern und auch von der Lehre her halte ich es für notwendig, dass die medizinische Fakultät dicht bei der Universität bleibt und nicht von ihr abdriftet. Dann würde die Krankenversorgung in der Universitätsmedizin eine eigene Hochschule werden. Wir haben solche Beispiele und ich bin mir mit dem Rektor in Greifswald einig. Wir sind beide der Überzeugung, dass wir alles tun müssen, damit die Universität ihren Einfluss in der Universitätsmedizin weiter geltend machen kann, um Forschung und Lehre in der Medizin weiter nah an der Universität zu halten. Als Begründung würde ich angeben, dass unser Studiengang Biomedizinische Technik in interdisziplinärer Verflechtung mit der Fakultät für Maschinenbau und Schiffstechnik angesiedelt ist. Gerade wegen der interdisziplinären Forschung in der Medizintechnik ist es notwendig, dass eine enge Bindung der medizinischen Fächer an die übrige Universität herrscht. Gestern in der Langen Nacht der Wissenschaften gab es in der Aula ein tolles Projekt zwischen der Medizin und Theologie. Dies hat viele Mediziner und Medizinstudenten, denen es im Vorfeld schon vorgestellt wurde, so begeistert, dass schon die nächsten Aktivitäten in Planung sind. Wir können die Medizin nicht aus der Universität entlassen und ganz dem Klinikum überantworten.

Kersten Krüger:

Als ihr Amtsvorgänger Strothotte die Profillinien in der Marienkirche vorstellte, saß ich zwischen zwei älteren Herren und wir waren uns anschließend einig, dass dies wie die fortgesetzte Dritte Hochschulreform von 1968 wirke. Die Profilierung in der damaligen Zeit der DDR bedeutete ja das Ende von Freiheit in Forschung und Lehre. Wie verhält sich in Ihrem Verständnis die Bildung von Profillinien – ich betone, ich bin sehr für Profilbildung – zur grundgesetzlich garantierten Freiheit von Forschung und Lehre? Ist hier nicht über die Profillinie eine Einschränkung möglich, wenn auch nicht gedacht, wird sie sich dennoch ergeben?



Wolfgang Schareck:

Die Profillinien sind eine Institution, die neu geschaffen wurden und mit Leben gefüllt werden müssen. Eine große Anfangsfrage war, was ist mit den Fakultäten, aus denen Mitglieder in die Profillinien gehen? Die Hauptaufgabe ist es, die Fakultäten zu erhalten und natürlich auch Forschung und Lehre in Fachbereichen zu ermöglichen, die nicht in einer Profillinie tätig sind. Aber ich denke, durch den jetzt institutionalisierten Dialog zwischen Fachdisziplinen hat es viel mehr Kontakte und Interaktionen gegeben, als wir das zunächst für möglich gehalten haben. Die Kritiker der Profillinien haben am Anfang gesagt, diejenigen die aus unterschiedlichen Fächern vorher schon gut zusammengearbeitet hätten, würden auch in Zukunft gut zusammenarbeiten und da werde keiner hinzukommen. Aber es kommen welche hinzu. Natürlich kann man in der Berufungspolitik langfristig darauf sehen, dass Profile, die immer schärfer erkennbar und erfolgreich sind, entsprechend unterstützt werden, zum Beispiel durch Berufung auf so genannte Eckprofessuren. Dafür werden die Fakultäten aber nicht aufgegeben.

Das ist auch ein Problem begrifflicher Unklarheiten, die ich an der Universität öfters bemerke. Eine Unklarheit betrifft die Juristische Fakultät. Viele Mitglieder sagen, die Juristische Fakultät sei geschlossen. Sie ist nicht geschlossen. Es ist der Studiengang zum Staatsexamen beendet worden. Aber die juristische Fakultät besteht nach wie vor und die Zukunft muss es zeigen, ob wir in der Lage sind einen Studiengang zu etablieren, der auch zukunftssträftig ist und in der Zukunft Berufsfähigkeit und Berufsfertigkeit garantieren kann. Dieser soll dann die Vernetzung der juristischen Fakultät in den Profillinien für die ganze Universität ermöglichen. Die zweite Unschärfe ist, dass wir sagen, wir hätten zehn Fakultäten. Wir haben jedoch neun Fakultäten, die wir kennen, und die zehnte ist die Interdisziplinäre Fakultät. Dies vermittelt den Eindruck, als sei das eine Fakultät, gleichberechtigt wie andere Fakultäten. Wir haben die Interdisziplinäre Fakultät als zentrale universitäre Einrichtung, auch wenn sie einen Dekan hat und es nahe liegt zu sagen, das sei eine Fakultät. Sie ist gewissermaßen wie ein Band über die anderen Fakultäten gelegt, ohne dass die anderen Fakultäten aufgegeben werden.

Arne Busch:

Ich würde Sie gern noch einmal als Zeitzeugen bemühen. Sie haben dargelegt, dass die neuen und die alten Bundesländer in ihrer Familie noch vertreten sind. Ich würde gerne wissen, wie Sie und ihre Familie die Wende erlebt haben.

Wolfgang Schareck:

Von 1988 bis 1989 war ich in Göttingen. Mit dem Zug nach Tübingen bin ich an der Werra immer etwa 20 bis 30 Kilometer an der Grenze entlang gefahren. Ich hätte auch im Frühjahr 1989 noch nicht geglaubt, dass sich dieser Wunsch und

Traum erfüllt, dass diese Grenze einmal verschwindet. Viele mögen sagen, sie wüssten noch genau, was sie gemacht haben, als die Mauer aufging. Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht mehr ganz genau. Ich stand im OP und war mitten in einer Operation. Irgendjemand hat dann gesagt: „Die Mauer ist auf!“ Das haben wir kurz zur Kenntnis genommen, uns sehr gefreut aber natürlich weiter operiert. Aber viel mehr Erinnerungen habe ich nicht mehr daran. Ich bin noch in einer Zeit groß geworden, in der wir in der Vorweihnachtszeit abends in Düsseldorf Kerzen für unsere Brüder und Schwestern im Osten in die Fenster stellten. Damit haben wir ihrer gedacht. Als 17-jähriger bin ich einmal auf einer Klassenfahrt in Berlin (Hauptstadt) gewesen. Auf der Zugfahrt durch die DDR wurden wir ganz offensichtlich bespitzelt, ein Herr trug tatsächlich einen Trenchcoat und einen Pepitahut. Wir waren freche Jungs und fragten ihn: „Sagen Sie mal, nachdem Sie uns gefragt haben, wo wir herkommen, was wir machen und was unsere Ziele sind? Wie ist das denn bei Ihnen, wo kommen Sie denn her und was machen Sie denn hier in dem Zug?“ Auf dem nächsten Bahnhof stieg der Herr aus und wir sahen ihn zwischen den Soldaten, mit Hunden und Maschinenpistolen, verschwinden. Wir wurden also offensichtlich bespitzelt, das habe ich als sehr belastend empfunden.

Wie ich schon erzählte, gab es 1990 eine Organentnahme in Greifswald. Wir flogen mit einem Linienflugzeug von Stuttgart nach Berlin. In Berlin-Schönefeld wurden wir von einem MI-8-Hubschrauber übernommen. Ein Kollege von mir, heute Chefarzt in Süddeutschland, sah diesen Hubschrauber landen. Ich wusste, dass er ein bisschen Flugangst hatte. Er sagte zu mir: „Da steige ich nicht ein.“ Aber ich habe gesagt, dass wir jetzt nach Greifswald fliegen, wir müssten da einsteigen. „Nein, da steige ich nicht ein.“ Als ich ihm vorhielt, dass wir wenige Monate zuvor an diesem Ort schon eine Kugel im Rücken gehabt hätten, stieg er ein. Danach sind wir nach Greifswald geflogen. Das war im Juni 1990. In Greifswald wurden wir von den Kollegen sehr freundlich empfangen. Sie haben uns auch Instrumente angeboten, die sie uns aus ihrem Privatschatz für die Operation zur Verfügung stellen wollten. Dann kam jemand und fragte uns: „Haben Sie eigentlich schon gehört, Unsere spielen gegen Argentinien?“ Was war passiert? Bei der Fußballweltmeisterschaft verlor Italien gegen Argentinien und Deutschland stand gegen Argentinien im Endspiel. Als ich das hörte, dachte ich sehr optimistisch über die Einigung. Der sagt schon „Unsere“, das sind ja auch „Unserer“. Die deutsche Fußballnationalmannschaft war also schon gesamtdeutsch vereinnahmt. Mir wurde aber sehr bald klar, dass es noch eine lange Zeit brauchte, wahrscheinlich sogar noch eine Generation, um wieder zusammenzuwachsen. Ich bin ein „Wossi“, wenn Sie so wollen. In der Anfangszeit in Rostock habe ich Unterschiede viel weniger gespürt als vielleicht meine Kinder und meine Familie. In den Schulen war es wahrscheinlich viel schwerer als am Arbeitsplatz. Wir sind in der täglichen Sacharbeit sehr schnell zusammengewachsen.

Axel Büssel:

Vorab habe ich eine kurze biografische Frage und dann noch eine aktuelle. Sie haben gesagt, dass Ihr Großvater Reeder war. War das ein eigenes Unternehmen und was ist aus diesem geworden?

Wolfgang Schareck:

Jetzt hole ich ein bisschen aus, denn darauf bin ich ganz stolz. Mein Urgroßvater hieß August Cords und wurde in Schependorf, als unehelicher Sohn eines Mecklenburger Großgrundbesitzers namens Ortmann und der Magd Dorothea Rode, geboren. Dorothea Rode heiratete einen Maurermeister in Warin, welcher Cords hieß. Deswegen hieß mein Urgroßvater zunächst August Rode genannt Cords. In Warin gibt es einen August-Cords-Park. Er hatte diesen Park der Stadt Warin gestiftet. Diese Stiftung hat ihre Würdigung auch über die DDR-Zeit gefunden, da er später mittellosen Jugendlichen Stipendien finanzierte, um ihnen eine Ausbildung zu ermöglichen. Ich weiß nicht, ob er sich mit seinem Stiefvater gut verstanden hat. Aber er ist dann als junger Mann nach Wismar gegangen und hat eine kaufmännische Lehre gemacht. Dann kam er nach Rostock, hat geheiratet und zunächst in einer Firma Schmidt am Strande gearbeitet. Dann übernahm er selber eine Reederei, Schiffsausrüstung und Reederei August Cords.



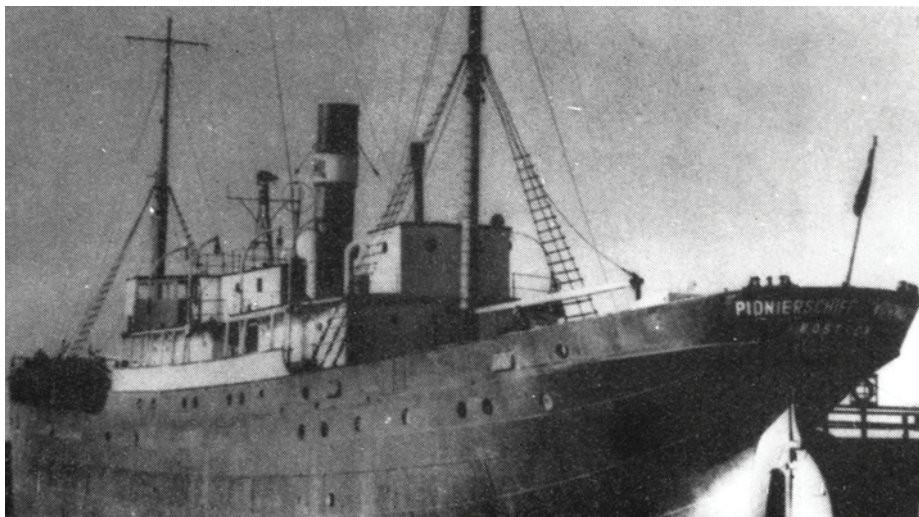
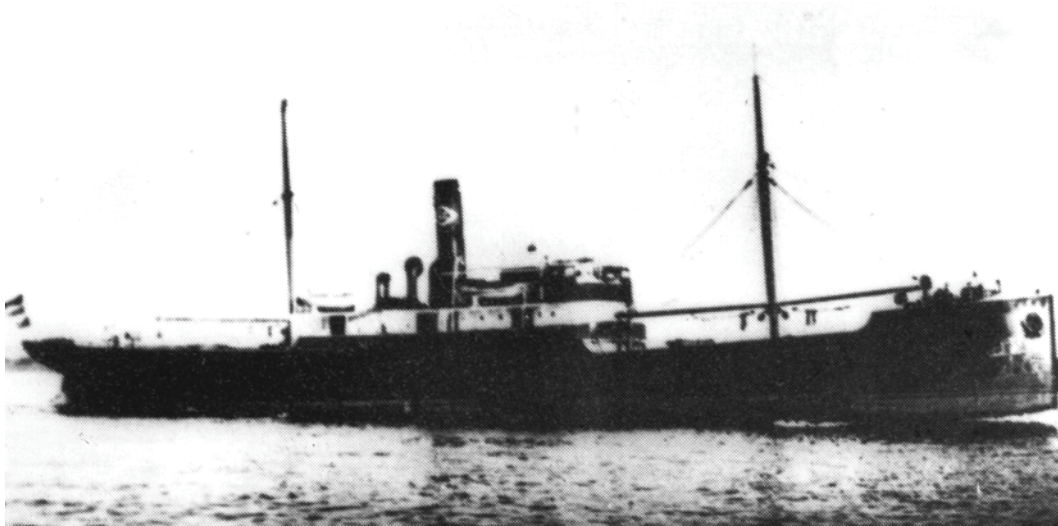
Abbildung 1<sup>14</sup>

Urgroßeltern August Cords und Maria Wilhelmine Lisette Cords, geb. Jonas, 1890

---

<sup>14</sup> Alle Abbildungen entstammen dem Privatarchiv Wolfgang Schareck.

Am Ende des 19. Jahrhunderts hat er vor allem auf die Dampfschiffahrt gesetzt. Anfangs setzte er Segelschiffe instand, verkaufte sie und investierte in Dampfschiffe. Schließlich war er sogar im Vorstand der Neptun-Werft. Er hat viele Schiffe gebaut, unter anderem ein Schiff, benannt nach seiner Tochter *Grete Cords*, welches als einziges den Zweiten Weltkrieg überstanden hat, weil es gegen Kriegsende mit Havarie in Wismar lag. Von der DDR wurde es wieder in Dienst gestellt und ich weiß nicht, ob Sie es kennen, es hieß *Vorwärts*. Es war der erste Handelsdampfer der DDR, wurde später Pionierschiff und lag bis zur Wende am Mühlendamm. 1990 wurde es verschrottet, obwohl es ein Industriedenkmal ersten Ranges war. Dieses erste Handelsschiff der DDR wurde 1902 noch handgenietet auf der Neptun-Werft gebaut. Grete Cords war die eine Tochter, eine andere lebte in Gelbensande, Lisbeth Cords.



Abbildungen 2 und 3  
Dampfschiff *Grete Cords*, gebaut 1902 in Rostock  
Nach dem Zweiten Weltkrieg *Vorwärts* der DDR-Handelsflotte  
1977 Pionierschiff *Vorwärts*, 1990 verschrottet





Abbildungen 4 und 5

Großeltern Carl Cords um 1966 und Charlotte Friederike Cords, geb. Klickow, um 1990

Mein Großvater war nicht der älteste Sohn. Der älteste Sohn hieß auch August Cords und hatte ein Gut in Recknitzberg. Gegen Kriegsende ist er mit der Familie ums Leben gekommen. Das heißt, er hat sich selbst das Leben genommen, nachdem seine Frau und Tochter sehr unter den in Recknitzberg einquartierten russischen Soldaten leiden mussten. Weil sein älterer Bruder in die Landwirtschaft wollte, hatte mein Großvater Carl Cords die Reederei übernommen. Anfang Mai 1945 ist er, wie gesagt, nach Schweden gesegelt und nach dem Krieg in Bremen ansässig geworden. Bis zu seinem Tode 1970 hat er die Reederei in Bremen fortgeführt. Vor dem Krieg, um 1920, hatte die Reederei zwölf Schiffe. Das größte Schiff hieß wie meine Mutter Irmtraud Cords und war das größte Schiff in Rostock. Am Schluss hatte mein Großvater nur noch zwei Schiffe. Das Ende der Reederei war dann 1970, als sie von keinem Sohn übernommen wurde und alle Schiffe verkauft wurden. Das war das Ende der Firma August Cords.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Siehe auch: Wentzel, Hans-Günther: Cords – eine Reederfamilie. Hamburg [1977 ?].  
Wentzel, Hans-Günther: Aug. Cords. Reederei Rostock-Bremen. Hamburg 1987.





Abbildung 6

Rostock 1941, Vermerk auf der Rückseite: *Das Haus weiß und groß, wo der Pfeil hineinzeigt (weiß) war Schiffsausrüstung und die Kontore für die Reederei. 1942 bei den riesigen Bombenangriffen um den 20. April 4 Nächte hintereinander zerstört, Jakobi, Nikolai u. zum Schluß auch noch die Petrikirche zerstört.*

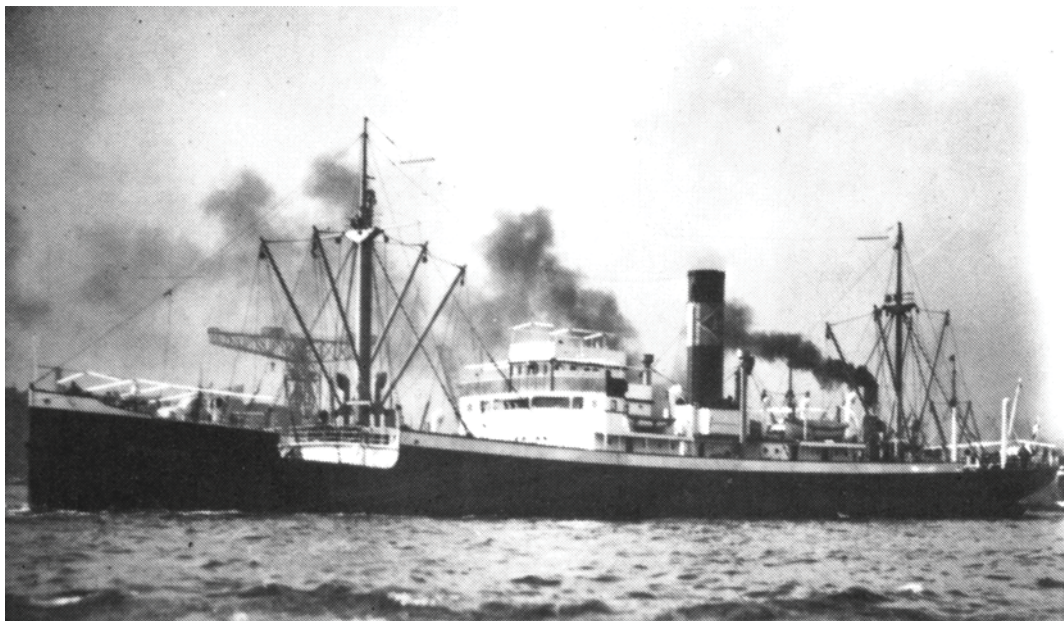


Abbildung 7

Dampfschiff *Rostock*: gebaut 1923 in Hamburg  
 Flaggschiff der Reederei Cords bis 1939, zerstört 1969 im "Abnutzungskrieg" am Suezkanal

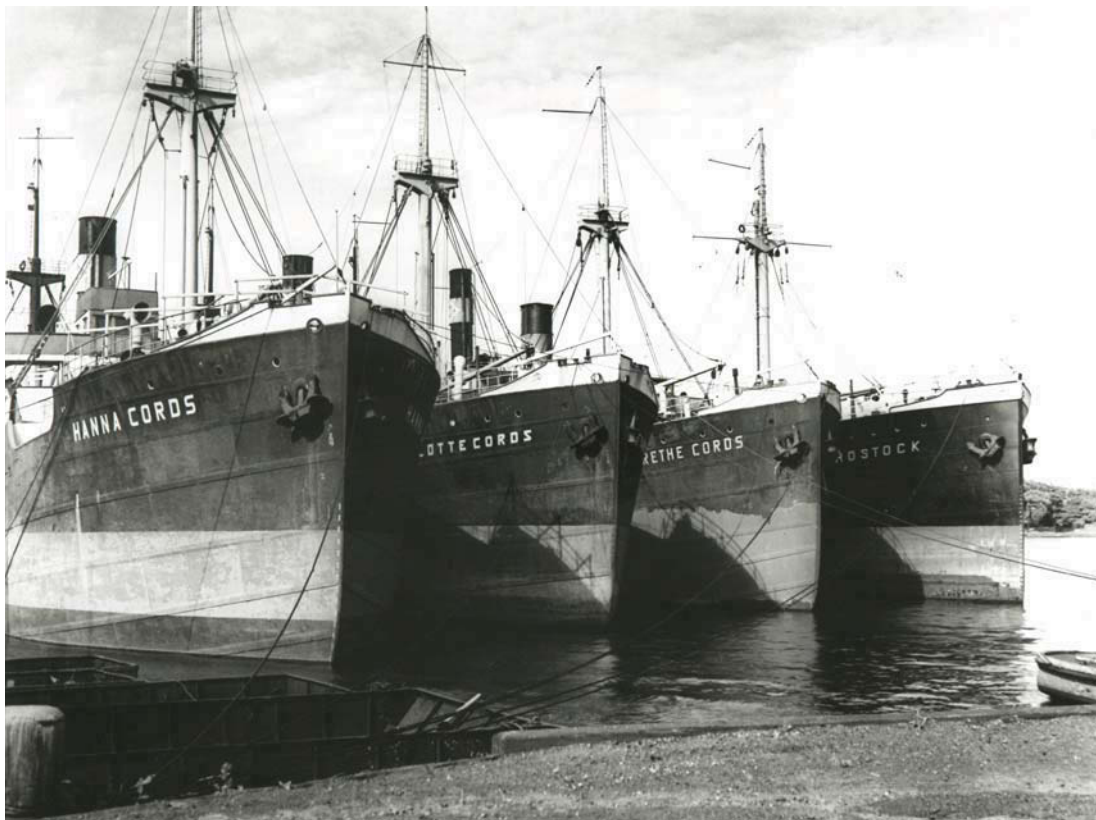


Abbildung 8

Die Dampfschiffe der Reederei Cords im Rostocker Hafen 1922 in der Krise der Inflation  
*Hanna Cords, Lotte Cords, Grethe Cords, Rostock*



Abbildung 9

Die Segeljacht *Iris* 1945 im Yachthafen Gehlsheim, die am 1. Mai 1945 zur Flucht nach Schweden diente; im Hintergrund Marienkirche, Jakobikirche und Kröpeliner Tor



Vor kurzem habe ich in einem kleinen biografischen Buch von Kempowski<sup>16</sup> gelesen, dass der Vater Kempowskis mit meinem Großvater einmal vor dem Hauptgebäude der Universität gestanden habe. Kempowski war damals zehn Jahre alt und sei dabei gewesen. Die beiden hätten sich unterhalten, und mein Großvater erzählte dem Vater Kempowskis von den Vorzügen einer Gasheizung, die er in Gehlsdorf in seinem Haus installiert hatte. Ich glaube, Walter Kempowski hatte sich ein bisschen gelangweilt, bis einer von den beiden fragte, ich nehme an, dass es mein Großvater war: „Was willst du denn später mal werden?“ und er habe geantwortet „Archiv!“ Das sind so kleine Episoden, die mich immer wieder auf Familienspuren führen.

Axel Büsser:

Es ist interessant, dass Sie als Mediziner und ehemaliges Mitglied der Ethikkommission Rektor sind, insofern ist Ihre ethische Grundhaltung vielleicht von Interesse. Wie stehen Sie zum Beispiel zu den Fragen der Stammzellenforschung und Gentechnologie? Vielleicht können Sie dazu etwas sagen.

Wolfgang Schareck:

Also ich habe Probleme mit der embryonalen Stammzellenforschung, weil Gefahren bestehen, die aus meiner Sicht Grundsätze des Lebens missachten. Ich habe auch Probleme mit Regelungen, die einen Stichtag nennen, was embryonale Stammzellen angeht und sagen, nach einem Stichtag ist es erlaubt, aber vor dem Stichtag verboten oder umgekehrt. Die Stammzelltechnologie ist ein Feld, welches ich für ein sehr großes Zukunftsfeld halte, ohne dass man unbedingt auf embryonale Stammzellen zurückgreifen muss. Sie bieten auch Gefahren. Weil embryonale Stammzellen auch ein höheres Risiko haben, was die Entartungsrate angeht. Ich persönlich favorisiere die körpereigenen Stammzellen. Jeder von uns hat periphere Blutstammzellen und man kann dafür sorgen, dass man diese anreichert. So kann man diese Stammzellen verwenden. Wir haben heute Morgen das Referenz- und Transplantationszentrum für kardiale Stammzellen in Rostock eröffnet, wo ich zum Teil auch involviert bin. Wir haben auch in der Gefäßmedizin Ansätze mit Stammzellen, zum Beispiel die Verbesserung der Durchblutung von Extremitäten. Ich habe einen Patienten, der mich ausdrücklich darum gebeten hat, diese Technik bei ihm anzuwenden, schon mit Stammzellen behandelt. Es ist ein transplanterter Patient, nach Pankreas Nierentransplantation. Wir haben sein Bein durch die Therapie letztendlich nicht retten können, aber wir haben diesen Versuch unternommen und das war ganz in seinem Sinne, soweit zur Stammzellentherapie.

---

<sup>16</sup> Prof. Dr. Walter Kempowski: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001748](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001748)

Zu den Gen-Problemen, die auch gerade jetzt eine große Rolle spielen, habe ich die Ansicht, dass es eine große Behinderung der Forschung ist, wenn der Anbau von transgenen Kartoffeln verboten wird, welche jedoch zuvor für unbedenklich gehalten wurden. Ich halte es natürlich nach wie vor für notwendig, dass man über die Auswirkungen forscht. Wir haben bis in die jüngste Zeit Pflanzenzüchtungsmethoden angewandt, die aus meiner Sicht viel problematischer sind, beispielsweise, wenn wir Saatgut bestrahlen oder mit chemischen Mitteln traktieren, um Mutanten zu erzeugen, welche wir dann züchten. Damit gehen wir ganz andere Risiken ein, als wenn wir ein Gen, welches wir genau kennen, transferieren. Damit können wir im Falle der Kartoffel Produkte erzeugen, die ungefährlich sind. Jene sind nicht einmal für den menschlichen Verzehr bestimmt. Hierbei wissen wir, dass solche Pflanzen nicht in der Lage sind, neue Züchtungen mit essbaren Kartoffeln zu induzieren. Natürlich muss in dem Bereich der Nebenwirkungen weiter kritisch geforscht werden. Allerdings habe ich ein Problem, wenn der Anbau von transgenen Pflanzen generell verboten wird.

Anne Lüders:

Was würden sie einem Abiturienten raten, wenn er Sie fragen würde, ob er an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock studieren sollte?

Wolfgang Schareck:

Grundsätzlich würde ich jeden begrüßen, der in Rostock studieren will. Warum auch nicht an der Philosophischen Fakultät? Ich denke, dass wir nicht von unserer Pflicht entbunden sind, das Studium attraktiver zu gestalten. Natürlich haben wir einige Probleme, von denen ich jedoch das Gefühl habe, dass sie von vielen Leuten konstatiert und konzentriert angegangen werden. Daher habe ich die Ansicht, dass eine Verbesserung zu erreichen ist. Ich habe bereits von meiner Tochter erzählt, die in Bonn an der Philosophischen Fakultät studierte. Dort wurden ihr Seminare zugewiesen, die sie gar nicht besuchen wollte. Das ist in meinen Augen ein Unding! Ich weiß, dass wir auch hier noch vieles zu tun haben. Wir können nur versuchen, die Situation zu verbessern.

Heiko Marski:

Wie wollen Sie an der Universität Rostock Bologna weiter umsetzen? In welche Richtung wollen Sie in Rostock Studiengänge entwickeln, beispielsweise das Bachelor/Master-System in der Medizin?

Wolfgang Schareck:

Es gibt Überlegungen mit den Studiendekanen der Medizinischen Fakultäten. Bei Einführung neuer Modellstudiengänge braucht das Bachelor/Master-System nicht eingeführt zu werden. Natürlich schwebt das Damoklesschwert des Bache-

lor/Master auch über der Medizin. Einen Bachelor-Arzt wird es nie geben. Andere Kollegen machen es sich sehr einfach und behaupten, 1. Staatsexamen sei Bachelor und 2. Staatsexamen sei Master. So einfach können wir es uns nicht machen, aber es ist nicht grundsätzlich verkehrt, denn jeder, der das Medizinstudium kennt, weiß, dass die große Hürde das Physikum ist. Anschließend könnten andere Studiengänge der Medizintechnik, der Biotechnologie oder wirtschaftswissenschaftlicher Art für viele Berufsbilder sinnvoll sein. Ich kann mir als Vorteil der Modularisierung vorstellen, falls jemand das Physikum schafft und somit seine Kenntnisse in Physik, Chemie, Biologie, Anatomie, Physiologie und Bio-Chemie beweist, sich jedoch am Ende des Studiums etwas anderes als Medizin vorstellt, kann er mit dem Bachelor in Medizin beispielsweise einen Master in Betriebswirtschaft absolvieren. Das Physikum kann somit ein qualifizierender Abschluss für eine Kombination von zwei Fächern sein. Hier sehe ich auch die Möglichkeiten der Interdisziplinären Fakultät. Ein großes Anliegen von mir ist, hierbei auch die Trennung zwischen Lehramtsstudenten und Fachwissenschaftlern abzuschaffen. Nur durch andere Examina heißt es dann, nicht nur unter Studierenden: „Ja, das ist ein Lehramtskandidat, der gehört gar nicht hierher, der macht hier nur so mit und wird ja doch Pädagoge.“ Das müssen wir unbedingt abschaffen! Mit der Modularisierung haben wir eine Möglichkeit, weil wir hierdurch Schnittmengen bilden können. Ich stelle mir das als Mediziner vielleicht zu einfach vor, das ist sicher eine Schwierigkeit, die Mediziner haben. Natürlich muss ein Lehramtsstudent Zoologie und Botanik haben, wenn er Biologielehrer werden will. Dies kann er natürlich genau so haben, wie derjenige, der später in einem Labor als Biologe tätig ist. Aber er muss ja nicht unbedingt Meeresbiologie belegen. Hier gibt es gemeinsame Fächer, wo wir auch Synergien ausnutzen können. Anstelle von Meeresbiologie wären Schlüsselqualifikationen in der Pädagogik anzuführen, so dass Lehramtsstudierende in Erziehungswissenschaften sehr gut ausgebildet sind und als Lehrerinnen und Lehrer eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe in unserem Bildungssystem übernehmen können, wo wir die Besten brauchen, und wir wollen die Besten.

Heiko Marski:

Welche Verantwortung hat die Universität gegenüber Studierenden oder welche Rolle sollten Studierende an der Universität spielen?

Wolfgang Schareck:

Ich sehe eine ganz zentrale Verantwortung der Universität für Studierende. Wir sind eine Bildungsinstitution. Wenn wir nur forschen würden, könnten wir uns auch z.B. ein Max-Planck-Institut nennen. Der Vorteil des Studiums an einer Universität – im Vergleich zur Fachhochschule – ist, dass wir eine enge Verbindung mit Grundlagenforschung haben. Mit Forschung in der Lehre können wir



besondere Interessen wecken und fördern. Natürlich möchten wir auch den forschenden Nachwuchs aus den Studierenden gewinnen. Jene die sagen, sie wollen nicht in kürzester Zeit Geld verdienen und eine Berufsfertigkeit erlangen, sondern die eine akademische Weiter- und Fortbildung anstreben. Bachelor/Master, Promotion, Forschung. Das gehört für mich untrennbar zusammen. Nur wer forschen kann, kann auch in der Lehre begeistern. Nur wer sehr gut lehrt, wird auch für die Forschung begeistern. Im Fokus stehen die Studierenden. Diese sind die zukünftigen Forscher. Sie können wir begeistern. Wir sind jetzt in der Begutachtung des SFB Physik besonders für die hervorragenden Doktoranden gelobt worden. Nach Aussagen der Gutachter hätten sie in der Vorstellung der Teilprojekte für den SFB keinen Unterschied zwischen den Professoren und den Doktoranden bemerkt. Etwas Besseres kann man sich aus meiner Sicht nicht wünschen.

Kersten Krüger:

Wie stellen Sie sich das Verhältnis zur Greifswalder Universität vor?

Wolfgang Schareck:

Ich bin kein Finanzfachmann, das ist sicher ein Problem. Vielleicht rede ich deshalb so salopp. Ich schaue nicht nach Greifswald. Als ich in dieses Land kam, hieß es, das Problem sei, wir hätten zwei Universitäten. Eine davon sei zu viel. Meine spontane Reaktion darauf war, es seien zwei zu wenig. Denn wenn man ein Land verbessern will, muss in die Bildung investiert werden. Problematisch daran ist jedoch, dass es Geld kostet. Wenn eine Universität sagen wollte, sie möchte keinen Stellenplan haben, sondern einen Globalhaushalt, um selber zu bestimmen, was mit dem Geld geschehen soll, würde das heute nicht gern gesehen. Ich weiß auch nicht, ob wir – wenn wir einen Globalhaushalt hätten – vielleicht in manchen Bereichen weniger Stellen hätten. Ich sehe durchaus viele Projekte, die an der Universität laufen, die sicher irgendwo sinnvoll sind, die aber in der Koordination letzten Endes die Effektivität vermissen lassen. Dieses Geld könnte man möglicherweise anderswo konzentriert besser einsetzen. Das Grundproblem ist meines Erachtens, dass wir uns schon in einer Not befinden, indem wir für die Grundfinanzierung auf Mittel zurückgreifen müssen, die wir durch Wettbewerbe einwerben. Ich würde mir eine Situation wünschen, in der wir eine gesicherte Grundfinanzierung haben, von der aus über Wettbewerbe Mittel eingeworben werden könnten, welche wirklich den Wettbewerben zu Gute kommen.

Auch sehe ich bei der Aufgabe der Vernetzung ein Problem. Es wird Bereiche geben, die es schaffen, viel Geld einzuwerben – unabhängig von Grundlagenforschung oder von institutionell vorhandenen Mitteln. Dieses werden sie natürlich auch wieder für sich einsetzen, verpflichtet aber auch die Universität mit diesen Wettbewerben, sie weiter finanziell zu unterstützen. Diese ergänzenden Mittel werden und müssen von anderen Bereichen kommen. Das ist eine Entwick-

lung, die ich vermeiden möchte. Ich glaube, diese Entwicklung können wir nur vermeiden, wenn wir sagen, dass es keinen Bereich geben wird, der elitär über allen anderen steht. Damit laufen wir nicht Gefahr, dass Gelder aus anderen Fachbereichen in einen solchen fließen. Mit einer Vernetzung können wir eine breite Verbesserung und Profilierung erreichen. Dies möchte ich nicht kleinteilig für jeden einzelnen Fachbereich oder jede einzelne Professur haben. Mir schwebt schon vor, dass Fakultäten sich über ihre Priorisierung in einer gewissen Autonomie klar werden. Diese will ich auch fördern. Es ist jedoch in einem System schwierig, in dem ein Dekan vielleicht nur nolens volens diesen Posten einnimmt, weil kein anderer die Hand gehoben hat. Dieser überlegt dann von Beginn an, wie seine Zukunft aussieht, falls er nicht mehr Dekan ist: „Werde ich dann zur Stadt hinaus gejagt, oder was macht man dann mit mir?“ Aus diesem Grunde sträubt er sich vielleicht, ein klares Profil zu zeigen und Prioritäten zu setzen.

Prioritäten zu setzen bedeutet immer auch Posterioritäten zu akzeptieren. Wenn ich nun mit wenigen Mitteln versuche einer Fakultät zu helfen, welche sagt, wir haben A, B und C und alles ist hervorragend, jedoch auf eine Frage der Priorisierung keinen Bereich benennen kann, dann gibt es ein Problem. Wir setzen Prioritäten, was auch bedeutet, Posterioritäten zu setzen und zu sagen, dass ein Bereich trotz positiver Aussichten einem anderen Bereich nachgestellt werden muss.

Edmund Fanning:

Wie vertreten Sie die Universität Rostock nach Außen, insbesondere gegenüber Schwerin, um größtmögliche finanzielle Mittel zu erhalten?

Wolfgang Schareck:

Dieses habe ich versucht, mit meiner Investiturrede „Bildung ist mehr Ausbildung“ deutlich zu machen. Die Rede des Ministers zeigte deutlich, dass es nach seiner Auffassung Schließungen mancher Bereiche geben könnte, um andere zu erhalten. Ich weiß nicht, ob Sie Unterschiede bemerkt haben. Ich möchte nicht derjenige sein, der Bereiche schließt. Es kann jedoch sein, dass Bereiche sich selbst schließen, beispielsweise, wenn sie null Drittmittel, null Publikationen, null Habilitationen, null Promotionen haben. Diese Bereiche braucht man nicht zu fördern, wenn es dafür auch kein Interesse oder Bedarf gibt. Mit diesen Mitteln können dann andere Bereiche entwickelt werden. Dies muss eine Fakultät auch selbst erkennen. Eine Medizinische Fakultät muss sich fragen, ob sie Genetik braucht, oder ob es wichtiger ist, Neonatologie zu besetzen, mithin die Genetik einer anderen Fakultät oder einer außeruniversitären Forschungseinrichtung zu überlassen. Schließlich sind wir nicht zu weit aus der Welt, um uns gegenseitig zu helfen. Sicherlich ist es für die Studierenden schwierig, die an einem Ort lernen sollten. Professoren hingegen sind flexibler. Nehmen sie als Beispiel die Aktivität

der Agrar- und Umweltwissenschaftlichen Fakultät, AgrosNet. Hier versuchen sich die Humboldt-Universität, die Universität Halle und die Rostocker Universität in der Lehre zusammenzuschließen, um Synergien zu finden. Dies ist nicht abwegig. Ich bin durchaus jemand, der sagt, dass wir keine offensichtlichen Dubletten brauchen, insbesondere wenn sie nicht nötig sind. Doch kann man nie sicher vorhersagen, was sich in der Forschung entwickeln kann. Ich habe in meiner Investiturrede von der Orientalistik oder Islamwissenschaft nach dem September 2001 gesprochen. Plötzlich brauchten wir Islamwissenschaftler, um manches zu verstehen, nachdem es zuvor, ich hoffe ich trete niemandem zu nahe, ein Orchideenfach gewesen war.

Kersten Krüger:

Wir können es dabei belassen. Als abschließendes treffendes Motto darf gelten: Prioritäten setzen, die aber auch Posteritäten bedeuten. Wir müssen in irgend einer Weise Prioritäten setzen, um mit begrenzten Ressourcen zurecht zu kommen. Es war für alle eine sehr eindrucksvolle Sitzung, sowohl im biografischen wie im allgemeinen hochschulpolitischen Teil. „Bildung ist mehr als Ausbildung.“ Das darf ich zustimmend zitieren und die Sitzung beenden. Vielen Dank an unseren Gast, vielen Dank an alle Teilnehmenden.

## Kauffold, Peter



Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002138](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002138))  
vom 25.06.2009

---

*akademischer Titel:* Prof. Dr. rer. nat. habil.

---

*Lebensdaten:* geboren am 19.08.1937 in Magdeburg

*Vater:* Karl Kauffold

*Mutter:* Ursula Kauffold

*Kurzbiographie:*

1954	Abitur, Magdeburg
1954-60	Studium der Biologie, Univ. Rostock
1960-88	Aspirant, wiss. Mitarbeiter, wiss. Abteilungsleiter am Institut für Tierzuchtforschung (später Forschungszentrum für Tierproduktion), Dummerstorf (Mecklenburg)
1965-69	Dr. rer. nat., Univ. Rostock
1975	Dr. sc. nat., Akademie der Landwirtschaftswissenschaften Berlin
1989-90	Professor an der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR
1990	Mitglied der Volkskammer der DDR, Mitglied im Ministerrat der DDR
1990-92	Abgeordneter (SPD) im Landtag M-V
1991	Verleihung der Facultas docendi, Univ. Rostock
1993-98	Vorstand des "Forschungsinstituts für die Biologie landwirtschaftlicher Nutztiere Dummerstorf"
1998-2002	Minister für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes M-V
2002	Ruhestand

---

*Funktionen:*

1983-90      Leiter der Abteilung "Angewandte Embryologie" am  
Forschungszentrum Dummerstorf

---

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Wikipedia.



## **Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Peter Kauffold am 30. November 2007**

Kersten Krüger:

Wir begrüßen Herrn Professor Peter Kauffold. Er ist als Bildungsminister dieses Landes hinreichend bekannt. Als Professor ist er in der Politik weit herumgekommen. Er hat jetzt das Wort.

Peter Kauffold:

Lieber Kersten Krüger, meine Damen und Herren, ich freue mich, dass ich hier bei Ihnen in einer angenehmen Räumlichkeit bin und nicht im Stasi-Knast nebenan. Davor habe ich mich schon etwas gefürchtet. Denn dieses Umfeld ist ebenso bedrückend, wie das Pendant am Demmlerplatz in Schwerin. Aber es hilft ja nichts, die Stätten müssen wir bewahren.

Kersten Krüger:

Ja und es ist ein gelungenes Recycling von Sicherheitsanlagen in Richtung Bildung.

Peter Kauffold.

Das ist richtig. – Sie sind ja ein Publikum von beinahe einheitlichem Altersjahrgang. Wie alt sind Sie, wenn ich Sie fragen darf? Ich gehe vielleicht mit gutem Beispiel voran, ich bin gerade 70 geworden. Wo liegt der Durchschnitt hier?

Kersten Krüger:

Bei 24, 22 Jahren etwa.

Peter Kauffold:

Ich frage, weil ich mich ein wenig orientieren möchte, wieweit Ihre Erinnerungen noch zurück reichen könnten.

Im Übrigen habe ich mich sehr darüber gefreut, dass Prof. Kersten Krüger für dieses bereits seit einiger Zeit laufende Seminar zum Thema „Universitätsgeschichte und Zeitzeugen“ auf Vorschlag der Studierenden mit einem Preis der Uni-Fördergesellschaft ausgezeichnet worden ist. Es ist ein grundsätzlich wichtiges und sehr dankenswertes Vorhaben, Zeitzeugen zu thematischen Berichten über ihre Epoche einzuladen und anschließend zu diskutieren.

Vorab will ich Ihnen nun erstens sagen, dass ich Zeitzeugenberichte in ihrer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft nicht überzogen bewerte: Sie sind kleine Tropfen im Strom der Geschichte, wobei es sich zunächst einmal erst um „Geschichten“ handelt. Geschichten deshalb, weil das Erlebte die Filter subjektivi-

ver Wahrnehmung passiert hat, die dem Betreffenden gar nicht bewusst sein müssen. Diese Filter werden zum Beispiel von Empfindungen, Motivationen, Urteilen und auch Vorurteilen eingefärbt und diese Mischung mag sich zudem in jedem Lebensabschnitt noch verändern. Für den Historiker können diese Geschichten also nur ein Rohmaterial sein, das allerdings in den meisten Fällen etwas leichter zugänglich ist als die Tonscherben der Vergangenheit. Auf jeden Fall muss sich ein Zeitzeuge ganz redlich bemühen, authentisch zu sein. Das ist seine Ehrenpflicht! Zweitens möchte ich feststellen, dass ich mich in Ihrem Thema nur als ein Exot bewegen kann. Meine Wege haben mich lediglich als Student in die Universität Rostock geführt und dann wieder hinaus, dabei allerdings meist in ihrer Nähe gehalten. Ich werde hier also einfach aus meiner Biografie berichten und dabei erzählen, wo und wie ich Ereignisse erlebt und Zustände wahrgenommen habe, auf die Sie mich in Ihrer Einladung besonders orientiert haben:

Geboren bin ich im Jahr 1937. Mein um acht Jahre älterer Halbbruder erzählte mir später oft und begeistert von einem großen Zeppelin, der zu dieser Zeit über meine Geburtsstadt Magdeburg geflogen sei. So hat sich dieses Ereignis für mich mit meinem Geburtsjahr verbunden. Er muss sich aber um ein Jahr geirrt haben, denn der „Graf Zeppelin“ hat die Stadt Magdeburg im Jahr 1936 in Propagandaeinsätzen für die NSDAP überflogen.

Meine Eltern waren von klein auf Halbwaisen. Meine beiden Großväter sind schon sehr früh im Ersten Weltkrieg gefallen. Mein Vater war Hufschmied und Industriearbeiter bei Krupp in der Rüstungsproduktion. Er wurde wahrscheinlich deshalb erst sehr spät zur Wehrmacht eingezogen. Er war sehr stark und sportlich; er turnte in seiner Jugend in einem SPD-nahen Sportverein. Er liebte weder die Kommunisten noch die Nazis. Meine Mutter stammte aus einem kleinbürgerlichen Milieu. Sie leitete einen Kindergarten. Sie war sehr belesen und spielte auch auf dem Klavier, wobei mein Vater andächtig lauschte. Ich erinnere mich auch, dass mein Vater mit einer Decke über dem Kopf das Radiogerät versteckte, wobei meine Mutter die Hände rang, „dass nur die Nachbarin nichts bemerkte“. Diese war in der Partei.

Sehr gut erinnere ich mich an die Bombennächte im Luftschutzkeller, der sicher nicht sehr viel Schutz bot, denn man hörte das Brummen der Flugzeuge. Wenn es in der Nähe einschlug hatte ich Angst. Auch die späte Totalzerstörung der Magdeburger Innenstadt am 16. Januar 1945 hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt mit vielen sehr elementaren Sinneswahrnehmungen von diesem Inferno. Wir wohnten am Stadtrand und wurden bei diesem Angriff verschont. Die Schulen schlossen kriegsbedingt, als ich noch in der 1. Klasse war. Ich hätte lieber draußen herumgetobt, aber meine Mutter unterwies mich statt dessen in Lesen, Schreiben, Rechnen und in den schönen Künsten. So habe ich auch die Zeit Anfang Mai 1945 erlebt, als Flugblätter abgeworfen wurden und ich

gerade über der Fibel sitzen musste. Von den Siegermächten erschienen zuerst die Amerikaner in unserem Wohngebiet im westelbischen Teil der Stadt Magdeburg. Ich hatte zum ersten Mal einen „richtigen Neger“ gesehen. Über die Russen, die den ostelbischen Teil der Stadt besetzt hatten, erzählte man leise von Dingen, über welche die Frauen in Angst verfielen. Als die Amerikaner plötzlich verschwanden und die Russen auch bei uns erschienen, waren sie schon recht friedlich.

Mein Vater und mein Bruder, der noch mit knapp 16 Jahren in den Krieg musste, kamen früh aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft zurück. Bei uns begann nun sehr bald eine mehrjährige Zeit der allgemeinen Not mit sehr erfindereichen und oft verzweifelten Bemühungen der Eltern, vor allem der Mütter, ihre Kinder zu ernähren, zu kleiden und gesund zu erhalten. Ich erinnere mich dabei an vieles, besonders aber an ein Gefühl ständig nagenden Hungers. Und dabei ging es uns noch gut im Vergleich zu so genannten Umsiedlern, die in nahe gelegenen Flakhelfer-Baracken lebten und starben, an Typhus, wie man sagte. Aus der frühen Zeit meiner Kindheit bewahre ich bis heute drei sehr wache Imperative in meinem Bewusstsein: Nie wieder Hunger. Nie wieder Krieg. Nie wieder Nazis. Als die Schulen wieder öffneten, wurde bald entschieden, dass ich einen Altersjahrgang überspringe. Ich war fortan bis zum Ende meines Studiums immer der Jüngste. Das war nicht immer angenehm und hat vielleicht meine Bereitschaft zur Aufsässigkeit gefördert. Inzwischen war meine Mutter eine „Neulehrerin“. Sie war eine hervorragende Lehrerin und wurde später auch meine Klassenlehrerin, was ja nicht unbedingt sein muss.

Mit dem 7. Oktober 1949, dem Gründungstag der DDR, verbinde ich in der Erinnerung überhaupt keine Befindlichkeiten. Es gab eine Demonstration, Reden und vor allem einen Fackelzug; ich war zwölf Jahre alt. Die politischen Begründungen für diese Staatsgründung habe ich erst auf der Oberschule wahrgenommen und reflektiert.

Damals verließ man die Grundschule nach der Klasse 8 und einer Prüfung. Ich wechselte 1950 mit einer Schulempfehlung zur Oberschule, die nach vier Jahren mit dem Abitur abschloss.

Voraussetzung für den Zugang waren gute schulische Leistungen bei einer Präferenz für Kinder von Arbeitern und den kleineren Bauern. Wir waren aber in einer sehr gemischten Klasse. Viele Mitschüler/innen hatten Eltern, die zu anderen Ständen und Berufsgruppen gehörten. Ich hatte eigentlich eine sehr unbeschwerte Schulzeit an der Otto-von-Guericke-Oberschule zu Magdeburg. Aber mich störte einiges, was ich erst allmählich zu definieren vermochte: Der Stalinismus hatte die gesamte Gesellschaft zunehmend im Griff. Mein sehr früh erwachter, ziemlich kritischer Sinn rieb sich an der gebotenen Alternativlosigkeit von politischen und weltanschaulichen Lehrmeinungen. Die verpflichtenden Denk- und Verhaltensmuster empfand ich als Ergebnis eines alles einschließenden Befehlszwanges, einer Indoktrinierung von oben und vor allem als sehr unangenehm. Da sich dies,

vielleicht auch altersbedingt, über eine besonders hohe Bereitschaft zum Widerspruch zu kanalisieren suchte, war ich für Lehrer in manchen Fächern bestimmt ein schwieriger Kunde. Die dabei zugrunde liegenden Eigenschaften sind in meinem Abiturzeugnis, dort allerdings recht wohlwollend, benannt („.... scharfer logischer Denker, bildet sich selbst ein Urteil).

Zunächst ging es noch ziemlich moderat zu. Wir hatten noch etliche ältere Lehrer, die sich, wahrscheinlich auch eingedenk früherer Erfahrungen, zumeist bedeckt hielten, zu denen aber ein gutes Vertrauensverhältnis bestand: So übte der Englischlehrer mit uns Texte zu einem politisch genehmen „White Book“ in verteilten Rollen ein, die dann im Fall eines unerwarteten Inspektionsbesuches sofort abrufbereit waren. In der Abiturklasse gab mir unser schneidiger Klassenlehrer auf meine vertrauliche Bitte unterrichtsfrei, weil ich für den Verdienst aus einer Ferienarbeit Schuhe in Westberlin kaufen wollte. Das Fach Geschichte mochte ich sehr, wobei mir die naturgesetzhafte Erklärung und sogar Vorhersage von Geschichte zwar sehr schlüssig, aber irgendwie verdächtig einfach erschien. Meinen Verdacht hatte ich damals „experimentell“ erhärtet, indem ich nämlich unser Lehrangebot in Römischer Geschichte mit den Darstellungen in einem alten Werk von 1905 verglich, das ich während einer Säuberung der Schulbibliothek „erbeutet“ hatte. Das Buch habe ich heute noch und halte es in Ehren.<sup>1</sup> Die Glorifizierung der Sowjetunion einschließlich des Personenkultes fand ich blöd. Aber auch ich pries den Weisen in Aufsätzen, wie „Stalin, der Bannerträger des Friedens und Fortschritts in der Welt“, im Verein mit meinen Mitschülern. In der Biologie wurden uns Lyssenko<sup>2</sup> und Mitschurin<sup>3</sup> als maßgebliche Größen dargestellt. Als ich unseren liebenswerten Biologielehrer bei diesem Tun durch irgendwelche Albernheiten reizte, setzte er mich kurzerhand vor die Tür, kam wütend heraus und klebte mir eine mit der Frage: „Glaubst ausgerechnet Du, es macht mir Spaß, solchen Mist zu erzählen?“ Diese Unbeherrschtheit war eigentlich zugleich auch ein deutlicher Vertrauensbeweis und, obwohl ohne Publikum, nicht ohne Risiko für den guten Lehrer. Ich schäme mich heute noch ein wenig für mein Verhalten.

Im Jahr 1953 fanden Aktivitäten gegen die evangelische Kirche einen traurigen Höhepunkt, darunter auch gegen die Jugendgruppen der Kirchengemeinden. Ich war zwar kein Glied einer Jungen Gemeinde, aber mich hat sehr berührt, wie meine Mitschüler, die sich nicht von ihren Gruppen distanzieren wollten, vor der gesamten Schülerschaft drangsaliert und gedemütigt wurden, wobei die meisten

---

<sup>1</sup> Wagner, Wilhelm: Geschichte des römischen Volkes und seiner Kultur. 8.Auflage Leipzig 1905.

<sup>2</sup> Trofim Denissowitsch Lyssenko, sowjetischer Agrarbiologe und Agronom (1898- 1976).

<sup>3</sup> Iwan Wladimirowitsch Mitschurin, russischer Botaniker (1855-1935).

von ihnen Charakterstärke zeigten. Meine Empörung muss wohl Ausdruck gefunden haben, denn ich wurde flugs vom Schulleiter wegen „DDR-fremden“ Verhaltens gerügt.

Nachdem schon an den Vortagen ungewöhnliche und elektrisierende Nachrichten im Radio zu hören waren, ereignete sich am 17. Juni 1953 in unserer Schule etwas sehr Aufregendes: Eine Gruppe von Leuten, nicht sehr viele und offenbar Arbeiter, kam auf das Schulgelände. Sie gestikulierten heftig und sprachen sehr laut, ich weiß nicht mehr was. Sie warfen schließlich ein Bildnis des jüngst verstorbenen Stalin aus einem Fenster, das war sensationell. Die Schüler wurden aufgerufen, an einer Demonstration teilzunehmen, die den Forderungen der Arbeiter Nachdruck verleihen sollte. Dazu gehörte wohl auch die Freilassung von Inhaftierten, denn der Demonstrationszug aus sehr vielen Menschen bewegte sich auf einer der breiten Magdeburger Hauptstraßen über mehrere Kilometer bis zum Justizpalast. Dort fanden die Demonstration und das Aufbegehren ein Ende, als russisches Militär mit Panzern anrückte, die Menschen von der Straße fegte und soweit wie möglich an die Wände von Häusern drängte.

Mit gerade 17 Jahren begann ich 1954 mein Biologiestudium an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock. Der Studienort war recht weit von meiner Heimatstadt entfernt und versprach daher das gewünschte hohe Maß an einer frühen Eigenständigkeit. Das Studienfach Biologie war damals sehr begehrt, die Zulassungszahlen waren gering und unser Studienjahrgang entsprechend klein. (Den Begriff „Numerus Clausus“ gab es nicht). Besonders froh war ich darüber, dass ich für den Diplom- und nicht für den Lehrerstudiengang vorgesehen war. Diese Vorsortierung war bereits im Vorfeld und ohne mein wissentliches Zutun durch die Zulassungsverantwortlichen erfolgt.

Mein Studium fiel in die Zeit nach der Zweiten Hochschulreform, von der ich damals überhaupt nichts wusste. Die gegebenen Studienpläne, die bestehende Studienorganisation und deren Verbindlichkeiten waren nichts Ungewöhnliches und Neues, sondern Normalität. (Von den „Normalitäten“ in der deutschen Universität alter Prägung, von ihren Freiheiten, Vorzügen und Nachteilen am Beispiel des Studiums der Zoologie habe ich erst zum Ende meiner Studentenzeit aus einem sehr besonderen und anrührenden Buch von Richard B. Goldschmidt erfahren.<sup>4</sup>) Die Studienzeit für das Diplomstudium betrug zehn Semester ohne wenn und aber. (Ich bekam am Ende dennoch wegen der Besonderheiten der Diplomarbeit eine mehrmonatige Studienverlängerung; vielleicht hätte ich mich aber auch mehr beeilen können). Das naturwissenschaftliche und das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium wurde in drei Jahren absolviert. Dazu

---

<sup>4</sup> Goldschmidt, Richard B.: Erlebnisse und Begegnungen. Aus der großen Zeit der Zoologie in Deutschland. Hamburg [u.a.] 1959.



kamen Spracherziehung in Russisch sowie studentischer Sport. Eingebaut waren zahlreiche Praktika und Exkursionen, auch landesweite Berufspraktika in Instituten und Wirtschaftsbetrieben. Im vierten Studienjahr entschied man sich für eines der Hauptfächer, Botanik oder Zoologie. Die Erarbeitung der durchweg experimentellen Diplomarbeiten nahm die meiste Zeit des fünften Studienjahres in Anspruch.

Die Studierenden eines Jahrgangs wurden in Seminargruppen zusammengefasst. Einer der Kommilitonen war schon bei Studienbeginn zum Seminargruppensekretär ernannt worden. Wir hatten die ganzen Jahre immer denselben. Er war die Vertrauens- und Kontaktperson für das Prorektorat für Studentenangelegenheiten. Für die meisten der Lehrveranstaltungen bestand Anwesenheitspflicht, der ich jedoch zum Missfallen meines FDJ-Sekretärs nicht immer nachkam. Manchmal war es lohnender, sich die jeweiligen Inhalte unmittelbar aus den empfohlenen Fachbüchern anzueignen. Für den Kauf besonderer Standardwerke, die nur im Westen erschienen, gab es bisweilen schmale Bezugskontingente. Am Ende eines Vorlesungszyklus, zumeist am Ende eines Studienjahres, standen Prüfungen. Praktikumsaufgaben oder -abschnitte wurden mit Vorweisungen sowie in Gesprächen abgerechnet. Die Ergebnisse bildeten einen der Bewertungsmaßstäbe für die Entscheidung über eine der in ihrer Anzahl limitierten und in der Höhe gestaffelten Leistungszulagen zum staatlichen Stipendium. Die Vorschläge dazu wurden von der Seminargruppe nach manchmal recht unerquicklichen Diskussionen gemacht. Das monatliche Grundstipendium betrug in Abhängigkeit von der sozialen Herkunft der Studierenden monatlich 130 oder 180 Mark. Bei bescheidener Lebensführung und den niedrigen Preisen im Bereich der Grundsicherung konnte man mit den Stipendien auskommen.

Das naturwissenschaftliche Studium war gründlich und vielseitig mit Haupt- und Spezialvorlesungen in den angrenzenden Disziplinen Chemie, Physik und auch Geologie und in den verschiedenen Fächern der Biologie. Ein Hochschulwechsel war systemimmanent nicht vorgesehen und profilierte Gäste habe ich nur in Einzelveranstaltungen erlebt, so dass auch manches Wichtige im regulären Lehrangebot nicht vorkam.

Einige meiner Hochschullehrer habe ich besonders respektiert. Dazu gehörten die Botaniker Hermann von Guttenberg<sup>5</sup> und Franz Pohl. Der erstere war mit 73 Jahren für einen Hochschullehrer schon sehr betagt. Gerade deshalb bewunderte ich seine große geistige und körperliche Beweglichkeit und seine den Frauen zugewandte galante Art. Er ermahnte uns oft, die Zeit für eine möglichst vielseitige Bildung zu nutzen und auch die Kultur nicht zu vergessen. Mein besonderes Interesse galt der Zoologie. Im Zoologischen Institut lehrte der Ordinarius, Josef

---

<sup>5</sup> Professor Dr. Hermann von Guttenberg, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002106](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002106)

Spek,<sup>6</sup> nach dem Vorbild der berühmten Heidelberger Schule des Otto Bütschli, dessen Schüler er war. Sie hat das Studium der Zoologie in Deutschland maßgeblich beeinflusst. Spek war sehr bedächtig, außerordentlich präzise, sehr gut angezogen, trotz seiner unbeholfenen Art auch sympathisch und während der ersten Jahre meines Studiums insgesamt noch sehr beeindruckend. Er hatte mit dem späteren Professor Ernst-Albert Arndt<sup>7</sup> nicht nur einen hervorragenden Oberassistenten, sondern auch einen Mitarbeiter, mit dem ich das besondere Klima in dieser Einrichtung immer verbunden habe. Ludwig Spannhof<sup>8</sup> wurde 1960 kurz vor dem Abschluss meines Studiums zum Ordinarius berufen; ich hatte zu ihm später als Externer ein sehr gutes Vertrauensverhältnis auch bezüglich von Widerwärtigkeiten im SED-Staat. Die Beziehungen der Hochschullehrer in der Zoologie zu den Studierenden der älteren Jahrgänge waren recht kameradschaftlich, und ich fühlte mich im Zoologischen Institut frei und wie zuhause. Wir wurden früh zu selbständiger Arbeit angehalten. Dahin führte zunächst das einjährige „Große Zoologische Praktikum“. Außerdem war ich zwei Jahre lang der einzige „Hilfsassistent“ (studentische Hilfskraft) im Institut. Daraus erwuchsen neben dem Studium sehr viele und recht unterschiedliche Aufgaben, die ich selbständig zu erledigen hatte. Diese Arbeit war für die Vertiefung meiner fachlichen Bildung von nachhaltigem Nutzen, mehr als manche Lehrveranstaltung. Zu den regelmäßig stattfindenden Kolloquien über aktuelle wissenschaftliche Probleme oder die eigenen Forschungsergebnisse mussten auch die Diplomanden aktiv beitragen. Ich kann gegenwärtigen verallgemeinernden Einschätzungen, dass das Studium in der DDR „verschult“ gewesen sei, aus der Sicht auf mein Fachstudium überhaupt nicht zustimmen.

Die Gegenstände der Forschungsarbeiten im Zoologischen Institut lagen ausschließlich im Bereich der Grundlagenforschung. Dabei hatte ich nicht den Eindruck, dass damals schon irgendwelche Vorgaben von außen für die Wahl von Forschungsthemen maßgeblich waren.

Ich will mich auch noch zu dem Grundstudium des „Marxismus-Leninismus“ äußern. Über dieses Konstrukt mit den bekannten drei Säulen

---

<sup>6</sup> Arndt, Ernst-Albert und H. Penzlin: Josef Spek †. In: Zoologischer Anzeiger, Supplementband Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft Göttingen 1965. Leipzig 1966. S. 610 - 612.

Prof. Dr. Josef Spek, Catalogus Professorum Rostochiensium.  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002107](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002107)

<sup>7</sup> Prof. Dr. Ernst Albert Arndt, siehe auch seinen Zeitzeugenbericht im Band 1, S. 137-161. Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001200](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001200)

<sup>8</sup> Prof. Dr. Ludwig Spannhof, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000823](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000823)

sollten den Studierenden nicht nur Kenntnisse vermittelt werden. Viel mehr ging es darum, dass sie von der Wahrheit dieser universellen Lehren und den daraus abzuleitenden, vor allem beglückenden Konsequenzen unumstößlich überzeugt wurden: Die Lehren bilden die theoretische Grundlage für die aktive Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft. Sie haben auch die Bedeutung einer Leitwissenschaft für die Einzelwissenschaften.

Die Lehrveranstaltungen waren durchaus nicht langweilig. Insbesondere ein Dozent, später auch Rektor der Universität Rostock, brillierte als facettenreicher Rhetoriker (scharf und ätzend, jesuitisch-einschmeichelnd, kühl und logisch, ernst und getragen, auch mal witzig, missionarisch usw.). In Gestalt eines marxistisch-leninistischen Kommentars begegneten uns dabei auch gelegentlich die Ideen und Erkenntnisse der großen deutschen Philosophen und bürgerlicher Ökonomen. Aber bei mir half dies alles nichts: Zumindest in meinem Kopf war bei den „Überzeugungen“ nicht viel zu machen.

Nachhaltig habe ich mir die Dialektik, wie ich sie verstehe, als Lehre von der Bewegung und den Zusammenhängen einschließlich der steten Pflicht zu eigen gemacht, „systemisch“ zu denken. Das ist nicht nur für Biologen unverzichtbar. Den hohen Respekt vor der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie des Kapitalismus habe ich damals erworben und bis heute bewahrt. Die Lehre des Historischen Materialismus glaubte ich nicht; damit soll keinesfalls die Bedeutung der Ökonomie als eine der Triebkräfte der Geschichte in Abrede gestellt werden. Den Wissenschaftlichen Kommunismus hielt ich sogar für Hokuspokus, auch in Anbetracht der augenscheinlichen Differenzen zwischen den theoretischen Ansprüchen und den wahrgenommenen Realitäten in der DDR. Die brutale Niederschlagung des Volksaufstands in Ungarn gehörte auch zu diesen Realitäten. Die mehr und mehr spürbare, keinen Widerspruch duldende Durchdringung aller Lebensbereiche durch eine politische Partei und ihren Machtapparat wurde mir zunehmend, und nun auch durch Wissen angereichert, zuwider. Natürlich wünschte auch ich mir eine Gesellschaft mit hoher sozialer Gerechtigkeit und die Verwirklichung des dazugehörigen Prinzips „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Leistungen“, aber ich fand nicht, dass dies hier auf gutem Wege war.

Was den Führungsanspruch der Ideologen des Marxismus-Leninismus im Kontext mit Naturwissenschaften angeht, so war in der Praxis des Studiums kaum etwas davon zu spüren. Als ein Funktionär während eines Kolloquiums im Zoologischen Institut bemerkte: „Die Partei ist der Meinung, dass in den tiefsten Tiefen Fische vorkommen,“ war dies sicher strategisch gemeint und hätte dem Auditorium zu denken geben können; es hatte aber nach der Veranstaltung beim Bier auch für mich nur erheiternde Wirkung.

Ganz heftig wurde in diesem Jahrzehnt allerdings die moderne Genetik attackiert und als Ausfluss der Ideologie des Klassenfeindes gebrandmarkt. (Was

für ein verhängnisvoller Unsinn!). Die Vorlesung von Prof. Schick<sup>9</sup> über die klassische Genetik, die für die Pflanzen- und Tierzüchtung unverzichtbar ist, umschiffte die noch gültigen stalinistischen Bewertungen. Das war sicher auch eine Gratwanderung für diesen Hochschullehrer.

Wissenschaften lassen sich nur zu ihrem Nachteil in Denkschablonen zwängen und in Hierarchien unterordnen. Es gibt für sie keine Patentrezepte, sie finden immer wieder und stets aufs Neue über Versuch und Irrtum zur Wahrheit. Das bildete sich damals zu meiner Auffassung heraus, und sie ist es noch heute. Das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium bewirkte bei mir in seinem Hauptanliegen genau das Gegenteil von dem, was es bezweckte. Ich kann nun keine Person an der Universität benennen, die zu diesem Effekt besonders beigetragen hätte. Wahrscheinlich war die Gesamtheit der Einflüsse während meines naturwissenschaftlichen Studiums in diesem Jahrzehnt der gewünschten ideologischen und politischen Ausrichtung nicht eben förderlich. Dabei war allerdings 1960 schon festzustellen, dass die Mitgliedschaft von Absolventen in der SED oder die Manifestation eines festen „Klassenstandpunktes“ oder beides einer Anstellung an der Universität dienlich war.

Alles in allem war mein Studium an unserer Universität Rostock von 1954 bis 1960 ein recht glücklicher und für meine Persönlichkeitsentwicklung ergiebiger Lebensabschnitt. Ohne schädliche Einengung durch vorzeitige Spezialisierung fand ich mich im Besitz eines recht breiten Grundlagenwissens für vielfältige auch interdisziplinäre und weitgehend selbständige Tätigkeiten in einem wissenschaftlichen Beruf. Das Biologiestudium ist heute in seinen Schwerpunkten bestimmt anders, aber in der Qualität und Brauchbarkeit seines Ergebnisses wahrscheinlich nicht höher als damals.

Arbeitsstellen für Biologen waren knapp, und so war es für mich ein günstiger Umstand, dass ein mir bekannter Wissenschaftler seine Arbeitsstelle schnell verlassen und seinem Chef einen geeigneten Nachfolger präsentieren wollte. So bekam ich eine Anstellung im Institut für Tierzuchtforschung Dummerstorf (IfT) nicht weit von hier, beinahe vor den Toren von Rostock. Das Institut verfügte über mehrere Forschungsabteilungen und einen großen Landwirtschaftsbetrieb. Es war aus dem zuletzt gegründeten Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hervorgegangen. Der Direktor, Wilhelm Stahl,<sup>10</sup> war ein namhafter Tierzuchtwissen-

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Rudolf Schick: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002034](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002034)

<sup>10</sup> Vgl. Stahl, Wilhelm (Hrsg.): *Probleme der Steigerung der tierischen Produktion*. Vorträge und Diskussion der wissenschaftlichen Tagung vom 10. bis 12. Oktober 1956 in Berlin. Berlin 1957. Prof. Dr. Wilhelm Stahl, *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002108](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002108)

schaftler. Er war zugleich der Ordinarius des kleinen Instituts für Tierzucht der Agrarwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock. Ich war nun wissenschaftlicher Assistent (Einstellungsgehalt 750 Mark) in der Abteilung Fortpflanzungsbiologie des IfT und sollte eine Teilaufgabe auf dem recht jungen Forschungsgebiet „Eitransplantation“ bearbeiten. Mein Chef, der Veterinär Prof. K. Schmidt, umschrieb mir meine Aufgabe mit: „Machen Sie was mit Eizellen“. Diese magere thematische Orientierung war eigentlich sehr souverän von ihm, weil er einräumte, dass hier ein Spezialist gebraucht wurde. Sie bot mir einen willkommenen breiten und recht freien Rahmen für wissenschaftliche Arbeiten über die Reifung und Befruchtung der Eizellen von Säugetieren und die ganz frühe Entwicklung ihrer Embryonen. Ich habe das Vertrauen nicht missbraucht. Ich hatte bald bemerkt, dass diese „Eitransplantation“ (heute sagt man „Embryotransfer“) ein Instrument zur praktischen Verwertung vielfältiger Embryotechniken sein könnte, die es zwar noch gar nicht gab, aber deren Anwendung einen außerordentlich hohen „Impact“ für die Tierzucht und die Humanmedizin haben würde. Die Forschungen waren damals noch in den Anfängen, und wir hatten international keinen schlechten Stand. Meine Arbeiten führten zu einer hohen Spezialisierung, die sich weitgehend autodidaktisch vollzog. Mit den Ergebnissen konnte ich 1966 an meiner alten Fakultät in Rostock promovieren.

In diesem Seminar bildet die Dritte Hochschulreform in der DDR einen besonderen Schwerpunkt. Was dabei mit und in der Universität Rostock geschah ist von Ernst-Albert Arndt am Beispiel der Biologiewissenschaften viel sachkundiger dargestellt worden, als ein Externer das jemals könnte.<sup>11</sup> Aber es mag hier interessieren, dass sich in dem Dummerstorfer Institut unter den gleichen politischen Einflüssen, ganz ähnliche Entwicklungen vollzogen wie in der Universität. Sie fingen bei uns sogar schon früher und dauerten deutlich mehr als zehn Jahre. Über das IfT Dummerstorf gibt es schon eine zeitkritische Publikation von Horst Pätzold;<sup>12</sup> eine noch umfassendere, gründliche Aufarbeitung erscheint mir wünschenswert. Ich will hier, meinem Ansatz folgend, nur punktuell berichten und nur soweit, wie es eigene Erinnerungen sind und meine Biografie unmittelbar betroffen ist:

Der mehrtägige Besuch von Gerhard Grüneberg im Jahr 1962 war der paukenschlagartige Auftakt der Veränderungen. Als Sekretär für Landwirtschaft beim ZK der SED war diese Person die Inkarnation der Macht im Agrarbereich,

---

<sup>11</sup> Arndt, Ernst Albert: 50 Jahre Biologie an der Universität Rostock (1945 - 1995). Anpassen und Überleben während und nach der 3. Hochschulreform der DDR. Dannenberg: Verband ehemaliger Rostocker Studenten (VERS) 2003.

<sup>12</sup> Pätzold, Horst und Meinel, Gerhard: Die Forschungsinstitute Dummerstorf und Groß Lüsewitz 1945 bis 1991 : Zeitzeugen berichten. Dannenberg: Verband Ehemaliger Rostocker Studenten (VERS) 1998.



und man merkte das auch. Das Ziel des Besuches bestand wohl darin, das Institut auf die Großproduktion in der vollständig kollektivierten Landwirtschaft und auf eine schnelle Leistungssteigerung der Tierbestände auszurichten. Ich hatte den Eindruck, dass Entscheidungen selbst zu konkreten Maßnahmen schon vor der Begehung des Instituts und vor den Gesprächen mit den Mitarbeitern eine zentral beschlossene Sache waren. Die Umsetzung begann sofort. Die Forschungen wurden auf die Tierarten Rind und Schwein konzentriert. Forschungsabteilungen wurden neu profiliert, andere wurden geschlossen, darunter auch die Abteilung Fortpflanzungsbiologie. (Ihr Leiter entschwand vorher auf einem für mich zunächst rätselhaften Wege in die Bundesrepublik). Die Forschungen zur Eitransplantation wurden als irrelevant abgebrochen. Das betraf mich persönlich und erwies sich später als Fehlentscheidung, die aber niemals eingestanden wurde.

Der Institutsbetrieb wurde zunehmend politisiert. Die sowjetische Wissenschaft war per se als führend anerkannt und auch so anzusehen. Es war schon anrühlich, keinen sowjetischen Autoren zu zitieren. Über eine gravierende Fehlentscheidung aus diesem Wunderglauben wird von Bernhard Piatkowski berichtet.<sup>13</sup>

Die sozialistische Kaderpolitik erlangte zentrale Bedeutung. Der parteilose Wilhelm Stahl<sup>14</sup> wurde gleich nach dem Grüneberg-Besuch als Direktor abgelöst. Danach habe ich insgesamt fünf Personen als Leiter des Instituts erlebt, von denen ich überhaupt und bis heute nur Prof. Karl Rothe (1973-1990) respektieren kann. Die Gesamtqualifikation eines Mitarbeiters bestand aus der Summe der politischen und der fachlichen Qualifikation, wobei das Gewicht der ersteren Komponente ständig zunahm. Das entscheidende Kriterium für die politische Qualifikation war die Mitgliedschaft in der SED. Die jungen Hoffnungsträger bildeten die „Kaderreserve“ für eine Karriere in der wissenschaftlichen Einrichtung. Sie wurden „planmäßig“ weiterentwickelt. Ich möchte den Teilnehmern an diesem Seminar nicht abnehmen, selbst darüber nachzudenken, wie solche Prioritäten und Praktiken auf empfängliche Menschen wirken. Ich hatte mich mehrfach auch wohlgemeinten Ratschlägen verschlossen, die Aufnahme in die SED zu suchen. Dabei war mir klar, dass ich mich für den dornenreichen Weg entschieden hatte.

Mein Forschungsgebiet war praktisch ein Überhang und wurde nach meiner Promotion nicht fortgeführt. Eine Art von Memorandum, mit dem ich die Institutsleitung auf die Zukunftsfähigkeit der embryologischen Forschung im Agrarbereich hinwies, erregte sogar Unwillen.

Ich war schließlich zufrieden, im Forschungsschwerpunkt „Ernährung der Hochleistungskühe“, der von Bernhard Piatkowski geleitet wurde, mit Untersu-

---

<sup>13</sup> Piatkowski, Bernhard: Vieles kam anders oder Die aufschraubbare Kuh. Eine Biografie im 20. Jahrhundert. Rostock 2001.

<sup>14</sup> Prof. Dr. Wilhelm Stahl: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002108](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002108)

chungen an der Pansenschleimhaut eine sehr interessante Aufgabe zu finden. Das möchte ich noch etwas vertiefen, um ein weiteres konkretes Beispiel für biologische Forschungen in der Agrarwissenschaft zu geben: Die Rinder gehören bekanntlich zu den Wiederkäuern. Diese haben mehrere Mägen, unter denen der Pansen der größte und funktionell wichtigste Vormagen ist. Er wird innen von einer Schleimhaut ausgekleidet, die zur Oberflächenvergrößerung einen dichten Besatz von großen Zotten trägt. Das Organ ist eine große Fermentationskammer, in der zahllose Mikroben die sonst kaum verdaulichen Zellulosebestandteile im Futter aufschließen; sie können auch anorganische Stickstoffverbindungen zur eigenen Eiweißsynthese nutzen. Die dabei entstehenden Fettsäuren und das Mikrobeneiweiß werden von den Rindern unmittelbar als Nährstoffe verwertet. Forschungen am Pansensystem, und darunter auch solche über die Reaktion der Schleimhaut auf Nahrungsfaktoren, sind von großem Interesse für die Ernährung von Rindern, die möglichst hohe „Leistungen“ (Milch, Fleisch) bei möglichst geringem Futteraufwand bzw. durch Optimierung der Fütterung erreichen sollen. Dabei ergab sich sogar eine ziemlich heikle agrarpolitische Dimension aus der Forderung, die importierten Futtermittel aus Sojaprodukten durch einheimische Erzeugnisse zu ersetzen.

Ich konnte in vielfältigen Experimenten nachweisen, dass die Pansenschleimhaut auf verschiedene Rationstypen und auf Fermentationsprodukte der Mikroben sehr schnell antwortet. Strukturen und Funktionen des Organs zeigen ernährungsspezifische Veränderungen. Die Schleimhaut „kommuniziert“ mit dem Milieu, passt sich an und kann Belastungen durch extreme Rationen in weiten Grenzen ausregulieren. Jenseits dieser Grenzen wird sie beschädigt oder zerstört. (Das gilt wohl auch in einem größeren Kontext und sollte die Menschen davor warnen, die Natur zu überfordern.) Die Ergebnisse waren originell, galten als Standard und werden auch heute noch zitiert. Sie bildeten die Grundlage für die Dissertation zur Promotion B im Jahr 1975.

Im Vorfeld des Promotionsverfahrens hatte mir der Kaderleiter des Instituts eröffnet, dass diese Graduierung für mich eigentlich nicht vorgesehen sei. Nach 1990 ist mir dieser Funktionsträger als IM in meiner Stasi-Akte wieder begegnet. Bei der Lektüre habe ich mit Erstaunen feststellen können, dass ich eine Zeitlang ein „operativer Vorgang“ der Stasibehörde war und von einigen Kollegen sehr beflissen und hautnah bespitzelt wurde. Ich muss an dieser Stelle gestehen, dass meine Gefühle gegenüber dem Institut über eine Reihe von Jahren mehr von Abneigung als von Zuneigung geprägt waren. Das betraf immer nur die Umstände und niemals die Arbeit.

Das IFT Dummerstorf gehörte zur Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (ADL) der DDR. Die AdL mit Sitz in Berlin war dem Landwirtschaftsminister unterstellt. Sie war nicht vor allem eine Gelehrtenversammlung. Vielmehr repräsentierte sie das Leitungs- und Organisationszentrum für die gesamte

außeruniversitäre Agrarforschung im weitesten Sinne. Zur AdL gehörte ein gewaltiges Forschungspotential, bestehend aus zahlreichen Instituten sowie Lehr- und Versuchsgütern im gesamten Staatsgebiet und einem Heer von mehr als 10.000 Mitarbeitern. Im Vergleich dazu waren die Forschungskapazitäten der Hochschulen in den entsprechenden Forschungsrichtungen verschwindend gering. Die AdL war an die Beschlüsse der Partei und der Regierung gebunden. Sie trug in diesem Rahmen unter anderem Verantwortung für Forschungsstrategien, für die Planung und Koordinierung, für die Ressourcenzuweisung, auch für die Kontrolle sowie für die Überleitung von Forschungsergebnissen in die Praxis. Die AdL hatte das Promotionsrecht und das Recht, verdiente Wissenschaftler zu Professoren der Akademie zu ernennen.

Im dienstlichen Leben, vor allem in der Forschungstätigkeit eines Institutsmitarbeiters, war die AdL in irgendeiner ihrer Funktionen immer präsent. Aus Forschungsschwerpunkten wurden Themen abgeleitet; diese wurden kategorisiert (zum Beispiel Grundlagenforschung, Verfahrensforschung) und in Bearbeitungsstufen unterteilt. Die Konzeptionen, die zu leistenden Arbeiten, die Zeitdauer der Bearbeitung, die Kosten, der Bedarf an sonstigen Ressourcen (zum Beispiel Importgeräte) wurden in Pflichtenheften ausgewiesen. Die einzelnen Arbeitsstufen waren abrechnungspflichtig, mit schriftlichen Berichterstattungen verbunden und zumeist vor Gremien zu verteidigen. Diese Prozeduren zwingen natürlich dazu, die Vorhaben genau zu durchdenken. (Sie finden heute sehr unbeliebte Parallelen in der Praxis der Einwerbung von Drittmitteln). In unserer damaligen Praxis hatten sie aber noch die unseriöse Komponente, dass zumeist auch die Ergebnisse der Forschungen geplant, also vorweggenommen werden mussten.

Das IfT Dummerstorf wurde 1970 mit dem Rostocker Oskar-Kellner-Institut für Tierernährung zum Forschungszentrum für Tierproduktion Dummerstorf-Rostock /FZT) fusioniert. Das FZT hatte Außenstellen und Forschungsstützpunkte auch in Großbetrieben und erreichte als größtes Forschungspotential der AdL mit mehr als 1.000 Mitarbeitern schon Dimensionen der Großforschung. Unser Direktor war Mitglied des Präsidiums der AdL. Die Strukturen entsprachen den wichtigsten Forschungsrichtungen. Sie waren streng hierarchisch vom Bereich über Abteilungen zu Arbeitsgruppen gegliedert, mit Partei- und Gewerkschaftsgruppen ausgestattet und straff geleitet. Zum obligatorischen Leitungsinstrumentarium gehörten turnusmäßige Dienstbesprechungen, die regelmäßig mit dem Punkt „politisch-ideologische Probleme der Leitungstätigkeit“ begannen. Die Arbeitskollektive kämpften auf der Grundlage von Wettbewerbsprogrammen um hervorragende Leistungen, zu denen natürlich zuerst die Erfüllung der Forschungspläne gehörten, aber auch die „gesellschaftliche“ Arbeit bis hin zu dem gemeinsamen Erleben kultureller Höhepunkte. Sie traten schließlich an, um die Ehrentitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“, nebenbei auch noch „Kollektiv der

Deutsch-Sowjetischen Freundschaft“ zu erringen. So war also alles von der AdL bis zur Basis durchgestellt und bestens reguliert.

Den Forschungsarbeiten wurden unterschiedliche Geheimhaltungsstufen zugewiesen. In diese Zeit fiel auch die unterschriftliche Verpflichtung der Mitarbeiter, ihre Kontakte zu Institutionen und Personen im nichtsozialistischen Wirtschaftsbereich abubrechen. Dazu zählten auch die Verwandten.

Natürlich gab es eine rege wissenschaftliche Kommunikation innerhalb des FZT und mit anderen Einrichtungen, darunter die Universität Rostock. Auch Kooperationen, insbesondere interdisziplinäre, waren erwünscht. Sie entstanden aber weniger spontan, von unten nach oben auf der Grundlage des beiderseitigen Vorteils der beteiligten Partner, sondern eher durch Administration.

Das FZT war nun wieder mit einem „Bereich Fortpflanzung“ ausgestattet, in welchem die wissenschaftlichen Arbeiten zum Embryotransfer „reanimiert“ wurden. Das geschah zehn Jahre nach den oben erwähnten Eingriffen des SED-Funktionärs Grüneberg. In dieser, für uns verlorenen Zeit waren die Pionierarbeiten auf dem Gebiet, besonders in den USA, bereits zu komplexen Technologien gediehen, die für den Im- und Export von Rindern eingesetzt wurden. Auch in die Reproduktionsmedizin des Menschen begannen ähnliche Techniken bei Fertilitätsproblemen Eingang zu finden. Die vielseitige Verwendbarkeit der Embryotechniken für die Tierproduktion, insbesondere ihre züchtungsstrategische Bedeutung, waren von niemandem mehr zu übersehen, und es galt nun, den Rückstand in der Forschung schnell zu überwinden.

Als einziger Erfahrungsträger im Land für den experimentellen Umgang mit Embryonen wurde ich ein erneutes Mal und nun widerstrebend genötigt, ein ergiebiges und auch praxisrelevantes Forschungsgebiet aufzugeben und gewissermaßen „per Ukas“ dem Embryotransfer zugeordnet. Es entstand einige Jahre später eine Forschungsabteilung für experimentelle Embryologie, deren Leitung mir übertragen wurde und in der vielfältige Forschungsaufgaben zur extrakorporalen Behandlung von Eizellen und Embryonen konzipiert und bearbeitet wurden. Sie waren schließlich in ein landesweites Forschungsprojekt eingebettet, an dem mehrere Institute beteiligt waren, und für dessen Leitung und Koordinierung ich mitverantwortlich war. Eines der Ziele, das im internationalen Vergleich zu der Zeit immer noch weit vorn angesiedelt war, bestand darin, ein komplettes Verfahren zu entwickeln, das es erlaubte, Eizellen aus den Eierstöcken geschlachteter Rinder künstlich zu reifen, zu befruchten und die entstehenden Embryonen bis zum Transfer in die Gebärmutter im Brutschrank zu züchten. Wir haben dabei durchaus beachtete Ergebnisse erzielt. Mit diesem Verfahren sollte es möglich werden, Kälber vom Fleischrindtyp über Milchrinder als Ammenmütter zu erzeugen, um dem steigenden Bedarf an Rindfleisch ohne Einbußen in der Milchproduktion besser zu entsprechen.



Das FZT wurde zu einem Koordinierungszentrum im Bereich des RGW für die Erforschung der wichtigsten biologischen Grundlagen der Tierproduktion. Die Pflege internationaler Beziehungen gehörte damit schon zu den Hausaufgaben. Eine weltweite „Scientific Community“ war natürlich kein zulässiges Denkmuster in der DDR, im Gegenteil. Es gab spärliche wissenschaftliche Kontakte in den „nichtsozialistischen Wirtschaftsbereich“, deren Wahrnehmung den „NSW-Reisekadern“ vorbehalten war. Die Einstufung war von bestimmten Voraussetzungen abhängig; das Ziel der Kontakte bestand vor allem darin, „wissenschaftlich-technischen Höchststand“ abzugreifen. Über die Kontakte von westlichen Besuchern mit Mitarbeitern des FZT war dem hauptamtlichen „Sicherheitsbeauftragten“ ein schriftlicher Bericht vorzulegen. Die internationalen Beziehungen zwischen den wissenschaftlichen Einrichtungen der RGW-Länder entwickelten sich aber recht vielfältig mit ganz konkreten Aktivitäten der Zusammenarbeit und recht persönlichen Beziehungen zwischen den Akteuren. Die Kooperationen waren aber immer von oben nach unten gesteuert, mit reichlich Administration und mit akribischen Berichtspflichten verbunden, die nicht nur den wissenschaftlichen Gehalt betrafen. Als Mitglied eines „Zeitweiligen internationalen Kollektivs Eitransplantation“, dem Wissenschaftler aus fast allen RGW-Ländern angehörten, war ich mehrere Jahre recht intensiv in die internationale Wissenschaftskooperation der sozialistischen Länder einbezogen. Dabei kam es zu sehr ernsthaften und wissenschaftlich ergiebigen Arbeitsaufenthalten von einzelnen Mitgliedern dieses „Kollektivs“ in den Instituten der Partnerländer. Es gab außerdem auch Experimente in jeweils einem Land, an dem Teilnehmer aller kooperierenden Länder teilnahmen. Sie dienten der Zusammenführung zwischenzeitlich erreichter Ergebnisse. Das war ein prinzipiell guter Ansatz. Diese letzteren Zusammenkünfte hatten allerdings weniger den Charakter von Experimenten, als den von politisch verwerteten „Events“ mit umfänglichen hart diskutierten, möglichst optimistischen, russischsprachigen Ergebnisprotokollen und mit sehr angenehmen geselligen Ereignissen. Ich erinnere mich an eine derartige Veranstaltung in der Slowakei, während der wir mehr Funktionäre der Kommunistischen Partei vor Augen und mehr heurigen Wein im Becher hatten, als Objekte unserer wissenschaftlichen Begierde unter dem Mikroskop. Aber ich habe doch aus dieser Zusammenarbeit einiges mitgenommen und bin sehr interessanten Menschen und engagierten Wissenschaftlern begegnet.

Im September 1989 wurde ich zum Professor der AdL ernannt. Das geschah 14 Jahre nach der Promotion B und 22 Jahre nachdem letztmalig ein „parteiloser“ Wissenschaftler aus unserer Einrichtung diese Berufung erfuhr. Das sind gleich zwei Langzeitrekorde der sozialistischen Kaderpolitik in einem. Ich hatte damit nicht mehr gerechnet.



Das politisch bewegte Jahr 1989 begann einen Monat später. Die galoppierende Destabilisierung des staatlichen Machtapparates spiegelte sich auch in Fassungslosigkeit und zunehmender Unsicherheit der „staatlichen“ Leitung des FZT und der Parteileitung. An der Pinwand im Leitungsgebäude erschienen sogar spontane Meinungsäußerungen zur politischen Situation. Ich hatte mich auch daran beteiligt und freie Wahlen sowie Reformen verlangt. Meine Frau und ich nahmen an den volkreichen Protestdemonstrationen teil und an öffentlichen Diskussionsrunden mit oppositionellen Kräften. Im FZT wurde Anfang 1990 ein wissenschaftlicher Rat als ein Organ der Mitbestimmung gewählt. Auch ich gehörte dazu.

Eine ganz lapidar gehaltene Einschätzung meiner langjährigen Wirkungsstätte muss ich an diese Stelle meines Berichtes setzen, weil ich mich zum Ende des Jahres 1989 freiwillig in Prozesse begeben hatte, die mich von der Tätigkeit eines forschenden Wissenschaftlers fortzogen: Im FZT Dummerstorf ist auf vielen Gebieten eine seriöse und qualifizierte Forschungstätigkeit betrieben worden mit zum Teil sehr hohen Leistungen, die Bestand haben und als Bausteine in das Gebäude der Agrarwissenschaften eingegangen sind. Andere Leistungen, insbesondere aus der Anwendungsforschung, sind mit den Produktionsbedingungen untergegangen, denen sie dienen sollten. Dem DDR-Futterwertungssystem wünsche ich eine Renaissance. Es ist das komplexe Ergebnis einer langjährigen Forschung vieler Wissenschaftler, das die Bewertung von Futterstoffen und Rationen auf eine neue energetische Grundlage stellt. Es wäre heute noch weltweit sehr vorteilhaft einsetzbar. Das FZT war so gut, wie es unter den Bedingungen der SED-Diktatur eben nur sein konnte, einem System, in welchem Freizügigkeit nicht gegeben war, wo Konzeption, Kommunikation und Kooperation unter Vormundschaft standen, kein echter Wettbewerb existierte, wo Personalentscheidungen ideologischen Leitlinien folgten und Heuchelei an der Tagesordnung war und wo schließlich die Ausstattung mit leistungsfähiger Technik durch die Mangelwirtschaft limitiert war. Immerhin war das FZT doch so gut und so funktional strukturiert, dass es die im Einigungsvertrag vorgesehene und in den Hintergründen stark beargwöhnte Evaluierung im Jahr 1991 soweit überstand, dass sein Kern in ein neu zu gründendes Institut überführt wurde. Dieses FBN gehört fortan zu den vom Bund und von den Ländern getragenen Instituten, welche heute die Leibniz-Gemeinschaft bilden.

Den Begriff „Diktatur“ habe ich eben zum ersten mal genannt. Zum Jahreswechsel 1989/90 hatte ich mich entschlossen, der neu gegründeten Sozialdemokratischen Partei beizutreten, um in ihrem Rahmen zur Überwindung eben dieses Systems beizutragen. In dem kahlen und doch irgendwie chaotischen Rostocker Parteibüro in der Nähe vom Bahnhof herrschte die Atmosphäre eines noch nicht struktur-

ten Neuanfangs. Zwei anwesende Aktivisten, der Kinderarzt Ingo Richter<sup>15</sup> und Käthe Woltemath,<sup>16</sup> freuten sich über den Neuzugang eines „Landwirts“. Sie erwarteten von mir schnell den Entwurf eines Agrarprogramms für die Partei. Der wurde in einigen Nachtschichten gemeinsam mit neuen Freunden erarbeitet, von Parteitag in den Nordbezirken akzeptiert und schließlich, nachdem ich ihn als einen Initiativantrag eingebracht hatte, auch von dem Parteitag in Leipzig als Agrar- und Wahlprogramm für die SPD in der DDR angenommen. Da ich außerdem erfolgreich um einen vorderen Listenplatz bemüht war, der die Mitgliedschaft in der frei gewählten Volkskammer sehr wahrscheinlich machte, hatte ich mir einen anderen als den bisherigen Weg selbst vorgezeichnet. Darüber wunderten sich manche meiner Kollegen im FZT Dummerstorf sehr.

Das Jahr 1990, das ich zumeist in Berlin erlebte, hat einen hohen Stellenwert in meiner Biografie und erscheint mir in der Erinnerung viel länger als andere Jahre. Es war zwar über die Maßen strapaziös, aber stets verbunden mit einem hohen Lebensgefühl und der sehr starken Motivation für die politische Gestaltung. Gleich nach den Wahlen zur Volkskammer am 18. März 1990 hatte ich als Vertreter meiner Fraktion die agrarpolitischen Positionen für den Koalitionsvertrag zu verhandeln. Das geschah sehr problembewusst und in gutem Einvernehmen zwischen der künftigen Koalitionspartnern. Auf Beschluss der Koalitionäre sollte die SPD das Ressort für Ernährung, Land- und Forstwirtschaft besetzen. Ich entschied mich für das Amt des Parlamentarischen Staatssekretärs im Ministerium mit einem sehr großen Bereich selbst gewählter Zuständigkeiten und für die Rolle des Stellvertreters des Ministers.

Über Aktivitäten und Turbulenzen der ebenso ereignisreichen wie kurzen Zeit als Abgeordneter und als Regierungsmitglied kann ich hier nur episodenhaft berichten. Deshalb möchte ich jeden, der sich über das letzte Jahr der DDR authentisch bilden will, dazu anregen, die Protokolle der Volkskammer in der 10. Wahlperiode zu lesen. Sie spiegeln ganz unmittelbar, lebendig, hautnah und spannend auch die Situation im Agrarbereich, die Eigendynamik der gesellschaftlichen Prozesse und die redliche Absicht der vielen Neupolitiker, enorme Schwierigkeiten zu überwinden und den Einstieg in die gewollte, aber sehr schnell heranahende Deutsche Einheit für unsere Bürger und Wähler verträglich zu gestalten.

Eines meiner besonderen Anliegen waren die Boden- und die Agrarstrukturpolitik. Ich wurde nicht müde darin, den Erhalt der Bodenreform zu fordern. Das war zwar ohnehin ein vereinbartes Ziel unserer Regierung, aber es gab in der Bundesrepublik eine starke Lobby, welche die Restitution verlangte. Die Regierungen versprachen sich aus der Verwertung der bisher volkseigenen landwirt-

---

<sup>15</sup> Prof. Dr. Ingo Richter: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001655](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001655)

<sup>16</sup> Vgl.: Woltemath, Käte: 4 x Deutschland ... und keins für mich dabei. Schwerin 2003.

schaftlichen Flächen erhebliche Einnahmen vor allem für Strukturanpassungen der Wirtschaft insgesamt. Ich habe mich in diesem Rahmen für eine schonende Privatisierung des Bodens im Zuge der Umstrukturierung und zu Gunsten der Landwirtschaft eingesetzt. Dabei sollten die einheimischen in der Landwirtschaft tätigen Menschen realistische Chancen bekommen, Flächen zu erwerben oder langfristig zu pachten. Ein Ziel bestand zudem auch in der Erhaltung großflächiger Betriebe als moderner, zukunftsorientierter Agrarstrukturen. Da eine gesonderte Treuhandanstalt für das volkseigene landwirtschaftliche Vermögen nicht gebildet wurde, sollten sehr schnell Land- und Siedlungsgesellschaften zu dem Zweck entstehen, die Anpassung der Landwirtschaft und den Flächenerwerb wirksam zu flankieren. Für all dies wurden in wenigen Monaten gesetzliche Grundlagen geschaffen.

Der Vertrag über die „Schaffung einer Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion“ zwischen der DDR und der BRD wurde schon am 18. Mai unterzeichnet und trat am 1. Juli in Kraft. Die alsbaldige Vereinigung beider deutscher Staaten durch den Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der BRD wurden als Staatsziele festgeschrieben. Damit waren Ziel und Weg festgelegt und ein hohes Tempo programmiert. Ich war Mitglied in der Regierungskommission der DDR für die Verhandlungen mit der BRD zu dem Staatsvertrag und Unterhändler für die Agrar- und Ernährungswirtschaft. In ebenso harten wie anständigen Verhandlungen mit dem BML kam es zu notwendigen grundsätzlichen Festlegungen über die Preispolitik, die Förderung des Anpassungsprozesses sowie über finanzielle Anpassungshilfen, die zwar beträchtlich aber nicht auskömmlich waren. Die Partner hatten sich zwar bewegt, aber der von uns kalkulierte Bedarf war nicht weiter verhandelbar. Die Mittel waren dringend nötig, denn die Einführung der DM würde harsche Umbrüche einleiten. Die Wirkungen waren noch größer als vermutet. In der DDR entstand schlagartig eine hochgradig krisenhafte Situation. Sie hatte im Agrarsektor zudem besonders spektakuläre Züge, weil es sich bei den Agrarprodukten zum Beispiel um lebende Tiere und verderbliche Erzeugnisse handelt. Die Nachfrage der Bevölkerung nach einheimischen Produkten verringerte sich dramatisch mit entsprechenden Folgen für die Liquidität der Wirtschaftseinheiten. Instrumente der Marktregulation wurden wirkungslos. In unseren Betrieben gab es keine marktwirtschaftlichen Erfahrungen, und die Produktion war zu teuer. Der Ministerpräsident empfing Unmutsbekundungen aus allen Landesteilen über die schleppende Versorgung mit den hoch begehrten Westprodukten, und bei mir stapelten sich die Hilferufe der Landwirte und der Verarbeiter, die auf ihren Erzeugnissen sitzen blieben. Eilige Hilfsmaßnahmen hatten wir schon im Juli auf den Weg gebracht. Sie konnten gar nicht so schnell greifen, und es entstand eine sehr explosive Stimmung, die sich in der großen Demonstration der Bauern am 14. August auf dem Berliner Alexanderplatz entlud, in deren Folge der Minister am 16. August entlassen wurde. Ich bekam die Mittel,

die Hilfsmaßnahmen zu erweitern; sie wurden jetzt nun vom Ministerpräsidenten verkündet und beruhigten bei ihrer späteren Umsetzung einige Symptome der Situation. Die SPD verließ die Koalition, nachdem auch der sehr unbequeme Finanzminister (SPD) entlassen worden war. Ich meine, beide dienten vor allem als Sündenböcke. Damit endete auch mein Regierungsamt am 20. August. Ich glaube heute, dass unser Austritt aus der Koalition ein Fehler war. Die weitere Teilhabe der SPD-Fraktion an der Regierungsverantwortung wäre der Wahrung unserer Interessen im Einigungsvertrag vielleicht besser bekommen.

Am Tag der Deutschen Einheit im Jahr 1990 fühlte ich mich sehr befreit. Ich war glücklich darüber, dass uns die friedliche Revolution der Deutschen in der DDR den Weg eröffnet hatte, in eine demokratisch verfasste Gesellschaft einzutreten und dass ich im politischen Mandat beherzt daran mitwirken konnte.

Mit dem Einigungsvertrag vom 31. August war ich sehr unzufrieden. Unsere Handschrift war nicht mehr deutlich zu erkennen. Die Bodenreform blieb zwar unangetastet, aber die agrarpolitischen Gesetze der Volkskammer waren betroffen. Der Vertrag bildete schließlich das Regelwerk für die Ausgestaltung der Einheit! Ich konnte ihm nicht zustimmen. Das Landwirtschaftsanpassungsgesetz passte wahrscheinlich nicht zu dem bäuerlichen Leitbild der konservativen Mehrheiten im Bundestag. Das Gesetz wurde für eine spätere Neuberatung in den neu gewählten Bundestag übernommen und dabei entkernt. Die bodenpolitischen Gesetze waren verschwunden. Sie störten gewiss Absichten zur Bodenverwertung, wie sie später von der Treuhandanstalt praktiziert wurden.

Während meiner anschließenden Tätigkeit als Abgeordneter und Vorsitzender des Ausschusses für Landwirtschaft im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern bis zum Frühjahr 1993 spürte ich sehr bald, wie sehr diese Defizite im Einigungsvertrag die Gesundung und Erstarkung der Agrarbetriebe bei uns behinderten. Jetzt, 17 Jahre nach der Deutschen Einheit, gibt es starke und leistungsfähige landwirtschaftliche Betriebe in unserem Bundesland, aber die Probleme der Flächenausstattung sind immer noch nicht ausgestanden.

Am Jahresende 1992 übernahm ich, zunächst ehrenamtlich, als Vorstand die Leitung des Forschungsinstitutes für die Biologie landwirtschaftlicher Nutztiere (FBN) in Dummerstorf gleich nach dessen Gründung. Es geschah kaum aus alter Anhänglichkeit. Vielmehr erschien mir die Möglichkeit, in einem Abschnitt des Neubeginns und des Aufbaus unter den Bedingungen der Demokratie nachhaltige Entscheidungen für die Entwicklung gerade dieses Instituts treffen zu können, reizvoll und für das Land wichtig. Der freiwillige Mandatsverzicht ersparte mir jeden möglichen Vorwurf des Lobbyismus.

Das FBN ist eine Stiftung des öffentlichen Rechts des Landes Mecklenburg-Vorpommern und hatte knapp 300 Mitarbeiter. Es steht unter der Dienstaufsicht des Landwirtschaftsministers. Zu dem Minister Martin Brick bestand immer



ein störungsfreies, vertrauensvolles Verhältnis; er hat niemals versucht in die Einrichtung „hineinzuregieren“. Ich halte es übrigens für sehr töricht, wenn sich Leiter von Landeseinrichtungen mit der Landesregierung überwerfen. Sie tragen große Verantwortung dafür, dass die Schnittstelle zwischen Politik und Wissenschaft funktioniert.

Im FBN begann eine intensive Bautätigkeit in einem vorher nie gekannten Umfang. In hohem Tempo wurde daran gegangen, die gesamte materielle Substanz des Instituts zu sanieren, zu modernisieren oder gänzlich Neues zu schaffen. Dazu gehörten auch die Ausrüstungen. Dabei waren stets auch die Mitarbeiter in die konzeptionellen Arbeiten und sogar in die Bauaufsicht einbezogen. Ich hoffte, sie hielten es für einen glücklichen Umstand, selbst an der Gestaltung bester Bedingungen für die eigene wissenschaftliche Arbeit mitwirken zu können. Ich hatte allerdings den Eindruck, dass es manchen Mitarbeitern anfangs nicht leicht fiel, sich auf die neuen Freiheiten und die größere eigene Verantwortung einzustellen.

Inhaltlich ging es darum, die Forschungsbereiche als Leistungsträger zu konsolidieren und die wissenschaftliche Thematik zu hinterfragen. Dabei waren die satzungsgemäßen Gremien des FBN sehr hilfreich. Es ging auch darum, die Interdisziplinarität über geeignete Hebel zu fördern und die Wissenschaftler zum Aufbau von Kooperationsbeziehungen anzuregen. Für die Perspektive des FBN und in Vorbereitung auf die bevorstehende nächste Evaluierung war ein zukunftsfähiges Alleinstellungsmerkmal in partnerschaftlicher Diskussion mit den Mitarbeitern zu entwickeln, dem künftig alle verpflichtet waren. Dieses sah ich in dem Ansatz einer systemischen Forschung, welche die verschiedenen im Institut vorhandenen Forschungsrichtungen und Disziplinen zur komplexen Untersuchung der Vorgänge zusammenführt, welche den Tierleistungen zu Grunde liegen.

Das FBN hat diesen Weg auch nach meinem Ausscheiden aus dem Institut konsequent weiter verfolgt. Unter der Leitung von Prof. Manfred Schwerin<sup>17</sup> und mit motivierten Mitarbeitern steht es jetzt nach einer neuerlichen Evaluierung der Leistungen als eine Einrichtung da, deren Ausstrahlung zunimmt. Die kooperative Anbindung an die Universität Rostock ist enger als je zuvor. Das Forschungspotential in Dummerstorf hat sich seit 1990 wirklich erneuert und ist in einer freiheitlichen, wettbewerbsorientierten „Scientific Community“ bestens aufgestellt.

Bei der Neuausrichtung und dem Ausbau der außeruniversitären wissenschaftlichen Einrichtungen und dem Aufbau neuer Institute ist in unserem Land seit 1990 überhaupt viel erreicht worden. Im Vergleich dazu erscheint mir die Erneuerung der Hochschulen noch längst nicht abgeschlossen.

---

<sup>17</sup> Prof. Dr. Manfred Schwerin: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001776](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001776)



Der ersten sozialdemokratische Regierung unter Harald Ringstorff<sup>18</sup> gehörte ich als Minister für Bildung, Wissenschaft und Kultur von 1998 bis 2002 an. Die Ausfüllung dieses Amtes, in welchem ich auch dem Wohl der Universitäten unseres Landes verpflichtet war, gehört in eine weiteres Kapitel meiner Biografie. Ich möchte es am heutigen Nachmittag eigentlich nicht mehr öffnen.

Ich bin nun außer Dienst; das Lebenslicht brennt etwas sparsamer und ich bin mit dem Ruhestand zufrieden. In der Rückschau auf die Jahrzehnte bedauere ich nur, dass ich mich meiner Familie nicht so ausgiebig gewidmet habe, wie sie es verdient hätte.

## Diskussion

Transkription und Protokoll:

Raik Dowedeit, Sebastian Hanff und André Schulmeister

Hilde Michael:

Herr Kauffold, gab es irgendwelche Ziele – Sie haben ja erwähnt, sie traten nicht in die SED ein –, die Sie wissenschaftlich und überhaupt im Akademischen nicht erreicht haben oder dadurch nicht erreichen durften? Ich frage deshalb, da Sie ja vorhin meinten, dass vielleicht mancher Karriereschritt etwas länger dauerte. Soweit ich es erinnere, sagten Sie das in ihrer Selbstdarstellung.

Peter Kauffold:

Es gibt wohl auch in einem wissenschaftlichen Beruf kaum einen jungen Menschen, der sich nicht aus verschiedenen Gründen eine akademische „Laufbahn“ wünscht, und sei es als Ausdruck für die Anerkennung wissenschaftlicher Fähigkeiten und Leistungen. Außerdem möchte man doch auch irgendwann etwas mehr Geld verdienen.

Ich war nie vordergründig an der Karriere interessiert, sondern an der Lösung spannender wissenschaftlicher Probleme. Aber dazu bedarf es der Möglichkeit, Entscheidungen über Aufgaben und Lösungswege zu treffen und Ressourcen einzusetzen. Die Voraussetzungen dafür sind in der Regel mit der Karriere verbunden.

In der DDR waren auch die wissenschaftlichen Karrieren, wie ich schon dargelegt habe, in der Regel an die Manifestation einen festen „Klassenstandpunktes“ vor allem an die Mitgliedschaft in der SED gebunden, Bekenntnisse, die mir gerade deswegen nicht abzugewinnen waren. Ich erinnere mich in dem Zu-

---

<sup>18</sup> Dr. Harald Ringstorff, Ministerpräsident des Landes Mecklenburg-Vorpommern seit 1998.  
[http://www.regierung-mv.de/cms2/Regierungsportal\\_prod/Regierungsportal/de/mp/index.jsp](http://www.regierung-mv.de/cms2/Regierungsportal_prod/Regierungsportal/de/mp/index.jsp)

sammenhang an ein Gespräch mit einem recht gemütlichen Parteisekretär, das ich wörtlich wiedergeben möchte. Ich: „Wenn ich erst dadurch eine Mensch werde, dass ich in die Partei eintrete, ist das kein Grund für mich einzutreten, sondern nicht einzutreten“. Er: „Dann geh doch wenigstens in eine Blockpartei“. Ich: „Dann würde ich doch eher das Original vorziehen“. Er: „Na ja, da hast Du endlich mal recht“. Wie gesagt, er war gemütlich.

Karrierestufen, die meiner akademischen Qualifikation entsprachen, habe ich erst in einem Alter erreicht, in dem sich das Berufsleben allmählich dem Ende zuneigt. Aber ich beklage das nicht; ich erzähle es nur.

In Vertretung des Landwirtschaftsministers der DDR hatte ich 1990 die Aufgabe eines Dienstherren der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften wahrzunehmen. Das gab mir Gelegenheit, den Präsidenten der Akademie zu veranlassen, parteilose Mitarbeiter aus dem Akademiebereich für die Ernennung zum Professor vorzuschlagen, die sich diese Ehrung längst verdient hatten, darunter auch aus Dummerstorf.

Catharina Trost:

Ich habe zwei Fragen. Als erstes, Sie sprachen die ganze Zeit von der Durchdringung. Welcher Art, können Sie das noch ein wenig konkretisieren, wie hat es Sie direkt betroffen? Das Zweite ist, Sie haben auch gesagt, dass sie dieses Studium angernert hat. Aber haben Sie es hinterfragt? Konnte man mit den Leuten reden oder haben Sie von Seiten der FDJ-Gruppen auch mal einen richtigen Dämpfer bekommen?

Peter Kauffold:

Weltanschauliche und politische Gegenstände hatten ja keine zulässige Alternative. Diskussionen konnten also nur der Beseitigung von Unklarheiten dienen. Ich hatte ein Problem mit der „Diktatur des Proletariats als höchste Form der Demokratie“. Zum einen war für mich Demokratie anders definiert. Zum anderen meinte ich, die Diktatur des Proletariats müsste nun langsam zu Ende sein, weil die „Ausbeuterklasse“ in der DDR keine Rolle mehr spielte. Ich hatte dies in einem Seminar hinterfragt, und erregte dabei Verwunderung und Misstrauen. Es war natürlich völlig naiv, diese zentrale und sensible These für die Begründung des Machtanspruchs und für den Machterhalt der SED zu hinterfragen. Es gab in diesem Bereich nur etwas zu fragen, aber nicht zu „hinter“-fragen.

An ein anderes Beispiel erinnere ich mich aus den Tagen vor einer „Volkswahl“. Diese Wahlen waren für mich, damals wie auch später, ein Martyrium, und ich glaube, es war mir anzumerken. Ich war jedenfalls mit anderen Kommilitonen eingeteilt, die Einwohner der Lagerstraße in der Rostocker Altstadt dahingehend zu agitieren, zur Wahl zu gehen und der Einheitsliste zuzustimmen. Dabei trafen wir auf viele Umsiedler, von denen uns einige Frauen sagten, sie hielten nichts

davon vor allem wegen der Russen, und sie erzählten uns von ihren persönlichen Leiden in den besetzten Ostgebieten vor der „Umsiedlung“. Als ich unsere glühende Einsatzleiterin nun, wahrscheinlich nicht harmlos genug, fragte, wie man mit solchen Argumenten umgehen solle, wurde sie sehr böse. Das ist mir nicht gut bekommen. Diese Frau war eine Angestellte der Universität und Mitglied der Stipendienkommission, und ich bekam kurze Zeit danach eine Zeitlang nur sehr wenig Stipendium, weniger als für den Lebensunterhalt nötig war.

Sebastian Hanff:

Herr Professor Kauffold, warum nicht der Gang in den Westen? Auch noch nach dem Mauerbau, weil Sie sagten, dann war es für Sie so oder so entschieden?

Peter Kauffold:

Wie stellen sie sich das vor? Ich hatte eine Familie mit Kindern.

Sebastian Hanff:

Sie sagten, schon von früher Schulzeit an hat sie die politische Indoktrinierung gestört, das marxistisch-leninistische Grundstudium. Also es gab ja auch die Zeit vor der Familie, vor den Kindern. War da nie die Überlegung in diese Richtung gewesen?

Peter Kauffold:

Diese Überlegungen hatte ich besonders zur Zeit meiner Berufstätigkeit. Mit dem Mauerbau habe ich solche Gedanken in eine Schublade verschoben. Wahrscheinlich wäre ich auch ohne diese Zäsur im Lande geblieben. Ich habe auch eine gewisse Heimatverbundenheit.

Sebastian Hanff:

Und diese war immer stärker? Sie sprechen ja in dieser Hinsicht sogar von Hass.

Peter Kauffold:

Ich möchte eher sagen, ich hatte eine sehr große und zunehmende Abneigung gegen die politischen Umstände. Ein starkes Gefühl von Hass hatte ich übrigens zum ersten mal in meinem Leben während der Besichtigung der MfS Zentrale in Berlin im Frühjahr 1990.

Also: Überlegungen, die DDR zu verlassen, als es noch möglich war, sind niemals zu Konsequenzen gediehen. Ich hatte an meiner Schulzeit und meinem Studium in den wesentlichen Abschnitten nichts auszusetzen und ich hatte einen interessanten Beruf, Familie, Verwandte, und Freunde. Das änderte nichts an meiner negativen Wahrnehmung des politischen Systems und seinen gesamtgesellschaftlichen Wirkungen. In den 80er Jahren hatte wohl fast jeder irgendwoher

Informationen über zunehmende Probleme in der Industrieproduktion der DDR oder in der Beschaffung lebensnotwendiger Devisen. Die wachsenden Schwierigkeiten bei der Energiebereitstellung und die fortschreitende Umweltzerstörung konnte ein jeder selbst beobachten. Ich war aber vor 1989 nie davon ausgegangen, dass das System ein baldiges Ende nehmen und dass ich es in Person noch überleben würde. Ich halte es auch für nachträgliche Kaffeesatzleserei, wenn jemand dies vorhergesehen haben will. Gelegentliche Hoffnungen auf Reformen und ein bisschen mehr Demokratie hatte ich 1968 endgültig aufgegeben, als der „Prager Frühling“ militärisch beendet wurde. Dieses Ereignis fand übrigens eine Beifallsbekundung unseres Instituts, der bis auf Prof. Helmut Steger alle Mitarbeiter zustimmten. Dieser verdienstvolle, ältere Wissenschaftler wurde zwar als Chemiker noch gebraucht, aber er führte seitdem bis zu seiner Berentung das Schattendasein einer absoluten Unperson.

Ich möchte mich in der Betrachtung aber nicht völlig einengen lassen. In meinem Bericht habe ich zwar nur biografisch abgehandelt, wie ich die SED-Diktatur erlebte und empfand, wie ich mich in ihr bewegt hatte und weshalb ich sie ablehnte. Aber diese Beschreibung beleuchtet die Komplexität des gesellschaftlichen Phänomens beziehungsweise manche Probleme und Aspekte nicht ausreichend, welche viele Menschen nach dem gesellschaftlichen Umbruch bis heute beschäftigen. Deshalb will ich einiges noch absichten und nachtragen:

(1) Als Staatsform war die DDR nach allen relevanten Merkmalen eine stalinistische Diktatur. Der hoch entwickelte, mit deutscher Gründlichkeit perfektionierte Apparat für die Unterdrückung und Bespitzelung der Bevölkerung ist eines der Wesensmerkmale. Hier gibt es für Demokraten absolut nichts zu relativieren und zu akzeptieren.

(2) Die Bevölkerung in der „Zone“ (ein immer noch aktueller Begriff aus der Alltagssprache in den alten Bundesländern) konnte sich ihren Staat nach 1945 nicht aussuchen. Mein Vater, ein Industriearbeiter mit sozialdemokratischen Wurzeln, war zum Beispiel über die Zwangsvereinigung der SPD mit der KPD und alles was danach folgte sehr verbittert.

Die Zuständigen für den Aktennachlass der DDR und die Aufarbeitung dieses Materials tun gut daran, den politischen Überbau des Staates mit seinem repressiven Apparat und dessen willfähige Helfer zu verurteilen. Sie sollten aber so sensibel sein, darauf zu achten, dass dabei nicht gleichzeitig auch der überwiegende Teil des Staatsvolkes der DDR stigmatisiert wird. Ohne diese Menschen und ihr Verlangen nach einer anderen Staatsform gäbe es die Ereignisse des Jahres 1990 in Deutschland nicht. In diesem Sinne ist die DDR nicht gleich SED-Nomenklatura und gleich Stasi. Als Landesminister habe ich auf die Problematik in einer Rede hingewiesen, zu der ich bei der Einweihung der Gedenkstätte in diesem Rostocker Gebäude eingeladen war. Ich hatte den Eindruck, die anwesenden

Opfer der Diktatur und auch der von mir sehr geschätzte Herr Gauck<sup>19</sup> waren damit nicht recht einverstanden. Mit Frau BIRTHLER<sup>20</sup> hatte ich das Thema zeitgleich sehr kontrovers diskutiert; im Nachgang kamen wir leider nicht zum Vertragsabschluss über eine Zusammenarbeit bei der politischen Bildung in den Schulen.

Ich kenne zahlreiche Menschen aus der jetzt älteren Generation, darunter auch solche, die mir persönlich nahe stehen, welche sich heute als Verlierer der Deutschen Einheit und als Deutsche „zweiter Klasse“ fühlen. Das ergibt sich zumeist aus Berufsbiografien, die entwertet sind. Die Gründe dafür sind vielschichtig und sind auch objektiver Art. Die Betriebe oder Dienststellen, mit denen sich eine langjährige erfolgreiche Berufstätigkeit und Karriere auf verschiedenen Etagen und das entsprechende Selbstwertgefühl verband, waren plötzlich verschwunden oder siechten dahin, und viele Menschen fanden sich in der Arbeitslosigkeit oder im Vorruhestand. Das fördert natürlich auch heute noch die Bereitschaft zu Nostalgie und stört die Ausgestaltung der inneren Einheit in dem demokratischen deutschen Gemeinwesen. Beides kann ich nicht wollen. Ich gehe davon aus, dass die nachgeborene Generation diese Probleme nicht mehr bewältigen muss.

(3) „Dass nicht sein kann, was nicht sein darf“ verträgt sich nicht mit dem Anspruch unserer demokratischen Gesellschaft und mit der historischen Wahrheit. Souveräne Subjekte in einem demokratischen Staat dürfen durchaus anerkennen, dass es in der Erscheinung der DDR auch sehr brauchbare, wieder verwendbare gesellschaftliche Strukturen gab. Ich würde mir eine zügige Aufarbeitung dieser Sachverhalte wünschen, zunächst allerdings im Rahmen der Gesellschaftswissenschaften. Sie sollten sich dabei beeilen, um der Gefahr entgegenzuwirken, dass die Diktatur im öffentlichen Verständnis oder durch Aktivitäten der Tagespolitik verniedlicht wird.

Zu diesen brauchbaren und grundsätzlich zukunftsfähigen Erscheinungen zähle ich als Zeitzeuge auch viele Bestandteile des Bildungs- und Erziehungssystems in der DDR: Dichtes Netz von Kindertagesstätten, vorschulische Bildung in Kindergärten, Schulstrukturen für längeres gemeinsames Lernen, die Durchlässigkeit im Bildungssystem, verschiedene Bildungswege, polytechnische Elemente in der Schule, das Prinzip verbindlicher einheitlicher Lehrpläne, Abitur nach zwölf Jahren Schulzeit.

---

<sup>19</sup> Dr. h. c. mult. Joachim Gauck (geboren 1940), Pastor, erster Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (BStU) der ehemaligen DDR.

<sup>20</sup> Marianne BIRTHLER, seit 2000 Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Siehe zur Behörde: <http://www.bstu.bund.de>, zur Person: [http://www.bstu.bund.de/nr\\_712108/DE/Behoerde/Bundesbeauftragten/bundesbeauftragten\\_node.html\\_nnn=true](http://www.bstu.bund.de/nr_712108/DE/Behoerde/Bundesbeauftragten/bundesbeauftragten_node.html_nnn=true)



Unter dem Schock der ersten PISA-Studie und weiterer Bildungsberichte der OECD ist in Deutschland eine gesamtgesellschaftliche kritische Bildungsdebatte entstanden. In ihrem Ergebnis werden so manche der eben genannten Bestandteile als Ansätze für ein erfolgreiches Bildungssystem neu erfunden oder zum Beispiel aus Finnland kopiert. Das so erfolgreiche Schulsystem in diesem Land konnte ich besichtigen; in einem persönlichen Gespräch habe ich von der zuständigen Ministerin erfahren, dass sich die Finnen bei der sicher länger zurückliegenden Reform ihres Bildungssystems auch an Strukturen in der DDR orientiert hatten.

Die konservative erste Landesregierung in Mecklenburg-Vorpommern hatte das dreigliedrige Schulsystem kritiklos eingeführt. Ich halte dieses System und den ausufernden Bildungsföderalismus in der Bundesrepublik, gelinde ausgedrückt, für nicht zukunftsfähig. In meiner Amtszeit als Minister habe ich die Wiedereinführung eines zweigliedrigen Schulsystems vor allem im Interesse der bisherigen Hauptschüler betrieben. Dabei sollten die Regionalschulen der Zusammenführung von Real- und Hauptschulen dienen und die Vereinheitlichung der Inhalte in der Orientierungsstufe für eine bessere Durchlässigkeit zwischen den Schularten sorgen.

Kersten Krüger:

Wir werden gleich die Fragerunde weiterführen. Ich möchte aber eine Zwischenbemerkung machen, war auch schon auf der Rednerliste. Also das Schulsystem Finnlands kommt nicht aus der DDR, sondern ist gesamtskandinavisch. Das ist in Schweden so, da habe ich lange genug unterrichtet, es ist in Norwegen und in Dänemark so. Es ist ähnlich, aber ohne die politische Repression und Indoktrination. Das will ich nur nachtragen.

Peter Kauffold:

Wahrscheinlich habe ich mich schlecht ausgedrückt. Ich kenne das skandinavische Schulmodell nicht wie Kersten Krüger aus eigener Tätigkeit. Aber ich bin durch einen erfahrenen Mitarbeiter im Schweriner Ministerium darüber informiert worden. Was mich dabei am meisten beeindruckt hat, war die Aussage, dass sich die Pädagogen dort nicht als frontale Akteure, sondern als Partner der Schüler nach dem Motto verstehen: „Gibst Du mir Deine Bereitschaft zu lernen, gebe ich Dir mein Wissen. Also lass uns zusammen arbeiten.“ Diesen Eindruck von einer sympathischen Partnerschaftlichkeit zwischen Lehrern und Schülern haben mir auch schwedische Regierungsvertreter während eines Fachbesuchs deutscher Bildungsminister vermittelt. Das ändert aber nichts an der persönlich getroffenen und wahrgenommenen Aussage der finnischen Ministerin über den Ursprung des schulstrukturellen Vorbilds in der DDR. Das Resultat ist das längere gemeinsame Lernen der Schüler aus allen Schichten der Bevölkerung bis zur 10. Jahrgangsstufe. In Finnland werden dabei Schüler mit Schwächen in einzelnen Fächern

besonders gefördert. Die anschließende vierjährige Vorbereitung der Schüler auf die Hochschulreife ist dort ein knallharter Abschnitt der Schulkarriere. Meine Aussage betrifft das strukturelle Prinzip, und nicht spezielle systemgebundene Inhalte der schulischen Bildung.

Raimund Schneider:

Professor Kauffold, Sie haben es vorhin schon mal ein bisschen angeschnitten, dieser gute alte und für mich sehr ergebnisreiche Vergleich Ost und West. Da sind Sie ja ein prädestiniertes Beispiel oder überhaupt Teilnehmer dieser Zeit. Sie können sehr gut BRD und DDR gegeneinander stellen. Jetzt sind Sie allerdings in der DDR sehr unpolitisch gewesen und ironischerweise war das die Voraussetzung um in der BRD umso politischer zu werden.

Peter Kauffold:

Ich war niemals ein unpolitischer Mensch, das möchte ich aber ganz entschieden für mich in Anspruch nehmen. Für den Macht ausübenden Apparat in der DDR gehörte ich sicher zu den wenig pflegeleichten Zeitgenossen und zu den Zielpersonen für die Staatssicherheit. Solche waren bestimmt nicht die „unpolitischen“ Menschen innerhalb der Bevölkerung. Für meine Auffassungen gab es Partner nur unter Freunden, denn ich hatte nicht die Absicht, zum Märtyrer zu werden. Den Opfern der Diktatur, den „Startern“ in Leipzig und auch den Vertretern der Kirchen gilt mein tiefer Respekt und große Sympathie. Meine politischen Ansichten habe ich seit Ende 1989 öffentlich vertreten, als ich mich auf ihrer Grundlage für die Interessen von Wählern aus der Bevölkerung der DDR und für die Überwindung der Diktatur einsetzen konnte.

In der DDR gab es zahlreiche politische, kulturelle, wissenschaftliche, paramilitärische, Sport- und Freizeit-bezogene Organisationen, von denen jede auch der Gleichschaltung diente. Selbst in meinem Anglerverein begann die Versammlung mit einer politischen Rundumschau, in der die weltweiten Gegner schließlich am Haken hingen. Zum Ende der DDR wurden auch die Freidenker wieder entdeckt, wahrscheinlich um ein noch nicht erfasstes Klientel potentiell oppositioneller parteiloser Menschen, vor allem aus der Wissenschaft, systemerhaltend zu gruppieren und zu kontrollieren. Man wollte auch mich als Mitglied werben. Ich habe mich im Bezirksvorstand der Gewerkschaft Wissenschaft eine Zeitlang sehr gern und engagiert betätigt, als bei mir die Illusion konkret genährt wurde, dass unsere Gewerkschaft eben nicht nur Transmissionsriemen der Partei, sondern auch Interessenvertreter der Mitarbeiter und Kontrollinstanz für die Leitungen sei. Aber gerade solche Aktivitäten bildeten den Ausgangspunkt für eine umfassende und nicht ungefährliche Observierung meiner Person durch die Stasi-Behörde.

Raimund Schneider:

Zu zwei Aspekten habe ich eine Frage. Sie wurden dann sehr politisch aktiv als SPD-Landwirtschaftsexperte, wie sie es selber dargestellt haben. Sie sind dann aber in Mecklenburg erst in die Opposition gegangen, dann wieder in die Regierung. Da haben Sie ja zwei schwierige Momente. Das eine ist, Sie waren Bildungsminister eines Landes, welches im Ranking der Bundesländer ganz unten steht. Das heißt, es war eine Art Mängelverwaltung. Andererseits hatten Sie in der SPD-PDS-Regierung teilweise wieder mit alten Funktionären zu tun, die Sie ja, wie Sie selber gesagt haben, politisch damals in der DDR nicht unterstützt haben. Also meine Frage bezieht sich einmal darauf, wie haben sie den Transformationsprozess Mecklenburgs jetzt in der Retrospektive wahrgenommen? Und die zweite, wie kamen sie mit den alten Kadern zurecht?

Peter Kauffold:

In der Regierungsarbeit habe ich mich nicht als Mängelverwalter gesehen, sondern um Gestaltung bemüht. Dazu habe ich mich schon in einer der vorhergehenden Fragen geäußert.

Mit den meisten Vertretern der PDS im Landtag und mit ihren Ministern im Kabinett bin ich gut zurechtgekommen. So waren die Minister Holter<sup>21</sup> und Methling<sup>22</sup> sehr konstruktive und kooperative Partner. Die Arbeit gründete sich ohnehin auf die Ziele und Gegenstände in der Koalitionsvereinbarung. Die Frage geht aber über das „Miteinanderzurechtkommen“ hinaus, und deshalb möchte ich die Antwort noch etwas vertiefen:

Wir leben jetzt in einer demokratischen Gesellschaft, deren Rahmen durch das Grundgesetz der Bundesrepublik bestimmt wird. Ich möchte, dass niemand ausgegrenzt wird, der sich hierzu bekennt, der in diesem Sinne hier „angekommen ist“. Ich möchte auch, dass die Politik nicht nur polarisiert sondern auch integriert und versöhnt, sofern jenes sinnvoll und soweit dieses möglich ist.

Die Mitglieder der SED waren, obwohl alle auf Linie, nach der Echtheit ihrer Überzeugung und der Art ihrer Motivation keine homogene „Population“. Unabhängig von Unterschieden in dieser Hinsicht, bin ich aber bis heute kaum jemandem begegnet, der von sich aus bereit war, die Rolle und die Aktivitäten seiner Partei in der DDR selbstkritisch zu reflektieren, obwohl damit keinerlei existentielle Probleme verbunden sind. Traditionsveranstaltungen von Einrichtungen und Jubiläen von Persönlichkeiten mit Verdiensten in der DDR, an denen ich gelegentlich teilnehme, dienen der Würdigung der Leistungen in der Vergangen-

---

<sup>21</sup> Helmut Holter, 1998-2006 Arbeitsminister des Landes Mecklenburg-Vorpommern.  
<http://www.dielinke-landtag-mv.de/Abgeordnete/Holter.htm>

<sup>22</sup> Prof. Dr. Wolfgang Methling, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001971](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001971)

heit wie auch der Kommunikation persönlich positiver Erinnerungen aus dieser Zeit und der Erweckung wohliger damit verbundener Empfindungen. Insofern haben solche Veranstaltungen für mich nicht nur etwas Gespenstisches, sondern auch etwas Warnendes, denn verzichtet wird stets auf einen wertenden kritischen Blick aus der Sicht der Gegenwart.

Auch bei heutigen PDS-Mitgliedern beobachtet man sofort eine tiefe Genugtuung, wenn die öffentliche Diskussion positive Signaturen der DDR zu Tage fördert, und umgekehrt ebenso, wenn Unzulänglichkeiten der Bundesrepublik offenbar werden. In Gesprächen mit Menschen, die als inoffizielle Mitarbeiter für die Stasi tätig waren, ist mir überhaupt nur einer begegnet, der ein Unrechtsbewusstsein erkennen ließ. Nach meinen Wahrnehmungen möchte ich deshalb als Fazit annehmen, dass die Vergangenheitsbewältigung in diesen Personenkreisen immer noch weitgehend, vielleicht sogar auf Dauer ausgeblendet wird, und dass zumindest aus den Reihen der SED-Hardliner nicht viele in der Bundesrepublik wirklich „angekommen“ sind.

Ich kann mir gut vorstellen, dass die Opfer der Diktatur, die in der DDR aus politischen Gründen großes Leid erfuhren, so lange große Schwierigkeiten mit einem Ansatz der Versöhnung haben werden, wie eine aktive Aufarbeitung der Vergangenheit nicht geschieht. Vertreter der „Opfer“ haben die Regierungsbeteiligung der PDS in unserem Land sehr aufmerksam beobachtet. Übrigens möchte ich hier anmerken, dass auch ich, als Stellvertretender Parteivorsitzender der SPD in MV und Mitglied der Verhandlungsgruppe, die Bildung dieser Koalitionsregierung befürwortet habe. Und sie hat nicht schlecht gearbeitet.

Die Toleranz ist ein Vorzug der Demokratie. Aber die Demokratie ist verwundbar, und wir tun gut daran, sie alle gemeinsam zu schützen. Dazu ist es notwendig, die politischen Ränder zu beobachten und die Erfahrungen aus zwei Diktaturen in Deutschland wach zu halten. Dabei hat die Geschichtswissenschaft die wichtige Aufgabe, die Sicht zu objektivieren, um den Menschen zu helfen, und die Politiker zu beraten.

Raimund Schneider:

Wie sehen sie das Blühen oder das Verblühen oder das Gar-Nicht- Erst-Blühen Mecklenburg-Vorpommerns?

Peter Kauffold:

Diese Frage kann man nicht beantworten, indem man sich nur am gegenwärtigen Ist-Zustand orientiert und dabei wahrscheinlich sehr viele Unzulänglichkeiten entdeckt. Als Zeitzeuge ist es meine Aufgabe, selbst erlebte Entwicklungen im Land seit dem Bezugsjahr 1990 und bis heute zu betrachten. Unter dieser Sicht ist unser Land Mecklenburg-Vorpommern tatsächlich „erblüht“. Das betrifft ganz entscheidende Positionen, die ich nun auch konkret benennen muss: Mit viel

Mühe und viel Geld wurde fast die gesamte Infrastruktur erneuert: Verkehrswege, die Leitungsnetze, Energie- und Trinkwasserversorgung, Kommunikationssysteme, Klärwerke. In der Landschaftspflege, im Umwelt- und Küstenschutz gibt es sehr positive Veränderungen. Die Stadtkerne sind saniert; die Denkmalpflege hat vorher nie gekannte Dimensionen erreicht. Die Wohnbedingungen für sehr viele Menschen haben sich unvergleichlich verbessert. Die Krankenhäuser sind in weit besserem Zustand als vorher. Moderne und leistungsfähige Versorgungseinrichtungen für die Lebenshaltung der Bevölkerung sind flächendeckend entstanden. Viele Schulen wurden rekonstruiert oder neu errichtet. Die wissenschaftlichen Institute sind beispielhaft erneuert, und auch in die, für unser Land zahlreichen Universitäten und Hochschulen wurde viel (wenn auch nicht ausreichend) investiert. Im Lande wurden moderne und bürgernahe Verwaltungen aufgebaut, und die politischen Organe der Demokratie funktionieren. Dies ist noch nicht alles. Für nur 17 Jahre sind das gewaltige Leistungen und eine Erfolgsgeschichte. Das wird leider sehr schnell vergessen; und ich mag mir gar nicht ausmalen, wie unser Land unter den Bedingungen der DDR bei ihrem rapiden wirtschaftlichen Verfall heute aussehen würde.

Wahrscheinlich war es vom damaligen Bundeskanzler taktisch kalkuliert, aber ganz sicher war es für die Ausgestaltung der Deutschen Einheit schädlich, die Erwartungen der Menschen an positive Veränderungen schon zu Anfang 1990 in unrealistische Höhen zu schrauben. Es braucht alles mehr Zeit als ursprünglich versprochen und von den Menschen geglaubt wurde. Helmut Schmidt hatte den Rostockern im Januar oder Februar 1990 in einer Ansprache auf dem Universitätsplatz eine realistischere Einschätzung gegeben, als er sagte, es würde schwer werden, aber wir würden es schaffen. Das wollte aber niemand so gerne hören.

Die genannten Entwicklungen im Land waren nur mit gewaltigen Finanztransfers möglich. Hier erweitert sich die Frage umgehend auf das „Erbblühen“ selbst tragender Wirtschaftsstrukturen. Es ist ganz zwangsläufig, dass die Entwicklung der Wirtschaft seit 1990 den natürlichen Ressourcen der Region und den Traditionen des Landes folgte. In unserem Land gibt es jetzt eine hocheffiziente, ertragsstarke Agrarwirtschaft mit traditionell großen Strukturen. Eine belastende Konsequenz der notwendigen Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft ist die Einsparung zahlreicher Arbeitsplätze. Das Ernährungsgewerbe ist erstarkt und es gibt hier noch viele Möglichkeiten. Die maritime Industrie und die Hafenwirtschaft haben überlebt, sind modernisiert und profitieren von der Globalisierung. Die Tourismusindustrie hat sich kontinuierlich entwickelt und belegt einen Spitzenplatz in Deutschland. Das sind wichtige Beispiele für standortbezogene positive Entwicklungen. Aber insgesamt steht unser Land weit hinten in der Rangliste der Wirtschaftsleitungen Deutscher Bundesländer.

Damit dies nicht so bleibt, bedarf es vermehrt innovativer Ansätze jenseits der bisherigen wirtschaftlichen Traditionen. Dazu wird auch die Politik beitragen



müssen, indem sie sich vor allem bemüht, das Bildungswesen und die Forschung und Entwicklung zu stärken. Die Einrichtungen in diesem Sektor sind dabei gefordert, Profillinien möglichst selbst zu entwickeln, Schwerpunkte zu setzen, die Kräfte durch Kooperationen zu bündeln, Ideen zu generieren und ganz konsequent eine gesellschaftlich nützliche Verwertung ihrer Ergebnisse anzustreben. Die junge Generation, darunter auch Absolventen unserer Hochschulen, ist eingeladen sich bei uns stärker als bisher anzusiedeln und auch unternehmerisch tätig zu werden. Auch hier kann die Politik wirksam helfen. Der vorherrschende Zukunftspessimismus bringt uns nicht voran. Wir brauchen Optimismus, auch die Bereitschaft, in ganz verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen auf manche Besitzstände zu verzichten und Entscheidungen schnell voran zu bringen. Die Entscheidungsträger müssen dazu übergehen, in übergreifenden Projekten und dabei systemisch zu denken und zu agieren und sich bereit finden, auf ressortverhaftete Kleinteiligkeit zu verzichten. Wenn sich dieser Wunsch Katalog erfüllt, hat unser schönes Mecklenburg-Vorpommern gute Aussichten, auf eigenen Grundlagen zu „erblühen“ und keine traditionell arme Region und kein Auswanderungsland zu bleiben.

Heiko Marski:

Ursprünglich hatte ich drei Fragen, die ich auf zwei zusammenschmelzen möchte. Sie haben vorhin sehr ausführlich über ihre Forschung im Bereich des Embryotransfers berichtet. Das heißt, Sie wollten die Embryonen von Fleischkühen in Milchkühe einpflanzen, um einerseits die Milchquote aufrecht zu erhalten, andererseits die Fleischproduktion steigern zu können. Sind Ihnen da auch als Wissenschaftler niemals ethische Bedenken gekommen, dass Sie quasi mit hunderttausenden von Tieren solche Versuche machen und letztendlich mit dem Leben auch ein wenig rumspielten?

Peter Kauffold:

Wissenschaftler sind immer neugierig und spielen auch manchmal etwas herum. Ich hatte und habe aber überhaupt keine Bedenken, wenn jemand zum Beispiel unter Verwendung der Eierstöcke geschlachteter Rinder Embryonen erzeugt und diese mikroskopisch kleinen Häufchen von Zellen in die Gebärmütter von Ammentieren einsetzt. Ich kenne diesbezüglich auch keine kompetenten Bedenkenträger. Wer dies aus ethischen Gründen ablehnt, müsste auch die künstliche Besamung ablehnen. Als Technik kann der Embryotransfer allerdings auch für die Einschleusung genetisch manipulierter Embryonen verwendet werden.

Gegenüber gentechnischen Manipulationen am Erbgut hege ich heute grundsätzlich weit größeres Misstrauen als früher: Kaum haben wir das versiegelte Töpfchen geöffnet, stochern wir schon munter darin herum. Das ist gewiss eine große Versuchung! Wir können aber nicht „weiser“ sein als die Evolution. Systeme

mische Konsequenzen sind nicht vorherzusehen. Die Populationen landwirtschaftlicher Nutztiere kann man noch kontrollieren. Aber die Reproduktion von windblütigen Pflanzen und frei lebenden Tieren wohl eher nicht, und es kann uns dabei gehen wie dem Zauberlehrling.

Im FBN Dummerstorf hatte ich einmal Besuch von einer Gruppe ganz junger Molekulargenetiker aus einem asiatischen Land, alle Professoren. Sie erzählten sehr fröhlich und sehr stolz, was sie alles gentechnisch manipulierten und auch freisetzen: Verschiedene windblütige Pflanzen, Maulbeerbäume, Seidenraupen, Parasiten in Seidenraupen, Schlupfwespen, die wieder an diesen Parasiten parasitierten, auch Wirbeltiere und so weiter. Mir blieb fast die Spucke weg.

Ich sehe allerdings die Gefahr, dass irgendwo in der Welt immer alles, was machbar zu sein scheint, auch gemacht wird: Wo Hunger bekämpft werden muss, wo es um großen Profit geht, wo imperiale Ansprüche bestehen, und wo solche Ideologien die Staaten beherrschen, welche die Allmacht des Menschen verkünden. Wir sind aber nicht die Herren sondern nur ein Glied der Natur unseres kleinen Planeten, der unsere einzige Heimat ist. Und wir tun gut daran, die Gleichgewichte und Ausgleichsmechanismen in der Natur zu erforschen, um sie nicht zu überfordern, sondern uns darin einzubetten und unser Tun danach auszurichten. Das heißt für mich zugleich, dass es für Wissenschaftler keine Tugend ist unpolitisch zu sein.

Catharina Trost:

Meine abschließende Frage ist, ob Ihre Kinder bei ihrer Position damals in der DDR Probleme hatten. Sie waren Professor, und wie sah es bei ihren Kindern aus? Konnten sie studieren?

Peter Kauffold:

Nach meinem Beruf und der ausgeübten Tätigkeit gehörte ich zur „werktätigen Intelligenz“. Die Zugehörigkeit der Eltern zu dieser sozialen Kategorie war der Studienbewerbung der Kinder grundsätzlich nicht abträglich. Die Leitungsfunktion hätte den Studienbewerbungen eher zuträglich sein können. Die „Ehrenkommission“, die nach 1990 die Personalien der Mitarbeiter in wissenschaftlichen Einrichtungen überprüfte, ging nicht zu Unrecht davon aus, dass Leitungsfunktionen in der DDR eine besondere Systemnähe signalisierten. In meinem Fall kam sie allerdings ausnahmsweise zu einer gegenteiligen Einschätzung.

Unsere Kinder hatten die Hochschulreife schon vor meiner Berufung zum wissenschaftlichen Abteilungsleiter und der Ernennung zum Professor erlangt. Sie hatten sehr ordentliche Schulabschlüsse. Unsere beiden Söhne konnten studieren. Der ältere Sohn wurde von seiner Schule für ein Auslandsstudium vorgeschlagen. Er hat Humanmedizin studiert, zuerst in Leningrad, nach 1990 in Rostock und als „Arzt im Praktikum“ noch ein Jahr in den USA. Der jüngere Sohn wollte unbe-

dingt Tierarzt werden. Studienplätze in der Veterinärmedizin waren in der DDR sehr limitiert, und man hat ihm sehr wenig Aussichten gemacht. Er hat seine Bewerbungschancen durch eine dreijährige Militärdienstzeit aufgewertet und konnte schließlich in Leipzig studieren. So war das.

Kersten Krüger:

Wir könnten noch Stunden fortsetzen, aber wir sind auch jetzt bereichert worden durch neue Aspekte, Einblicke in einen anderen Alltag und in die Transformation der Gesellschaft nach dem politischen Umbruch. Wir dürfen uns bedanken bei unserem Referenten, wir dürfen uns bedanken bei allen die dabei waren, bei allen, die diskutiert haben.

## Die Sprachwissenschaften an der Universität Rostock von Mattias Anding

Im Jahr 2008 beging das Germanistische Institut der Universität Rostock sein 150jähriges Jubiläum. Am 11. Juni 1858 gründeten der Vizekanzler Friedrich von Both<sup>1</sup> und der Professor für deutsche und romanische Philologie, Karl Bartsch,<sup>2</sup> das erste deutsch-philologische Seminar im deutschsprachigen Raum. Schwerpunkte des neuen Instituts bildeten die ältere deutsche Literatur und der Umgang mit der Deutschen Sprache. Teilnehmen durften Studenten aller Fachrichtungen der Universität, auch wenn man sich hauptsächlich der Lehrerausbildung widmete. Die Neugründung ist nicht nur durch moderneren Wissenschaftsgeist zu begründen, sondern war wohl eher ein Lockmittel für den anerkannten Germanisten Bartsch, dessen Nibelungenliededition bis heute gebräuchlich ist und der die Idee einer solchen Einrichtung einige Jahre später auch in Heidelberg verwirklichte. So wurde Rostock auf diesem Gebiet zu einem Modellfall und in den nächsten Jahren zum Vorbild für ähnliche Einrichtungen an 24 weiteren Universitäten im deutschen Sprachgebiet.

Ein separater linguistischer Wissenschaftszweig, wie wir ihn heute kennen, existierte zu dieser Zeit noch nicht. Dennoch wurde Sprachwissenschaft im Sinne einer mehr oder weniger systematischen Betrachtung und Beschreibung der deutschen Sprache betrieben. Vor allem historische Entwicklungen der Sprache und das Niederdeutsche waren Gegenstand der Untersuchungen. So verfasste Bartschs Nachfolger, Reinhold Bechstein,<sup>3</sup> ein Sohn des als Märchendichter und Sagenforscher berühmt gewordenen Ludwig Bechstein, neben Arbeiten zur Literatur der Klassik und des Mittelalters auch Schriften zur Grammatik und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Diese Mischung der Teilgebiete der Germanistik hielt sich bis in die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg.

Die Gebiete trennten sich sich später voneinander, jedoch nicht wegen der Wirkung von Saussures Ideen, die er in seinem „Cours de linguistique générale“ (1916) veröffentlichte<sup>4</sup> und die den Systemcharakter und die synchrone Betrach-

---

<sup>1</sup> Carl Friedrich von Both: Catalogus Cancellariorum Academiae Rostochiensis:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_staff\\_000000000002](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_staff_000000000002)

<sup>2</sup> Prof. Dr. Karl Bartsch: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002231](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002231)

<sup>3</sup> Prof. Dr. Reinhold Bechstein: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002230](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002230)

<sup>4</sup> Saussure, Ferdinand de: Cours de linguistique générale. Publ. par Charles Bally et Albert Sechehaye. Avec la collab. de Albert Riedlinger. 2. Auflage Paris 1922. Neuausgabe Paris 1991.

tung von Sprache betonten, sondern eher wegen einer Isolationsbewegung der Literaturwissenschaft in dieser Zeit. Um 1920 wurde ein seit langem geforderter Lehrstuhl für niederdeutsche Philologie mit Hermann Teuchert,<sup>5</sup> sowie eine Stelle für vergleichende Sprachwissenschaft mit Hermann Güntert<sup>6</sup> besetzt. Ab 1927 folgte ihm Leo Weisgerber,<sup>7</sup> der später mit seiner idealistischen Sprachtheorie berühmt geworden ist, die er in Rostock vorbereitet hatte. Er hielt 1932 die erste Vorlesung zur Phonologie in Rostock, ein Teilgebiet, welches 1928 auf dem I. Internationalen Linguistenkongress in Den Haag erstmalig vertreten wurde.

Mit der Machtergreifung der NSDAP änderte sich in der Germanistik in Rostock wenig. Wolfgang Golther,<sup>8</sup> seit 1895 Professor für deutsche Philologie, sprach sich in seiner Eröffnungsrede zum 75. Jubiläum des germanistischen Seminars für eine Einheit von Wissenschaftlichem, Künstlerischem und Vaterländischem aus. Der durch die Herausgabe von Wagners Schriften berühmt gewordene Professor hatte durch sein Wirken das Rostocker Theater zu einem „Bayreuth des Nordens“ gemacht. Er emeritierte 1934, hielt aber weiter Vorlesungen. Durch seine Arbeiten zur Mythologie und zu Wagner nutzten ihn die Nationalsozialisten ideologisch.

Leo Weisgerber verließ nach Streitigkeiten mit dem mecklenburgischen Gauleiter Hildebrandt 1938 Rostock, um an die Universität Marburg zu wechseln. Er hatte sich schon in seiner Habilitationsschrift von der Rassentheorie distanziert und war bei den Nationalsozialisten als politisch nicht zuverlässig aufgefallen.

Hermann Teuchert ging während dieser Zeit noch intensiver seiner Arbeit nach und konnte 1944 den ersten Band des Mecklenburgischen Wörterbuchs herausgeben, welches er mit Richard Wossidlo begonnen hatte, dessen Archiv aus etwa 500.000 Zetteln er erweiterte und als Grundlage nutzte.

Im Jahr 1946 wurde die Universität als letzte Hochschule der Sowjetischen Besatzungszone wieder eröffnet. Raumnot, Dozentenmangel und eine schwierig durchzuführende Entnazifizierung hatten zu der Verzögerung geführt. Auch die Seminare für germanistische Philologie nahmen ihre Arbeit mit etwa 60 Studenten wieder auf: das Seminar für ältere deutsche Literatur und deutsche Sprache, das Seminar für Niederdeutsch und das Seminar für neuere deutsche Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. Ihr Ziel war die wissenschaftliche Ausbildung

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Hermann Teuchert: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002127](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002127)

<sup>6</sup> Prof. Dr. Hermann Güntert: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002226](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002226)

<sup>7</sup> Prof. Dr. Leo Weisgerber: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002229](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002229)

<sup>8</sup> Prof. Dr. Wolfgang Golther: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002228](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002228)



von Lehrern für die Oberstufe. Seit dieser Zeit kann man von einer klaren Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft nach heutigem Verständnis sprechen. Die Linguistik wurde weiterhin vor allem durch Hermann Teuchert repräsentiert, der durch die Kommission zur Entnazifizierung als unbelastet eingestuft wurde. Der Neubeginn der Sprachwissenschaften vollzog sich somit schneller als in der Literaturwissenschaft, die 1946 vollkommen ohne Dozent da stand. Teuchert hatte die Aufgabe die neuen Einheitsstudienpläne umzusetzen, die schon im Jahr der Wiedereröffnung herausgegeben wurden und die nun stärker die Beschäftigung mit der Linguistik der Gegenwartssprache vorsahen. Laut Vorlesungsverzeichnis konnten jedoch in den ersten Jahren nicht alle geforderten Seminare durchgeführt werden. Teuchert hielt den Betrieb zusammen mit dem Dozenten Dr. Walther Johannes Schröder aufrecht. Weiterhin unterstützte sie der Professor vom Seminar für vergleichende Sprachwissenschaften Hans Jensen,<sup>9</sup> der mit seinem Buch „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart“ 1935<sup>10</sup> ein Standardwerk geschaffen hatte.

Seit der Zweiten Hochschulreform und ihrem Ruf nach praxisnaher Ausbildung wurden gegenwartssprachliche Themen immer stärker in die Vorlesungen und Seminare aufgenommen. Das Ausscheiden Teucherts 1955 aus dem Universitätsdienst riss erneut eine Lücke in die Linguistik der Universität. Besonders schwierig für die Lehre war es, dass es zu dieser Zeit noch kein gültiges, wissenschaftlich-systematisches Lehrbuch zur deutschen Gegenwartsgrammatik gab.

Am Anfang der 60er Jahren setzte eine stärkere Orientierung der Wissenschaft auf die Praxis ein. Dieser Prozess der praxisorientierten Ausbildung kann als Ergebnis des Programms zur sozialistischen Umgestaltung der Universitäten und Hochschulen betrachtet werden, das 1958 vom V. Parteitag und der 3. Hochschulkonferenz beschlossen worden war. In der Sprachwissenschaft entwickelte sich aufgrund dieses Wandels etwa die Lehrveranstaltung „Repetitorium der Schulgrammatik“. Der ebenfalls in diesen Zeitraum fallende rasche Anstieg der Studierenden bedingte darüber hinaus eine Vergrößerung der Abteilung „Deutsche Sprache und ältere Literatur“, die ab 1961 Hans-Joachim Gernentz<sup>11</sup> unterstand. Neben drei Assistenten, die aufgrund der hohen Studierendenzahl und der damit einhergehenden quantitativen Zunahme von Vorlesungen und Seminaren umfangreiche Aufgaben in Lehre und Ausbildung übernehmen mussten, verfügte die

Abteilung ab 1964 über den Oberassistenten Dieter Nerius und drei weitere Mitarbeiter und Lehrbeauftragte aus anderen Instituten. Dies sollte die Erfüllung

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Hans Jensen: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002227](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002227)

<sup>10</sup> Jensen, Hans: Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. Glückstadt 1935.

<sup>11</sup> Prof. Dr. Hans-Joachim Gernentz: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002215](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002215)

der Studienprogramme garantieren, bewirkte aber gleichzeitig auch eine Spezialisierung einzelner Mitarbeiter auf bestimmte Teilgebiete der Ausbildung. Obgleich sich der Schwerpunkt der Arbeit immer mehr auf die Gegenwartssprache verlagerte, hielt das Germanistische Institut an der Tradition der Forschung zur älteren Literatur fest. Hier ist besonders Gernentz zu erwähnen, der an der Herausgabe und Übersetzung mittelalterlicher Texte arbeitete.

Ab dem Ende der 60er Jahre erfolgte, auch im Zuge der Dritten Hochschulreform, eine deutliche organisatorische Trennung von Forschung und Lehre und damit einhergehend die Etablierung des Lehrbereichs Sprachwissenschaft und der Forschungsgruppen Gegenwartssprache und Niederdeutsch. Diese Abgrenzung der Aufgabenbereiche sollte sowohl eine verbesserte Ausbildung als auch eine effektivere Forschung garantieren.

Bereits in der Mitte der 60er Jahre deutete sich eine Hinwendung zum Gegenstandsbereich der Orthografie an. Im Zusammenhang mit der Diskussion um mögliche Orthografieänderungen im Jahr 1965 setzte sich die Erkenntnis durch, dass erst fundierte Forschung zur Problemlösung führen könnte. Dafür wurde 1974 die Themengruppe (später: Forschungsgruppe) Orthographie unter Leitung von Dieter Nerius gegründet, die, nach Untersuchungen zur geschriebenen Sprache, deren Bedeutung für die gesellschaftlichen Kommunikation und den sprachwissenschaftlichen Grundlagen der Orthografie, verschiedene Arbeiten zum gewählten Gegenstandsbereich vorlegte.

Nach der politischen Wende 1989 kam es zu Umstrukturierungen an der gesamten Universität. Die Germanistik war so stark besetzt, dass nur etwa ein Drittel der Lehrenden übernommen wurde.

#### Literatur:

Bechstein, Reinhold: Denkschrift zur Feier des 25-jährigen Bestehens des Deutsch-philologischen Seminars auf der Universität Rostock am 11. Juni 1883. Rostock 1883.

Jesse, Anne: DDR-Germanistik in Rostock - Zur Entwicklung der schriftlinguistischen Forschung. Rostock 2007.

Pischel, Josef: 125 Jahre Germanistik an der Universität Rostock : 1858-1983. Rostock 1983.

Staszak, Heinz-Jürgen: Die Philosophische Fakultät. In: Mögen viele Lehrmeinungen um die eine Wahrheit ringen: 575 Jahre Universität Rostock. Rostock 1994, S. 102-131.

## Nerius, Dieter



Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001555](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001555))  
vom 25.06.2009

---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. phil. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1968-1975 Hochschuldozent für Germanistische Sprachwissenschaft 1975-1992 Professor für Deutsche Sprache der Gegenwart 1992-2001 Professor für Germanistische Sprachwissenschaft
<i>Fakultät:</i>	Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft (1968-1990) Philosophische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Institut für Germanistik

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 05.04.1935 in Dramburg / Pommern
<i>Konfession:</i>	keine
<i>Vater:</i>	Hans
<i>Mutter:</i>	Sophie
<i>Kurzbiographie:</i>	
1954	Abitur in Schwerin (Mecklenburg)
1954-59	Studium der Germanistik und Klassischen Philologie an der Humboldt-Univ. Berlin
1960-64	wiss. Aspirant, Humboldt-Univ. Berlin
seit 1964	wiss. Oberassistent, ab 1968 Hochschuldozent, Univ. Rostock
1975-2001	Professor für germanistische Sprachwissenschaft / deutsche Gegenwartssprache am Institut für Germanistik Gastprofessuren an den Univ. Warschau (1966-68), Kiel (SS 1990), Hamburg (SS 1991) und Wien (2003-2004)

*Akademische Abschlüsse:*

Studien- 1959 Staatsexamen, Humboldt-Univ. Berlin  
abschluss:  
Promotion: 1964 Dr. phil., Humboldt-Univ. Berlin  
Habilitation: 1973 Dr. phil. habil., Univ. Rostock

---

*Akademische Selbstverwaltung:*

1975-1978 Sektionsdirektor  
1986-1990 Dekan der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften im Wiss. Rat  
1990-1996 Dekan der Philosophischen Fakultät

*Funktionen:*

1975-90 Leiter der Forschungsgruppe Orthographie der Akademie der  
Wissenschaften in Berlin und der Univ. Rostock  
1992-97 stellv. Vorsitzender der Kommission für Rechtschreibfragen am  
Institut für deutsche Sprache in Mannheim  
1997-2004 Mitglied der Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche  
Rechtschreibung

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Internationaler Germanistenverband

---

*Werke (Auswahl):*

Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie. Akademie-Verlag.  
Berlin 1975. 224 S.  
(Autorenkollektiv unter Leitung von D. Nerius) Deutsche Orthographie. 1. Aufl.  
Bibliographisches Institut Leipzig 1987, 3. Aufl. Duden-Verlag Mannheim 2000  
(467 S.).  
(gemeinsam mit R. Bergmann) Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen  
von 1500 bis 1700. Winter, Heidelberg 1998. 2 Bde. (989 S.).  
(Hg.) Konrad Dudens orthographische Schriften. Olms, Hildesheim 2005 (473 S.).

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender

## **Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Dieter Nerus am 16. November 2007**

Kersten Krüger:

Wir eröffnen die Zeitzeugensitzung. Heute ist Herr Professor Dieter Nerus zu uns gekommen, Ihnen allen bekannt durch die Rechtschreibreform, zu deren Vätern er gehört. Ein wesentlicher Teil der Reform wurde von der DDR-Germanistik erarbeitet. Wie immer, gibt es zunächst eine autobiografische Skizze und dann haben wir Zeit Fragen zu stellen. Eine Vorbemerkung darf ich vorausschicken: Als ich von Hamburg nach Rostock kam und den Dekan Dieter Nerus traf, da war Sympathie auf dem ersten Blick. Gemeinsam war und ist uns der Biss zur Wissenschaft und zur Organisation von Wissenschaft. Dieter Nerus hat jetzt das Wort.

Dieter Nerus:

Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen, ich finde es erstens eine glänzende Idee von Herrn Krüger, ein solches Seminar zu halten, und für Sie muss es zweitens sehr spannend sein, hier lauter verschiedene Leute kennen zu lernen, die ja alle ganz unterschiedlich sind, und mit ihnen zu diskutieren. Selber will ich versuchen einiges dazu beizutragen. Ich werde etwas aus meiner Biografie erzählen, aber an den entsprechenden Stellen ein paar Exkursionen zu historischen Zusammenhängen machen. Wir wollen ja auch die Zeit beleuchten, und ich bitte Sie dann zu fragen, was Sie interessiert. Also, ich habe 1954 das Abitur in Schwerin abgelegt und anschließend von 1954 bis 1959 an der Humboldt-Universität in Berlin Germanistik und Klassische Philologie, speziell Latinistik studiert. 1959 legte ich das Staatsexamen als Oberschullehrer ab, wie es in der DDR hieß, war also Gymnasiallehrer. Dann arbeitete ich ein Jahr als Lehrer in Güstrow. Während meines Studiums habe ich mich nicht nur für Germanistik und Latein interessiert, sondern auch für manch andere Dinge. Noch stand die Grenze in Berlin offen, da konnte man auch an der Freien Universität Berlin (FU) Vorlesungen besuchen, das habe ich auch gemacht. Begeistert haben mich die nicht – um ehrlich zu sein –, aber interessant waren sie auf jeden Fall.

An der Humboldt-Universität hörte ich auch Vorlesungen anderer Fächer, etwa bei Victor Klemperer<sup>1</sup> in der Romanistik, obwohl ich nicht Französisch kann, aber er hielt seine Vorlesungen auf Deutsch. Nach dem Examen musste ich Berlin verlassen, was mir sehr schwer fiel. In der damaligen Zeit war Berlin in der DDR

---

<sup>1</sup> Vgl. Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher. Hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer. Teil 1: Tagebücher 1933-1941. Teil 2: Tagebücher 1942-1945. Berlin 11. Auflage 1999.



ja ein spannender Sonderfall, Güstrow, mein Arbeitsort, hingegen wenig aufregend. Als Lehrer unterrichtete ich an einem Sportgymnasium, Kinder- und Jugendsportschule hieß das in der DDR. Das war eine bequeme Zeit bei hervorragender Verpflegung. Hauptsächlich gab ich Latein und brauchte mich im Grunde überhaupt nicht vorzubereiten, weil, wenn man Latein studiert hat, dann kann man das, was in den Schulen gefordert wird von allein, also ohne Vorbereitung. Das war erfreulich, von Nachteil hingegen die gute Verpflegung. Denn meine damalige Verlobte, die ich später geheiratet habe, drohte mir: „Wenn du so weiter so gut isst, dann heirate ich dich nicht, du wirst zu dick.“ Das löste sich harmonisch, denn die Humboldt-Universität holte mich zurück nach Berlin. Dann war ich von 1960 bis 1963 wissenschaftlicher Aspirant, so hieß das, heute würden wir sagen Promotionsstudent, am Institut für Germanistik der Humboldt-Universität. Mein akademischer Lehrer und Betreuer war Johannes Erben. Die Germanisten unter Ihnen wissen, wer Johannes Erben war. Seine Grammatik<sup>2</sup> benutzen wir immer noch, und er war ein sehr strenger Lehrer und sehr strenger Betreuer. Ein halbes Jahr vor meiner Promotion Anfang 1964 kehrte Johannes Erben von einer Westreise nicht zurück. Er blieb in Österreich und bekam einen Lehrstuhl in Innsbruck. Er hatte vorher bei der DDR-Regierung die Erlaubnis dafür beantragt und das hatte man ihm abgelehnt. Daher blieb er auf einem Kongress einfach weg. Das hat mich natürlich hart getroffen, denn ich hatte ja noch nicht promoviert. Die Betreuung übernahm dann Wolfgang Fleischer, den die Germanisten unter Ihnen sicher vor allem als Wortbildungsforscher kennen.<sup>3</sup> Dank seiner Hilfe promovierte ich dann Anfang 1964.

Als ich nach der Wende Johannes Erben in Bamberg auf einer Tagung wieder traf, war das Allererste, was er zu mir sagte: „Na, sind sie mir noch böse?“ Das hat mich sehr beeindruckt. Wir haben uns dann lange unterhalten und stehen auch heute gelegentlich in Kontakt. Nach meiner Promotion über ein sprachhistorisches Thema – die Arbeit erschien, was damals keine Selbstverständlichkeit war, 1966 als Buch<sup>4</sup> – war nicht klar, was aus mir werden sollte. Damals in der DDR war es ja nicht so, dass man sich im akademischen Bereich einfach irgendwo bewerben konnte. Man konnte nicht auf Ausschreibungen reagieren, so etwas gab es ja nicht. Am liebsten wäre ich in Berlin geblieben, an der Humboldt-Universität oder an der Akademie. Aber das war nicht möglich, da war keine Stelle, wie wir das ja heute auch oft haben. Dann aber bot mir das Ministerium für Hoch- und Fach-

---

<sup>2</sup> Erben, Johannes: Abriß der deutschen Grammatik. Berlin 1958. 12. Auflage München 1980.

<sup>3</sup> Fleischer Wolfgang: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1969. 5. Auflage 1983. Fleischer, Wolfgang; Irmhild Barz. Unter Mitarb. von Marianne Schröder: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1992.

<sup>4</sup> Neri, Dieter: Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert. Halle (Saale) 1967.

schulwesen an, als Oberassistent entweder an die Universität Rostock oder Halle zu gehen. Ich entschied mich für Rostock, denn ich stammte aus Mecklenburg, genauer: ich war seit 1945 in Mecklenburg zu Hause.

Von 1964 bis 1966 arbeitete ich hier als Oberassistent. Das Institut in Rostock zu dieser Zeit war sehr traditionell, es war ganz dominant mit der Literaturwissenschaft belegt, Niederdeutsch spielte eine Rolle, ein bisschen auch die Sprachgeschichte, aber die Gegenwartssprache gab es praktisch nicht. Das war wahrscheinlich der Grund, warum man mich hierher geschickt hatte. Ich sollte hier die Lehre und Forschung in der Gegenwartssprache aufbauen. Das habe ich dann auch versucht. Mein Kollege war Hans-Joachim Gernentz,<sup>5</sup> der die Sprachgeschichte und das Niederdeutsche vertrat.

1966 schickte mich das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen ins Ausland. In der DDR mussten alle potentiellen Professoren in der Germanistik normalerweise einen Auslandsaufenthalt von zwei oder drei Jahren nachweisen. Das bedeutete im Ostblock. Da war ich also zwei Jahre in Warschau – eine sehr interessante und sehr nützliche Zeit, ganz anders als in der DDR. Mehrere meiner damaligen Studenten sind heute Lehrstuhlinhaber für Germanistische Sprachwissenschaft, einer in Warschau, einer in Danzig, einer in Stettin, und wir haben immer noch gute Kontakte miteinander. Im Jahr 1968 kam ich zurück. Im Unterschied zu heute verlor man seine Stelle nicht, wenn man ins Ausland ging, sondern die Stelle blieb erhalten. Man hatte daher keine soziale Not, wie das heute mitunter der Fall ist, wenn man zurückkommt. Im gleichen Jahr wurde ich Dozent – so hieß das – am Institut für Germanistik in Rostock. Dozent ist eine Zwischenstufe zwischen Assistent und Professor, was heute nur noch selten vorkommt. Das blieb ich bis zum Jahre 1975. Zwischendurch, also 1973, habilitierte ich mit einer Arbeit zum Thema „Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie“. Diese Arbeit wurde 1975 gedruckt, das war mein zweites Buch.<sup>6</sup>

Dies war insofern ein Wendepunkt in meinem Leben, weil dieses Buch ein ungemeines Aufsehen erregte und nicht nur in Deutschland und im deutschsprachigen Ausland rezipiert wurde, sondern überall auf der Welt, wo man sich mit Deutsch beschäftigte. Mein Buch übte maßgeblichen Einfluss auf die sprachwissenschaftliche Orthographieforschung aus. Es ist zwar etwas peinlich, wenn man über sich selber als so bedeutend reden soll – das macht man eigentlich nicht –, aber das Buch hat wirklich eine große Rolle in der Sprachwissenschaft gespielt. Diese Arbeit war auch der Grund dafür, dass ich im Jahre 1974 vom damaligen Direktor des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften in Berlin eingeladen wurde, eine Forschungsgruppe an der Akade-

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Hans-Joachim Gernentz *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002215](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002215)

<sup>6</sup> Nerius, Dieter: *Untersuchung zu einer Reform der Deutschen Orthographie*. Berlin 1975.

mie aufzubauen, die Forschungsgruppe Orthographie, die dann von 1974 bis 1990 existierte. Sie fing mit vier Leuten an, drei Mitgliedern aus der Akademie und mir, wuchs dann am Ende bis auf 15 oder 17 an. Beteiligt waren alle Universitäten der DDR und die Akademie mit Forschern, die sich für sprachwissenschaftliche Orthographiefragen interessierten – außer Greifswald, dort gab es niemanden, der darüber arbeiten wollte. Das war eine außerordentlich erfolgreiche Geschichte.

Zwischendurch, das heißt 1975, bin ich dann Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Rostock geworden, speziell für Gegenwartssprache. Die Tätigkeit in der Forschungsgruppe an der Akademie brachte es mit sich, dass ich alle 14 Tage nach Berlin fahren musste, was bei den damaligen Zugverbindungen nicht sonderlich begeisternd war, aber wissenschaftlich spielte diese Tätigkeit eine ganz große Rolle in meinem Leben. Sie füllte mich mehr aus als meine Aufgaben an der Universität Rostock, was mir häufig die Kritik eintrug, ich sei zu oft weg. Ähnliche Kritik üben wir heute auch an manchen unserer neueren Kollegen.

Man muss übrigens wissen, dass die Akademie der Wissenschaften in der DDR etwas ganz anderes war als die heutigen Akademien. Die Akademie der Wissenschaften der DDR war eine wirkliche Forschungseinrichtung, die Hauptforschungseinrichtung der DDR mit einer Vielzahl von Instituten und insgesamt etwa 20.000 Wissenschaftlern. Das erstreckte sich auf alle Disziplinen, und darunter waren auch etliche geisteswissenschaftliche wie zum Beispiel die Germanistik. Die Fächer waren jedoch nach der Akademiereform von 1969 interdisziplinär gebündelt. So gehörte der sprachwissenschaftliche Teil des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur zum Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, das alle Sprachwissenschaften, von der Koreanistik über die Sinologie bis zur Romanistik, Slawistik und Germanistik umfasste, was sich als außerordentlich fruchtbar erwies. Es war eine ganz wichtige Einrichtung, an der ich mit einer halben Stelle – außer meiner Professur in Rostock – tätig war.

Dort beschäftigten wir uns mit der sprachwissenschaftlichen Erforschung der deutschen Orthographie, speziell auch unter dem Blickpunkt einer Reform. Diese Tätigkeit wurde in der Zeit von 1975 bis 1980 von den offiziellen Stellen der DDR – sowohl von der Partei als auch vom Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen und auch von der Akademieleitung – sehr gefördert. Ich hatte also Geld, Stellen, Mittel für Bücher, damit gab es keine Schwierigkeiten. Der Grund war folgender: Die DDR-Oberen waren zwar keine Befürworter der Reform der deutschen Orthographie. Aber nach den 1968er Ereignissen im Westen und den nachfolgenden Diskussionen war das Problem der Orthographiereform aktuell, die zugleich eine große soziale Implikation hatte, weil sie vielen Menschen den Zugang zum Geschriebenen erleichtern sollte. Im Westen wurde viel darüber diskutiert, und 1973 hatte die Kultusministerkonferenz (KMK) der Bundesrepublik beschlossen, einer Orthographiereform zuzustimmen. Daraufhin meinten

die Oberen der DDR, es gehe nicht an, dass die DDR sich daran nicht beteilige. Also müsse sofort alles unternommen werden, um hier den möglichen Vorsprung des Westens – in solchen Kategorien dachte man ja – aufzuholen. Das betraf besonders mich und meine Mitarbeiter, wir konnten fast unbeschränkt arbeiten und relativ aus dem Vollen schöpfen. Wir waren auch Bestandteil des Zentralen Forschungsplanes 1975-1980, der alle 5 Jahre aufgestellt und vom Politbüro des ZK der SED bestätigt wurde. Wir waren dabei und mussten regelmäßig vor der Orthographiekommission der DDR Bericht erstatten. Sie wurde übrigens von einem Historiker geleitet, Heinrich Scheel, dem Vizepräsidenten der Akademie. Es war insgesamt eine sehr erfreuliche Zeit. Unsere Forschungsergebnisse wurden 1980 und 1981 im Akademieverlag in zwei Publikationen veröffentlicht.<sup>7</sup> Sie trugen maßgeblich dazu bei, unsere Position zu stärken, und brachten hohe internationale Anerkennung.

Das änderte sich alles schlagartig im Jahre 1982. Da muss irgendetwas passiert sein, von dem wir trotz vieler Recherchen nichts in Erfahrung bringen konnten. Ich habe sogar zwei Dissertationen über diese Entwicklung machen lassen mit Forschungen in den Parteiarchiven und überall, wo man heute ‘ran-kommt. Es war nicht herauszubekommen. Auf jeden Fall war von dieser Zeit an die Orthografiereform bei den Oberen der DDR nicht mehr wohlgefallen. Unsere intensive Arbeit kam im Grunde auf ein Abstellgleis, obwohl sie nicht eingestellt wurde. Möglicherweise hing das mit dem Widerstand der Schriftsteller zusammen, der sich in dieser Zeit besonders stark gegen die offizielle Politik in der DDR, speziell aber auch gegen eine Orthografiereform richtete. Vielleicht hatte es auch mit der Abgrenzungsideologie zu tun, die in dieser Zeit besonders aufkam, auch wenn man das äußerlich ja nicht so gesagt hat. Das, denken wir, sind zwei Gründe, die dazu beigetragen haben.

Seit 1982 gab es ein Publikationsverbot zu den Fragen der Orthografiereform. Zwar hatte ich kein generelles Publikationsverbot, andere Sachen konnte ich schon veröffentlichen, aber zur Orthografiereform durfte nichts mehr publiziert werden. Die Forschungen wurden jedoch nicht eingestellt – eine schizophrene Situation. Sie waren zu diesem Zeitpunkt schon weit fortgeschritten, und wir waren seit 1980 in die Kooperation der analogen Arbeitsgruppen der anderen deutschsprachigen Länder zur Orthografiereform eingebunden. Das begann 1980 auf dem Internationalen Germanistenkongress in Basel, wo der damalige Präsident, Heinz Rupp aus Basel, uns zusammenrief – ich war einer der Delegierten der DDR auf diesem Kongress – und sagte, wir müssten das zusammen machen.

---

<sup>7</sup> Vgl. Nerius, Dieter; Scharnhorst, Jürgen (Hrsg.): Theoretische Probleme der deutschen Orthographie. Berlin 1980 (Sprache und Gesellschaft 16) sowie Nerius, Dieter; Scharnhorst, Jürgen (Hrsg.): Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie. (Linguistische Studien. H. 83/I und 83/II) Berlin 1981.



Es gehe ja nicht, dass jedes Land hier einzeln handle, das sei unmöglich. Das war die Geburtsstunde des Internationalen Arbeitskreises für Orthographie. Nun standen die DDR-Oberen vor der Entscheidung, was jetzt zu tun sei. Sollte die DDR ausscheiden und alles abwürgen? Aber das hätte ja bedeutet, alle – also Österreich, die Schweiz und die Bundesrepublik – zu desavouieren. Das taten sie nicht, trauten sich wohl nicht. Das bedeutete, wir konnten weiter mitmachen, aber wir durften nichts davon nach außen dringen lassen, also nicht darüber reden, nicht publizieren. Es mussten allerdings weiterhin ausführliche Berichte geschrieben werden, wie das damals immer so war; das ging bis 1989. Im letzten Jahr der DDR war die Orthografiereform dann wieder wohlgefallen.

Forschungen zur Orthografie bilden einen entscheidenden Abschnitt in meinem wissenschaftlichen Leben. Durch sie entstanden auch meine internationalen Kontakte. Darüber wurde ja immer diskutiert, welche Rolle das spielte. Ich war inzwischen international so bekannt geworden, dass ich dauernd Einladungen aus vielen Ländern bekam. Diese reichte ich als gehorsamer Staatsbürger immer oben ein mit entsprechender Begründung. Irgendwann müssen sich die Oberen gesagt haben, dass sie es nicht immer ablehnen könnten, der Mann könne ja nicht immerzu krank sein oder so etwas. Dann durfte ich seit 1975 reisen, da war ich ein so genannter Reisekader, also ich durfte überall hinfahren außer in die Bundesrepublik, dahin durfte ich erst seit 1986. Diese internationalen Kontakte spielten eine große Rolle, insofern war ich ein bisschen ein Sonderfall in unserem Institut, kein anderer hatte so viele, auch in der Fakultät wahrscheinlich nicht. Das kulminierte 1987 auf dem Internationalen Linguistenkongress, der in Ost-Berlin stattfand, wo mir angetragen wurde, eine internationale Arbeitsgruppe zu leiten. Diese vielen internationalen Kontakte blieben auch nach 1989 bestehen, und meine quasi nahtlose Fortsetzung der Tätigkeit an der Universität nach der Wende hing auch mit diesem internationalen Status zusammen, den ich vorher erworben hatte.

Über Rostock möchte ich auch noch berichten. Ganz ging ich natürlich in der Orthografieforschung nicht auf. Ich musste zum Beispiel von 1975 bis 1978 Sektionsdirektor sein. Sektionsdirektor war so etwas wie Fachbereichssprecher oder Fachbereichsleiter. Die Sektion hieß Sprach- und Literaturwissenschaft und umfasste die Germanistik, die Anglistik und die Slawistik; die Romanistik gab es ja an unserer Universität damals nicht. Das war eine für mich sehr unangenehme Tätigkeit, weil sie nur aus reiner Verwaltung bestand. Zum Glück passierten in dieser Zeit keine politischen Sonderaktionen, was ja immer mal möglich war, wenn etwa Studenten aus dem Institut in den Westen gegangen wären. Dann hätten sie ja selbstverständlich den Sektionsdirektor am Schlafittchen gehabt. Einer muss ja schuld sein. Aber das ist in dieser Zeit nicht passiert, so dass ich das ohne Schwierigkeiten überstanden habe. Ich bin dann auch 1987 schon Dekan der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften geworden, was allerdings nicht mit dem heutigen Dekan vergleichbar ist. Das war ein rein akademischer Posten. Damit



war ich nur zuständig für Promotionen und Habilitationen, nicht für Verwaltung oder Kader, also Personalfragen.

Dann kam das Jahr 1990. Es brachte einen großen Einschnitt, wie für uns alle, so auch für mich, vor allem die Beendigung der Bevormundung und der Gängelung, der ich ja auch sehr stark unterlegen war. Ich hatte das mit dem Publikationsverbot angedeutet; ich konnte vieles von dem, was ich erforscht hatte, nicht veröffentlichen, und so etwas ist für einen Wissenschaftler nicht gerade besonders erfreulich. Damit war es nun vorbei.

Zugleich wurde im Jahre 1990 das Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie aufgelöst. Die gesamte Akademie wurde ja, wie es damals hieß „abgewickelt“ – es wäre übrigens für die Linguistik ein sehr interessantes Feld, die Bedeutungsentwicklung des Wortes „abwickeln“ im Deutschen nachzuvollziehen und zu untersuchen. Es war, wie ich finde, eine der größten historischen Fehlentscheidungen, die bei der Herstellung der Einheit Deutschlands gemacht wurden, dieses ungeheure Potenzial der Akademie der Wissenschaften in die Wüste zu schicken. Da wurden zwar Programme gemacht, die Wissenschaftler sollten in die Universitäten integriert werden, aber die Universitäten bekamen keine Stellen dafür. Viele dieser Wissenschaftler sind einfach in der Versenkung verschwunden, und das ist sehr bedauerlich.

Aber das betraf nicht die Professoren an der Universität. Sie alle mussten Prüfungsverfahren durchlaufen. Zunächst ging es um die so genannte Überleitung zur Prüfung der Qualifikation für eine Professur. Dafür gab es Gutachterverfahren und Kommissionen, die von Kollegen aus dem Westen besetzt waren. Bei mir war das insofern nicht frei von Ironie. Für mich waren zwei Gutachter zuständig. Wie alle, wusste ich auch nicht, wer das war – das durfte man nicht wissen. Später habe ich es aber trotzdem erfahren. Für einen der beiden Gutachter, einen Kollegen aus Bonn, hatte ich ein Jahr vorher ein Gutachten zu seiner Berufung als Professor geschrieben. Er ist ein hervorragender Wissenschaftler, ich hatte ihn selbstverständlich befürwortet. Ebenso sprach er nun für mich, wie auch der andere Gutachter. Also hatte ich keine Probleme.

Dann durchliefen wir die so genannte Ehrenkommission, also die Überprüfung auf die Verbindung mit der Staatssicherheit – der Institution, die hier in diesem Haus gesessen hat. Dann bekam man einen „Persilschein“ oder auch nicht. Ich bekam von der Gauck-Behörde den Bescheid, dass ich keinerlei solche Kontakte hatte. Manche Leute wollten mir das nicht glauben, weil ich ja so viel ins Ausland gefahren war und weil ich 1986 ein Gastsemester in Providence in den USA lehrte. Es könne doch nicht sein, dass ich nicht irgendwelchen Dreck am Stecken hätte, aber es hat sich kein Dreck gefunden. Es gab auch keinen.

Der dritte Schritt war dann die Übernahme, die Übernahme in die neue Personalstruktur. Da gab es Kommissionen, denen auch Leute von uns angehörten, darunter auch ich, denn ich war inzwischen zum Dekan der Philosophischen

Fakultät gewählt worden, und aus dieser Zeit rührt auch meine Bekanntschaft mit Kersten Krüger, der als einer der Ersten zu uns nach Rostock gekommen war. Diese Übernahmen auf die Planstellen waren mit schmerzlichen Entscheidungen verbunden, weil nicht so viele Planstellen da waren, wie Wissenschaftler übergeleitet worden waren. Das war manchmal wirklich schlimm, und das musste ich mitunterschreiben, was mir doch manchmal sehr schwer gefallen ist.

Das war also der Übergang. Ich war dann von 1990 bis 1996 Dekan der Philosophischen Fakultät unserer Universität, ich wurde also zweimal wiedergewählt. Es galten zweijährige Wahlperioden. Von 1996 bis 1998 war ich dann Prodekan, um dem neuen Dekan noch etwas Unterstützung zu geben. Das war übrigens Herr Wendel,<sup>8</sup> der dann später Rektor wurde. Von 1998 bis 2000 war ich dann Mitglied im Akademischen Senat unserer Universität. Das war der äußere Gang der Dinge.

Zwischendurch nahm ich im Sommersemester 1990 eine Gastprofessur in Kiel und im Sommersemester 1991 eine Gastprofessur in Hamburg wahr und von 2004 bis 2005, also zwei Semester, hatte ich eine Gastprofessur an der Universität in Wien. Das waren weitere Stationen. Die Orthographie will ich nicht vergessen, damit habe ich nicht aufgehört, und damit höre ich niemals auf, so lange ich lebe. Als meine Forschungsgruppe zusammen mit dem Zentralinstitut der Sprachwissenschaft der Akademie aufgelöst wurde, nahm mich 1991 die analoge Einrichtung in der Bundesrepublik auf und wählte mich zu ihrem Stellvertretenden Vorsitzenden. Das war die Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim, der ich bis 1997 angehörte. Von 1997 bis 2004 war ich Mitglied der Zwischenstaatlichen Kommission für Deutsche Rechtschreibung, die die aktuelle Orthografiereform im Detail ausgearbeitet, publiziert und den Politikern zur Entscheidung vorgelegt hat. Was daraus geworden ist, das etwas mickrige Ergebnis, das wir heute haben, das hat nicht die Kommission zu verantworten, sondern das haben die Politiker verschuldet. Es ist ja leider immer so – auf allen Feldern, ob Sie die Gentechnik oder die Weltraumforschung oder die Stammzellen oder die Orthographie nehmen – die endgültige Entscheidung treffen immer Leute, die relativ wenig davon verstehen. So war es auch hier.

Die Politiker treffen diese Entscheidungen nach – also ich sage mal pauschal – Opportunitätsgesichtspunkten. Also: Was ist politisch durchsetzbar? Was nützt es meiner Partei? Womit kann ich beim Volk einen guten Eindruck machen? Auf Grund des erheblichen Widerstandes gegen diese Orthografiereform ist nur das magere Ergebnis erreicht worden, das wir heute haben. Allerdings ist die durchgeführte Reform auch nicht so schlecht, dass man sie in den Orkus versenken

---

<sup>8</sup> Prof. Dr. Dr. hc. mult. Hans Jürgen Wendel: *Catalogus Professorum Rostochiensium*: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000841](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000841)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht im Band 2, S. 7-34.

sollte, aber es ist eben viel weniger, als wir ursprünglich gewollt haben. Aber dennoch ist es ein sicher sehr bemerkenswertes Ereignis, dass es den Leuten, die damit befasst waren – und das war ich ja nicht alleine – gelungen ist, nach 100 Jahren und über die Grenzen mehrerer deutschsprachiger Staaten hinweg, eine solche Reform in die Tat umzusetzen. Das ist vorher niemals gelungen, nicht im Kaiserreich, nicht in der Weimarer Republik, schon gar nicht bei den Nazis, deren Führer auch entschiedene Gegner einer solchen Änderung waren, und auch nicht nach dem Weltkrieg, obwohl es immer viele Anstrengungen gegeben hat. Darauf kann ich vielleicht auch ein kleines bisschen stolz sein. Das ist schon eine beachtliche Angelegenheit.

Ja, ich habe also nach meinem Eintritt in den „Ruhestand“ – für deutsche Professoren gibt es eigentlich keinen Ruhestand – immer noch weiter gearbeitet. Ich habe auch noch einmal meine Professorenstelle vertreten, als sie wieder vakant war. In der Wissenschaft mache ich natürlich auch in Zukunft weiter, soweit es meine Gesundheit erlaubt. Soweit mein Bericht, und ich würde mich freuen, wenn Sie noch ein paar Fragen hätten.

## Diskussion

Protokoll und Transkription: Nico Asmus, Raimund Schneider

Kersten Krüger:

Wir danken und eröffnen die Aussprache.

Hilde Michael:

Herr Professor Neri, meine Frage betrifft die Rechtschreibreform. Wie konnte überhaupt eine Zusammenarbeit stattfinden, wenn, wie Sie sagten, noch zu Zeiten des eisernen Vorhangs Ost und West an einer Reform arbeiteten. Wie konnten dennoch gemeinsame Ziele abgesteckt werden?

Dieter Neri

Also, ich hatte schon erwähnt, dass 1980 auf dem internationalen Germanistenkongress in Basel der damalige Präsident Heinz Rupp<sup>9</sup> – er ist schon verstorben – das initiiert hat. Es gab in der DDR unsere Forschungsgruppe und in der Bundesrepublik die Kommission, der ich nach der Wende dann auch angehörte. Es gab eine entsprechende Gruppe bei der Schweizer Kantonalen Erziehungsdirektorenkonferenz, das ist sozusagen die KMK der Schweiz, und es gab eine entsprechen-

---

<sup>9</sup> Vgl. Porzig, Walter; Jecklin, Andreas; Rupp, Heinz: Das Wunder der Sprache : Probleme, Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft. 8. Aufl. Tübingen 1986 (Uni-Taschenbücher 32).

de Arbeitsgruppe beim österreichischen Unterrichtsministerium. Heinz Rupp, Präsident des internationalen Verbandes – so etwas spielte in der DDR eine große Rolle – fuhr zu dem Minister für Hoch- und Fachschulwesen der DDR nach Berlin und trug ihm vor – das hat er mir später erzählt – es geht nicht, dass alle Länder das einzeln machen und das wolle die DDR doch auch nicht. Das stimmte. Er schlug vor, es gemeinsam zu machen, eine internationale Gruppe, Arbeitskreis nannte sich das, zu gründen. Die gemeinsame Arbeit bestand in den achtziger Jahren zwischen 1981 und 1991 in neun internationalen Tagungen, die abwechselnd in Wien, Zürich, Mannheim und in Rostock stattfanden. In Rostock geschah es immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Im Konzilzimmer saßen wir zusammen, und es wurden vom Rektor auch Empfänge gegeben. Denn es waren alles renommierte Leute, die da kamen, und es waren ja nicht sehr viele. Wir waren immer so um die dreißig Personen. Wir haben uns ausgetauscht, also jede Gruppe hat einen Vorschlag für das jeweilige Gebiet gemacht, abwechselnd kamen an die Reihe: Groß- und Kleinschreibung, Laut-Buchstabenbeziehung, Getrennt- und Zusammenschreibung und so weiter. Da wurde von jeder Gruppe ein Vorschlag ausgearbeitet und an alle zur Vorbereitung verschickt. Auf der Tagung erarbeiteten wir einen gemeinsamen Vorschlag. Bis wir ganz durch waren, hat es zehn Jahre gedauert. Das Ergebnis ist dann 1992 veröffentlicht worden. Da war ja die Wende schon gewesen, da war es natürlich kein Problem mehr, das zu veröffentlichen.

Catharina Trost:

Ich habe eine Frage, und zwar zum Reisekader. Ob und wann Sie eventuell in die SED eingetreten sind, um auch reisen zu können. Durften Sie reisen, weil Sie in der SED waren oder was war der Punkt?

Dieter Neri:

Ich bin 1967 in die SED eingetreten. Das war schon erheblich nach meiner Promotion. Die war 1964, wie ich schon erzählt habe, da war das überhaupt noch nicht absehbar, dass ich mal reisen würde. Da hatte ich noch gar nicht über die Orthografie gearbeitet und habe noch überlegt, worüber habilitierst du. Was ist ein gutes Thema? Das ist ja immer eine wichtige Lebensentscheidung.

Es ist aber richtig, wenn Sie sagen, dass meine Mitgliedschaft in der Partei sicher eine Rolle gespielt hat, dass ich fahren durfte. Wäre ich da nicht drin gewesen, das ist jetzt hypothetisch, dann weiß ich nicht. Auf jeden Fall bin ich niemals in irgendeiner Weise in irgendwelche Stasigeschichten involviert gewesen. Es hat einmal einen Versuch gegeben, als ich das allererste Mal fuhr, mir irgendwelche Sachen mitzugeben. Das habe ich abgelehnt. Ich habe gesagt: „Ich fahre nicht, wenn ich sowas machen muss.“ Und da haben sie sicher überlegt: „Ja, lassen wir den nicht fahren, dann ist die DDR da nicht vertreten. Einen anderen

gibt's aber nicht." Also das war mein Privileg. Ich war ein Unikum und dadurch, dass ich diese Rolle hatte, hatte ich eben viel mehr Möglichkeiten und Vorteile als andere Leute. So könnte ich das beantworten.

Sebastian Hanff:

Ich möchte nochmal auf das Jahr 1982 zurückkommen. So, wie sie das jetzt geschildert haben, hinterlässt das beim Zuhörer fast einen mystischen Schleier. Wie wurde das von den DDR-Oberen formuliert, welche Gründe hat man da angeführt? Und wie hat Ihre Forschungsgruppe darauf reagiert?

Dieter Neri:

Das ist eine sehr vernünftige und logische Frage, wie sie sich einem heute aufdrängt. Aber damals ging das so nicht. Es hat 1981 einer meiner Mitarbeiter in dieser Forschungsgruppe ein Interview gegeben in Radio DDR2 oder wie das damals hieß. Da wurde er befragt über die Orthografiereform. Das war ein Mitarbeiter der Akademie in Berlin. Und dieses Interview haben der „Spiegel“ und die „BILD-Zeitung“, auch andere Westorgane groß aufgemacht mit der Schlagzeile: DDR führt eine Orthografiereform durch! Wie ja überhaupt bis weit nach der Wende von Leuten, die es nicht gewusst haben können, immer die falsche Auffassung vertreten wurde, die DDR hätte alleine eine Orthografiereform durchführen wollen. Das hat zum Beispiel im Jahre 1993 Wolfgang Thierse<sup>10</sup> auf der Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim, der jährlichen Zusammenkunft aller deutschen germanistischen Sprachwissenschaftler – das sind immer ungefähr 500 Leute – behauptet, dass die DDR das gewollt habe und von Moskau zurückgepiffen worden sei. Da bin ich dann aufgestanden und habe dem widersprochen. Wenn irgendeiner das hätte wissen müssen, dann wäre ich das gewesen. Wenn man sich das überlegt, ist das auch logisch. Denn für die DDR wäre es doch von enormem Nachteil gewesen. Wir hätten die Welt vor die Entscheidung gestellt, sich zwischen der reformierten deutschen Sprache und der nicht reformierten zu entscheiden. Die reformierte wäre die Ostsprache gewesen und die nicht reformierte die Westsprache. Hätte sich da wohl das gesamte Ausland für die Ostsprache entschieden? Das wäre doch unmöglich gewesen. So etwas hat es nie gegeben. Es hat keinen Versuch gegeben, eine alleinige Orthografiereform in der DDR zu machen. So, nun zurück zu ihrer Frage.

Kersten Krüger:

Auch nicht in der Planung des Dieter Neri?

---

<sup>10</sup> Dr. h.c. Wolfgang Thierse:

<http://www.bundestag.de/mdb/bio/T/thierwo0.html>

<http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/ThierseWolfgang/index.html>



Dieter Neri:

Nein, auch nicht in meiner Planung. Das stand einfach gar nicht zur Debatte. Denn es wäre doch hirnrissig gewesen, die deutsche Sprache auseinander zu reißen, das konnte selbst der Verbohrteste nicht ernsthaft in Erwägung ziehen.

Nun zurück zu ihrer Frage. Ich hatte über dieses Interview gesprochen, das vom Westen groß aufgemacht wurde. Das haben unsere Oberen sicher zur Kenntnis genommen und haben gesagt: „So etwas darf nicht wieder passieren. Wir werden an den Pranger gestellt. Daraus ziehen wir die Schlussfolgerung, dazu wird überhaupt nichts mehr gemacht.“ Ja, aber nun denken Sie bloß nicht, dass ich da einen Brief gekriegt hätte, worin stand: „Sehr geehrter Herr Professor, hiermit teilen wir ihnen mit“ und so weiter. Nicht die Rede davon, keine Spur; es wurden überhaupt keine Schriftstücke herausgegeben, sondern es wurden einfach alle entsprechenden Publikationsorgane, wo wir etwas hätten schreiben können, auf dem – ja, wie soll ich das nennen – auf dem Parteikanal angewiesen, nichts dazu zu veröffentlichen. Es wurde mir nicht gesagt, ich dürfe darüber nicht schreiben, sondern es wurde indirekt angewiesen, darüber wird nichts mehr veröffentlicht – und aus. So ist das passiert. Die Gründe hingen wohl mit der ganzen politischen Konstellation zusammen. Anders können wir uns das nicht erklären. Wir haben kein Dokument gefunden, in dem ein Verbot formuliert wurde.

Matthias Anding:

Ich möchte zu den Anfängen der Reform etwas fragen. Sie haben vorhin gesagt, der Osten wollte einen Vorsprung vor dem Westen haben. Im Westen gab es seit 1968 eine Diskussion über die Orthografiereform, aber die DDR hat doch dann die ersten Bemühungen in Richtung Grundlagenforschung getan?

Dieter Neri:

Das ist etwas komplizierter. Die Orthografiereformbemühungen der Öffentlichkeit und interessierter Leute sind viel älter. Die datieren, das wissen Sie ja aus unseren Lehrveranstaltungen, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Was ich meinte, ist die besondere Situation am Anfang der siebziger Jahre. Man hatte in der DDR Angst, die Bundesrepublik prelle hier vor, wie das durch den Beschluss der KMK durchaus naheliegend war. Es gab damals auch eine Anfrage von Egon Bahr an den DDR-Vertreter, der hieß Michael Kohl, über die Orthografiereform. Darüber wurde verhandelt. Wenn die DDR einen Vorsprung haben wollte, dann bezieht sich das nur darauf, dass unsere Leute sich sagten: „Jetzt passiert da was, wir müssen also etwas auf der Pfanne haben, was wir in diese Diskussion einbringen können.“ Bei einem solchen Vorhaben war natürlich das DDR-Wissenschaftssystem dem westlichen weit überlegen. Denn bei uns konnte so etwas ja angeordnet werden. Es konnte schnell eine Gruppe installiert werden, es konnten Forschungen ohne lange Diskussionen entsprechend finanziert werden.

Im Westen war es dagegen frei, man machte es oder eben nicht. Es gab auch keine zentrale Instanz. Die Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache ist erst 1977 gegründet worden, also erheblich nach der in der DDR. Es ging unseren Oberen darum, und das finde ich auch logisch und vernünftig, eine fundierte Position zu haben, also nicht darauf angewiesen zu sein, der Position anderer einfach zu folgen, sondern eine eigene Meinung, eine eigene Position entgegenzusetzen zu können. Das war unser Forschungsauftrag in dieser Zeit von 1975 bis 1980. Wie immer in der DDR, wenn schon so etwas gemacht wurde, dann wurde es gründlich gemacht.

Wir waren nicht die Einzigen auf diesem Feld. Es gab über uns eine zentrale Orthografiekommission, die nach außen hin nicht auftrat, die von der Partei installiert wurde und der alle möglichen Institutionen angehörten: das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen, der Druckereiverband Zentrag, das Ministerium für Volksbildung, der Schriftstellerverband, der Journalistenverband, die Dudenredaktion und unsere Forschungsgruppe Orthographie in Gestalt von Dieter Nerius. Ich war aber mitnichten der Leiter dieser Kommission, so eine arrivierte offizielle Position habe ich niemals erklommen, dass ich so etwas hätte machen können. Diese Kommission hatte den Auftrag von der Abteilung Wissenschaften beim ZK, eine wissenschaftliche Vorbereitung der Orthografiereform vorzunehmen, und der erste Auftrag galt natürlich der Sprachwissenschaft. Den zweiten Auftrag erhielt die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften: Was bedeutet das für die Schulen, Lehrpläne und so weiter? Und dann gab es eben andere Aufträge wie: Was kostet das? Beispielsweise an die Zentrag, so hieß der Druckereiverband. Dann sollte am Ende – Anfang der achtziger Jahre – eine sogenannte Komplexstudie erarbeitet werden, in der im Grunde die gesamte Position der DDR zu einer Orthografiereform einschließlich aller Aspekte fixiert wurde. Das wurde 1982 abgebrochen, wie ich vorhin angedeutet habe. Diese Arbeit wurde einfach nicht mehr fortgesetzt. Das wurde stillschweigend beendet, und diese Kommission kam noch zwei, drei, vier Mal in den achtziger Jahren zusammen. Da wurde eigentlich nur geredet und nichts weiter gemacht. Die Arbeit war bis 1989 eingestellt.

Dann zeichnete sich die politische Wende ab, und unter der neuen Regierung der DDR, also unter Modrow und De Maizière sah man ein, dass die Reform eine internationale Aufgabe ist und dass man auf Grund unserer Arbeit Zustimmung ernten könne. Da war das wieder ganz aktuell. Dann sind wir nach Wien gefahren, wo zweimal politische Konferenzen zu dieser Frage stattfanden, bei denen ich dann immer in der zweiten Reihe saß, hinter den Leuten, die vorne saßen, denen ich fachliche Ratschläge geben musste. Das lief eine Zeitlang, und dann war ja Schluss. Das Andere habe ich erzählt und muss es nicht wiederholen.

Catharina Trost:

Von 1975 bis 1978 waren sie Sektionsdirektor, darüber sagten Sie, es sei eine sehr unangenehme Tätigkeit gewesen. Von 1990 bis 1996 waren sie Dekan der Philosophischen Fakultät. Gab es da vielleicht Gemeinsamkeiten vom Arbeitsaufwand? Sektionsdirektor und Dekan, das müsste ja ungefähr die gleiche Ebene gewesen sein, wie unterschiedlich haben sie das eigentlich empfunden?

Dieter Neri:

Das ist schwer zu beantworten. Vorab muss ich sagen, ich habe mich als Sektionsdirektor oft gedrückt. Ich hatte ja zwei Stellvertreter und ich hatte die zusätzliche Arbeit in Berlin. Dort hatte ich viel zu tun, also ich habe mich nicht etwa gedrückt aus Faulheit oder Angst, das war nicht der Fall. Aber beides war auch insofern anders, als in der DDR alles von oben geregelt wurde. Was man da in seiner Funktion zu tun hatte, war die Umsetzung von Dingen, die man nicht selber beschlossen hatte. Das war oft unangenehm, das meinte ich. Einiges ist mir sehr schwer gefallen, zum Beispiel Betreuer in die Zivilverteidigung zu schicken. Sonst hat mir niemals jemand etwas vorgeworfen, aber noch heute kommt zu mir ein Kollege, schon über achtzig, und sagt: „Sie haben mich damals in die Zivilverteidigung geschickt, vier Wochen.“ Er musste dort auf die Studenten aufpassen, er musste ihnen nicht das Schießen beibringen, dafür waren andere da. Solche Tätigkeiten waren mir unangenehm und ich habe sie immer versucht zu delegieren, wo ich konnte. Immer konnte ich es aber nicht.

Raimund Schneider:

Emotion und Orthographie. Welche Gefühle der Kollektividentität der Deutschen in Europa sehen sie als Hinderungsgrund für eine Orthografiereform? Sie können nun von zwei Gesellschaftssystemen berichten. Die DDR war eigentlich gegen eine Reform, wenn es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Schriftsteller waren sowieso immer dagegen. Das scheint ihnen ja die Fantasie abzusaugen. Im Westen, wo die Reform ihr Ende hatte, stehen sie vor neuen emotionalen Problemen.

Dieter Neri:

Das ist eine diffizile Frage. Die soziologische Arbeit ist noch nicht geschrieben, die über die Entwicklung der Orthographiereformbemühungen und das Echo in der Öffentlichkeit und der Politik einmal geschrieben werden müsste. So eine Arbeit gibt es noch nicht. Offenbar gibt es eine psychologische Hemmschwelle. Man kann das auch erklären. Wenn man sich im Schweiß seines Angesichts in der Schule eine bestimmte Regelung angeeignet hat und der Meinung ist, man könne das jetzt einigermaßen – meistens irrt man trotzdem –, dann ist man nicht willens, freiwillig – weil andere Leute sich das ausgedacht haben – das aufzugeben und umzulernen. Es geht Ihnen wahrscheinlich auch so. Das ist ganz logisch.

Das heißt, die Reformforderung muss so überzeugend sein und muss so deutlich besser sein als das, was vorher war, dass das die Leute überzeugt. Viele Leute wollen nicht überzeugt werden. Sie sind nicht bereit, auf Argumente einzugehen. Das Argument ist das einzige, was der Wissenschaftler hat. Etwas anderes gibt es nicht. Wenn die Anderen nicht bereit sind, darauf einzugehen, dann können sie sich abstrampeln wie sie wollen, es führt zu nichts. Das ist aber auch nicht neu. Das war schon so, als 1876 die erste große orthografische Konferenz stattfand, an der schon Duden mitwirkte, die eine Orthografiereform durchführen wollte. Es gab einen Aufschrei in der Presse, wie in den zurückliegenden Jahren auch. Was denken Sie, was ich ihnen erzählen könnte, was mir in den vielen Diskussionen, die ich mitgemacht habe bis hin zum Fernsehen, vorgekommen ist: ein Nonsens, da stehen einem die Haare zu Berge. Aber man muss immer sachlich bleiben, es geht nicht anders, das ist klar. Dazu kommen noch die Moderatoren und Reporter, beim Fernsehen zum Beispiel, deren höchstes Ziel darin besteht, nicht etwa Einigkeit zwischen den Leuten zu erreichen, sondern die Leute gegeneinander aufzubringen. Nur dann ist es etwas wert. Als es mir gelungen ist, beim MDR in Dresden bei einer Diskussion mit Schriftstellern und dem damaligen Leiter der Dudenredaktion und zwei Redakteuren und einem Lehrer Einigkeit zu erreichen, dass unsere Orthografiereform nicht so schlecht ist, da war der Moderator auf das tiefste zerknirscht und hat gesagt, das ist ein sehr unerfreuliches Ergebnis, das wir hier erreicht haben. Ich könnte über diese Frage noch den ganzen Nachmittag reden.

Raimund Schneider:

Der entscheidende Punkt war ja, dass die Emotionen sich nicht zu unterscheiden scheinen, vor 1990 und danach.

Dieter Neri:

Nein. Die unterscheiden sich nicht. Die unterscheiden sich auch nicht wesentlich zwischen 1876 und 1996. Es gibt auch schon Publikationen darüber, noch nicht für das Deutsche, allerdings für das Niederländische. Die Niederländer haben im 20. Jahrhundert auch zwei Orthografiereformen gemacht. In der Arbeit geht es darum, Argumente für und gegen eine Orthographiereform zu standardisieren. Über das Jahrhundert hat das der Verfasser verfolgt. Das Spannende ist, dass die Argumente sich andauernd wiederholen. Sie können die Argumente widerlegen, das kümmert die Leute nicht. Drei Wochen später kriegen sie das gleiche Argument wieder vorgesetzt. Zum Beispiel, wenn wir die Substantivgroßschreibung abschaffen, was wir ja wollten, was aber nicht passiert ist, dann könne man den Text schlechter lesen. Das stimmt einwandfrei nicht. Ungeachtet dessen wird es andauernd wiederholt. Darüber gibt es Untersuchungen, beispielsweise in Österreich. Da wurden Schüler acht Wochen auf einem Schloss von der Öffentlichkeit

isoliert und erhielten nur Texte in Kleinschreibung. Anschließend wurde getestet, ob es Probleme gab und sich das Verstehen verlangsamte. Es stellte sich heraus, dass es keine Probleme, keinen Einfluss auf die Lesbarkeit gab. Das können sie den Leuten zwar erzählen, aber die glauben ihnen das nicht.

Matthias Anding:

Sie haben von den Leuten, der Wissenschaft und von Argumenten gesprochen. 1998 haben 500 Sprach- und Literaturprofessoren gesagt, sie seien gegen die Rechtschreibreform – also Kollegen und Wissenschaftler, die Sie nicht überzeugt haben. Hatten sie das Vertrauen in die Wissenschaft, das Vertrauen in die Reform verloren?

Dieter Neri:

Weder noch. Sie haben aber recht, dass das eine Sache ist, mit der man sich ernsthafter auseinander setzen muss. Von diesen 500 kann man sicher 400 abstreichen, die sich niemals damit beschäftigt haben. Aber etliche haben sich beschäftigt und zwar sehr genau und sehr präzise. Da waren also eine ganze Menge Argumente ins Feld geführt worden und eine Menge Dinge sind in Frage gestellt worden. Letztlich ist es eine Abwägungserscheinung. Die Abwägung muss darin bestehen festzustellen, was einfacher und was besser ist. Es ist im Übrigen auch eine sehr schwierige Frage, wann eine Orthografie besser und wann schlechter gegenüber der bisherigen ist. Einen absoluten Anspruch gibt es nicht, den kann man nicht haben. Das ist nicht nur in unserer Wissenschaft so, das ist sicher auch in Ihrer und in anderen so, dass es unterschiedliche Positionen gibt. Die muss es auch geben. Die gibt es immer, auch in der Physik und der Medizin. Da stehen die Ärzte um das Bett herum und sagen, also das müssen wir da abschneiden. Nein, sagt der andere, dass müssen wir da lassen. Das gibt es bei uns genauso. Ich will das nun nicht ins Lächerliche ziehen, da wollen wir uns nicht missverstehen.

Es gibt ernst zu nehmende Gegner. Es gibt Linguisten, die Positionen vertreten, die meinen durchaus entgegengesetzt sind. Auch ich finde die Reform nicht in jedem Punkt gut, weil sie der Kompromiss eines Kompromisses eines Kompromisses ist. Natürlich hätten wir die Substantivgroßschreibung abschaffen wollen und wir hätten damit zum Beispiel die Fehlerzahl, die Schüler in der Schule in Diktaten machen um etwa 25% reduziert. Man kann die Fehlerzahl natürlich auch so ändern, wie man es heute mitunter macht, indem man den Maßstab ändert. Außerdem kommt hinzu, dass wir mit einem sozialen Anspruch angetreten sind. Wir wollen allen Leuten den Zugang zur geschriebenen Sprache erleichtern. Viele Leute schreiben doch gar nicht, weil sie sich das nicht zutrauen, weil sie Angst vor ihrer eigenen Orthografie haben. Aber im Augenblick ist das nicht Mode. Im Augenblick ist die Elite Mode, und das soziale Argument spielt keine große Rolle. Es wäre doch mal die Frage zu stellen, warum die FAZ von Anbeginn an immer



gegen jede Art von Orthografiereform gewesen ist. Die Leute, die da sitzen, sind doch nicht dumm. Die können doch die Forschungen lesen. Oder die Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt; die haben bis zu üblen Tricks diese Sache bekämpft, bis zu Lügen, weil sie entschieden dagegen waren. Sie haben erfunden, dass Thomas Mann und Hermann Hesse das mit Entschiedenheit abgelehnt hätten, indem sie Thomas Mann und Hermann Hesse etwas vorgelegt haben, was niemals beschlossen worden war. Das bezieht sich auf das Jahr 1954, also auf die damaligen Vorschläge der Stuttgarter Empfehlungen. Das ist es, was Sie mit den Emotionen meinten. Es gibt eben Leute, die sagen, das dürfe nicht sein. Es könnten doch nicht so ein paar Sprachwissenschaftler daherkommen und zum Beispiel einem Schriftsteller die Sprache reformieren. Auch ein Mensch wie Günther Grass sagt das, den ich wegen seiner Literatur sehr schätze. Das ist eine Position, mit der man leben muss, sie ist einfach da, da können wir nichts machen, die wird immer wieder auftreten. Allerdings bin ich sicher, dass in den nächsten 50 Jahren mit der deutschen Orthografie nichts passieren wird, selbst wenn Probleme damit immer wieder hochkommen.

Jörn Wüstenberg:

Sie beschreiben einen schmalen Grat, auf dem Ihr Lebensweg verlief. Sie waren einerseits in die DDR so weit eingebunden, dass Sie als international Renommierter voll tätig sein konnten, andererseits verweigerten Sie den Kontakt zur Staatssicherheit. Sie haben geschildert, wenn ich es so formulieren kann, anständig geblieben zu sein. Das Publikationsverbot – haben Sie das konkret als einen Eingriff gesehen, den Sie hinnehmen mussten? Wie groß waren die Spielräume, die man auf diesem schmalen Grat hatte?

Dieter Neri:

Das ist eine gute Frage. Dieser schmale Grat war in der Tat da, und ich war in dieser Zeit ein ziemlich guter Balancier, glaube ich. Aber ich habe zum Beispiel nicht gegen dieses Publikationsverbot protestiert, weil ich als DDR-Sozialist wusste, dass es nicht den geringsten Zweck hatte. Das hätte nur den Effekt gehabt, dass man mir gesagt hätte: „Du schreibst gar nichts mehr.“ Ich habe auch in den 80er Jahren im Westen publiziert, mehrfach sogar, weil ich bekannt war, aber nicht über die Orthografiereform, wohl aber über die Orthografie. Es gibt noch andere Forschungsgegenstände bei der Orthografie als die Reform, und ich bitte Sie auch, nun nicht meine gesamte Tätigkeit auf die Orthografiereform zu reduzieren, ein bisschen anderes habe ich im Laufe meines Lebens schon noch gemacht. Also ich habe nicht protestiert, aber ich habe versucht meine Mitarbeiter davor zu bewahren, dass man uns von außen dezimiert. Wäre das geschehen, hätte man einen aus dieser Gruppe herausgezogen, so hätte er nicht weiter forschen und nicht an den Konferenzen teilnehmen können, denn ich war ja nicht der alleinige Teil-

nehmer. In der Orthographie war ich ja auch nicht für alle Teilgebiete gleichermaßen zuständig, sondern mir oblag – außer meiner Leitung – die Groß- und Kleinschreibung. Für Getrennt- und Zusammenschreibung, für Laut-Buchstaben-Beziehungen, für Worttrennung, also für die einzelnen Gebiete hatten wir Verantwortliche und Zuarbeiter. Das war alles sehr gut organisiert und wir haben intern sehr häufig getagt. Langer Rede kurzer Sinn, ich war kein Widerstandskämpfer und ich war auch nicht besonders mutig, aber ich war auch kein bloßer Knecht.

Heiko Marski:

Es ist jetzt ein bisschen schwer die Überleitung zu finden, weil ich noch einmal ein bisschen zurück möchte in Richtung der Rechtschreibreform. Sie haben ja vorhin ausgeführt, dass Sie auch auf internationalen Konferenzen insgesamt zehn Jahre getagt haben. Was mir manchmal so auffällt ist, wenn Wissenschaftler zusammensitzen, ich meine das tun sie dann auch in Räumen, die relativ geschlossen sind, dass heißt frei vom Ottonormalverbraucher oder Ähnlichem. Man kann dann zu Ergebnissen kommen, die wissenschaftlich in sich durchaus schlüssig sind, die sich aber im Alltag als schwierig bis nicht gebräuchlich herausstellen. Worauf ich hinaus will ist, man kann ja zum Beispiel argumentieren, wenn wir alle Substantive klein schreiben, verringert sich die Fehlerquote in der Schule. Dadurch wird das Bildungsniveau steigen, weil einfache Leute weniger Fehler machen. Das hat für mich ein bisschen mit Konsumgesellschaft zu tun, wenn ich dem Bürger das gebe, was er haben will; und wenn er sich nicht anstrengen will, gebe ich ihm eine Orthografie, für die er nicht lernen muss. Ich bin dann nach zwei Jahren durch, und alle können richtig schreiben.

Als Gegenbeispiel: Japan ist sehr bekannt für seine Höflichkeitstraditionen und auch dort haben die Leute, also weit über achtzig Prozent, Probleme, die überhaupt noch zu verstehen. Jetzt könnte man dort natürlich sagen: gut, wir schaffen die Höflichkeit ab, aber es gibt da noch eine andere Ebene, das heißt dort gibt es Anreden, die sich je nach Höflichkeitsform unterscheiden. Wir unterscheiden nicht hauptsächlich mit dem Beugegrade bei den Verbeugungen, sondern wir vereinfachen das alles, es gibt nur noch eine Verbeugung mit fünfzehn Grad, es gibt nur noch eine Anrede und schon passieren die ganzen Fehler nicht mehr. Die Japaner sind aber einen anderen Weg gegangen, die meinen, das gehöre zu ihrer Kultur, das sei eine der Grundkonstanten ihrer Kultur. Sie boten daher verstärkt Höflichkeitsseminare, Fortbildungen, Weiterbildungen und Ähnliches an. Könnte man das bei der deutschen Sprache nicht genauso machen? Das ist im deutschen Sprachraum ein fester Bestandteil der Kultur, unter anderem die Großschreibung der Substantive. Da wäre es mir doch lieber den Schülern das so zu vermitteln, als zu sagen: wenn die Schüler das nicht bestehen, ändere ich die Rechtschreibung.

Dieter Neri:

Auch das ist eine interessante Frage. Man kann sie nur historisch beantworten. Sie sind ja Historiker. Es begegnet einem häufig, dass Leute sagen – vor allem Schriftsteller: „So etwas ist ein Kulturbruch.“ Da muss man fragen, wie denn dieses, was wir als Kulturtradition betrachten, zu Stande gekommen ist. Wir hatten von 1990 bis 1996 ein großes DFG-Projekt zusammen mit Bamberg über die Großschreibung. Darüber sind zwei dicke Bände erschienen „Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500 bis 1700“<sup>11</sup> mit Texten, statistischen Auswertungen und weiteren Erhebungen. Es stellte sich heraus, dass die Orthografie unter den Normen der Sprache eine Besonderheit darstellt. Diese Besonderheit besteht darin, dass man von außen in sie eingreifen kann, das hat man immer gemacht. Früher schon – 1901 –, als die vorherige Orthografie festgelegt wurde hat man zum Beispiel die im 19. Jahrhundert übliche Großschreibung der Indefinitpronomen abgeschafft; jemand, niemand, jeder, keiner schrieb man im 19. Jahrhundert groß. Da hat man 1901 beschlossen, sie klein zu schreiben. Das hat sich durchgesetzt, so etwas ist möglich. Das ist nicht möglich in anderen Bereichen der Sprache. Also sie können nicht beschließen, dass ab nächster Woche das finite Verb im deutschen Nebensatz nicht mehr am Ende steht, sondern an zweiter Stelle wie im Englischen. Das wäre für viele Leute außerordentlich erleichternd, weil Sie das Argument ja anbrachten. Denn es gibt den berühmten Satz von Mark Twain, der ja großer Freund des Deutschen war, der gesagt hat, wenn der deutsche Schriftsteller in einen Satz taucht, dann hat man ihn die längste Zeit gesehen, bis er am anderem Ende des Ozeans wieder auftaucht, mit seinem Verbum im Mund. Das heißt, ganz am Ende wissen wir erst worum es geht. Wäre doch schön, wenn wir das abschaffen könnten. Das geht nicht, das kann man nicht, also das sind sogenannte gegebene Normen, während die Orthografie eine gesetzte Norm ist. Es hat in Europa im 20. Jahrhundert ungefähr zwanzig Orthografiereformen gegeben. Der Duden hat viele Dinge gemacht, nach denen er niemanden gefragt hat, die hat er in seine Wörterbücher hineingeschrieben. Später haben die Leute gedacht, dass sei die geltende Norm oder – wie Sie sagen würden – das sei die Tradition. Es wurde zum Beispiel bei in bezug: „bezug“ klein- und bei mit Bezug: „Bezug“ großgeschrieben. Das hat Konrad Duden gemacht und niemand sonst. Ich will Sie jetzt mit Sprachwissenschaft nicht langweilen, aber solche Fälle gibt es viele, und diese Eingriffsmöglichkeit rührt aus dem besonderen Charakter der Orthografie. Darum kann man sich nicht hinter der Kultur verstecken. Ich könnte natürlich sagen: „Gleich wie das ist, das ist eben so zustande gekommen und nun bleibt das so.“ Das würde aber bedeuten, dass man nie irgendwas verändern darf.

---

<sup>11</sup> Bergmann, Rolf; Neri, Dieter: Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500 bis 1700. 2 Bde. Heidelberg 1998.

Catharina Trost:

Als Sie 1982 Publikationsverbot hatten, beendeten Sie nicht Ihre Forschungen, wie Sie sagten. Gab es da diese berühmte große Schublade, die Sie nach 1990 aufmachten und daraus veröffentlichten? Oder waren die Ergebnisse da schon hinfällig?

Dieter Neri:

Nein, mitnichten. Die eigentliche Arbeit des internationalen Arbeitskreises für deutsche Rechtschreibung fand in den 80er Jahren statt, nach dem Publikationsverbot. Der Arbeitskreis hat alle Gebiete durchgearbeitet und zu jedem Gebiet parallel mit einheitlichem Raster und System aufgebaute Studien erstellt, damit man das alles übersehen konnte. Zu jedem Gebiet gab es einen Lösungsvorschlag, der dann von allen vier Ländergruppen getragen wurde. Diese Vorschläge haben wir 1992 veröffentlicht. Darüber gibt es ein Buch,<sup>12</sup> mit dessen Hilfe Sie vergleichen können, was daraus geworden ist.

Heiko Marski:

Das ist jetzt zum Teil eine Antwort auf meine Frage. Zu den gesetzten Normen möchte ich anmerken, dass ich nicht meine, man solle überhaupt nichts ändern. Teile der Reform bringen ja Anpassungen an das Sprachgefühl. Bei den gegebenen Normen, insbesondere der Satzstellung bin ich etwas anderer Meinung. Was mir beim Praktikum im Unterricht an schriftlichen Arbeiten geboten wurde – also ich fürchte doch schon um den Bestand der Satzstellung. Oder ich denke daran, dass der Genitiv immer weiter zurückgedrängt wird. Die Sprache verändert sich; Schreiben wird ein demokratisches Gut. Früher war Drucken teuer, nur wenige konnten es sich leisten; sie bestimmten, wie geschrieben wurde. Das sieht ja heute anders aus. Je mehr Leute schreiben können, um so mehr wird auch die Sprache bis zu einem gewissen Grad demokratisiert. Es wird alles einfacher.

Dieter Neri:

Natürlich ändert sich Sprache immer. Sie haben vollständig Recht, und es gibt Arbeiten darüber, wie sich das deutsche System im Laufe der Zeit verändert hat. Analytische Formen, zum Beispiel Hilfsverben, die gab es nicht immer im Deutschen. Die sind erst im Laufe der Zeit entstanden und Ähnliches mehr. Selbstverständlich passiert das, aber das ist nicht von irgendwo angeordnet, sondern das passiert im Gebrauch. Orthografie hat einen Sonderstatus. Orthografie ändert sich heute nicht im Gebrauch, das passiert nicht. Die offiziell geltende Norm verhindert das. Seit 1901 passierte das nicht mehr. Sie ändert sich erst, wenn sie neu

---

<sup>12</sup> Deutsche Rechtschreibung. Vorschläge zu ihrer Neuregelung. Hrsg. v. Internationalen Arbeitskreis für Orthographie. Tübingen 1992.

legitimiert wird, entweder durch Gremien oder ein Wörterbuch oder Anderes. Auch wenn die Leute natürlich in ihren Computerkommunikationen sonst etwas schreiben, manchmal auch in Klausuren, die sie uns abgeben – das hat keinen Einfluss auf die Norm. Das halte ich für ganz unwahrscheinlich. Da müsste ich mich sehr irren. Ich kann ja nicht für Ewigkeiten sprechen, aber in absehbaren Zeiträumen passiert das nicht. Das ist auch früher nicht geschehen. Es hat in der ganzen Zeit des 20. Jahrhunderts bis 1996 keine Orthografiereform gegeben. Es hat aber Änderungen einzelner Wortschreibungen gegeben, das meinen Sie vielleicht. Man hat eben zum Beispiel Büro von irgendwann an mal nicht mehr „Bureau“ geschrieben oder Kultur nicht mehr „Cultur“ und Ähnliches mehr, das ist aber keine Orthografiereform. Orthografiereform setzt erst da an, wo generelle Regeln verändert werden. Einzelfallschreibungen, die können sich ändern, aber zum Beispiel schafft sich die Substantiv-Großschreibung nicht deshalb ab, weil alle Leute in ihren Chatkommunikationen die Substantive nur noch klein schreiben. Unsere Schweizer Kollegen wollten das versuchen, sie haben uns in diesen Diskussionen immer gesagt: „Lasst doch die Leute, wir setzen es durch, alle schreiben immer klein und dann ist es doch erreicht.“ Das funktioniert nicht.

Heiko Marski:

Es gibt vielleicht einige heilige Kühe die man gern verteidigen kann, wie zum Beispiel die Großschreibung der Substantive, während andere Dinge Geschmacksfragen sind, wie etwa die Kommasetzung. Eine weitere Frage gilt Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in der DDR. Wir haben häufig erlebt, dass bestimmte Dinge gefördert wurden und andere Dinge eben nicht, und wenn nicht unterdrückt, so doch zumindest ungerne gesehen wurden. Inwiefern haben Sie in ihren wissenschaftlichen Publikationen, in Ihren Arbeiten und in Ihren Forschungsschwerpunkten sich ein Stück weit der gängigen Forschungskultur und ihren Zielen nicht gebeugt? Haben Sie kleinere Gebiete verfolgt, auch wenn das vielleicht nicht gerne gesehen wurde?

Dieter Neri;

Das hat mich eigentlich nicht betroffen, einmal abgesehen von diesem Generalhinweis, den ich schon gegeben hatte mit dem Publikationsverbot. Die Gängelung und Bevormundung, von der ich ja vorhin auch schon gesprochen habe, die hat sich eigentlich nicht auf meine Wissenschaft bezogen. Das hängt damit zusammen, dass die Oberen in der DDR sich für Sprache und Sprachwissenschaft nicht interessiert haben. Manche von ihnen waren ja nun weiß Gott keine Rhetoriker, das wissen wir. Sie haben es einfach nicht verstanden. Sie haben die Sprachwissenschaft nicht für so wichtig gehalten, sie war nicht politisch relevant in dem Sinne wie zum Beispiel Literatur oder Geschichte. Ob das Komma nun gesetzt wird oder nicht, daraus konnte ja keine Revolution entstehen, jedenfalls normaler-



weise nicht. Obwohl das Komma nicht so unwichtig ist, wie viele meinen, mitnichten beliebig. Der Satz: „Er versprach der Mutter zu helfen“, ist ohne das Komma nicht eindeutig. Um Ihre Frage auch richtig zu beantworten: Einen unmittelbaren Eingriff in direkte Gegenstände gab es nicht.

Kersten Krüger:

Wie sieht der Dekan der Philosophischen Fakultät rückschauend die Gestaltungsmöglichkeiten unter den Bedingungen der Freiheit von Forschung und Lehre, aber unter dem Diktat des Kultusministers – eigentlich des Finanzministers –, im Vergleich zu den Gestaltungsmöglichkeiten des Sektionsdirektors, wenn es sich denn vergleichen lässt?

Dieter Neri:

Die Gestaltungsmöglichkeiten des Sektionsdirektors waren sehr gering, es gab kaum welche. Es wurde alles angeordnet und man wurde danach bewertet, wie gut man das umsetzte, was angeordnet war, wenn ich das ein bisschen pauschal beantworte. Die Gestaltungsmöglichkeiten des Dekans in den 90er Jahren waren viel größer. Wir haben ja auch eine große Aufschwungsphase erlebt nach 1990, und ich habe mich bis zum Rande meiner physischen Möglichkeiten in diese Entwicklung eingebracht, das lief ungefähr bis 1994. Wir haben neue Institute eröffnet: Romanistik, Philosophie und andere. Wir haben viele Kollegen berufen und es wurden neue Forschungen installiert in den einzelnen Bereichen, das war ja weitgehend in der Hand der Professoren. Aber seit 1994 bauen wir ab. Seit 1994 ist dieser Aufschwung nach meiner Einschätzung zu Ende. Schon in meiner letzten Periode als Dekan kam das erste Mal die Forderung nach Stellenreduzierung. Jeder dieser Kultusminister, die ich erlebt habe, versicherte: „Wenn dieses erfolgt ist, dann gibt es Planungssicherheit auf lange Zeit.“ Dann waren noch nicht zwei Jahre um, da kam die nächste Reduzierung. Allerdings wollte man natürlich nicht einfach sagen, das Land hätte nicht genug Geld, daher müsse eingespart werden. Das wurde dann mit Strukturmaßnahmen verbrämt. Also, es müsse alles effektiver werden. Manches daran stimmte vielleicht auch. Ich will ja nicht behaupten, dass alles vorher prima war und nicht hätte effektiver gemacht werden können. Aber es ist natürlich etwas Trauriges, wenn man in den Sitzungen nicht erläutern kann, was man alles machen möchte, sondern wie man verhindern kann, dass wieder etwas weggenommen wird. Das ist nicht angenehm, und insofern bin ich ganz gerne von dem Amt abgetreten – abgesehen davon, dass ich nicht noch einmal hätte gewählt werden können, dreimal geht nur.

Matthias Anding:

Sie erwähnten vorhin Johannes Erben, den Sie später wieder trafen.

Dieter Neri:

In Bamberg. Er war vier Jahre Professor in Innsbruck und ging dann nach Bonn. Unmittelbar nach der Wende traf ich ihn in Bamberg auf einer Tagung.

Matthias Anding:

Da habe ich noch die Frage, ob es für Sie eine Überlegung war, auch in den Westen zu gehen.

Dieter Neri:

Nein, obwohl ich sicher in der DDR von der Stasi überwacht wurde. Ich war in vielen Ländern, auch ein Semester in Amerika. Dort wurde ich sicherlich vom FBI überwacht, das ist gar keine Frage. Es stand immer so ein komisches Auto vor dem Haus, in dem ich wohnte, das war mir doch klar. Warum sollen die da nicht stehen? Ist ja ihr Land. Hätten ja denken können, ich sei ein gefährlicher Mensch, das weiß man doch nicht vorher. Das hat mir nichts ausgemacht, und die haben natürlich mein Telefon auch abgehört. Ganz sicherlich, aber das machte mir nichts. Also was ich mit meiner Frau zu erzählen hatte, konnten sie doch gerne hören, das machte mir nichts.

Matthias Anding:

Wie haben Sie drauf geantwortet als Johannes Erben fragte: „Sind Sie mir noch böse?“

Dieter Neri:

Nein, ich war ihm nicht mehr böse. Am Anfang war ich es schon, denn für mich war das natürlich schwierig, und wenn nicht Wolfgang Fleischer sich bereit erklärt hätte, kurzfristig die Betreuung zu übernehmen, dann hätte ich ganz schön alt ausgesehen. Aber das war schon so lange her. Ich habe das ja auch verstanden und er hat mir das alles erklärt. Wir haben immer noch ein gutes Verhältnis zueinander. Die andere Frage: Ich habe nie überlegt wegzugehen, weil ich meine ganze Familie hier hatte, und die Familie war auch immer das Pfand natürlich. Aus der Tatsache, dass ich immer wiedergekommen bin, hat man auch geschlossen, der geht nicht, den können wir ruhig fahren lassen, denke ich mal. Also das war keine Überlegung für mich.

Heiko Marski:

Sie haben jetzt beide Staatensysteme aktiv in Ihrer wissenschaftlichen Laufbahn über einen längeren Zeitraum erlebt. Wo, denken Sie, sind vielleicht Vor- oder Nachteile dieser beiden Systeme? In der DDR gab es, soweit wir es gehört haben, durchaus Gängelung im Wissenschaftsablauf. Bestimmte Sprossen der Karriereleiter oder ein leichter Sprung auf der Karriereleiter waren verhindert, wenn man

nicht Parteimitglied war oder Westverwandtschaft hatte. Dafür war aber die Wissenschaft doch vielleicht ein Stückchen mehr eine Sache des Volkes in der Weise, dass mehr „einfache“ Leute eine wissenschaftliche Karriere einschlagen konnten. In Westdeutschland bestand mehr akademische Freiheit, aber gleichzeitig waren Hochschulbildung und auch die Hochschulkarrieren sozial mehr beschränkt. Wie würden Sie abschließend die Situation heute am Beginn des 21. Jahrhunderts sehen? Haben sich die beiden Systeme gegenseitig beeinflusst?

Dieter Neri:

Das ist ein weites Feld. Es ist sicher richtig, dass in der DDR der Zugang der Menschen zur Wissenschaft viel breiter war als in der Bundesrepublik. Ich bin ja auch so ein Aufsteiger. Mein Vater war ein kleiner Angestellter, der mein Studium nicht hätte bezahlen können. Die Wissenschaftsorganisation in der DDR war viel straffer, wie überhaupt der Staat viel straffer organisiert war, das hatte negative Auswirkungen, über die ich ja schon gesprochen habe, das hatte aber auch positive. Es hat ein hohes Maß an Effektivität hervorgebracht, jedenfalls in meiner Gruppe. Außerdem musste man niemals fragen, ob das Geld da ist. Das Geld war immer da. Also solche Dinge, dass man nicht fahren konnte, weil kein Geld da war, sowas gab es überhaupt nicht. Dennoch ist die Tatsache, dass man eingezwängt war und bevormundet im weitesten Sinne, für die damalige Zeit ein außerordentliches Negativum gewesen. Wie das heute mit dem Zugang zur Hochschulkarriere ist, das kann ich nicht kompetent beurteilen. Ich hoffe, dass es nicht mehr so schlimm ist. Es gibt ja auch ein BAföG und Stipendienwesen und Ähnliches mehr. Ob das ausreicht um sozialen Schichten, die sonst bildungsfern sind, den Zugang zu erleichtern, das kann ich schlecht beantworten und schlecht übersehen. Ich fürchte, es gibt immer noch erhebliche Schranken. Aber hoffen wir, dass es in Zukunft besser wird. Andere Länder machen uns das ja vor, also geht das ja im Prinzip. Selbst in den USA hat man einen leichten Zugang, doch man muss leider alles wieder zurückzahlen, das ist dann ein späteres Problem.

Kersten Krüger:

Wir betrachten den Ausblick auf Hoffnung als ein gutes Schlusswort. Wir dürfen uns bedanken beim Referenten, bei allen die mitgemacht haben.

Dieter Neri:

Ja, es hat mir Spaß gemacht.

## Haiduk, Manfred

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001531](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001531))  
vom 18.03.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. phil. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1961-1963 Dozent für deutsche Literaturgeschichte (mit der Wahrnehmung beauftragt) 1963-1968 Dozent für neuere und neueste Literaturgeschichte 1970 Honorarprofessor für deutsche Literatur 1972-1989 o. Professor für Kulturtheorie und Ästhetik
<i>Fakultät:</i>	Philosophische Fakultät (1951-1969) Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft (1968-1990)
<i>Institut:</i>	Wissenschaftsbereich Germanistik, Wissenschaftsbereich Kultur-, Kunst- und Musikwissenschaft
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Deutsche Literatur, Ästhetik

---

<i>Weitere Vornamen:</i>	Paul Otto
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 27.03.1929 in Breslau
<i>Vater:</i>	Paul Haiduk, Schneider
<i>Mutter:</i>	Selma Haiduk, Schneiderin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1935-45	Schulbesuch in Breslau
1946-48	Verwaltungslehre am Landratsamt Neustrelitz
1948-50	Vorstudienanstalt / Arbeiter- und Bauernfakultät, Univ. Rostock
1950-54	Studium der Germanistik, Geschichte und Psychologie, Univ. Rostock
1954-68	wiss. Aspirant, Mitarbeiter, Assistent und Dozent am Germanistischen Institut, Univ. Rostock
1968-72	Direktor des Ostseestudios Rostock, Deutscher Fernsehfunk

1970	Honorarprofessor für deutsche Literatur, Univ. Rostock
1972-89	o. Professor für Kulturtheorie und Ästhetik, Univ. Rostock
1986	Gastprofessur an der Peking-Univ. (V.R. China)

*Akademische Abschlüsse:*

Studienabschluss:	1954 Dipl.-Germanist, Univ. Rostock
Promotion:	1958 Dr. phil., Univ. Rostock
Habilitation:	1969 Dr. phil. habil., Univ. Rostock

*Akademische Selbstverwaltung:*

1961-1964	Prorektor für Studienangelegenheiten, Mitglied des Senats
ab 1973	Leiter des Wissenschaftsbereiches Kultur-, Kunst- und Musikwissenschaft Mitglied des Fakultätsrates Mitglied des Wissenschaftlichen Rates

*Funktionen:*

1950-1953	Vorsitzender des Studentenrats, in dieser Eigenschaft Mitglied des Senats der Univ. Rostock
1976-89	Mitglied der Zentralen Fachkommission Deutsch beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen
1982-89	Mitglied der Arbeitsgruppe Kulturtheorie/ Ästhetik des Wiss. Beirates Kultur-, Kunst- und Sprachwissenschaften beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen Mitglied des Rates für Kultur beim Minister für Kultur Wahlfunktionen in der SED

*Ehrungen:*

1990	Ehrenmitglied der Internationalen Peter-Weiss-Gesellschaft
1978	Vaterländischer Verdienstorden in Bronze
1972	Goldener Lorbeer des Deutschen Fernsehfunks
1969	Ehrennadel der Univ. Rostock
1965	Goldene Ehrennadel des Volkstheaters Rostock
1989	Ehrenkolloquium zum 60. Geburtstag. S.: WZ WPU, G-Reihe 38. Und: impressum. Nachrichten aus dem Henschelverlag, 3/89, S. 4.

*Werke (Auswahl):*

- Wesen und Sprache der polemischen Schriften Thomas Manns (Diss.), Rostock 1957.
- Der Dramatiker Peter Weiss. Zweite, erweiterte Auflage. Henschelverlag Berlin 1977.
- Edition: Peter Weiss. Die Ästhetik des Widerstands (3 Bände), Ausgabe letzter Hand. Hrsg. u. Nachwort. Henschelverlag Berlin 1983.



Vom Turm zum Neuen Prozeß/Från Rotundan till Nya Processen.. In: Peter Weiss. Leben und Werk (Hrsg. v. Gunilla Palmstierna-Weiss und Jürgen Schutte in Zusammenarbeit mit Andreas Schönefeld und Elisabeth Wagner). Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1991.

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Wiss. Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. G-Reihe 38 (1989) 10. S. 4f.

## **Zeitzeugenbericht von Prof. Dr. Manfred Haiduk am 5. Dezember 2008**

Kersten Krüger:

Wir begrüßen unseren Gast, Herrn Professor Haiduk – vermutlich allen durch seine Forschungen zu Peter Weiss<sup>1</sup> bekannt. Lieber Herr Haiduk, sie haben das Wort.

Manfred Haiduk:

Im Jahr 1929 wurde ich in Breslau geboren, also in Polen, wie ich kürzlich zu meinem Erstaunen erfuhr, als ich von einer staatlichen Stelle meine neue Steuernummer erhielt. Mein Vater war Schneider, meine Mutter Schneiderin, ich hatte zwei Schwestern. Zu fünft wohnten wir in einer Eineinhalbzimmer-Wohnung. Ich besuchte eine Mittelschule, was für die Familie dadurch erleichtert wurde, dass ich 10 RM Stipendium erhielt. Aufgewachsen bin ich im Sinne des Faschismus. Im Januar 1945 wurde ich zum Volkssturm eingezogen, um die Festung Breslau zu verteidigen. Schwer verwundet erlebte ich meinen 16. Geburtstag im Lazarett, das sich in einem Hochbunker befand. Als der Krieg zu Ende war, merkte ich das an zwei kleinen Ereignissen. Eines Tages gingen einige Sowjetsoldaten durch den Raum, und einige Ärzte hatten plötzlich kleine rot-weiß-rote Bändchen am Revers ihres Arztkittels, womit sie zeigten, dass sie keine Ostmärker, sondern Österreicher waren. Mitte des Jahres wurde ich durch den sowjetischen Chefarzt zu meinen Eltern entlassen, die die Festungszeit in Breslau lebend überstanden hatten. Breslau, das noch 1944 ohne Kriegsschäden geblieben war, gehörte jetzt zu einer der am stärksten zerstörten Städte Deutschlands. Dass ich aufgrund meiner schweren Verwundung nicht in ein Kriegsgefangenenlager kam, gehörte sicher zu den Glücksumständen meines Lebens. So viel zum sozialen Hintergrund, der wichtig ist für meine Entwicklung nach dem Kriege.

Am Ende des Jahres 1945 wurden wir ausgewiesen und umgesiedelt und kamen nach mehreren Stationen nach Mecklenburg, zuletzt in ein Umsiedlerlager innerhalb des ehemaligen KZ Ravensbrück. 1946 erhielt ich die Möglichkeit, im Landratsamt Neustrelitz eine Lehre als Verwaltungsangestellter aufzunehmen, die ich vorzeitig nach zwei Jahren beenden konnte.

Im Jahr 1948 trat ich der SED bei, aus Überzeugung, wobei mich vor allem die philosophischen Aspekte interessierten. Da ich durch die Kriegsereignisse ohne Schulabschluss geblieben war, bewarb ich mich in Rostock an der Vor-

---

<sup>1</sup> Peter Ulrich Weiss, 1916-1982, deutschsprachiger Schriftsteller, Übersetzer, Maler, Grafiker und Filmemacher.

studienabteilung der Universität. Ab hier verbindet sich mein Leben mit der Universität, von einer fünfjährigen Unterbrechung abgesehen. Über die Zeit an der ABF habe ich Christian Hall<sup>2</sup> für seine inzwischen verteidigte Magisterarbeit berichtet. Ich spare das deswegen aus. Dass ich Germanistik studierte, verdanke ich dem anregenden Deutschunterricht meines damaligen ABF-Dozenten Sielaff.<sup>3</sup> Auch dass ich mich wissenschaftlich mit Thomas Mann beschäftigte, geht auf sein Konto. Was er über diesen konservativen Thomas Mann erzählte, brachte mich erst einmal in Opposition, weckte dann aber mein Interesse, so dass ich mehrere Jahre zu Thomas Mann arbeitete, speziell zu seiner Publizistik, und nun meine Meinung gründlich revidierte. Noch an der ABF war ich in den Studentenrat gewählt worden und wurde sein letzter Vorsitzender. Der Studentenrat ist übrigens offiziell nie aufgelöst worden, wie man ab und zu lesen oder hören kann. Als Studentenvertretung wurde er durch die FDJ abgelöst, was ich immer für einen Fehler hielt. Und die wirtschaftlichen Aufgaben des Studentenrats – wir verfügten über einen Haushalt von über einer Million Mark, weil uns die Mensen unterstanden – die wirtschaftlichen Aufgaben also wurden von der Universitätsverwaltung übernommen, und hier muss ich sagen, vernünftigerweise. Der damalige Rektor, Prof. Schlesinger,<sup>4</sup> legte Wert darauf, dass bei entsprechenden Gelegenheiten nach wie vor der Vorsitzende des Studentenrates als Studentenvertreter eingeladen wurde, nicht der FDJ-HSG-Vorsitzende. Irgendwann existierte der Studentenrat nicht mehr – auch ohne formelle Auflösung.

Zur Frage nach der Hochschulreform: Die Erste Hochschulreform empfand man natürlich als gegeben, man ist gewissermaßen „hineingeboren“ oder „hineingewachsen“. Dass ich nach meiner Vorgeschichte kein Gegner sein konnte, ist sicherlich nachvollziehbar. Bei der Zweiten Hochschulreform war es schon differenzierter. Das damit eingeführte Einfachstudium musste eines Tages gerade bei Lehrerstudenten zu Problemen führen, denn wie sollten sie an der Schule mit nur einem Fach unterrichten? Ich war Diplomgermanist, hatte dieses Problem also nicht. Aber meine bisherigen Nebenfächer, Geschichte und Psychologie, fielen weg. Dafür hatten wir allerdings eine so umfassende Germanistik-Ausbildung, die diesen Namen – Germanistik – auch verdiente, mit Gotisch (obligatorisch) und

---

<sup>2</sup> Hall Christian: „Ein Akt sozialer Gerechtigkeit“ – Die Vorstudienchule und Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der Universität Rostock 1946-1963. Universität Rostock Magister-Arbeit 2008.

<sup>3</sup> Prof. Dr. Erich Sielaff: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002283](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002283)

<sup>4</sup> Prof. Dr. Erich Schlesinger: Catalogus Professorum:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002154](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002154)

Altnordisch (fakultativ). Da saßen wir mit vier Hanseln bei Prof. Teuchert<sup>5</sup> in dessen Haus in der Gartenstadt und lasen altnordische Texte. Wir konnten natürlich, wenn es die Zeit zuließ, auch Lehrveranstaltungen anderer Fächer besuchen. Dass es jetzt feste Lehrpläne gab, war für jeden Studienanfänger erst einmal eine große Hilfe, da er nun genau wusste, was er wann zu belegen hatte, während wir an den ersten Studientagen noch kopflos vor den vielen Aushängen gestanden hatten. Die Einführung des Zehn-Monate-Studienjahres, zehn Monate Vorlesungen und Seminare, zwei Monate Ferien und Praktika, war für mich unproblematisch, wie auch die Bildung von Seminargruppen.

Anders war es bei der Dritten Hochschulreform. Ich war ein Gegner dieser Reform, da sie zur weiteren Verschulung des Studiums beitrug. Dass sich manches in den folgenden Jahren entspannt hat, steht auf einem anderen Blatt. Die angestrebte Verbindung von Theorie und Praxis hatte ich damals wohl gar nicht zur Kenntnis genommen und war ziemlich überrascht, dass ich dieses Prinzip vorbildlich verwirklichte, so dass ich ein Anerkennungsschreiben vom Staatssekretär bekam. Was war passiert? Seit 1964 arbeitete ich, gemeinsam mit Kollegen Bernhard,<sup>6</sup> mit dem Rostocker Volkstheater zusammen und war am Zustandekommen der Marat/Sade-Premiere im März 1965 maßgeblich beteiligt. Der damalige Rektor, Prof. Schick,<sup>7</sup> lobte diese Arbeit in einem Artikel der Volkstheater-Spielplanvorschau. Sein Nachfolger, Prof. Heidorn,<sup>8</sup> kritisierte uns wegen unserer Arbeit außerhalb der Universität, denn die bezahlte uns ja. Das Rostocker Institut für Germanistik hat anlässlich des Jubiläums in diesem Jahr in einem Vortrag des Vorsitzenden der Internationalen Peter-Weiss-Gesellschaft über diese Tätigkeit informiert. Außerdem hatte eine Gruppe von Studentinnen und Studenten der Germanistik in einem bewundernswerten Peter-Weiss-Programm auch dieser Zusammenarbeit gedacht. Deshalb lasse ich es bei diesen Verweisen.

Im Jahr 1968 wurde die Dritte Hochschulreform eingeführt. Ende 1967 hatte ich das Angebot erhalten, für drei Jahre das Ostseestudio des Deutschen Fernsehfunks als Direktor zu übernehmen. Ich sagte zu, nicht zuletzt, um der Reform zu entgehen. Als ich nach fast fünf Jahren an die Universität zurückkam, konnte ich nicht – wie ich es erwartet hatte – in die Germanistik zurückkehren, sondern

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Hermann Teuchert: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002127](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002127)

<sup>6</sup> Prof. Dr. Hans-Joachim Bernhard: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002121](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002121)

<sup>7</sup> Prof. Dr. Rudolf Schick: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002034](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002034)

<sup>8</sup> Prof. Dr. Günter Heidorn: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001456](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 19-43.

wurde auf den Lehrstuhl für Ästhetik und Kulturtheorie berufen. Inzwischen waren an allen Hochschuleinrichtungen solche Lehrstühle oder Dozenturen eingerichtet worden, meistens mit Germanisten oder Kunsthistorikern besetzt. Aufgabe war es, alle Studierenden mit Grundbegriffen der Ästhetik vertraut zu machen, was übrigens bei den Lehrkräften der verschiedenen Sektionen große Unterstützung fand und bei den Studierenden offensichtlich überwiegend positiven Widerhall fand, natürlich auch immer abhängig von der jeweiligen Lehrkraft.

Da ich Literaturhistoriker war, in den 60er Jahren Lehrveranstaltungen zur Filmgeschichte gehalten hatte, Theater- und Fernseherfahrung besaß, lag es nahe, den Lehrstuhl mit mir zu besetzen, worüber ich jedoch alles andere als glücklich war. Wenig später wurde der Wissenschaftsbereich Kultur-, Kunst- und Musikwissenschaft gebildet, der für die erwähnte Ausbildung zuständig war. Im Zuge der Konzentration von Fächern – Sie kennen das sicher auch aus jüngster Zeit – konnte Rostock als Folge der Hochschulreform keine Studierenden der Musikwissenschaft ausbilden, obgleich andererseits ein Musiklehrermangel herrschte, wie vermutlich auch heute noch. Die Lehrkräfte waren geblieben und bekamen jetzt also eine neue Aufgabe. Dazu kamen noch zwei Kunsthistoriker, die ebenfalls Lehrveranstaltungen zur Ästhetik hielten, auch das Kunsthistorische Institut bestand nur noch formal, in Form dieser beiden Kollegen und einer mehr oder weniger großen Bibliothek. In den folgenden Jahren versuchte ich, die Musikwissenschaft so aus- und aufzubauen, dass sie wieder Studenten immatrikulieren konnte und zu einem selbständigen Wissenschaftsbereich wurde. Die nächsten Probleme für die Musikwissenschaft gab es nach der Wende, aber das ist eine andere Geschichte.

Mit der Auflösung meines Wissenschaftsbereiches konnte ich in den achtziger Jahren wieder in die Germanistik zurückkehren, behielt meine Einführungsvorlesung zur Ästhetik, übernahm aber im Laufe der Zeit auch wieder verschiedene literaturwissenschaftliche Lehrveranstaltungen. Geforscht habe ich zum Werk von Peter Weiss, aber dazu später.

In der Vorgabe ist auch die Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit gestellt worden. Im konkreten Fall musste ich natürlich einsehen, dass der Lehrstuhl besetzt werden musste, dass das ausgerechnet mit mir geschah, war schon schwieriger einzusehen. Mit anderen Worten: Auch die vorhandene Einsicht in die Notwendigkeit hinterlässt Narben auf der Seele oder wo auch immer.

Nun zu den in der Vorgabe angeführten politischen Ereignissen und ihre Bedeutung für das eigene Leben oder für die Wissenschaft. Zum Kriegsende habe ich schon etwas gesagt. Mir sind immer Leute unheimlich, die sich gewissermaßen an die eigene Geburt erinnern können. Da das Gedächtnis mit zunehmendem Alter ohnehin immer schlechter wird – und zwar rasant – ist es nicht immer leicht, in den Brunnen der Vergangenheit zu tauchen, um Thomas Mann mit seinen



Josephs-Romanen zu apostrophieren. Zum 7. Oktober 1949 zum Beispiel kann ich gar nichts sagen.

Der 17. Juni 1953 dagegen war ein Tag, der Kampagnen provozierte. Die Studierenden waren im Praktikum, an der Uni herrschte, soweit ich mich erinnere, Ruhe. Aber die Partei oder die Universitätsleitung wollten wissen, ob das auch bei unseren Praktikanten so war. Mit einem anderen Studenten wurde ich, wohl als noch existierender Studentenratsvorsitzender in einige Praktikumsorte Sachsen-Anhalts und Thüringens geschickt, zu einer Zeit, als nirgends mehr von Aufständen gesprochen werden konnte. Es hatte keine Vorfälle gegeben, in die Studierende unserer Universität verwickelt waren.

Ich glaube, dass ich um den 23. Oktober 1956 auf einer Internationalen Heine-Konferenz war, auf der in Pausengesprächen die Ungarn-Ereignisse reflektiert wurden. Beim diesjährigen Jubiläum der Germanisten lasen die Studentin Anita Krätzner und der Student Jobst Herzig aus Akten und Briefen, um die Konfrontation der Professorin Edith Braemer<sup>9</sup> mit dem Professor Erich Kühne<sup>10</sup> darzustellen. In die damaligen Intrigen waren auch andere Mitglieder des Germanistischen Instituts verstrickt. Kühne und seine Adepten Halpern und Finze versuchten mit Hilfe der Bezirksleitung der SED, ihnen missliebige Mitarbeiter aus dem Institut zu drängen. Ich verweise hier nur auf die sicherlich bekannte Broschüre von Georg Lichtenstein „Das durfte nie wahr sein“,<sup>11</sup> aus dem Jahr 1993 und auf die Ostseezeitung vom 4. Juni 1958, S. 3, wo es unter anderem heißt:

*„Für die ideologische Position des Genossen Haiduk ist charakteristisch, daß er sagte, der Mittelpunkt seines geistigen Lebens sei Lukács gewesen, ‚Marx, Engels und Lenin habe er auch studiert.‘ Das zeigt, wie sehr die Werke der Klassiker des Marxismus-Leninismus unterschätzt wurden und wie hungrig auf der anderen Seite nach der bürgerlichen Ideologie gelehzt wurde... Wenn Genosse Haiduk den Marxismus-Leninismus sozusagen als wissenschaftliches Beiwerk für seine Tätigkeit betrachtet, so ist das nichts weiter als die Bestätigung dafür, wie sehr er sich von der Partei entfernt hat und die Arbeiterklasse vergaß.“*

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Edith Braemer: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002307](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002307)

<sup>10</sup> Prof. Dr. Erich Kühne: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002281](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002281)

<sup>11</sup> Lichtenstein, Georg: Das durfte nie wahr sein: Rostocker Universitätsprotokolle zum Stalinismus ; Manuskript einer Lesung im Kleinen Haus des Volkstheaters Rostock in der Esselföter Straße. Rostock 1993, besonders S. 48.

Für Nichtgermanisten: Lukács<sup>12</sup> war für marxistische Literaturwissenschaftler in den Nachkriegsjahren mit seinen zahlreichen Büchern einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste marxistische Literaturwissenschaftler. Dennoch hatten wir ihn kritisch gelesen, da er gegenüber Brecht und anderen Autoren, die sich nicht in sein Realismusbild einordnen ließen, einen engen, dogmatischen Standpunkt vertrat. Da Lukács aber in die angeblich konterrevolutionäre Regierung Ungarns eingetreten war, wurde er zunächst in der DDR kritisiert. Und für solche Leute, wie sie damals von der Bezirksleitung kamen, war es eine Todsünde, wenn man sich jemals auf Lukács berufen hatte. Ich bin nicht zu Kreuze gekrochen, meine Zeit an der ABF hatte mich gelehrt, mich nicht verbiegen zu lassen. Drei Jahre später war ich Prorektor für Studienangelegenheiten.

Am Beispiel der Ungarn-Ereignisse ist aber auch zu sehen, dass solche Daten oft Langzeitwirkung hatten, heute sagt man wohl „nachhaltig“ waren, mit dem Ereignis selbst nicht abgegolten oder erledigt waren. Aber noch ein Wort zu Lukács. Als es 1989 in der Parteiorganisation der Germanisten Kritik an der Politik der Parteiführung gab, konnte man von hohen Funktionären der Bezirksleitung noch immer oder wieder hören, dass die Germanisten durch Lukács verdorben worden seien. Ich möchte aber ausdrücklich erklären, dass es auch andere, kluge Funktionäre in der Bezirksleitung gegeben hat, und dass zum Beispiel der weltoffene, international anerkannte Spielplan des Rostocker Theaters sonst gar nicht möglich gewesen wäre, auch nicht die Inszenierung von Weiss' *Marat/Sade*, den ja eine Mitarbeiterin des Berliner Ensembles als konterrevolutionär bezeichnet hatte, weswegen das Berliner Ensemble das Stück auch nicht zur Aufführung annahm.

Dass die Grenzen zu Westberlin dicht gemacht worden sind, erfuhr ich, als ich mit meiner Familie an der Ostsee im Urlaub war. Am 1. September sollte ich meine Arbeit als Prorektor für Studienangelegenheiten aufnehmen. Mir war klar, was mich da erwartete. Zum Mauerbau aber noch ein Wort: Wie die Bevölkerung das aufgenommen hat, wird heutzutage immer vom Ende her dargestellt, von eingeschränkter Reisefreiheit und Mauertoten. 1961 war es für den größeren Teil der Bevölkerung eine Wohltat, dass dem Ausbluten der DDR ein Riegel vorgeschoben wurde. Der BRD-Historiker Arno Peters, der auch in der DDR durch seine „Synchronoptische Weltgeschichte“<sup>13</sup> bekannt geworden war, hatte aufgerechnet, dass die DDR, unter anderem durch den willkürlichen Wechselkurs, jährlich Milliardenverluste erlitt. Natürlich gab es auch tragische familiäre Ver-

---

<sup>12</sup> Georg Lukács, 1885-1971, ungarischer Philosoph und Literaturwissenschaftler, Erneuerer der marxistischen Philosophie.

<sup>13</sup> Peters, Arno: *Synchronoptische Weltgeschichte*. Ausgabe: 1.-50.. Tsd. Frankfurt am Main 1952 (Nummer 004906) .

strickungen, vor allem bei Menschen, die in Ostberlin und im Umland wohnten und enge familiäre Beziehungen zu Verwandten in Westberlin hatten.

Die Arbeit als Prorektor begann aber auch mit für die Universität wichtigen Veränderungen. Die letzten zwei der fünf Wohnheime in der Südstadt waren fertiggestellt, so dass wir zusammen mit den Häusern/Baracken in der Thierfelderstraße und dem Heim in der Friedrich-Engels-Straße so viele Wohnheimplätze hatten, dass das Unterbringungsproblem nahezu gelöst war. Wie bekannt, kamen dann noch zwei Wohnhochhäuser in der Südstadt dazu. Ich muss gestehen, dass ich gar nicht darüber informiert bin, wie das mit den Wohnheimen derzeit aussieht.

Dennoch gab es Probleme für einen Prorektor. Ich erinnere mich, dass das Fernsehen zu mir kam, weil die Zahl der Studentinnen mit Kindern zugenommen hatte. Ich appellierte also an die Studentinnen, mit dem Kinderkriegen eine günstigere Zeit abzuwarten. Ich habe sicherlich nicht gesagt, wann es diese günstigere Zeit gibt. Jedenfalls hatten wir in der Thierfelderstraße ein Haus nur für Studentinnen mit Kindern eingerichtet. Durch die sozialpolitischen Maßnahmen einige Zeit später war mein damaliger Appell ohnehin Vergangenheit.

Am 21. August 1968 hatte ich schon meine Arbeit beim Fernsehen aufgenommen. Offensichtlich war meine Übernahme von Funktionen immer mit politisch brisanten Ereignissen verbunden. Was die Universität betrifft, kann ich also nichts sagen, auch nicht zum 9. November 1989, da ich zu dieser Zeit nicht mehr aktiv an der Universität tätig war. Und was den 1. Juli 1990<sup>14</sup> betrifft, so muss ich bekennen, dass ich da noch viel ahnungsloser bin, da mir das Datum nichts sagt.

Zur Forschung und Auslandsarbeit:

Ich bin mein Leben lang Einzelforscher gewesen, kenne die Forschung im Kollektiv gar nicht, die wohl für die DDR typisch gewesen sein soll. Meine Diplomarbeit habe ich zu Thomas Manns Antifaschismus geschrieben. Die Arbeit wurde in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Universität Rostock gedruckt, auch von Thomas Mann gelobt. Meine Dissertation hatte den Titel „Wesen und Sprache der polemischen Schriften Thomas Manns“.<sup>15</sup> Die Verteidigung fand am 5. Dezember 1958 statt, also genau heute vor 50 Jahren.

Mit meinen Arbeiten zu Thomas Mann, also zur Publizistik, hatte ich ein Gebiet beschritten, das bisher in der Forschung unbeachtet geblieben war, und schon dadurch internationale Aufmerksamkeit fand. Die wissenschaftliche Korrespondenz reichte bis in die USA, wo es namhafte Thomas-Mann-Forscher gab.

---

<sup>14</sup> Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion der Bundesrepublik und der DDR vom 1. Juli 1990 an.

<sup>15</sup> Haiduk, Manfred: *Wesen und Sprache der polemischen Schriften Thomas Manns*. Hochschulschrift: Rostock, Phil. Fak., Diss. 1957.

Die Mitarbeit an der Rostocker Inszenierung von Peter Weiss' Marat/Sade bewirkte, dass ich mein bisheriges Habilitationsthema fallen ließ und nun zu Peter Weiss forschte. Das wiederum führte dazu, dass sich seit der Perten-Inszenierung am 26.03.1965,<sup>16</sup> an der Peter Weiss mit seiner Frau Gunilla Palmstierna-Weiss teilgenommen hatte, eine lebenslange Freundschaft mit Peter Weiss entwickelte, die durch seinen Tod am 10. Mai 1982 ihr Ende fand.

Im vergangenen Jahr habe ich in einem Vortrag, „Probleme der Peter-Weiss-Forschung in der DDR“, formuliert:

*„Es entstand nicht nur schlechthin eine 7-jährige enge Freundschaft, sondern zugleich eine Arbeits-Partnerschaft, und es sollte sich bald zeigen, dass durch die Forschungsarbeit mein Leben mit dem von Weiss auf besondere Weise verbunden war. Es kam zu einem in der Forschung nicht alltäglichen Verhältnis zwischen Subjekt, dem Forscher, und Objekt, dem literarischen Werk und seinem Schöpfer.“*

Ich kann hier keinen Vortrag über Peter Weiss halten, möchte nur auf zwei der erwähnten Probleme eingehen. 1969 hatte der Henschelverlag in Berlin meine Habilitationsarbeit, „Der Dramatiker Peter Weiss“,<sup>17</sup> als Band 1 einer neuen Reihe, „Theaterwissenschaft“, ausgedruckt, als Weiss mit seinem sowjetischen Übersetzer öffentlich polemisierte. Weiss schrieb zu dieser Zeit ein Drama über Trotzki, und das spiegelt auch die Polemik. Die Folge war, dass der von der DDR umworbene Schriftsteller zur *persona non grata* wurde und mein bereits angekündigtes und einem westdeutschen Verlag zugesagtes Buch nicht erscheinen durfte. Weiss schrieb in seinen Notizbüchern: „Manfreds Buch ist in den Wolf gekommen.“ (NB 60-71, 2. Bd., S. 697) Nun wird vielleicht verständlich, warum ich sagte, dass mein Leben mit dem von Weiss „auf besondere Weise verbunden“ war. Weiss hatte sich übrigens geirrt. Der Henschelverlag hatte die 1.000 Exemplare, die bereits aufgebunden waren, magaziniert und auf bessere Zeiten gehofft. Bei einem Gespräch mit dem damaligen Kulturminister Klaus Gysi sagte der mir, es müsse „erst Gras über die Geschichte wachsen“, dann könne das Buch erscheinen. Das Gras wuchs dreieinhalb Jahre. Als das Rostocker Theater Peter Weiss' Hölderlin vorbereitete, konnte auch mein Buch erscheinen, 1973, mit der Jahreszahl 1969. So sieht Kulturpolitik und im konkreten Fall Forschungsarbeit aus, wenn Wissenschaft und Kunst von Politik gegängelt werden. Der Vollständigkeit halber: 1977 konnte ich eine zweite, erweiterte Auflage herausbringen, bei

---

<sup>16</sup> Hanns Anselm Perten, 1917-1985, Schauspieler, Regisseur und Theaterintendant der DDR. Vgl.: Pietschmann, Michael: Hanns Anselm Perten. Leben und Wirken eines Theatermannes im Spiegel der DDR-Kulturgeschichte. Hochschulschrift: Rostock, Univ. Diss. 2003.

<sup>17</sup> Haiduk, Manfred: Der Dramatiker Peter Weiss. Berlin 1969. 2., erw. u. überarb. Aufl. Berlin 1977.

der ich jede Unterstützung erhielt, vom Hochschulministerium wie vom Kulturministerium, zum Beispiel im Hinblick auf notwendige Reisen.

Ein zweites Beispiel: In die eben erwähnte Ausgabe konnte ich ein Kapitel zur „Ästhetik des Widerstands“ aufnehmen, die erste umfangreichere Darstellung zur Ästhetik in der DDR. Peter Weiss hatte mir bei jedem der drei Bände das jeweilige Typoskript zum Lesen gegeben und mit mir diskutiert. Mir war natürlich beim Typoskript des ersten Bandes schon klar, welche Probleme es bei einer Publizierung geben würde: konkret, die Darstellung der Moskauer Prozesse waren, trotz des XX. Parteitags der KPdSU, nach wie vor ein Tabu. Vielleicht kann ich ausführlicher in der Diskussion darauf zurückkommen. Jetzt nur so viel: 1983 konnte ich „Die Ästhetik des Widerstands“ (ÄdW) im Henschelverlag herausbringen als „Ausgabe letzter Hand“, da ich noch gemeinsam mit Peter Weiss 1982 einen Teil der vom Suhrkamp-Lektorat „verschlimmerten“ Korrekturen, vor allem im letzten Band, rückgängig machen konnte.<sup>18</sup> Hier war die Forschungsarbeit dann zugleich penible editorische Arbeit. Am Rande sei erwähnt, dass westdeutsche Forscher und Publizisten voreilig den Eindruck verbreiteten, Peter Weiss hätte für die DDR eine spezielle Fassung hergestellt – ein kleines Beispiel für den Kampf der Systeme. Erwähnt sei aber auch, dass es ein junger BRD-Forscher war, der in einem textkritischen Vergleich diese Unterstellung ad absurdum führte. Auch über die Geschichte der Herausgabe der ÄdW in der DDR, wie über die Geschichte meiner Weiss-Monographie, habe ich ausführlicher in einem Text berichtet, der im Archiv der Akademie der Künste eingesehen werden kann, wo sich seit 2001 meine Peter-Weiss-Sammlung befindet. Hier nur so viel: Es waren neben mir auch andere, die darauf drängten, „Die Ästhetik des Widerstands“ in der DDR herauszubringen, der wohl Namhafteste und Einflussreichste war Konrad Wolf. Dass dann 1987 noch eine zweite Auflage erschien, war auch für mich eine Überraschung, denn das war ursprünglich nicht vorgesehen. (Zur Peter-Weiss-Sammlung: [www.adk.findbuch.net](http://www.adk.findbuch.net))

Zur Internationalen Wirksamkeit:

Dazu zähle ich die Arbeit als Gastdozent, die konsultative Arbeit für ausländische Kolleginnen und Kollegen und die Vorträge anlässlich von Auslandsreisen. Die Germanisten nahmen bei Auslandsreisen offensichtlich eine bevorzugte Stellung ein, da ausländische Institute, in denen Deutsch als Fremdsprache gelehrt wurde, immer ein Interesse hatten, deutsche Germanisten zu Gastvorträgen einzuladen oder als Gastdozenten zu beschäftigen, zum Teil auf Grund von staatlichen Ab-

---

<sup>18</sup> Weiss, Peter: Die Ästhetik des Widerstands. Berlin: Henschelverlag 1983. – Weiss, Peter: Die Ästhetik des Widerstands. Bd. 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981. Siehe auch: Haiduk, Manfred: Der dritte Band. Kompilation zur Editions-geschichte des dritten Bandes der „Ästhetik des Widerstands“. In: Ästhetik Revolte Widerstand. Zu Klampen Verlag Lüneburg / Universitätsverlag Jena 1990, S. 294-310.



kommen. Es gab wohl am Germanistischen Institut keinen Mitarbeiter, der nicht längere Zeit im Ausland gearbeitet hätte, oft mehrfach. Mein erster Einsatz war 1959, als ich kurze Zeit vertretungsweise in Poznań, also in Posen, arbeitete, mein zweiter und letzter, als ich 1986 als Gastprofessor an der Universität Peking unterrichtete. Ich hatte die Professur entgegen ärztlichem Rat angenommen, obgleich es mir zu dieser Zeit gesundheitlich nicht gut ging. Aber die Versuchung war zu groß, in dem Land zu arbeiten, das für uns in der noch jungen DDR der 50er Jahre ein geheimnisvolles Traumland war, noch dazu an der berühmtesten, wenn auch nicht ältesten Universität im Reich der Mitte. Ich hielt nicht nur Vorlesungen zum 19. und 20. Jahrhundert und Seminare zur deutschen Novelle, sondern auch Veranstaltungen zu Peter Weiss, über den übrigens ein junger Wissenschaftler des Pekinger Instituts promoviert hatte. Das eigentliche Erlebnis war natürlich das Land mit seiner großen Kultur und den großen Widersprüchen. Wie klein war aus dieser Sicht Europa mit seinen unbedeutenden Problemen. Der Bevölkerungszuwachs Chinas beträgt jährlich ca. 16 Millionen, trotz restriktiver Geburtenpolitik. Das war die Gesamtbevölkerung der DDR, die jährlich in China neu dazu kommt. Im Durchschnitt erlebt China, von alters her, alle zwei Jahre eine Naturkatastrophe, Erdbeben oder Überschwemmungen. Ich erwähne das deswegen, weil ich vor wenigen Monaten die Berichterstattung, vor und während der Olympischen Spiele in Peking, unter aller Kritik fand, bei allen Vorbehalten, die auch ich gegenüber einzelnen Dingen in China habe.

Zur konsultativen Wirksamkeit:

Trotz der Einzelforschung war Rostock in den siebziger und achtziger Jahren zum Schwerpunkt der Peter-Weiss-Forschung geworden. Ausländische Doktoranden und Habilitanden konsultierten mich, so aus der ČSSR, aus Jugoslawien, Österreich, Frankreich, Schweden, aus der Schweiz und ein Doktorand aus Südkorea, der sich zu dieser Zeit an der Freien Universität aufhielt.

Wissenschaftliche Verbindungen mit Kollegen aus der BRD gab es seit den siebziger Jahren. Sie haben kurz vor und nach der Wende quantitativ und qualitativ zugenommen. Mit den westdeutschen Kollegen, die zu Peter Weiss gearbeitet und publiziert haben, bestehen engste Verbindungen, auch freundschaftliche. Dass die Internationale Peter-Weiss-Gesellschaft mich 1990 als Ehrenmitglied berief, mag als weiterer Beleg gelten wie auch ein übervoller Leitz-Ordner mit Korrespondenzen zu Weiss, die ebenfalls im Archiv der Akademie eingesehen werden können.

Zur Vortragsarbeit im Ausland:

Wie schon erwähnt, gehörte es gewissermaßen zum Standard, dass Germanisten Gastvorträge im Ausland hielten. Mit einer Anzahl Universitäten hatte die Rostocker Uni Partnerschaftsbeziehungen. Hier war der Austausch ohnehin gang und

gäbe. Darüber hinaus gab es persönliche Einladungen auf Grund wissenschaftlicher Beziehungen. So führte mich die letzte Auslandsreise nach Oslo, wo ein Kollege zu Weiss arbeitete und die Verbindung mit mir wünschte. Beide Universitäten schlossen einen entsprechenden Vertrag. Diese Reise wurde dann von der norwegischen Seite erweitert, so dass ich auch in Bergen Vorträge hielt. Andere Verbindungen bestanden traditionell schon seit Jahrzehnten, zum Beispiel mit Debrecen und Zagreb. Diese Beziehungen waren auch insofern wertvoll, als sie zusätzliche Publikationsmöglichkeiten erschlossen.

Gastvorlesungen habe ich seit den fünfziger Jahren an den Universitäten Warschau, Poznań (Posen), Wrocław (Breslau), Łódź, Prag, Belgrad, Zagreb, Budapest, Debrecen, Minsk, Helsinki, Jyväskylä, Oulu, Tampere, Turku, Göteborg, Kopenhagen, Aarhus, Bradford, Oslo und Bergen gehalten. Dazu kamen Vorträge bei Lehrerfortbildungsveranstaltungen, zum Beispiel in Schweden, und an verschiedenen Kulturzentren der DDR, zumeist in Verbindung mit Gastvorlesungen. Nach der Wende übrigens auch ein Vortrag für das Goethe-Institut in Stockholm, anlässlich einer Peter-Weiss-Woche.

## **Diskussion**

Transkription und Protokoll: Manuela Dierck, Tina Fischer, Katharina Hennig und Doreen Richter

Kersten Krüger:

Zunächst einmal gratulieren wir zum goldenen Doktorjubiläum. Nach der Gratulation dürfen wir uns für diesen eindrucksvollen Bericht bedanken und die Aussprache eröffnen.

Kolja Trieglaff:

Sie sprechen vom Mauerbau als Wohltat. Könnten Sie dazu Genaueres sagen?

Manfred Haiduk:

Es war damals als Wohltat empfunden worden, dass nicht mehr mit dem Wechselkurs, der ein Schwindelkurs gewesen ist, auf Kosten der DDR Geld gemacht werden konnte. Wenn Ostberliner und Leute, die im Umland von Berlin wohnten, in Westberlin als Putzfrau arbeiteten und dort beispielsweise 50 oder 100 D-Mark bekamen, dann konnten sie das umtauschen und hatten die fünffache Summe in DDR-Mark. Das, was ein anderer in einem Monat verdiente, hatten sie in ein paar Stunden verdient. Ein anderer Grund, den Mauerbau als Wohltat anzusehen, ergab sich daraus, dass die DDR anerkanntermaßen gute optische Geräte hatte und es damals durchaus möglich war, von Westberlin aus in Ostberlin einzukaufen und

für billiges Geld beispielsweise diese Fotoapparate zu kaufen. Für billiges Geld deswegen, weil der Westberliner sein Geld umrubeln konnte und dann für eine D-Mark – ich weiß nicht, wie zu der Zeit der Kurs war – vielleicht nicht fünf, aber vier DDR-Mark bekam, so dass er einen Bruchteil dessen bezahlte, was man normalerweise für diese Geräte bezahlen musste. Das löste eine erhebliche Diskussion in der DDR-Bevölkerung aus. Dass auf der anderen Seite in erster Linie gerade die Ostberliner und diejenigen, die im Umland wohnten, die Leidtragenden waren, hing damit zusammen, dass es viele verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Ostberlin und Westberlin gab und manch einer Schwierigkeiten hatte, aus Ostberlin zu seinen Eltern nach Westberlin zu gehen.

Jörn Wüstenberg:

Auch von mir nochmals vielen Dank für den eindrucksvollen Vortrag. Mich würde interessieren, wie Sie sich in Ihren politischen Ansichten entwickelt haben. Sie haben gesagt, wie sehr Sie durch die DDR in Bereiche kommen konnten, die Ihnen sonst infolge Ihrer Herkunft aus Breslau oder der Verletzung vielleicht nicht zugänglich gewesen wären. Zugleich sind Sie darauf eingegangen, dass Sie zum Beispiel bei der Veröffentlichung von Büchern Schwierigkeiten hatten und dass man sich in dem Artikel, den Sie zitierten, auch gegenüber Ihrem „Klassenstandpunkt“ kritisch geäußert hat. Mich würde das ganze aus Ihrer Sicht interessieren. Wie hat sich Ihre Sicht, Ihre Einstellung zur Partei gewandelt. Gab es innerhalb der Partei Probleme, die Sie bekommen haben? Können Sie Ereignisse benennen, bei denen sich diese Einstellung verändert hat?

Manfred Haiduk:

Wie das 1958 aussah, habe ich Ihnen gesagt. Es ist schwierig, im Jahre 2008 zu sagen, wie ich damals gedacht habe. Aber es ist sicherlich so gewesen, dass ich für die Dummheiten Einzelner nicht die Partei verantwortlich gemacht habe und dass sich mein Klassenstandpunkt, den man mir abgesprochen hatte, wie das Zitat zeigt – das ganze Zitat ist so dumm – nicht verändert hatte. Aber im Laufe der Geschichte der DDR, bei den vielen Fehlern und der Stagnation vor allem in den letzten Jahren, und auch im Zusammenhang mit der Freundschaft mit Peter Weiss hat sich natürlich mein immer kritischer Blick weiter geschärft. Ich weiß, was Peter Weiss erlebt hat. Und das hatte sofort auch immer für mich Konsequenzen, nicht in der Hinsicht, dass man mir Schwierigkeiten gemacht hätte. Aber natürlich bewegt es einen, wenn ein enger Freund auf einmal eine *persona non grata* ist. Und ich habe in der Frühzeit Funktionen innegehabt. An der ABF war ich stellvertretender SED-Vorsitzender. Ich war, wie gesagt, Prorektor für Studienangelegenheiten. Ich hatte dann den Wissenschaftsbereich Kultur, Kunst und Musik, den ich nicht gerne übernommen hatte, letztlich jedoch einsehen musste, dass es notwendig war. Aber in den letzten Jahren habe ich keine Funktionen mehr übernommen.

Das mag zum Teil mit der Gesundheit zusammengehangen haben, aber es hing auch damit zusammen, dass ich mich zurückzog, ohne dass ich zum Gegner der DDR geworden wäre.

Manuela Dierck:

Meine Frage ist weder politisch, noch betrifft sie die Universitätsarbeit. Sie ist eher persönlicher Art. Wie haben Sie nach der Zusammenarbeit mit dem Volkstheater, auch zu Marat/Sade, andere Inszenierungen in der BRD betrachtet? Und wie verfolgen und betrachten Sie die diesjährige Wiederaufnahme Marat/Sades in Stockholm oder in Hamburg, wo es zur Zeit wieder aufgeführt wird?

Manfred Haiduk:

Ich kenne leider die Stockholmer Inszenierung nicht. Ich weiß nur – ich kann Ihnen gar nicht sagen, ob es mir Gunilla oder Professor Jürgen Schutte erzählt hat –, dass die Inszenierung wohl nicht ganz glücklich gewesen ist. Aber ich kann mir kein Urteil erlauben. Ich habe sie nicht gesehen. Und das Gleiche gilt für die Hamburger Inszenierung. Ich habe nur in der Presse etwas gelesen, aber Rezensionen sind Rezensionen und ich übernehme diese Meinung nicht, solange ich die Inszenierung nicht selbst gesehen habe. Und was die Arbeit mit dem Volkstheater betrifft, habe ich an allen Peter Weiss-Inszenierungen des Volkstheaters als wissenschaftlicher Berater mitgearbeitet, auch an einigen anderen Inszenierungen, Rolf Hochhuth etwa oder Kipphardt. Was möchten Sie hierzu ganz konkret wissen?

Manuela Dierck:

Mich würde interessieren, wie Sie die zeitgleichen Inszenierungen in der BRD aufgefasst haben.

Manfred Haiduk:

Auch diese Inszenierungen kenne ich nur aus Rezensionen. In meinem Buch habe ich das auch immer deutlich werden lassen. Ich konnte demnach immer nur den Rezensenten sprechen lassen. Meistens ist es doch so, dass sich in der Presse eine bestimmte Meinung durchsetzt, so dass man sich ein Bild machen kann. Aber gesehen habe ich diese Inszenierungen nicht. Ich habe eine in Finnland gesehen, eine sehr schöne, und ich habe eine in Polen gesehen, aber keine in der BRD. Da hätte ich dann zu einer Inszenierung fahren müssen. Ich bin zwar viel gereist, aber das wäre nicht möglich gewesen.

Björn Kutz:

Sie sprachen vorhin von der Kritik, die Ihnen seitens der Universitätsleitung von Professor Heidorn im Zusammenhang mit der Zusammenarbeit mit dem Volks-

theater angetragen wurde. Ist es bei dieser ‚verbalen Kritik‘ geblieben oder hat es mehrere Diskussionen darüber gegeben? Wurde Ihnen vielleicht nahegelegt, mit der Zusammenarbeit aufzuhören? Oder wie kann man sich das vorstellen?

Manfred Haiduk:

Man muss wissen, dass wir befreundet waren. Als ich Studentenratsvorsitzender war, war Günter Heidorn Schriftführer. Wir kannten uns folglich sehr gut aus dieser Zeit, waren auch tatsächlich befreundet. Als er diese Kritik äußerte – ich weiß gar nicht bei welcher Gelegenheit – konnte ich nur lächeln. Das ist etwas völlig Folgenloses gewesen. Er hätte es sich sparen können, aber er hatte letztlich Recht. Der Arbeitgeber war die Universität. Sie hat uns auch bezahlt. Und wir hatten Stunden im Theater zugebracht. Ich kann gar nichts dagegen sagen, aber auf der anderen Seite wurde diese Zusammenarbeit mit der Praxis von uns gefordert.

Daniel Münzner:

Sie haben gerade noch einmal von der Kritik von Herrn Heidorn gesprochen und Sie hatten vorher erwähnt, dass Teile Ihrer Schriften als konterrevolutionär kritisiert wurden. Wie sind Sie damit umgegangen? Gab es daraus irgendwelche größeren Konsequenzen? Oder kennen Sie Kollegen, die daraus irgendwelche größeren Konsequenzen, außer dass sie ihren Namen in der Zeitung lesen mussten, zu spüren bekamen?

Manfred Haiduk:

Man frisst vieles in sich hinein. Ich bin in den fünfziger und sechziger Jahren magenkrank gewesen. Die Ursache kenne ich nicht. Ich könnte mir aber gut vorstellen, dass bestimmte Dinge, die einem damals auf den Magen geschlagen sind, mit dafür verantwortlich waren, dass ich eine Magenschleimhautentzündung hatte, dass ich Magengeschwüre hatte. Wie ist man damit umgegangen? Jenes Jahr, 1958, war wirklich ein sehr schlimmes Jahr. Es wurden auch andere Germanisten kritisiert, darunter auch ein Freund, Doktor Werner Jahn. Dessen Frau war jahrelang stellvertretende Direktorin der ABF. Als ich die Aufnahmeprüfung an der ABF hatte, leitete sie die Prüfungskommission. Von daher kannte ich sie vom Ansehen schon. Jahn war schon ein älterer Kollege, ich glaube auch ein Emigrant. Er hatte das nicht mehr ausgehalten, wobei allgemein gesagt wurde, dass der treibende Keil die Frau gewesen sei. Sie sind dann in die BRD gegangen, was damals noch relativ einfach war. Aber sie hatten immerhin in der Gartenstadt ein Haus. Sie haben einiges zurückgelassen. Sie hatten zwei Kinder, für die es auch ein Problem war. Jahn hat dann dort auch als Germanist gearbeitet – in Hamburg oder Bremen. Sie können auch immer nachfragen, wenn ich eine Frage nicht ausreichend beantworte.



Axel Büssen:

Sie sprachen auch von der Gängelung der wissenschaftlichen Politik. War Ihre Arbeit zum Antifaschismus von Thomas Mann frei von Gängelungen? Konnten Sie die völlig frei schreiben? Würde diese Arbeit auch heute noch so bestehen, wie sie damals geschrieben wurde? Ist sie auch heute noch aktuell oder würde man sie heute anders schreiben?

Manfred Haiduk:

Um die Frage zu beantworten, müsste ich sie mir erst noch einmal wieder durchlesen. Aber was die Forschungsarbeit damals betraf, war sie völlig ohne Gängelung. Ich erinnere mich an diese Arbeit besonders gern deswegen, weil das die ersten Erfolgserlebnisse waren, über die Emigrationszeit von Thomas Mann zu schreiben, und darum ging es schließlich. Es bedeutete, dass ich Emigrationszeitschriften einsehen musste, die es an deutschen Universitäten nur in ganz geringem Umfang gab. Ich glaube, ich habe damals sehr viel Literatur von der Universitätsbibliothek und der Staatsbibliothek München bekommen, überhaupt sehr viel aus westdeutschen Universitäten, was damals gar kein Problem war. Das hat sich später geändert. Je kälter der Krieg war, umso schwieriger waren auch die Beziehungen, obgleich es immer diesen Leihverkehr mit dem Ausland, dazu gehörte auch die BRD, gab. Sie werden das noch besser beurteilen können, aber es waren die ersten Jahre, die wirklich eine richtig glückliche Zeit auch in dieser Hinsicht waren. Aber auch später hatte ich nie Probleme, diese Literatur zu bekommen, die man in der Berliner Staatsbibliothek nur in einem kleinen Raum einsehen konnte, wobei ich jedoch sagen muss, dass wohl auch immer ein bisschen Beharrlichkeit und Durchstehvermögen dazugehörte, etwas durchzusetzen und sich nicht gleich abweisen zu lassen, wenn jemand gesagt hat, dass etwas aus den unterschiedlichsten Gründen nicht möglich ist.

Hinzufügen möchte ich, was ich vorhin schon sagen wollte. Als Peter Weiss 1982 starb und ich telefonisch die Mitteilung bekam, war für mich klar, dass ich zur Beerdigung fahre. Ich war wenige Wochen vorher noch bei Weiss gewesen, er hatte mich zur Inszenierung seines letzten Stückes eingeladen, des neuen Prozesses, den er zusammen mit seiner Frau inszeniert hatte.<sup>19</sup> Und wir waren auch kurz davor noch in Berlin zusammen und es war also für mich klar, natürlich fährst du zur Beerdigung. Nun war ich wirklich ein politischer Mensch, ich kannte die Gesetze, aber ich war in dem Augenblick so naiv, dass ich zur Volkspolizei ging und einen Antrag stellte, dass ich zur Beerdigung meines Freundes nach Stockholm fahren wollte. Der wurde natürlich sofort abgelehnt. Ich war ja nicht mit

---

<sup>19</sup> Der neue Prozess. Uraufführung: Dramaten, Stockholm, 12. März 1982 (Regie: Gunilla Palmstierna-Weiss und Peter Weiss). Deutschsprachige Erstaufführung: Freie Volksbühne, Berlin, 25. März 1983 (Regie: Roberto Ciulli).

Weiss verwandt. Das entsprach ja nicht den Bestimmungen, was ja korrekt war von Seiten dieses Beamten oder Angestellten.

Dann habe ich mit dem Rektor Professor Brauer<sup>20</sup> gesprochen und – da taucht Heidorn wieder auf – der hat mit Heidorn gesprochen, der damals stellvertretender Minister für Auslandsbeziehungen war. Dann konnte ich als Vertreter der Universität Rostock zur Beerdigung fahren, was also dadurch motiviert werden konnte, dass die Universität Rostock Peter Weiss den Ehrendoktor angetragen hatte. Man mag sagen, das könne nicht jeder machen, aber ich fand es richtig und habe es auch durchgesetzt.

Kersten Krüger:

Ich darf noch einmal den Aspekt vertiefen, den Daniel Münzner angesprochen hatte. Was Sie aus der Ostseezeitung zitierten, war nach meinem Eindruck fast so etwas wie ein wissenschaftliches Todesurteil. Wenn man Ihnen also den Klassenstandpunkt absprach, hatte das in gar keiner Weise irgendwelche Folgen? Das heißt, Sie mussten ja schon sehr mutig sein, das einfach so zu schlucken und zu tun, als sei nichts. Aber wenn in einer Zeitung so etwas stand, hatte das doch in der Regel Folgen. Oder nicht? Für Sie?

Manfred Haiduk:

Wissen Sie, es wird ja immer wieder erzählt, dass ein DDR-Bürger an einem Tag eine hohe Parteistrafe bekommt und am nächsten Tag eine hohe staatliche Auszeichnung. Das hat sich nicht unbedingt widersprochen, da gibt es also wirklich viele Belege, dass so etwas passierte. Das war zu der Zeit also kein Todesurteil. Es war so, dass es einem an die Nieren ging. Und wie gesagt, Werner Jahn hat das also auf die Dauer nicht ausgehalten. Aber das waren mehr diese Konflikte zwischen Kühne, Braemer und Kühne und uns. Nein, es hatte keinerlei Folgen. Ich hatte ja extra daran angeschlossen die Bemerkung: „Drei Jahre später war ich Prorektor für Studienangelegenheiten“. Da waren aber auch inzwischen andere Funktionäre in der Bezirksleitung. Es ist natürlich alles immer abhängig von Personen.

Kersten Krüger:

Darf ich da noch eine weitere Rückfrage stellen? Ich hatte aus den Akten der Germanistik, als ich sie mir im Frühjahr ansah, den Eindruck, dass im Grunde persönliche Differenzen auf der Parteiebene ausgetragen wurden. Also gerade was Kühne angeht, der ja nun ein sehr eitler und rechthaberischer Mann war, zumindest wenn man es aus den Akten sieht. Es wurden also persönliche Differen-

---

<sup>20</sup> Prof. Dr. Wolfgang Brauer: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001285](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285)

zen auf der Parteiebene objektiviert, scheinobjektiviert über ideologische Standpunkte ausgetragen. Würden Sie das so bestätigen?

Manfred Haiduk:

Ja, ganz genau.

Björn Kutz:

Sie sprachen vorhin davon, dass Sie zum 9. November 1989 nicht mehr so viel sagen können, zumindest aus Sicht der Universität, da Sie ja da nicht mehr Mitglied der Universität waren. Aber mich würde doch interessieren wie aus Ihrer Sicht die Diskussion, sagen wir mal der letzten fünf, sechs Jahre, mit Einsatz der Perestroika in der Sowjetunion, Glasnost – das wurde ja auch in der DDR rezipiert, gerade auch von Jugendlichen, von Studenten – wie Sie diese Diskussion an der Universität wahrgenommen haben, vielleicht auch speziell in Ihrem Wissenschaftsbereich.

Manfred Haiduk:

In meinem Wissenschaftsbereich weniger. Wir waren ein Dienstleistungsbetrieb, hatten keine eigenen Studenten, lehrten an den verschiedensten Fakultäten. Es gab kaum jemanden, der nur bei den Germanisten war. In den letzten zwei Jahren, würde ich sagen, da ist die Unzufriedenheit, speziell auch in der Parteiorganisation, mit der unbeweglichen Politik der Parteiführung immer lauter geworden. Ich habe also da auch sehr offen meine Meinung gesagt, so dass eine Rückmeldung von der Bezirksleitung kam, wie ich's erwähnt habe: „Die sind durch Lukács verdorben!“, was völliger Blödsinn war.

Mein Unbehagen an der verkrusteten, unbeweglichen Politik hat sich in entsprechenden Meinungsäußerungen manifestiert. So habe ich wegen der formalen Auszeichnungspolitik meine Pestalozzi-Medaillen an den Rektor zurückgeben wollen. Mein ironisch gehaltenes Schreiben stammt vom 12.06.1985. Der Rektor lud mich zu einem freundlichen Gespräch ein, und ich behielt meine Medaillen. Einige Zeit später sollte das Kollektiv, das jährlich den Internationalen Hochschulferienkurs vorbereitete und durchführte eine hohe Auszeichnung des Ministers erhalten. Es war fraglos eine hochverdiente Ehrung für eine komplizierte, einfallreiche wie erfolgreiche Arbeit. Nun sah aber irgendeine Regelung vor, dass diesem Kollektiv ein Leiter vorstehen müsse. Und die Wahl fiel auf mich, obgleich ich nur – ich glaube – dreimal den Ferienkurs geleitet hatte. Diesmal schrieb ich direkt an den Minister und begründete meine Ablehnung. Das war gegenüber dem Rektor unfair, der erst am Tage der Auszeichnung am Auszeichnungsort (Dresden?) davon erfuhr, dass der Haiduk die Auszeichnung abgelehnt hat. Ich hatte zwar noch meine Sektionsdirektorin informiert, aber die hatte das wohl nicht so ernst genommen. Um es vorwegzunehmen: Auch das hatte keine

Folgen. Solche Aktionen waren wohl auch Proteste gegen eine zunehmende Bürokratisierung. Allerdings erfuhren wir erst nach 1990, was Bürokratie ist. In meinen Berufsjahren hatte ich nie eine Steuererklärung ausfüllen müssen. Um in diesen fragwürdigen Genuss zu kommen, musste ich erst Rentner werden. Und noch eine Bemerkung: Nach 1989 gaben einige namhafte Intellektuelle, ich erinnere mich an einige Dresdner Künstler, ihre DDR-Auszeichnungen zurück. Sie vergaßen nur, auch die damit verbundenen Geldzuwendungen zurückzugeben. Zu DDR-Zeiten hatten sie die Auszeichnungen freudig entgegengenommen.

Für mich war eigentlich damals ziemlich klar, dass wir aus dieser Situation nicht herauskommen. Ich sah da keinen Ausweg, daher bin ich auch nicht überrascht worden von der Entwicklung, wie sie dann 1990 vor sich ging. Ich bin Germanist, ich kenne Friedrich Wolfs Dramen „Der arme Konrad“ und „Die Matrosen von Cattaro“.<sup>21</sup> Wenn man die gelesen hat – es geht beide Male um gescheiterte Revolutionen – dann konnte man sich ausrechnen, wohin das geht, dass die DDR verloren war. Der ganze Vereinigungsprozess wurde so dumm und unprofessionell angefangen, dass er für uns nur da enden konnte, wo er geendet hat.

Ich habe noch etwas mitgebracht – ich hatte es mir abgeschrieben – auch wieder aus der Ostseezeitung, aber nach der Wende. Da hatte der Rostocker Nachwenderektor, Professor Maeß,<sup>22</sup> nach achtjähriger Tätigkeit bekannt, dass er Abwicklungen und erneute Bevormundung durch staatliche Stellen nach wenigen Monaten demokratischer Universitätsreformen als Willkürakt empfand. Und dann heißt es wörtlich:

*„Ehrenüberleitungs- und Übernahmeverfahren, an sich schon tiefe Einschnitte in das Leben eines Wissenschaftsbetriebes, wurden mit drastischer Personalreduzierung gekoppelt. Dreitausend Mitarbeiter verließen die Universität, tausend von Ihnen musste gekündigt werden, die Medizin wurde auf 80% reduziert, alle anderen Fakultäten auf 35%. Es ist mir so schwer gefallen mittragen zu müssen, wie mit dem Lebenswerk von erfahrenen Wissenschaftlern umgesprungen wurde. Waren sie durch zwei Prüfungen gekommen, durften sie sich um ihre eigene Stelle bewerben. Bekamen sie diese nicht, wurde ihre Laufbahn mit Arbeitslosigkeit schlagartig beendet. Das hatte ich mir humaner vorgestellt.“*

Ich habe das ja alles nicht mitgemacht, weil seit Anfang 1989, als noch keiner ahnte, was sich da in diesem Jahr tun würde, meine Invalidisierung lief. Dadurch

---

<sup>21</sup> Friedrich Wolf, 1888-1953, deutscher Arzt, Schriftsteller und Politiker: Die Matrosen von Cattaro (Drama) 1930. Der arme Konrad (Drama) 1924.

<sup>22</sup> Prof. Dr. Gerhard Maeß: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000772](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000772)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 44-77.

kann ich also selbst überhaupt nichts zum Jahr 1989 oder 1990 sagen. Ich weiß das nur von Kollegen und ich weiß natürlich auch, dass es mir nicht anders gegangen wäre.

Daniel Münzner:

Sie haben relativ viele Erfahrung im Bereich Theater und mich würde interessieren, wie Sie die Unterschiede der westdeutschen Theaterkultur, der heutigen Theaterkultur und der DDR -Theaterkultur beschreiben würden.

Manfred Haiduk:

Peter Weiss hatte das Rostocker Theater – und das gilt, glaube ich, doch im Großen und Ganzen fürs DDR-Theater – deswegen so gelobt, weil es Autoren-Theater war, dass das Theater also die Intention des Autors auf der Bühne umsetzen wollte, was gewiss auch einen Spielraum hat. Hingegen entwickelte sich das Theater in der BRD – ich weiß nicht seit wann – zu einem Regietheater, worüber jetzt Theaterschaffende in der ehemaligen DDR auch klagen, dass also der Regisseur das Stück als Rohstoff benutzt und dann seine Genialität spielen lässt und das Stück dann unter Umständen mit dem, was der Autor einmal geschrieben hat, nicht mehr viel zu tun hat. Dass dies auch zu einer großartigen Inszenierung führen kann, will ich gar nicht bestreiten.

Kersten Krüger:

Sie haben mit einer gewissen Zurückhaltung die Übernahme der Professur für Ästhetik dargelegt. Woher kam dieses Unbehagen? Das konnte doch ein grandioser Aufstieg sein oder war es das nicht?

Manfred Haiduk:

Na, ich bin Germanist gewesen und ich hätte natürlich gern weiter germanistische Lehrveranstaltungen gehalten, die ich dann erst wieder in den letzten Jahren hatte. Bei meinem Unbehagen spielte die Veranstaltung eine Rolle, es war ja eine Einführungsvorlesung in die Ästhetik fürs erste Studienjahr – also für die Germanisten damals verbindlich. Andere Lehrveranstaltungen hatten einen etwas anderen Charakter. Eine Einführungsveranstaltung ist auf die Dauer nicht befriedigend für eine Lehrkraft.



Kersten Krüger:

Wir hatten einen Parallellfall, dass Martin Guntau<sup>23</sup> als Wissenschaftshistoriker berufen wurde – zugeordnet der Sektion Geschichte, aber dort durfte er nicht unterrichten, was ich nicht nachvollziehen kann. Für mich hätte es nahe gelegen, Sie, also den Manfred Haiduk, sofort zu den Germanisten zu importieren und in den Lehrbetrieb einzubeziehen. Haben Sie irgendwelche Vorstellungen, warum das nicht geschah? Man hat doch Ihre Sachkompetenz im Grunde verschenkt, oder in diesem Falle, wie Sie sagen, direkt abgeschoben auf einen Reserveposten. So eine Feuerwehr, die überall rumfährt und hier ein bisschen löscht und da ein bisschen Wasser ausgießt, aber Ihre Fachkompetenz war doch gar nicht gefragt. Wenn das der Grund des Unbehagens war, verstehe ich das auch, aber was ist das für ein Wissenschaftssystem?

Manfred Haiduk:

Das hängt sicher auch damit zusammen, dass dieser Wissenschaftsbereich „Kultur, Kunst- und Musikwissenschaft“ gebildet wurde. Die beiden Kunstwissenschaftler, die sozusagen nicht leben und nicht sterben konnten, kamen jetzt in eine feste Organisation. Die Musikwissenschaftler – das waren damals, glaube ich, fünf oder sechs Kollegen – wurden da mit eingebunden. Hinzu kam ein Kollege – ein Slawist übrigens –, der die Kulturtheorie, und ich, der die Ästhetik vertrat. Da war es natürlich für die Universitätsleitung naheliegend und bequem, mir diesen Wissenschaftsbereich aufzuhängen. Es musste ja ein Leiter des Wissenschaftsbereichs gefunden werden.

Kersten Krüger:

Aber forschen konnten Sie?

Manfred Haiduk:

Ja, ich habe nur die Forschung etwas unterbrechen müssen in der Zeit, als ich beim Fernsehen gearbeitet habe. Nein, nein, mir hat nie jemand in die Forschung reingeredet.

Kersten Krüger:

Dann komme ich jetzt noch mal auf den Praxisbezug. Es war ja Gegenstand der dritten Hochschulreform, vertragliche Beziehungen zwischen Theorie und Praxis herzustellen, konkret zwischen den Wissenschaftsbereichen und den Betrieben oder Institutionen der Region, die eher produktiv tätig waren.

---

<sup>23</sup> Prof. Dr. Martin Guntau: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001618](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001618)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1. S. 230-257.

Bei den Naturwissenschaften war das weniger ein Problem, die Ingenieure mit der Schiffstechnik konnten leicht mit den Werften praktisch kooperieren. Das brauche ich nicht näher auszuführen. Aber bei den Geistes- oder Gesellschaftswissenschaften sahen wir immer ein gewisses Problem, wo sie sich in der Praxis anbinden konnten. Hier hätte es nahe gelegen, dass ihre Zusammenarbeit mit dem Theater genau in das verlangte Muster passte, nämlich Zusammenarbeit zwischen Theorie und Wissenschaft einerseits, Theaterpraxis andererseits, und alles vertraglich abgesichert. Was Sie berichten, klingt aber etwas anders, dass das vielleicht nicht gern gesehen wurde oder dass es nicht in das Muster passte.

Manfred Haiduk:

Das trifft so nicht ganz zu. Ich hatte schon gesagt, dass der Rektor, Prof. Schick, in einer vom Theater immer alle zwei, drei Jahre herausgegebenen Spielplanvorschau – das war immer ein sehr schönes Heft – einen Artikel schrieb, in dem er auf diese Zusammenarbeit einging, sie begrüßte. Was Günter Heidorn bemerkte, hat das im Grunde gar nicht tangiert. Es blieb der Eindruck bestehen, dass es eine Leistung war, dass hier Wissenschaftler und Theaterschaffende zusammen arbeiteten. Sinn der Dritten Hochschulreform war eben eine solche Zusammenarbeit. Das konnte man in einem Schreiben des Staatssekretärs ebenso nachlesen wie in den *Weimarer Beiträgen*. Darin erschien 1966, also noch vor der Dritten Hochschulreform, ein langer Aufsatz von mir über den Marat/Sade. Die Redaktion der *Weimarer Beiträge* hatte eine Seite vorgespannt und dabei auch auf diese Zusammenarbeit hingewiesen und die Leistung als wünschenswert bezeichnet.

Aber es klang bei dem Brief, wie auch in diesem Artikel immer durch, die Wissenschaftler seien diejenigen, die jetzt die Theaterschaffenden – ich sage es jetzt einmal so – auf den rechten Weg führen sollten, was natürlich völliger Unsinn war. Sie alle kennen Perten<sup>24</sup> nicht mehr. Das war ein selbstständiger Mann. Wir haben freundschaftlich zusammen gearbeitet, und das war nur möglich, weil wir beide voneinander unabhängig waren. Als ich dann später das Fernsehstudio hatte und auch wieder mit Perten zusammenarbeitete, klappte die Zusammenarbeit schon nicht mehr so, weil ich meine Interessen als Studiodirektor – Plantreue und so weiter – durchsetzen musste, während er seine Interessen verfolgte, etwa wenn wir Schauspieler brauchten. Übrigens gab es in den Folgejahren auch andere Wissenschaftler, mit denen Perten zusammenarbeitete, zum Beispiel einen Anglisten.

Manuela Dierck:

Zu der Ehrendoktorwürde für Peter Weiss möchte ich fragen, auf wessen Anraten diese Initiative zustande kam, also dass Rektor Brauer Herrn Weiss die Ehrendok-

---

<sup>24</sup> Hanns Anselm Perten, siehe Anm. 16.

torwürde antrug. Wie haben Sie als Freund reagiert? Konnten Sie verstehen, dass Peter Weiss diese Doktorwürde ablehnte?

Manfred Haiduk:

Dazu schrieb ich einen langen Artikel, der in der Akademie der Künste liegt. Ich bin der Einzige, der das von Anfang bis zum Ende miterlebte und habe das zu Papier gebracht. Das ist also eine lange Geschichte, die ich zumindest andeuten kann.

Irgendwann – ich konnte nicht mehr feststellen, wann es war – kamen Perten und ich auf die Idee – wahrscheinlich war es seine Idee –, dass man Peter Weiss in Zusammenhang mit seinen Dokumentarstücken die Ehrendoktorwürde antragen sollte. Damit war das ja leicht zu motivieren. Als ich einmal wieder mit Weiss zusammen war, sprach ich mit ihm darüber und er sagte: „Nein, nein.“ Er wollte also nicht. Dann war das für mich erledigt. Ein paar Jahre später, wieder bei einem Treffen – das Theater gastierte in Schweden –, da kam Weiss auf mich zu und sagte: „Also jetzt würde ich eigentlich doch die Ehrendoktorwürde annehmen.“

Dann habe ich das erst einmal in Berlin abzusichern versucht, damit mir nicht noch irgend jemand dazwischenfunkt, wenn wir den Antrag stellen. Dann sprach ich mit Professor Brauer, der auch sehr dafür war und dann den Brief schrieb, den ich – wenn ich mich richtig erinnere – vorbereiten musste, was in dem Fall ja auch verständlich ist. Dass Peter Weiss dann zuletzt doch absagte, hatte mehrere Ursachen. Weiss war inzwischen schwer krank. Zudem hatte er immer ein ambivalentes Gefühl, wenn er Ehrungen annehmen sollte. Er hatte immer sehr große Schwierigkeiten, wenn er dann einen Vortrag zum Dank der Ehrung halten sollte. Vor dieser angetragenen Ehrenpromotion hatte er vom Gesamtdeutschen Minister einen Preis für die „Ästhetik des Widerstands“<sup>25</sup> erhalten. Er bereitete auch einen Vortrag vor, wurde aber krank, bevor er dahin fahren konnte, um den Preis entgegenzunehmen. Es war eine Krankheit, die damit zusammenhing, dass er diesem Stress nicht gewachsen war.

Im Falle der Ehrenpromotion spielte eine Rolle, dass kurz nach dem Rostocker Angebot auch die Universität Marburg ihm das antragen wollte. Das bedeutete für ihn zwei Dankesreden vor wissenschaftlichen Gremien. Hinzu kam, dass zwar die „Ästhetik des Widerstands“ in der DDR erscheinen sollte, aber noch nicht erschienen war und er dem Frieden nicht traute, was ich auch verstehen kann. In seiner Begründung an den Rektor führte er seine Ablehnung auf seine Kindheit zurück, in der er die Schule abgebrochen und später kein Verhältnis zur Wissenschaft entwickelt habe. Das waren Vorwände. Die eigentlichen Gründe für mich waren sein schlechter Gesundheitszustand und die Skepsis, ob die „Ästhetik des Widerstands“ tatsächlich in der DDR erscheinen würde.

---

<sup>25</sup> Siehe Anm. 18.

Es gibt eine längere Geschichte zu erzählen, wie die „Ästhetik des Widerstands“ letztlich doch in der DDR erscheinen durfte. Es war Honecker, der festlegte: „Die ‚Ästhetik des Widerstands‘ muss erscheinen.“ Das hatte persönliche Gründe, über die ich hier nur spekulieren kann. Es gab einen Gegner von Honecker, das war Karl Mewis,<sup>26</sup> der in den fünfziger und sechziger Jahren Erster Sekretär der Bezirksleitung der SED in Rostock war. Er las den Wissenschaftlern ab und zu die Leviten und war ein Kotzbrocken. Andererseits hat er viel für die Infrastruktur Rostocks getan. Dass Rostock eine gute Entwicklung nahm, ist ihm weitgehend zu verdanken – auch die Autobahn nach Warnemünde, die ein Schwarzbau war.

Eines Tages – 1981 war es – klingelte bei mir das Telefon und Mewis fragte mich, ob er mich persönlich sprechen könne. Dann kam er nach Rostock mit seiner jungen Frau und hoffte, dass er von mir erwirken könnte, dass die „Ästhetik“ nicht herauskommen dürfe. Sein Bild der „Ästhetik“ sah ein bisschen anders aus, als es die Wissenschaft bis dahin verbreitet hatte. Sein großer Feind war Herbert Wehner, der zusammen mit ihm im schwedischen Exil lebte. Weiss beschreibt ja, wie Wehner verhaftet wurde, als er sich bei seiner Geliebten unterm Bett versteckt hatte. Mewis stellte ihn als Verräter dar. Zu der Zeit änderte sich das Wehner-Bild in der DDR, und es hatte sich der Kontakt Honecker-Wehner hergestellt. Honecker wollte nicht, dass Mewis diese Kreise weiter stört. Hinzu kam, dass ein Jugendfreund Honeckers, den Mewis aus Schweden ins faschistische Deutschland geschickt hatte, von den Faschisten verhaftet und getötet wurde. Das sind persönliche, letztlich schwer fassbare Dinge, die eben bei solchen Entscheidungen eine Rolle spielten. Es sind alles nur Menschen.

Hinzu kommt auch, dass sich das Verhältnis zur Sowjetunion verändert hatte. Die DDR trat selbstbewusster auf und sprang nicht gleich jedesmal, wenn der sowjetische Botschafter ins DDR-Außenministerium oder zum Politbüro kam und verlangte, dass dieses oder jenes Buch nicht erscheinen dürfe. Die Zeiten waren vorbei, so dass man auch gegenüber der Sowjetunion keine Skrupel hatte, die „Ästhetik des Widerstands“ hier herauszubringen.

Kersten Krüger:

Vielleicht als letzte Frage: Sie haben gesagt: „Ich habe mich als ABF-Student und Absolvent nicht verbiegen lassen.“ Können sie das näher ausführen?

Manfred Haiduk:

Ja, ich bin nie zu Kreuze gekrochen. Das widerspricht mir. Wir haben es in der DDR gelernt, Kritik und Selbstkritik zu üben. Wenn ich einsehe, dass etwas falsch

---

<sup>26</sup> Karl Mewis, 1907-1987, 1950-1961 Erster Sekretär der Landesleitung Mecklenburg und der Bezirksleitung Rostock der SED, 1961-1963 Vorsitzender der Staatlichen Plankommission.

gemacht ist, dann sage ich das auch. Aber wenn ich es nicht einsehe, dann hat man bei mir auf Granit gestoßen.

Kersten Krüger:  
Granit der Wissenschaft?

Manfred Haiduk:

Ja, ich bin da auch so ein bisschen in den Ruf gekommen: „Der Haiduk ist ein Pessimist.“ Das aber stimmt nicht, ich bin immer ein Skeptiker gewesen. Aber Skeptiker ist etwas anderes als Pessimist und dann hatte ich mitunter auch ein bisschen, zumindest in den letzten Jahren oder auch schon früher, Narrenfreiheit. Ich weiß es nicht.

Kersten Krüger:

Das ist ein schönes Schlusswort. Granit lässt sich eben nicht verbiegen. Da beißt sich jemand anders die Zähne aus. Insoweit können wir die Sitzung beschließen. Wir dürfen uns bedanken!



## Anlage

### Die Ehrenpromotion, die nicht stattfand

#### Von Manfred Haiduk

So widersprüchlich wie der Titel, schien die Sache selbst. Vom 16. bis zum 18. Mai 1963 tagte in Lausanne die Jury zur Verleihung des „Internationalen Charles Veillon-Preises“ und vergab den „Preis für den deutschsprachigen Roman“ an Peter Weiss für den Fluchtpunkt.<sup>1</sup>

Es war der erste Literaturpreis, den Peter Weiss erhielt. In der Dankrede zum Büchner-Preis, 1982, den Weiss nicht mehr in Empfang nehmen konnte, erinnert sich Gunilla Palmstierna-Weiss: „Einen Preis zu bekommen, wenn man jung ist, noch bevor man bekannt ist, das ist einfach. Es bedeutet Bestätigung, Anerkennung, Herausforderung und eine Aufforderung weiterzumachen.“ Beim Büchner-Preis stellte sich Peter „die Frage, ob er ihn ablehnen sollte,“ da man ihn jahrelang übergangen hatte. Wie er darunter gelitten hat, belegen die Notizbücher (so NB 1971-1980, S. 221).

In diesen zwei Jahrzehnten von der ersten öffentlichen Ehrung bis zur letzten wird Peter Weiss' Haltung gegenüber Auszeichnungen zunehmend ambivalenter. Einerseits Enttäuschung, ja Verbitterung, wenn er erhoffte Literaturpreise nicht erhält, andererseits Skrupel, Preise anzunehmen, wie das exemplarisch beim Thomas-Dehler-Preis des Bundesministeriums für Innerdeutsche Beziehungen 1978 der Fall war. Über gut 100 Seiten der gedruckten Notizbücher (NB 1971-1980, S. 611-712) kann man die inneren Kämpfe, die Zweifel verfolgen. Bis in den Traum hinein verfolgt ihn der Gedanke an die Dankrede. Fragmente und Entwürfe der Rede spiegeln die Unentschlossenheit, so dass es nicht überrascht, dass er sich schon in den ersten Tagen mit dem Gedanken trägt, den Preis abzulehnen, sich dann aber überlegt, wie er ihn politisch instrumentalisieren kann.

Ähnlich widerspruchsvoll war Peter Weiss' Verhalten zu den vorgesehenen Ehrenpromotionen der Universitäten Rostock und Marburg. Wenn Peter Weiss die Ablehnung letztlich mit „einem moralischen Standpunkt“ begründet, er möchte sich „nicht abheben von all denen, die von jeglicher Bevorzugung abgeschnitten sind“, dann verkürzt er damit die wirklichen Beweggründe (Brief an den Rektor der Wilhelm-Pieck-Universität, Prof. Dr. Wolfgang Brauer, vom 2. Mai 1982. Annähernd gleichlautend auch der Brief an Prof. Dr. Römer, Dekan an der Philipps-Universität Marburg). Offener sein Brief an mich vom 3. Mai 1982, in dem es heißt: „... der Entschluss war für mich nicht mehr anders möglich, es hätte mir sonst für das ganze Jahr den Seelenfrieden geraubt.“

---

<sup>1</sup> Weiss, Peter: Fluchtpunkt. [Enthalten in:] Abschied von den Eltern. Berlin 1966.

Als Urheber der geplanten Ehrung und Zeuge der damit verbundenen Aktivitäten und Entwicklungen will ich versuchen, die Geschichte der „Ehrenpromotion, die nicht stattfand“, von den Anfängen bis zum Schluss darzustellen.

Es war zu der Zeit, als das Rostocker Volkstheater die Dokumentarstücke von Peter Weiss inszenierte, also in der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Ich saß eines Tages wieder einmal mit Hanns Anselm Perten, dem Rostocker Generalintendanten und Regisseur der meisten Peter-Weiss-Stücke zusammen, als einer von uns beiden die Idee äußerte, für Peter Weiss den Dr. h. c. zu beantragen bzw. solch einen Antrag zu initiieren. Nicht mehr zu ermitteln ist, wann dieses Gespräch stattgefunden hat, nach dem Popanz, nach dem Viet Nam Diskurs? Offenbar im Jahr 1968, nämlich vor dem Universitätsjubiläum. 1969 beging die Rostocker Universität das 550. Jahr ihres Bestehens, und das schien uns ein geeigneter Anlass zur Verleihung des Dr. h. c. an Peter Weiss.

Bevor ich beim Rektor der Universität vorführen konnte, ob er den Vorschlag unterstützt, fragten wir natürlich erst Peter, ob er die Ehrung annehmen würde. Er lehnte ab, und für uns war damit der Fall erledigt. Der vermutliche Grund für die Ablehnung wurde uns erst später klar, als nämlich das Trotzki-Stück vorlag. Peter übersah natürlich die Probleme, die auf ihn – und ja auch auf uns – zukommen würden und wollte uns wohl vor Peinlichkeiten bewahren.

Von der Dänischen Botschaft (vom Außenministerium?) war ich 1979 aus Anlass des 30. Jahrestages der DDR zu einer Vortragsreise nach Aarhus und Kopenhagen eingeladen worden. Die Reise wurde von der DDR-Seite auf Göteborg ausgeweitet, wo zur gleichen Zeit das Rostocker Volkstheater mit Peter Weiss' Mockinpott gastierte. Ich sollte vom 21. bis 23. April einige Vorträge halten und an einer Podiumsdiskussion gemeinsam mit Peter Weiss und Hanns Anselm Perten teilnehmen.

Am Abend der Podiumsdiskussion war ich mit Peter Weiss, Gunilla Palmstierna-Weiss und Hanns Anselm Perten zum Essen gegangen. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Peter unter vier Augen, jetzt würde er sich freuen, wenn wir den Dr. h. c. für ihn beantragten. Ich war reichlich überrascht und nahm seinen Wunsch zur Kenntnis, ohne mich näher dazu zu äußern.

Erst jetzt, bei der Zusammenstellung der Materialien für das Peter-Weiss-Archiv, stieß ich auf einen Brief, aus dem hervorgeht, dass Peter bereits 1974 oder 1975 unerwartet auf die Ehrenpromotion zu sprechen kam, als wir von seinem bevorstehenden 60. Geburtstag sprachen. Es klang wohl etwas scherzhaft, aber nicht ohne ernsten Hintergrund. Als ich im September 1980 bei Peter Weiss war, brachte er das Gespräch erneut auf die von ihm gewünschte Ehrenpromotion.

Ehrenpromotionen wurden jeweils vom Senat der Universität beschlossen. Der Vorschlag ging in der Regel von der Sektion oder Fakultät aus. Meines Wissens musste das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen informiert werden. Obgleich im Fall von Peter Weiss nicht damit zu rechnen war, dass

Rektor und Senat Einwände äußern würden (der Rektor, selbst Germanist, stand hinter meinem Vorschlag), traute ich der Bürokratie nicht und wollte vor allem das Ministerium ausschalten. Deshalb wandte ich mich an die persönliche Mitarbeiterin Kurt Hagers, mit der ich schon Jahre zuvor Verbindung wegen der Herausgabe der „Ästhetik des Widerstands“ aufgenommen hatte. Sie war promovierte Germanistin und stand unserm Vorschlag zustimmend gegenüber.

Mit der Unterstützung des ZK der SED war gesichert, dass es keine bürokratischen Hürden mehr geben würde, der Rektor stand hinter dem Vorschlag, vom Senat war kein Einwand zu erwarten, zumal Peter Weiss durch sein Werk in Rostock bestens ausgewiesen war.

Der Rektor, Prof. Dr. Wolfgang Brauer, bat mich, einen Entwurf für die Begründung der Verleihung der Ehrendoktorwürde auszuarbeiten sowie einen Brief an Peter Weiss zu entwerfen.

Die Probleme begannen jetzt erst, und sie entsprangen der Unentschlossenheit und scheinbaren Wankelmütigkeit von Peter, die wohl seiner physischen und psychischen Verfassung geschuldet waren. Auf Ursachen, die ich sehe, werde ich später eingehen. Zum Teil werden solche Ursachen schon in den nachstehenden Briefauszügen erkennbar.

Im Folgenden der chronologische Ablauf der Ereignisse:

21. 10. 1980:

Manfred Haiduk an Peter Weiss: „Inzwischen habe ich einiges in Gang gesetzt, was hoffentlich dazu führen wird, dass wir Dich im kommenden Jahr an unserer Universität begrüßen können.“

10. 11. 1980:

Peter Weiss an Manfred Haiduk: „Du sprichst in Deinem Brief davon, dass ein Besuch an Eurer Universität schon im nächsten Jahr vielleicht aktuell werden könnte, ich hatte erst mit einem viel späteren Termin gerechnet, nämlich einem, der mit einer Ausgabe der Ästhetik bei Euch übereinstimmen könnte. Was meinst du - wäre nicht nur ein solcher Termin dafür geeignet? Das wäre dann ein überzeugendes Motiv, während alles andere doch sicher nur missverstanden werden könnte, so scheint mir jedenfalls.“

15. 11. 1980/20. 12. 1980:

Manfred Haiduk an Peter Weiss: „Reichlich irritiert haben mich Deine Bemerkungen zur möglichen Ehrung. Du hattest im vergangenen Jahr in Göteborg das Gespräch darauf gebracht und nun erneut in Stockholm. Für mich mußte sich das zwangsläufig auf das Jahr Deines 65. Geburtstages beziehen. Solch eine Ehrung hat doch gewöhnlich einen äußeren Anlaß (bei Thomas Mann war es 1919 die

Jahrhundertfeier der Bonner Universität, es kann ein Geburtstag sein oder die Auszeichnung für ein Werk, wobei aber meistens auf einen größeren Teil des Oeuvres Bezug genommen wird). Die Begründung müßte ich ohnehin liefern, und ich könnte mich nicht als Historiker aufspielen, sondern müßte doch zumindest primär als Germanist und Leiter des Wissenschaftsbereiches Kultur-, Kunst- und Musikwissenschaft reagieren. Und für mich wären wichtig Deine Verdienste um Theorie und Praxis des dokumentarischen Theaters, Deine film-, kunst- und literaturwissenschaftlichen Arbeiten, auch innerhalb der Ästhetik, dabei besonders Deine kultur- und kunsttheoretischen Auffassungen, die die marxistische Theorie bereichern und von unseren Wissenschaftlern anerkannt werden. Dabei ist es doch völlig sekundär, ob die Ästhetik zu diesem Zeitpunkt erschienen ist. Was der Verlag beschließt, ist die eine Seite, wie die Wissenschaft zu einem Werk steht, die andere. Und sie wäre in diesem Fall die entscheidende.

20. 12. Mein lieber Peter! Der Brief ist nun liegengeblieben, richtiger gesagt, ich habe ihn nicht abgeschickt und setze jetzt noch einmal neu an. Deine Bemerkung hat mich in der Tat so irritiert, dass vielleicht eine unnötige Schärfe in den Brief gekommen war, Anita fand es zumindest so. Das liegt mir natürlich fern. Ich vermag nur nichts mit dem Satz anzufangen, dass die Ehrung vielleicht mißverstanden werden könnte, wenn sie nicht nach dem Erscheinen der Ästhetik erfolgt. Durch wen mißverstanden? Durch die BRD-Journaille, von der ja wirklich nichts anderes zu erwarten wäre. Aber das kann den Autor der Ermittlung, des Popanzes und des Viet Nam Diskurses doch nicht mehr überraschen. Oder mißverstanden durch Leute bei uns? Dieses Mißverständnis würden wir dann gern in Kauf nehmen.

Du müßtest mir natürlich bald schreiben, ob ich alles wieder zurückdrehen soll, damit der Vorschlag nicht erst im Senat diskutiert und danach mitgeteilt wird: Peter Weiss nimmt die Ehrung nicht an."

06. 01. 1981:

Peter Weiss an Manfred Haiduk: "Du wirst ja inzwischen, lieber Manfred, auch meinen Brief vom Dezember bekommen haben [21. 12. 80], und der wird Dir vielleicht auch etwas erklären von meinem pessimistischen Schreiben davor, auf das Du so heftig reagieren musstest. Als ich krank aus Paris zurückkam, gleich nach meinem Geburtstag, und ins Krankenhaus musste und dort meiner Diabetes gewiss wurde, schien für mich das Leben zu Ende zu sein! Ich kam mir schwer behindert vor, dachte auch, dass das Reisen und alle Anstrengungen für die Zukunft beendet sein müssten. Dem Gedanken, zu der ehrenvollen Zusammenkunft an Deiner Universität zu kommen, konnte ich nur völlig ausweichen, er schien mir nicht zu verwirklichen. Hinzu kam das Wissen, dass ja ein merkwürdiger Bruch entstehe zwischen dieser Veranstaltung und dem fortgesetzten Schweigen, mein

Hauptwerk betreffend. Das meinte ich, als ich schrieb, ich könnte mir denken, dass dabei Missverständnisse passieren könnten, nämlich dass das Ereignis apologetisch ausgelegt werden könnte: man gibt mit der einen Hand und nimmt (oder verwehrt) mit der andern! Aber indem ich jetzt, 2 Monate später wieder etwas besser in Balance gekommen bin und versuche, mich an meinen neuen Lebenszustand zu gewöhnen, will ich Dir natürlich sagen, dass ich mich keineswegs zurückziehen will von der Auszeichnung und sie auch weiterhin sehr willkommen heissen würde, als Bestätigung für unsere lange, reiche Zusammenarbeit in Rosstock. Nur scheint es mir gut, wenn es noch nicht im Frühjahr stattfinden müsste, damit ich mich erst ein wenig an eine Reise mit Insulin-Injektionen und strenger Diät gewöhnen – d. h. darauf vorbereiten kann. Aber im Notfall würde es vielleicht auch gehen, das hängt ja alles von organisatorischen Fragen bei Euch ab.”

18. 09. 1981:

Peter Weiss an Manfred Haiduk: „Ich hoffe, Du bist mir nicht gram, dass ich nun doch wieder mit Vorbehalten kam, als es um die Frage Deiner Uni ging. Aber ich glaube, Du kennst mich gut genug, um zu wissen, welche Beunruhigung solcherlei Dinge für mich immer wieder bedeuten. So zweischneidig ist es doch, dass neben der Freude über die Ehrung sogleich die Furcht vor all den damit verbundenen Verpflichtungen steht. Du weisst ja, wie qualvoll mich die Preisverleihung im vorigen Jahr in der BRD in Anspruch genommen hat. Diese Ausarbeitung einer Rede! Die steckt mir dann die ganze Zeit im Hinterkopf – bei allem, was ich mir vornehme. Und nun habe ich ab 1. Nov. die große und anstrengende Theaterarbeit vor mir, bis zur Premiere im März 82.<sup>2</sup> Der Gedanke, dass ich mich dann anschliessend, im Frühjahr, dieser wichtigen Sache stellen müsste, würde von jetzt ab dann immer [in meinem Kopf] spuken und mir etwas von der notwendigen restlosen Konzentration nehmen. Übrigens glaube ich, dass Du mir da doch auch irgendwo verwandt bist.

Jedenfalls, Manfred, wäre ich froh, wenn du Deinen Kollegen meinen Standpunkt erklären könntest, der nach wie vor mit einer grossen Genugtuung verbunden ist, doch aber auch mit der Bitte, noch einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten.”

15. 12. 1981:

Manfred Haiduk an Peter Weiss: „In diesen Tagen wirst Du auch den Brief des Rektors bekommen. Als Termin wird Dir der Mai vorgeschlagen, damit Du erst in Ruhe Deine Inszenierung machen kannst. Sollte dieser Termin noch zu früh sein, dann müssten wir ihn auf den Frühherbst verlegen.”

---

<sup>2</sup> „Der neue Prozeß”, 12. März 1982 im Stockholmer „Dramaten”.



17. 12. 1981:

Prof. Brauer, Rektor der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, an Peter Weiss: Vorschlag Verleihung Ehrendoktorwürde. Termin: Ende April/Anfang Mai 82 oder nach Wunsch. Festvortrag – 45 Minuten.

01. 01. 1982:

In einem Telefonat zwischen mir und Peter begrüßt er ausdrücklich den Mai-Termin für die Ehrenpromotion.

21. 01. 1982:

Peter Weiss an Prof. Brauer. „Meine Freude darüber ist besonders gross, da mich ja seit vielen Jahren freundschaftliche Arbeitsbeziehungen mit der Universität und dem Volkstheater der Stadt Rostock verbinden.

Darf ich mich mit Ihnen und mit Herrn Prof. Dr. Manfred Haiduk noch über den genauen Termin verständigen, an dem die Verleihung stattfinden könnte, entweder Mitte Mai oder spätestens gleich nach dem Sommer 1982.”

18. 03. 1982:

Dr. Herbert Claas, D-3550 Marburg, Friedr.-Naumann-Str. 11, an Peter Weiss. Dekan des Instituts für Politikwissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg, Prof. Dr. Peter Römer, will dem Fachbereich Verleihung der Ehrendoktorwürde vorschlagen. Mit Ehrung des Autors der ÄdW zwei Traditionslinien der Beschäftigung mit den Kämpfen der Arbeiterbewegung in ihren Gemeinsamkeiten und Besonderheiten sichtbar zu machen: die sozialwiss. (Marburg W. Abendroth) und die politisch-ästhetische, „wie sie in Ihrem Werk quer zum literarischen Zeitgeschmack aufgenommen und in bisher ungekannter Kompetenz und Konsequenz ausgeführt wurde.”

Ende Juni Verleihung. Vormittags Rede, nachm. Beschäftigung mit ÄdW. Literaturwiss., Kunsthist., Hist., Politikwiss. je 1/2 Stunde fachspezifisch.

Versuch Römers, über Verleger mit Peter Weiss in Verbindung zu kommen, erfolglos.

Daher Claas: Bitte um baldige Stellungnahme, damit Vorhaben weiter betrieben werden kann.

22. 03. 1982:

Peter Weiss an Herbert Claas: Mit Freude angenommen. Ende Juni. „Ich hoffe auch, dass es mir bis dahin gelingt, einen Text zusammenzubringen, der einer solchen Würdigung angemessen wäre – was nicht das Leichteste ist.”

27. 03. 1982:

Peter Weiss an Herbert Claas: Kurzfristigkeit der geplanten Veranstaltung klar geworden. „... recht erschöpft.“ Verschiebung Herbst 82. Ende September, Anfang Oktober.

30. 03. 1982:

Prof. Dr. Peter Römer, Dekan an der Philipps-Universität Marburg an Peter Weiss: „Die Zustimmung war allgemein, zum Teil enthusiastisch.“ Mit Sicherheit wird überzeugendes Votum zustandekommen. Dauer und Thematik des Vortrags noch besprechen. Termin 25. 6.?

05. 04. 1982:

Prof. Römer an Peter Weiss: Einverstanden mit Herbst 82. Ende Oktober.

02. 05. 1982 (acht Tage vor seinem Tod):

Peter Weiss an Prof. Brauer, Rektor der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Kopie an Manfred Haiduk: Begründung der Absage.

02. 05. 1982:

Peter Weiss an Prof. Römer, Philipps-Universität Marburg. Kopie an Herbert Claas: Begründung der Absage. Fast gleichlautendes Schreiben. An Brauer beginnt: „kurz nachdem ich ...“, an Römer: „kurz bevor ich ...“).

Seit März sammelt Peter Weiss Material für die beiden geplanten Vorträge, wie Aufzeichnungen im bisher unveröffentlichten Notizbuch 48 und Notizen, die sich auf dem Schreibtisch fanden, belegen. Sie gestatten Rückschlüsse auf die Konzeption. Ein Fragment eines Festvortrages (2 Seiten) enthält Gedanken, von denen einige variiert in den Absagebrief aufgenommen werden.

Notizbuch 48: Notizen über Rostock u. Universität, Bedeutung für Skandinavien. Philipps-Universität Marburg – antipäpstliche Reformbewegung. Landgraf Philipps unrühmliche Rolle als Henker Thomas Müntzers. Ph. opponierte gegen Kaiser und Papst.

Rostock. Uni gegründet 1419 (1 1/2 Seiten).

Marburg 1/2 Seite.

Engelbrekt/Hanse Rostock – Wismar – Stralsund – Stockholm. 4 1/2 Seiten. Reflektiert über Herrschaftsverhältnisse, Klassenverhältnisse. Marburg. Bauernkrieg Philipp – Müntzer. 5 Seiten.

„Mühen eines lernenden Arbeiters werden gewürdigt“, „der von Schule zu Schule fegte, den Anforderungen des Lehrkörpers nie genügte (gestr. „mehrmals sitzt“), schließlich (gestr.) von einer der ersten Gymnasialklassen absprang, und,

ohne irgendwelche Abschlußprüfungen erreicht zu haben, schließlich seine Bildung selbst übernahm.” 1 Seite.

Kirche – Papst – Müntzer – Machtfragen. 2 Seiten.

„grade gegen die Gesellschaftswissenschaften, die sich auf logischem Grund aufbauen, die Bewertungen des Traums, die keine festen Standorte haben, deren Skalen das ständige Schwanken ausdrücken, die das Unsicherheitsmoment, das Element des Zweifels, Widerrufens, sich irrens (sic!) und des Erratens als Hauptmerkmal führen Dialektik – Widerspruch – Dramatik”. 2 Seiten

„... die akademischen Grade passen nicht mehr zu mir ...” [Entwurf Absage][Schreibt dann: „Doch schon fast eine Rede.” Reflektiert über 4. Welt. Auch in Absage-Briefe aufgenommen].

Ein Notizblock auf dem Schreibtisch enthält weitere Belege für die – teilweise schon intensive Beschäftigung mit den Vorträgen zur Ehrenpromotion: „1419 gegründet zu den ältesten in Mitteleuropa die erste im Umkreis der Ostsee.” Sehr detaillierte Notizen zur Universitätsgeschichte. Räumlichkeiten im Mittelalter. Die Univ.-Siegel. 19 Seiten, DIN A5.

„Marburg gegr. 1527 hundert Jahre nach Rostock.” Dann: „Der Radikalen-erlass. Überprüfungsverfahren durch das Landesamt für Verfassungsschutz/seit 73 23 Fälle polit. Diskriminierung./Ablehnen die Frage nach Mitgliedschaft in legalen Organisationen zu beantworten, weil sie die Frage für verfassungsrechtlich nicht zulässig halten. Anhörungen, Gesinnungsüberprüfungen/Komitee gegen Berufsverbote, Marburg.” „Universität u. demokratische Bewegung. Ein Lesebuch zur 450-Jahrfeier der Philipps-Universität Marburg. Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft Marburg 1977”, 4 Seiten.

Rostock (besonders viel Notizen über Artistenfakultät. „Sonderstellung der Artisten in Rostock.“ Univ.-Siegel: Christus mit aufgeschlagener Bibel, Rektor davor kniend. Artistenfak.: Siegel Christus trägt Kreuz. „Gründung der Universität 1419 in einer Zeit der Krise des Feudalismus. Handwerker und Plebejer gegen die Herrschaft der Patrizier / Die mittelalterl. Universität war ursprünglich autonome genossenschaftliche Kooperation einer sich selbstverwaltenden Gemeinschaft von Professoren und Studenten,” „viele Studenten aus Dänemark, Schweden, Norwegen u Finnland” „Kampf der städtischen Volksmassen um ein demokratisches Stadtreiment” „Die Kröpeliner Vorstadt in Rostock” „Rostock von Anfang an ein Studium generale” „> freies nächtliches Umherschweifen, Zügellosigkeit!<“ „Neben den Statuten in lateinischer Sprache Zusätze in plattdeutscher Sprache – verwandt dem dänischen und schwedischen.” „Auch die Unruhen in Rostock trugen zum Zögern des Papstes bei!” (Bei Zulassung der Theologischen Fakultät).

Marburg „Ursprung: Zusammentreffen des reformatorischen u humanistischen Bildungsstrebens Universitätsgründung der Reformation / erste protest. Univ. der Welt”

Wie intensiv sich Peter Weiss mit der Vorbereitung der Vorträge befasste, belegen auch Ausleihkarten der Königlichen Bibliothek in Stockholm (Kungl. Biblioteket Stockholm):

1. Krabbe, Die Univers. Rostock, 1854 Rostock bestellt 22. 3. 82
2. Beiträge zur Geschichte R.s, Bd. II, 1919 R. 22. 3. 82
3. Müller, Rostocks Seeschiffahrt. 1930 R. ausgeliehen 22. 3. 82
4. Schnitzler. D. Gründung d. Uni R, 1974 (Köln) 23. 3. 82
5. Geschichte d. Uni R, 2 Bde, Bln 1969 23. 3. 82

1. Chronik d. Ph.-Uni Marburg, 1947/50 23. 3. 82
2. Philipps Universität Marburg, Mbg. 1977 25. 3. 82
3. Marburg Philipps Univers., Mbg. 1952 24. 3. 82

Während unseres Treffens Mitte April 1982 in Berlin bat mich Peter festzustellen, ob möglicherweise Engelbrekt in Rostock studiert hat, was ja durchaus möglich gewesen wäre, da im 15. Jahrhundert viele Studenten aus Schweden kamen. Peter hätte für seinen Vortrag einen schönen „Aufhänger“ gehabt. Leider hatte die Durchsicht der Matrikel ein negatives Ergebnis (vgl. Brief v. Manfred Haiduk an Peter Weiss v. 20. 04. 1982).

Geradezu beispielhaft spiegelt die mehr als zehnjährige Geschichte der zuletzt abgelehnten Ehrenpromotion die Ambivalenz, mit der Peter Weiss zunehmend öffentlichen Ehrungen gegenüberstand. Sicherlich haben ihn solche Preise, die er gewissermaßen nur „abzuholen“ brauchte, weniger belastet als Ehrungen, die ihn aus seinem „Lebensrhythmus“ und seiner „seelischen Balance“ herausrissen, wie er in den Absagebriefen formulierte. Die Begründung für die Ablehnung lässt sich also nicht – wie ich es eingangs getan habe – auf den „moralischen Standpunkt“ reduzieren, den Peter Weiss ins Feld führt. Er weist auf Beunruhigungen hin, die seinen „Lebensrhythmus“ beeinflussen. Die ihm „zur Arbeit noch zur Verfügung“ stehende Zeit möchte er durch „keinerlei Verpflichtungen“ unterbrechen. Wenn man Peter Weiss in den letzten Monaten seines Lebens „erlebt“ hat, dann scheint sein Entschluss unausweichlich und folgerichtig. Die „moralische Begründung“ ist gleichsam eine „schöne Zutat“, mehr nicht. Eine Rolle spielte der Gedanke, die Ehrenpromotion könne ein Äquivalent für das Nichterscheinen der „Ästhetik des Widerstands“ sein, wie ja Äußerungen in einem Brief an mich und Gespräche belegen. Als Peter Weiss Mitte April in Berlin beim Henschelverlag war, konnte er sich überzeugen, wie ernsthaft an der Edition gearbeitet wurde. Für den Schutzumschlag lagen verschiedene Entwürfe vor, aus denen Peter den ihm am meisten zusagenden auswählte. Gemeinsam stellten wir die Druckfassung her, die die schlimmsten Veränderungen des Suhrkamp-Lektorats rückgängig machte (vgl. Manfred Haiduk: Der dritte Band. Kompilation zur

Editionsgeschichte des dritten Bandes der „Ästhetik des Widerstands“. In: Ästhetik Revolte Widerstand. Zum literarischen Werk von Peter Weiss. Lüneburg, Jena 1990, S. 294-310). Das alles mochte aber vermutlich den letzten Zweifel nicht auszuräumen, jemand könne die Ausgabe im letzten Augenblick noch verhindern. Nach seinen Erfahrungen mit der Politbürokratie waren solche Zweifel verständlich, wenn auch ausgerechnet in diesem Fall unnötig. Diese Gründe bestanden für die Ablehnung der Marburger Ehrung nicht. Aber natürlich war es unmöglich, eine Ehrendoktorwürde anzunehmen, die andere aber abzulehnen. Die entscheidende Ursache für die Briefe vom 2. Mai 1982 an die Rektoren beider Universitäten war zweifellos der katastrophale Gesundheitszustand von Weiss, der beängstigende Kräfteverschleiß. Schon Fotos vom Herbst 1980 zeigen einen erschöpften, alten Peter Weiss, der nichts mehr von der Energie ausstrahlt, wie sie für so viele andere Bilder kennzeichnend war. Erstaunlich dann die offensichtliche Mobilisierung von Kraftreserven, als Peter mit Gunilla den Neuen Prozeß inszenierte. Gewiß, ohne Ruhepausen zwischendurch ging es auch da nicht. Und dennoch: wer Peter zuvor gesehen hatte, der war überrascht, wie gut er sich erholt zu haben schien. Wenige Wochen später dann in Berlin: der schon vorher zu beobachtende Wechsel von Euphorie und Depression schien zum Normalzustand geworden zu sein. Der gescheiterte Versuch, nach West-Berlin zu übersiedeln, mochte diesen Zustand noch verschlimmern, die Ursache war er nicht.

Die Hoffnung, sich für seine Arbeit den Rücken frei zu halten, beförderte den Entschluss, die Ehrung durch die Universitäten abzulehnen. Aber für welche Arbeit? Es gab keinen realistischen Plan, höchstens vage Vorhaben.

Am 2. Mai 1982 hatte Peter Weiss die Absage-Briefe geschrieben. Die Adressaten hatten sie wohl gerade erhalten, als die Nachrichtenagenturen die Nachricht vom Tode des Schriftstellers Peter Weiss verbreiteten.



## Kosche, Günter Richard Wilhelm



### Lebenslauf

<http://www.phf.uni-rostock.de/fbg/>

---

*akademischer Titel:* Dr. phil.

*Tätigkeit in Rostock:*

1965 - 1971	Wissenschaftlicher Assistent
1972 - 1976	Geschäftsführender Assistent
1977 - 1991	Wissenschaftlicher Oberassistent
1991 - 1992	Angestellter der Universität Rostock
1992 - 2006	Oberstudienrat im Hochschuldienst

*Fakultät:* Philosophische Fakultät (1965 - 2006)

*Institut:* Historisches Institut

### *Lehr- und*

*Forschungsgebiete:*

- Didaktik und Methodik der Geschichte
- 1. Kindlich-jugendliches Geschichtsbewusstsein und historisches Lernen
- 2. Rahmenpläne – Schulgeschichtsbücher – Geschichtsunterricht
- 3. Problemorientierung und forschendes Lernen im Fachunterricht sowie in der außerschulischen Öffentlichkeit
- 4. Regionalität – Prinzip der Vermittlung und Aneignung von Geschichte

---

*Lebensdaten:* geboren am 19. 06. 1940 in Breslau

### *Konfession:*

*Vater:* Willi Fritz Herrmann Kosche, Landwirt in Pürbischau, Krs. Trebnitz  
geb. am 8. September 1904, verschollen 1945

*Mutter:* Frieda Meta Kosche, geb. Krause, Landwirtin in Pürbischau, Krs. Trebnitz, geb.  
am 11. Januar 1913, verstorben am 8. Januar 2005

### *Kurzbiographie:*

Jan. 1945	Dez. 1945	Flucht und Vertreibung
1947 bis	1955	Grundschule in Leussow, Krs. Ludwigslust
1955 bis	1959	Erweiterte Oberschule, Ludwigslust, 1959 Abitur

1959 bis 1963	Lehrerstudium an der Universität Rostock: Sport/Geschichte
1963 bis 1965	Lehrer an der POS in Neuburg-Steinhausen, Krs. Wismar, und an der 17. OS in Rostock
1965 bis 2006	Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Rostock
2006 bis 2010	Lehrauftrag an der Universität Rostock und Schulbuchredakteur im Bildungshaus Schulbuchverlage WSDSW in Braunschweig

*Akademische Abschlüsse:*

1963	Staatsexamen
1974	Promotion

*Akademische Selbstverwaltung:*

1972 - 1976	Wissenschaftssekretär
1981 - 1984	Stellvertretender Sektionsdirektor (STEA)
1992 - 2006	Leitung des selbständigen Fachgebietes Geschichtsdidaktik

*Funktionen:*

1990 - 2000	Mitglied der Rahmenplankommission Geschichte M-V
1991 - 2005	Landesjuror im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten
1991 - 2001	Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates der Robert Bosch Stiftung für das Projekt „Orte deutscher Geschichte“

*Ehrungen:*

1973	Pestalozzi-Medaille in Bronze
1983	Pestalozzi-Medaille in Silber

*Werke (Auswahl):*

Kosche, G. (Hrsg.): Orte deutscher Geschichte in den neuen Bundesländern – geteilt, vereint, gefunden, Berlin 2000 (G-und-H-Verlag)

Mitautor für das **Lehrwerk** „*Expedition Geschichte*“

- Grundaussage für das mittlere Lernniveau (3 Bd.) und Regionalausgaben für Baden-Württemberg (3 Bd.), Berlin, Nordrhein-Westfalen (3 Bd.), Sachsen (6 Bd.) und Thüringen (5 Bd.), Frankfurt a. M. 1997 ff. (Diesterweg)
- Grundaussage für Gymnasien (4 Bd.) und Regionalausgaben für Berlin (4 Bd.) und Brandenburg (3 Bd.), Frankfurt a. M. 2004 ff. (Diesterweg)

Mitautor für die **Lehrerbegleitbände** „*Expedition Geschichte*“, Regionalausgaben für Berlin (Gymnasium), 4 Bd. und Sachsen (Realschule), 6 Bd., Frankfurt a. M. 2006 ff. (Diesterweg)

Mitautor für das **Lehrwerk** „*Geschichte konkret*“, Bd. 3 und 4, Hannover 1997 (Schroedel)

Quellen: eigene Angaben

## **Zeitzeugenbericht von Herrn Dr. Günter Kosche am 18. Januar 2008**

Kersten Krüger:

Wir eröffnen die Zeitzeugensitzung mit Herrn Dr. Kosche, er ist allen bekannt. Es wird Sie vielleicht wundern, dass er nicht hier als Professor erscheint. Das hat mich auch immer gewundert. Denn für mich gehört er zu den gelehrtesten Wissenschaftlern im Fach Geschichte. Zunächst möchte ich die heutigen Referenten vorstellen, die für die Transkription der Diskussion zuständig sind: Frau Beate Lehwald und Herr Stephan Noack. Herr Kosche wird über seinen Lebensweg berichten, und dann ist Zeit für die Diskussion. Lieber Herr Kosche, Sie haben das Wort.

Günter Kosche:

Lieber Herr Krüger, ich danke Ihnen für die freundlichen Worte der Vorstellung und der Begrüßung.

Meine Damen und Herren, zu allererst möchte ich Herrn Krüger fünffach Dank abstatten.

Zum Ersten für die Einladung, als Zeuge in Ihrer Veranstaltung Rede und Antwort zu stehen für eine Zeit, für eine Gesellschaft, für ein Staatswesen das seit fast zwanzig Jahren der Vergangenheit angehört – die Deutsche Demokratische Republik. Das ist eine Bezeichnung, die nicht alle, sondern vielleicht nur Wenige in der Bundesrepublik Deutschland benutzt haben. Der erste Bundeskanzler, Konrad Adenauer, hat bis zu seinem Lebensende „Soffjetzone“ gesagt, und manche haben lediglich das Kürzel SBZ verwendet. Die DDR, die bei ihrer Gründung von Josef Wissarionowitsch Dschughaschwili, genannt Stalin, als eine „Wende in der europäischen Geschichte“ bezeichnet wurde, apostrophierte der Schriftsteller Stefan Heym kurz vor ihrem Untergang als eine „Fußnote in der Geschichte“.

Zum Zweiten danke ich Ihnen neben der Einladung für die Aufnahme in den illustren Kreis von Zeitzeugen, die – wenn man sich die Namensliste anschaut – in der DDR häufig zur „Nomenklatura“ zählten, zumindest zu den besser Verdienenden, die oft mit Herrschaftswissen ausgerüstet waren. Nie war ich zu Zeiten der DDR diesen Entscheidungsträger, ob nun mit oder ohne Parteibuch, so nahe, wie durch die Aufnahme in das kollektive Boot der zu befragenden Zeitzeugen, denn sowohl von meinem Werdegang und meinen verschiedenen Tätigkeiten an der Universität Rostock als auch von meinen persönlichen und beruflichen Ambitionen her gehörte ich zum so genannten Mittelbau, nicht zur Elite der Universität.

Sie haben es eingangs angesprochen, aber ich möchte nicht näher darauf eingehen, warum ich mich sowohl in DDR-Zeiten als auch nach der Wende so verhalten habe, was das Streben nach einer Professur, den höheren Weihen an einer Hochschule betrifft. Ich war und bin ein Mann der zweiten Reihe, der allerdings oft Pflichten übernommen hat, die diesem Platz nicht entsprachen. So war ich zum Beispiel von 1981 bis 1984 stellvertretender Sektionsdirektor für die Erziehung und Ausbildung der Studenten – kurz „STE A“ genannt –, wie es damals hieß, und ich habe auch, denke ich, nach der Wende, also von der Übernahme 1992 bis zu meiner Verrentung 2005 zu einem nicht geringen Teil Tätigkeiten ausgeführt und Aufgaben wahrgenommen, die eigentlich über das hinaus gingen, was einem „Mittelbauern“ laut Stellenwidmung zugedacht war und ist.

Zum Dritten, Herr Krüger, danke ich Ihnen für den Impuls, mit dieser Einladung über das eigene Berufsleben nachzudenken, das ich vom Jahre 1959 – wenn ich die Studienzeit mit einrechne – bis zum heutigen Tage – eine zweijährige Unterbrechung als Lehrer in der Schule von 1963 bis 1965 abgerechnet –, an der Universität Rostock verbracht habe, metaphorisch gesagt: „*Vierzig Jahre*“, um mit Siegfried Lenz zu sprechen, „*hingegen im Dienst am Geist*.“

Den Vierten Dank verbinde ich mit der nachdrücklichen Erinnerung *daran*, dem Aufmerksammachen *darauf*, dass man selbst in die Jahre gekommen ist. Nun bin ich Zeitzeuge, als Beteiligter und als Betroffener der untergegangenen DDR, die inzwischen dort abgelagert ist mit ihrem ganzen Drum und Dran, wo die Zeit stille steht. Wenn man also als Zeitzeuge in den Zeugenstand gerufen wird, dann ist man meistens in ein bestimmtes Alter gekommen. Die Namensliste der bislang Befragten stünde, so meine ich, jedem Altersheim gut zu Gesicht.

Zum Fünften, zum Letzten und zum Abschluss danke ich Ihnen, Herr Krüger, dass Sie für mich den heutigen Tag ausgesucht haben, den 18. Januar. Das zeugt von Geschichtsbewusstsein und gelebter Geschichtskultur, denn: „Was ist geschehen in der deutschen Geschichte am 18. Januar?“ Die Meisten im Raume denken jetzt an ein Ereignis, das ich *nicht* vor Augen habe. Ich denke an den 18. Januar 1701, als sich vor 307 Jahren der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. die Königskrone selbst aufsetzte, König *in* Preußen wurde und aus diesem Anlass die Gründung des höchstens preußischen Ordens verfügte, des Schwarzen-Adler-Ordens, mit dessen Verleihung, wie wir alle wissen, der Adelstitel – wenn nicht schon vorhanden – verbunden war. Das Ordensfest wiederum wurde später zum Anlass genommen für ein anderes Ereignis, das vor 137 Jahren im Spiegelsaal von Versailles stattfand – die Proklamation des Deutschen Kaiserreiches am 18. Januar 1871. Ich werte Ihre Entscheidung, lieber Herr Krüger, mich am 18. Januar 2008 hier in den Zeugenstand zu rufen, als eine Hommage an den Preußen aus Schlesien, an Günter Kosche, und danke Ihnen dafür.

So Großes allerdings, wie jenes, das in der *Galerie de Glaces*, dem Spiegelsaal von Versailles, geschehen ist, steht Ihnen, meine Damen und Herren, hier und

heute nicht bevor, wenn sich einer aus dem personellen Mittelbau den Fragen stellt, die die Nachgeborenen an sein Leben und Wirken in der DDR im Allgemeinen und an der Sektion Geschichte der Universität Rostock im Besonderen richten. Alle Fragen, das will ich ausdrücklich betonen, sind erlaubt, ob ich darauf antworte, darüber entscheide ich für mich. Ob Sie mit meinen Antworten zufrieden sind, das ist in Ihre Hände und Ihr Befinden gelegt. Ich will es vorweg nehmen und damit mögliche Erwartungen dämpfen. Es ist nicht viel, was ich Ihnen als Mann der zweiten Reihe anzubieten habe, wozu und worüber ich Zeugnis ablegen könnte, denn zu den großen Entscheidungen auf der ersten und zum Teil auch auf der zweiten Leitungsebene, wie man in DDR-Zeiten diese Leitungsstrukturen auch nannte, kann ich mich kaum äußern. Aber das ist, denke ich, in diesem Kreise auch deshalb möglicherweise nicht notwendig, wenn man nach Altmagnifizienz Prof. Dr. Günter Heidorn<sup>1</sup> und anderen Großkopfen, die über viele Jahre hinweg in der ersten Reihe standen, hier als Letzter zu Worte kommt.

Vielmehr kann ich über den „grauen Alltag“ an der Universität Rostock und an der Sektion Geschichte berichten, eben zum Beispiel über die studentische Ausbildung in Inhalt, Form und Organisation, über Forschungsplanung und Forschungsgestaltung im Kleinen, über Weiterbildung für Dritte und auch über die Öffentlichkeitsarbeit. Ich kann etwas sagen zur Freizeitgestaltung der Studenten und Mitarbeiter und natürlich auch zum Wirksamwerden der SED und – oftmals vergessen – der anderen Blockparteien sowie der so genannten Massenorganisationen FDGB, DTSB, FDJ, DKB, URANIA und manches andere mehr. Schließlich kann ich mich auch zu den Aktivitäten der Mitarbeiter aus dem „grauen Haus“, aus diesem Bau, in dem wir uns heute befinden, äußern – soweit es persönliche Begegnungen, Erlebnisse und Fremdbeobachtungen gegeben hat –, also zu den Mitarbeitern der Firma „Horch und Guck“, wie sie denn im Volksmund auch genannt wurde. Bei meinen Ausführungen will ich mich an das 7. und 8. Gebot der Christen halten, ich will nicht lügen, aber ich will auch nicht falsch Zeugnis reden wider die DDR. Ich will dabei der Wahrheit, so gut es geht und so gut es mir möglich ist, ins Auge sehen und dabei nicht die eigenen Emotionen, aber auch nicht die Gefühle Anderer schonen, nichts beschönigen, aber auch nichts einseitig verteufeln und schon gar nicht, weil es opportun erscheint oder einen schnöden Vorteil verspricht, bewusst Falsches oder bewusst falsch darstellen, denn erinnern heißt – so Richard von Weizsäcker in seiner großen und berühmten Rede am 8. Mai 1985, also zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft – „*erinnern*

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Günter Heidorn: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001456](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)

Siehe auch sein Zeitzeugengespräch in Band 1 der Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte. Rostock 2007, S. 19-43.



*heißt, eines Geschehens so ehrlich und rein zu gedenken, dass es zu einem Teil des eigenen Erinnerens wird. Das stellt große Anforderungen an unsere Wahrhaftigkeit.“*

Für das Bedeutungsfeld der *memoria* gibt es in der deutschen Sprache zwei Lexeme, die *Erinnerung* und das *Gedächtnis*. Während das Wort *Erinnerung* als ein *nomen actionis* auf ein reflexives Verb zurückgeht, also auf „sich erinnern“, ist das Wort *Gedächtnis* ein Substantiv, dem kein Verb entspricht. Daran lässt sich die Überlegung anschließen – so formuliert es Aleida Assmann<sup>2</sup> – „*dass Gedächtnis mit etwas gleichzusetzen ist, was man hat oder nicht hat, sowie Erinnerung mit etwas, was man tut oder nicht tut.*“ Beide Worte sind dabei offensichtlich so aufeinander bezogen, dass man das Eine nicht tun kann ohne das Andere zu haben.“ Mit anderen Worten, Erinnerung ist nicht ohne Gedächtnis möglich. Und „*aus dieser Grundkonstellation heraus lässt sich*“ – noch einmal Aleida Assmann – „*„Gedächtnis’ als eine Voraussetzung für Erinnerung (...) definieren.*“ Es ist das Organ der Erinnerung und darüber hinaus der gespeicherte Inhalt an Erinnerungen, die zum festen Bestandteil einer Person oder einer Persönlichkeit zu zählen sind. Aber mit dem Gedächtnis, vor allem mit dem Langzeitgedächtnis ist es bekanntlich so eine Sache, und manchmal ist es auch ein Kreuz, wie uns sowohl die Psychologen als auch die Neurophysiologen und die Neurobiologen wissen lassen, so dass die Erinnerung, also eben die konkrete aktuelle Handlung immer hochgradig subjektiv und hochrangig selektiv ist, und deshalb auch mit größter Vorsicht aufgenommen und genossen werden sollte.

Darum ist alles, was ich Ihnen nun erzählen werde – auch wenn es mit dem Vorsatz geschieht, dass ich es aufrichtig und ehrlich darstellen möchte, dass ich es mit der Absicht mache, mich redlich zu erinnern –, dennoch kritisch zu hinterfragen, und nur bedingt zu verallgemeinern, denn das Einzelne, was ich Ihnen hier anbiete, steht nur sehr verhalten für das Ganze. Und noch eine Feststellung ist zu treffen. Ich bin ein „Kind“ der DDR. Ich bin in der DDR aufgewachsen, ich habe einen großen Teil meines Lebens in der DDR verbracht, habe dort gelebt und gewirkt in dem Arbeiter-und-Bauern-Staat, wie er sich offiziell selbst betitelte, und ich bin durch das Leben und Wirken in diesem Arbeiter-und-Bauern-Staat zu einem Systemstabilisierer geworden. Ich habe mich zunächst systemloyal, dann systemkonform und schließlich systemstabilisierend verhalten, auch wenn die Ehrenkommission der Universität Rostock mir ein beschönigendes Urteil mit der verbalen Formulierung „geringfügiges Fehlverhalten“ ausgestellt hat. Es hat lange gedauert, bis ich mich durch den Eintritt in die SED unlösbar an das System gebunden und Schuld auf mich geladen habe. Es hat noch länger gedauert, bis ich durch persönliche Erlebnisse und Ereignisse begriff, worauf ich mich hiermit

---

<sup>2</sup> Assmann, Aleida: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München 2007.

eingelassen hatte und allmählich begann, mich schrittweise zu distanzieren und aus der ideologischen Umklammerung von Partei und Staat zu lösen. Lange vor dem Zusammenbruch der DDR habe ich mich persönlich zurückgezogen, nach außen allerdings getan, was verlangt und auch was erwartet wurde, aber innerlich meine Nischen gesucht – und die habe ich gefunden in der schöngeistigen Literatur, im Sport, auf Reisen – auch bei Frauen und in der Freizeitgestaltung an den Wochenenden. Es waren Nischen, in die ich „emigrierte“, bis ich dann noch vor dem Zusammenbruch der DDR endlich die Kraft und den Mut fand, meinen Austritt aus der „allein selig machenden Partei der Arbeiterklasse“ zu erklären. Heute klingt meine Erklärung und Begründung für den Austritt aus der SED, für die ich damals meinen ganzen Mut zusammen nehmen musste, um den endgültigen Bruch herbeizuführen – ich habe sie noch einmal in Vorbereitung auf diese Veranstaltung überflogen –, wie eine „Liebeserklärung“ an die SED.<sup>3</sup> Dem Vorschlag meines Freundes, des späteren Senators für Sport, Schule und Kultur der Hansestadt Rostock, diese Erklärung als mutiges Bekenntnis öffentlich zu machen, von den Kanzeln vorzulesen, diesem Vorschlag habe ich auch damals nicht entsprochen, weil ich nicht den Mut hatte noch mehr Öl ins Feuer zu gießen.

Wenn ich mich also hier und heute kritisch zur DDR, dem „einzig rechtmäßigen Staat auf deutschem Boden“, wie die DDR nach offizieller Lesart gern von den Machthabenden in diesem Staate betitelt wurde, verhalte, wenn ich mich also distanzierend äußere, so geschieht das nicht, um von meiner eigenen Schuld und Verstrickung abzulenken nach der Methode „Haltet den Dieb“ und auf Andere zu zeigen. Ich will für das einstehen, was ich mir zurechnen lassen muss, aber auch nicht für das den Buckel hinhalten, was auf das Konto Anderer geht, die mit oder ohne Parteibuch, und das betone ich ausdrücklich, *mit oder ohne Parteibuch*, einst Fahnen schwenkend auf der breiten Straße des Sozialismus marschierten, die Vorteile für sich in Anspruch nahmen, und heute unfähig sind, durch einen kritischen Blick zurück ein wenig Trauerarbeit zu leisten. „*Es gibt eben Leute*“, wie es Jürnjakob Swehn,<sup>4</sup> der Amerikafahrer aus Hornkaten in der Griesen Gegend sagte, „*die gehen leichter durchs Leben, wenn sie ihre Erinnerungen über Bord werfen und ihren deutschen*“ – so hat er es gesagt, ich ersetze es – „*ihren DDR-Rock an den Nagel hängen.*“ Mir geht es so nicht!

Ein paar Bemerkungen zu meiner Person. Der 19. Juni – ein weiteres Datum zum 18. Januar – ist, durchforscht man die letzten 70 Jahre der deutschen und der europäischen Geschichte, ebenfalls ein geschichtsträchtiger Tag. An diesem Tag – um nur ein paar Beispiele zu nennen – unterzeichneten 1990 die Mitgliedsländer der damaligen EU das Schengener Abkommen, verließ 1977 der Schauspieler und Sänger Manfred Krug die DDR, vereinbarten 1963 die UdSSR und die USA die

<sup>3</sup> Siehe unten, S. 260: Anlage 6: Erklärung des Parteiaustritts 1989.

<sup>4</sup> Gillhoff, Johannes: Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer. Berlin 1917. Neuauflage 1961.

Einrichtung des „Heißen Drahtes“, wurde 1957 in der BRD die Gleichberechtigung von Mann und Frau zum Gesetz erhoben.

Am 19. Juni 1940 gründete Charles de Gaulle in London das „Nationalkomitee freier Franzosen“; am 19. Juni 1940, so vermeldet es der „Völkische Beobachter“, trafen sich aber auch der „Führer“ und der „Duce“ in München, um sich über die neue Lage auszutauschen, die entstanden war, denn Frankreich stand kurz vor dem Zusammenbruch. In Breslau, der Hauptstadt Schlesiens, meldete an diesem Tage, dem 19. Juni 1940 – es war ein Mittwoch – der Landwirt *Willi Fritz Hermann Kosche* im evangelischen Pfarramt Sankt Salvator die Geburt eines Sohnes und bestellte die Taufe, wie es damals üblich war, sieben Tage später auf den 26. Juni. Seine Frau, *Frieda Meta Kosche*, Tochter des Schmiedemeisters Richard Krause aus Obergroßhartmannsdorf im Kreis Bunzlau, war in den frühen Morgenstunden von einem Knaben entbunden worden, dem sie den Namen *Günter Richard Wilhelm* gab. Im Wehrmachtsbericht dieses Tages, aus dem ich wörtlich zitiere, lautet die Nachricht lapidar und ganz unspektakulär: „*Im Westen umgingen die Panzertruppen unter General Guderian bei Dijon die Maginotlinie, im Osten nichts Neues.*“ Außer – aber das ist ja nach Ferdinand Braudel nur eine kleine Tatsache – ja außer, dass an diesem Tage in Breslau Günter Kosche geboren wurde.

Was nun hat dazu geführt, dass dieser Knabe so geworden ist, wie er Ihnen begegnete oder begegnet, wie Sie ihn sehen und wie er in Ihrem Bewusstsein verankert ist. So etwa, wie Sie es, Herr Marski, auf der Weihnachtsfeier 2007 im Rahmen der „Dozentenversteigerung“ sagten – und ich habe nicht gezuckt und es auch so akzeptiert: „*Der Mann, der für Zucht und Ordnung steht.*“ „*Wie ist es gekommen*“ – oder psychologisch gefragt – „*was waren und sind die Beweggründe, die Motive seines Handelns und Verhaltens?*“

Eine kurze Innensicht sei erlaubt, die helfen soll, ein wenig dieses Phänomen zu erhellen und vielleicht auch zu erklären. Zum einen sind es, wie ich es aus 60jähriger Selbstbeobachtung entnehme, meine Anlagen. Es ist das Genetisch-Codierte, das vorgeburtlich Angelegte, was ich ererbt habe von meinen Eltern, die beide – aber ganz besonders meine Mutter – in mir weiter leben. Ich zitiere deshalb zum Beleg zuerst aus ihren Erinnerungen, die sie im hohen Alter, obwohl sie das aktuelle Gedächtnis bereits verloren hatte, aus einem noch völlig intakten Langzeitgedächtnis aufschrieb: Erinnerungen an eine Zeit, als sie selber erst 32 Jahre alt war. „*Am 21. Januar 1945*“, so heißt es dort, „*einem Sonabend, ging meine Schwiegermutter mit meinen Kindern auf die Flucht. Auf einem Pferdewagen verließen sie den Hof. Ich blieb noch um das Vieh zu füttern. Man kann doch die Tiere nicht allein lassen.*“ Ich füge in Klammern hinzu, ohne meiner Mutter einen Vorwurf machen zu wollen: „*Die Kinder aber schon!*“ „*Erst acht Tage später*“, so meine Mutter weiter, „*fand ich meine Kinder wieder, sie waren ganz verstört.*“ Die Flucht wurde im Sudetenland abgebrochen. Meine Mutter aber

kehrte von dort aus Pflichtbewusstsein – obwohl der Weg, der Fluchtweg, eigentlich nach Bayern führte, und wir ja schon „fast“ da waren, zumindest war der Rückweg viel weiter – in ihr schlesisches Heimatdorf Pürbischau im Kreis Trebnitz zurück, um auf dem Bauernhof, den sie Wochen zuvor vor der heranrückenden Front verlassen hatte, nach dem Rechten zu sehen, damit alles in *Ordnung* war, wenn ihr Mann, was sie inständig hoffte, aus dem Kriege kommen sollte. Das aber war ein riesiger Irrtum, den sie schwer bezahlen musste. Für sie begann nun ein wahres Martyrium, und in ihrem Tagebuch schrieb sie dazu: „*Wir mussten immer sehen, wo es auf den Feldern Essbares gab. Wir hatten ja keine Lebensmittel. Im Herbst wurden meine Kinder schwer krank*“ – also im Herbst 1945 – „*Typhus. Ich ging zu Fuß nach Trebnitz, 14 km und nach Breslau 70 km und holte Tabletten.*“ Mein innigster Freund aus der Grundschulzeit, Hans-Jürgen Geister, erinnerte sich anlässlich des Todes meiner Mutter – zufällig genau vor drei Jahren – mit den Worten: „*Zwar ist inzwischen ein halbes Jahrhundert vergangen, aber dennoch steht mir Deine Mutter fest in dem Sinn. So sehe ich sie bei der Arbeit auf dem Bauernhof stets im schnellen Vorwärtsgang oder gar im Vorwärtslauf und höre heute noch ihre forschen und eindeutigen Worte an ihren Sohn. Vieles von ihrem Optimismus, ihrer Schaffenskraft und wohl auch der sprachlichen Gewandtheit hat sie Dir mit auf den Weg gegeben.*“

Von meinem Vater, mit dem ich durch die Wirren des Krieges keine persönlichen Erinnerungen verbinde, habe ich, wenn es stimmt, was mir die Verwandten berichteten, nicht nur die Statur, sondern auch den Ordnungssinn, den Hang zu Disziplin und Pünktlichkeit, den Drang Neues zu erleben und zu entdecken, etwas auszuprobieren und zu wagen, nicht aufzugeben, nach Auswegen, nicht nach Ausreden zu suchen, sich selbst zu behelfen, dabei Anderen zur Seite zu stehen, Fehler zu erkennen und Schuld zu bekennen, Entbehrungen auf sich zu nehmen ohne zu klagen über die Bürde, nicht leichtere Lasten, sondern eher einen stärkeren Rücken zu erbitten.

Das Ererbte wurde weiter ausgeprägt durch die Einfädelung in die Gesellschaft, was wir heute Sozialisation nennen, die bekanntlich in Kindheit und Jugend am intensivsten verläuft und die tiefsten Eindrücke hinterlässt. Sie erfolgte in meinem Fall unter den Bedingungen, wie sich nur noch diejenigen sie vorstellen können, die sie selbst erlebten. Krieg, dann Nachkriegszeit in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR prägten nachhaltig meine „zweite Geburt“. Bettelarm und vaterlos, und deshalb heute kaum noch nachvollziehbar, weitestgehend auch rechtlos, erwarb ich das, was man eben die „zweite Natur“ oder die „soziale Qualität“ eines Menschen nennt, und dies in einer feindlichen Welt, einer patriarchalisch bestimmten Dorfgesellschaft, in der religiöse und weltliche Mythen, faustdicke Lügen und verstaubte Weltauffassungen vergangener Zeiten das geistige Klima bestimmten. Als Sozialisationsagenturen wirkten die Schule mit prügelnden Lehrern und die Kirche mit einem – aber auf andere Weise



– Druck ausübenden Pfarrer und schließlich die wirklichen Herren des Dorfes, die großen Bauern sowie letztlich – allerdings von ihnen wohl abgesetzt, aber nicht ohne Wirkung – die besitzlosen Männer.

Den Rest gaben die Frauen dazu, allen voran meine Mutter. Vier Grundsätze bestimmten ihre Pädagogik. Um Missverständnissen vorzubeugen, hebe ich an dieser Stelle gesondert hervor. Darin unterschied sich meine Mutter nicht wesentlich von Anderen, die in dem Dorf Leussow in der Griesen Gegend, südwestlich von Ludwigslust gelegen, die Erziehung der Heranwachsenden besorgten. Diese Grundsätze lauteten:

1. *Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selbst!*
2. *Gelobt sei, was hart macht!*
3. *Ordnung ist das halbe Leben!*
4. *Wen Gott liebt, den straft er!*

Es mag manches daran – einiges sogar aus der Sicht der humanen Pädagogik in der Schule der Gegenwart – zu bemängeln sein, erklärt aber schließlich, warum ich im Grunde so bin – wie ich bin –, mit allen Ecken und Kanten, mit allen Nachteilen und gelegentlichen Vorzügen, denn Sozialisation ist, so Bodo von Borries<sup>5</sup>, mein hochgeschätzter Kollege aus Hamburg, „*Voraussetzung und Teil der sozialen Konstitution des Subjekts.*“

Die gesellschaftliche Außenwelt wurde auf diese Weise ausschnittsweise zu meiner Innenwelt, zu meiner psychischen Welt gemacht. Es entstanden in mir, um mit Hans-Jürgen Pandel, einem anderen herausragenden Vertreter der bundesdeutschen Geschichtsdidaktik, zu sprechen, „*die subjektiven Korrelate einer durch Herrschaft geordneten Gesellschaft*“. Gelegentlich nur habe ich mich gewundert, dass ich trotz all dieser pathologischen Einflüsse in meiner Kindheit und Jugend, noch halbwegs auf den richtigen Pfad gekommen und nicht in der kriminellen Szene einer Großstadt gestrandet bin. Mit der Behebung dieser psychischen Deformationen und ihrer Folgezustände hatte ich für den Rest meines Lebens bis zum heutigen Tage zu tun. Dabei war ich ganz besonders, weil seit meinem 15. Lebensjahr ohne elterliche oder mütterliche Führung, stark auf den Rat und die Tat anderer angewiesen.

Aber ich war nicht allein. Ich hatte Lehrer und Verwandte, ich hatte Freunde, Bekannte, Weggefährten und Kollegen, die mich auf den richtigen Weg, den vermeintlichen „Königsweg“ brachten, der mich – das will ich gerne, wenn ich rückblickend auf mein Leben schaue, bekennen – gelegentlich auch durch tiefe Täler führte, aber ich bin danach immer wieder auf schöneren Höhen und Bergwiesen angekommen. Sie alle haben mir geholfen, die Regeln mit Leben zu

---

<sup>5</sup> Vgl. Borries, Bodo von: Lebendiges Geschichtslernen. Bausteine zu Theorie und Pragmatik, Empirie und Normfrage. Bodo von Borries zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Bergmann u. a. Schwalbach/Ts. 2004.



erfüllen, die meine Mutter in tiefer Frömmigkeit zur Grundlage ihres Lebens erklärte und uns Kindern als Prinzip menschlichen Denkens, Handelns und Verhaltens im Allgemeinen vermittelte. Es war der kategorische Imperativ meiner Mutter: „*Ehrlich leben, den Nächsten nicht verletzen und jedem das Seine zugestehen.*“ Erst viel später erfuhr ich, dass dieser Grundsatz nicht, wie ich zunächst annahm, aus der Spruchkiste meines Großvaters kam, sondern klassischen Ursprungs war, nämlich dem *Corpus iuris civilis*, also den Gesetzessammlungen des oströmischen Kaisers Justinian I. entstammte und ein römischer Rechtsgrundsatz war, der sogar in das bürgerliche Recht Eingang fand. Meine Mutter kannte ihn und machte ihn mir zur Lebensmaxime – nicht in der verkürzten Form, wie dieser Grundsatz als Wahlspruch im höchsten preußischen Orden, im Schwarzen-Adler-Orden auftaucht, nämlich *suum cuique*, sondern schlicht und einfach, dafür aber vollständig: „... *jedem das Seine zugestehen.*“ Dass meine Mutter diesen Grundsatz in der Gänze kannte und zum Prinzip ihres Handelns und auch ihrer Erziehung machte, mildert ihre eher doch zweifelhaften pädagogischen Ansichten und lässt die Frau in einem anderen Lichte bei mir erscheinen. In meinem gesamten Tun und Trachten war ich bestrebt, mich an diese Maxime zu halten. Nicht immer ist es gelungen, aber zumindest das Herangehen war so: redlich die mir zugedachte Arbeit zu erledigen, und dabei gleichermaßen zu dienen, wie zu leisten. In der Redlichkeit wollte ich, der für sich in Anspruch nahm, ein Mann der zweiten Reihe zu sein, in der Redlichkeit wollte ich vollkommen sein. Redlichkeit war über 40 Jahre für mich der persönliche Anspruch an meine Arbeit an der Universität Rostock und mein Wirken darüber hinaus. Dabei habe ich oftmals meinen Maßstab an Andere angelegt, manchmal sogar kompromisslos, und gerade dadurch auch Menschen getroffen und verletzt. Sie mögen mir verzeihen, wenn sie können.

Ich danke Ihnen, dass Sie mir so lange zugehört haben.

## Diskussion

Transkription und Protokoll: Beate Lehwald und Stephan Noack

Catharina Trost:

Herr Kosche, erst einmal vielen Dank für die ausführliche Stellungnahme. Ich möchte darauf zu sprechen kommen, was sie mit Schuldeingeständnis meinen, wo sie meinen, dass sie sich schuldig fühlen müssten?

Günter Kosche:

Ich hatte gesagt, dass ich mich zunächst systemloyal, dann systemkonform und schließlich systemstabilisierend verhalten habe. Alle drei Verhaltensweisen führen dazu, dass man das Gegebene hinnimmt und dann sogar mit unterstützt. Durch

diese Unterstützung, aber auch schon durch das Hinnehmen, habe ich mit dazu beigetragen, dieses Staatswesen, den sozialistischen Staat DDR, zu stabilisieren und zu erhalten. Das ist noch nicht im juristischen Sinne schuldhaft – und darüber bin ich auch sehr froh – sehr wohl aber im moralischen Sinne, denn es hat zu allen Zeiten in der DDR immer Handlungs- und Entscheidungsspielräume für den Einzelnen gegeben. Er hätte davon Gebrauch machen können – auch ich. Er hätte dies, was ich systemloyal, systemkonform und systemstabilisierend nenne, nicht tun müssen. Es wären keine Konsequenzen für Leib und Leben erfolgt, möglicherweise für die berufliche Tätigkeit.

Ich will es an einem Beispiel deutlich machen, und zwar an der so genannten „Roten Woche“. So bezeichneten wir damals umgangssprachlich die erste Woche des jeweils beginnenden Studienjahres. Die Studenten hatten zwei Monate Sommerferien, waren an allen möglichen Orten gewesen, unter anderem auch im sozialistischen Ausland. Sie hatten möglicherweise Begegnungen am „goldenen Strand“ von Varna oder sonst wo am Schwarzen Meer mit Bürgern aus der Bundesrepublik Deutschland und sollten nun wieder politisch auf Kurs gebracht werden. Es wurden aktuell-politische Themen zentral vorgegeben und einzelne Mitarbeiter – übrigens an jedem Institut, also bei den Mathematikern, Biologen, Medizinern genauso wie bei den Historikern und Lateinamerikawissenschaftlern – mussten sie behandeln. Also ist es deshalb meines Erachtens nicht richtig – und ich flechte es hier schon ein –, dass einige von sich aus sagen: *„Ich bin doch Naturwissenschaftler und mein Gegenstand war ideologieresistent. Ich hatte mit der DDR gar nichts am Hut. An der Uni habe ich meinen Dienst versehen und mathematische Formeln vermittelt oder über die Winkelfunktionen gesprochen, aber schuldig habe ich mich damit nicht gemacht.“* Nicht direkt und in der ersten Schleife, aber im zweiten Kreise schon. Eben – und nun komme ich zur „Roten Woche“ zurück. Dort waren die vorgegebenen politischen Themen zu behandeln und man hätte doch die Chance gehabt, *einmal* wider den Stachel zu löcken und vielleicht *einmal* die historische Mission der Arbeiterklasse oder die führende Rolle der Partei zu bezweifeln, gar nicht intensiv, sondern nur zu problematisieren. Hätte man das einmal gemacht – auch als Naturwissenschaftler – wäre es zum Gegenstand einer sofortigen Erörterung in den entsprechenden staatlichen Gremien und der Parteileitung geworden und man hätte hundert Eide schwören können und müssen, dass man sich geirrt habe. Ansonsten glaube ich, wäre der nächste Weg zur Kohlenhandlung Moritz in Rostock gewesen. Dort, beim Kohleschaufeln war immer ein Arbeitsplatz frei. Ich erinnere mich, es hat so etwas gegeben.

Eine umfängliche Diskussion gab es z. B. an der Universität Rostock im September 1968 nach dem Einmarsch der Truppen der Warschauer Vertragsstaaten in die ČSSR. Es gab, wenn ich mich nicht täusche, einen Mitarbeiter, der die „Rechtmäßigkeit“ dieses Einmarsches öffentlich in Zweifel gezogen und für nicht

gerechtfertigt gehalten hat. Es war der Kollege Janetzko vom Slawistischen Institut. Er ist im Traditionskabinett der Neptun-Werft gelandet – und da hatte er noch Glück. Alle wussten von der Entscheidung des Rektors Günter Heidorn und dem Schicksal des Kollegen Janetzko. Wir alle haben geschwiegen. Meines Wissens hat niemand protestiert – ich auch nicht. So haben wir uns, die wir hier tätig waren, auch wenn wir nicht aktiv dazu beigetragen haben, zu denunzieren oder zu eliminieren und zu benachteiligen, Schuld auf uns geladen – wenn auch nicht im juristischen, so aber doch im moralischen Sinne. Wir haben uns so mit diesem System verflochten, dass wir allen Grund haben, über unseren Anteil nachzudenken und uns vor allen Dingen darüber Gedanken zu machen, was zu tun ist, damit so etwas nicht wieder passiert.

Hilde Michael:

Herr Dr. Kosche, Sie haben mehr als 40 Jahre hier an dieser Hochschule gearbeitet. Wie erinnern sie die Umbruchsphase 1989/90 aus der Sicht als Lehrender und wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den Kollegen und natürlich auch mit den Studierenden an diesem Institut?

Günter Kosche:

Wer diesen Umbruch bewusst erlebt hat, ob ideologisch fest verankert in der DDR oder weltanschaulich auf einer kritisch-kontroversen Position, erinnert sich – oft bis ins Detail – an die Ereignisse, die bei den einen traumatische Wirkungen hinterließen und bei den anderen ein Gefühl der Freude und des Glücks auslösten. Diejenigen, die das Geschehen euphorisch begrüßten, weil sich endlich etwas tat, werden diese Tage, Wochen und Monate nicht vergessen. Ich kann mich sehr genau an den Beginn der Demonstrationen in Rostock erinnern. Es war der 19. Oktober. Damals wohnte ich in der Kröpeliner Straße, als ich plötzlich von draußen ein lautes Rufen hörte, das ich überhaupt nicht zuzuordnen wusste. Dann sah ich, Menschen marschierten durch die Rostocker Fußgängerzone und riefen, unterstützt durch ein rhythmisches Klatschen: „Kommt heraus, schließt euch an!“ Ich machte das Fenster auf und wusste nicht, wie mir geschah.

Tage zuvor hatte ich im Fernsehen die Nachrichten der Tagesschau verfolgt und gesehen, wie DDR-Bürger das Palais Lobkowitz in Prag, wo die bundesdeutsche Botschaft ihren Sitz hatte, „erstürmten“. Ich sehe immer noch vor mir das Bild eines Mannes, der seiner Frau behilflich ist, den Gitterzaun zu überwinden, und der dann, als er das Kind nachreichen will, von einem tschechischen Sicherheitsbeamten zurückgerissen wird. Noch heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an die Situation denke, in der der Außenminister der Bundesrepublik Deutschland, Hans-Dietrich Genscher, den Flüchtlingen vom Balkon der bundesdeutschen Botschaft die Möglichkeit zur Ausreise mitteilt.

Alles, soweit es an mich herangekommen ist und ich es mit meinen Sinnen aufgenommen und damit wahrgenommen habe, hat sich in meinen Erinnerungen ganz intensiv verankert, und ich denke, ich werde es mit mir bis an das Ende meiner Tage herumtragen. Es war einerseits ein Gefühl der Erleichterung und der Freude darüber, dass endlich etwas geschieht, aber andererseits auch der Freude darüber, dass ich nicht ganz so falsch gelegen habe mit meiner distanzierten Haltung und der inneren Emigration. Es war Wasser auf die Mühle meiner Gedanken und Gefühle. Gerade war ich aus der SED ausgetreten und empfand jetzt ein Stück Sicherheit, dass mir deshalb nicht mehr all zu viel passieren könnte. Ich traute mich sogar, zum ersten Mal nach einer Demonstration, hier am Gebäude der Staatssicherheit eine Kerze aufzustellen.

Die Demonstration begann mit einer Andacht in der Marienkirche und ging von dort aus durch die Kröpeliner Straße bzw. durch die Lange Straße bis zum Schröderplatz. Dort wurde gedreht und dann ging es hier in die August-Bebel-Straße hinein. Ich werde auch nie vergessen, wie übermannt ich war, als hier beim Einbiegen in die August-Bebel-Straße wieder die DDR-Hymne gesungen wurde, deren Text ja – wie seltsam – nicht mehr gestattet war: *„Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, lass uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland.“* Die Worte bekamen eine ganz andere Bedeutung, und zutiefst hat es mich gepackt. Dann habe ich mich hier an der Vorderfront des Gebäudes umgeschaut. Feige war man und verängstigt. Ich habe geguckt, wie denn die Kameras, die hier angebracht waren, stehen. Und schon am Tage, auch das muss ich ehrlicherweise bekennen, bin ich hier vorbei geschlichen, habe geschaut, wie die Kameras an den Gebäuden eingestellt sind, und gesucht, wo ich einen toten Winkel erwischen könnte, damit sie mich nicht aufnehmen können. In der Hoffnung nicht aufgenommen worden zu sein, habe ich weitere Male mit demonstriert. Es hat gedauert, ich denke es war die vierte Demonstration, als ich es wagte, hier vor dem Haupteingang der Staatssicherheit eine Kerze aufzustellen und am 31. Oktober 1989 in einem Brief den Rücktritt von Margot Honecker, der Volksbildungsministerin, zu fordern.<sup>6</sup> Diese Erlebnisse hatten eine tief einschneidende Wirkung.

An dem bewussten Donnerstag – dem 9. November 1989 –, als Günter Schabowski auf einer Pressekonferenz die Maueröffnung verkündete, begab ich mich hier in Rostock auf die Post, um mit meiner Schwester in Holland zu telefonieren und zu besprechen, was alles zu machen ist, damit ich die Genehmigung erhalte, um im Januar wieder zum hochjährigen Geburtstag meiner Mutter, die in den Niederlanden lebte, fahren zu dürfen. 1987 erhielt ich übrigens zum ersten Mal diese Erlaubnis. Als ich nach Hause kam, sagte meine Frau: „Es ist etwas Eigenartiges passiert. Wir müssen unbedingt die nächsten Nachrichten vom NDR

---

<sup>6</sup> Siehe unten, S. 257: Anlage 5: Brief an Margot Honecker 1989.

hören.” Dann erreichte uns über das Fernsehen (ARD/ZDF) die Mitteilung von der Öffnung der Grenze.

Vom Freitag bis zum Sonntag, als die Menschen in Massen die Grenzöffnung für einen Ausflug in den „Westen“ nutzten, begab sich Günter Kosche an den Parumer See bei Güstrow und renovierte sein Wochenendhaus. Als ich am Sonntagnachmittag damit fertig war und gegen 16.00 Uhr die Nachrichten hörte, diese wohlthuenden Meldungen, den Jubel der Menschen – ich weiß es noch ganz genau – da bin ich an der Wand ‘runtergesunken und habe bitterlich geweint, weil mir mit einem Mal die Sinnlosigkeit, die Verängstigung, die Inhaltslosigkeit des bisherigen Lebens, die Mutlosigkeit, all das bewusst wurde – aber zugleich auch von mir abfiel.

Eine Woche später habe ich dann, das ist nun die letzte Erinnerung, geheiratet. Auf dem Standesamt konnte ich mir die scherzhafte Bemerkung nicht verkneifen, dass die Ehe angesichts des großen hellen Flecks an der Wand juristisch nicht gelten könne. An dieser Stelle hing bislang das Bild von Erich Honecker. Der neue „Potentat“, Egon Krenz, war noch nicht da, und der Bundespräsident war noch nicht dran. Also heirateten wir ohne den Segen des „Landesvaters“.

Jetzt komme ich zu ihrer zweiten Frage. Wie ist man unter den Kollegen mit der neuen Situation umgegangen, wie ist man mit den Studenten umgegangen und wie sind die Studenten mit einem selbst umgegangen? Da muss ich weiter ausholen. Das Verhältnis zu jenen, zu denen man ohnehin ein Vertrauensverhältnis hatte, war davon nicht berührt. Im Gegenteil, man hat sich vorher ausgetauscht und tat es jetzt umso mehr. Ich nenne als Beispiel für diesen Fall den Kollegen Manfred Jatzlauk. Für uns waren bestimmte Dinge gar nicht so überraschend, denn schon früher hatten wir uns über das, was man nun der DDR alles vorwarf, ausgetauscht. Uns waren lediglich zwei Sachverhalte unbekannt: Waffenhandel und Unterschlupf für RAF-Terroristen. Über alles andere hatten wir uns bereits vorher kritisch unterhalten, denn wer Ohren hatte zu hören und Augen zu sehen, bekam das auch in der geschlossenen Gesellschaft der DDR mit. Also, wo ein Vertrauensverhältnis bestand, ging man miteinander um wie eh und je.

Wo Vertrauen nicht vorhanden war, gab man nun die bisherige Vorsicht auf, verhielt sich freimütig kritisch, stichelte auch oder piekte ein Stück weit an und zeigte offen den Gesinnungswandel. Als Beispiel dafür führe ich eine Auseinandersetzung bei der Wahl des neuen Institutsdirektors Anfang Juni 1990 an. Zwei Kandidaten standen zur Wahl. An beide richtete ich die Frage, ob sie vor den versammelten Kollegen beschwören könnten, nicht als Inoffizielle Mitarbeiter für die Staatssicherheit gearbeitet zu haben. Daraufhin sprang ein Kollege auf und stellte die Forderung, dass diese Frage von den Kandidaten nicht beantwortet werden müsse. Es folgte eine Kampfabstimmung, die ich mit vier oder fünf Stimmen Unterschied verlor – kein Wunder bei der großen Anzahl der Inoffiziel-



len Mitarbeiter, die einst in der Sektion Geschichte tätig waren.<sup>7</sup> Ich unterlag, und da mein intensives Melden mit lautem Schnipsen vom Versammlungsleiter unbeachtet blieb, verschaffte ich mir lauthals Gehör und erklärte, dass ich unter diesen Bedingungen nicht an der Wahl des neuen Institutsleiters teilnehmen möchte und habe demonstrativ den Hörsaal verlassen. Den Antragsteller bat ich wenige Tage später, als er mich danach fragte, wo er mir zu meinem 50. Geburtstag gratulieren könne, von dieser Absicht zu lassen. Aber das zählt dann schon wieder zu dem stichelnden Geplänkel.

Unmittelbar nach der Veranstaltung bin ich dann in die Redaktion der Universitätszeitung gegangen und wollte, dass öffentlich gemacht wird, unter welchen Begleitumständen bei den Historikern im Juni 1990 die Wahl des neuen Institutsdirektors erfolgte. Alles, was ich vortrug, wurde von der Leiterin willig und zustimmend entgegen genommen. Auf die Meldung in der Universitätszeitung warte ich aber noch heute, denn auch sie war, wie sich später herausstellte, eine Inoffizielle Mitarbeiterin. Kein Wunder, denn an exponierten Stellen traf man sie immer wieder. Man konnte hinkommen, wo man wollte – und selbst wenn man in den Studentenkeller oder in einen anderen Studentenklub gegangen ist – in der Leitung befand sich mindestens ein Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi.

Das Verhältnis zu den Studenten war ebenfalls ambivalent. In den meisten Fällen ließ sich die Beziehung wie bisher weiterführen, wenn eine Voraussetzung erfüllt war – so meine Wahrnehmung und Erfahrung – die Bereitschaft zur selbstkritischen Stellungnahme und kritischen Aufarbeitung der Vergangenheit. Das war eine entscheidende Grundlage für ein vernünftiges Miteinander mit den Studenten und die Fortsetzung einer sinnvollen Arbeit. Ich habe aber auch erlebt, wie Studenten einer Kollegin aus meinem Fachbereich – einer Nichtgenossin übrigens – das Unterrichten unmöglich machten, sodass eine personelle Umsetzung vorgenommen werden musste.

Besondere Schwierigkeiten bekam ich mit einem Studenten, der vor drei Jahren – nunmehr in der Schiedsrichteraffäre der Bundesliga – auf sich aufmerksam machte. Er war damals im Praktikum in Boizenburg an der Ludwig-Reinhard-Schule. Deutsch und Geschichte waren seine Fächer. Ich kam dort hin und hospitierte in einer Stunde zu den Anfängen der industriellen Revolution in England. Der Student erschien ohne jede Vorbereitung zum Unterricht. Schlimm, schlimm, quadriert schlimm! Und Sie kennen mich, das geht mit Kosche nicht. Ich habe ihm unverhohlen meine Meinung gesagt, und das verstand er nun als sozialistisch-diktatorisch, so könne man das nicht machen und mobilisierte andere. Es gab nach seiner Rückkehr einen Aushang am „schwarzen Brett“ und es folgte eine herbe Auseinandersetzung. Studenten hatten sogar für ihn gelogen, sie nahmen es dann

---

<sup>7</sup> Eine von der Bezirksverwaltung des MfS im Juli 1989 angefertigte Vergleichs- und Verdichtungsanalyse weist über 20 Inoffizielle Mitarbeiter an der Sektion Geschichte aus.

aber in der Gegenüberstellung zurück, und das Ganze ging schließlich so aus wie das Hornberger Schießen – ich habe es nicht auf mir sitzen lassen, er hatte leider nicht den Schneid, sich dafür zu entschuldigen. Die „Rache“ für mich – wenn ich je Rachegefühle gehabt hätte – kam vor drei Jahren. Er war in den Schiedsrichterskandal verwickelt. Es war der Schiedsrichter Torsten Koop, der damals schon Oberligaspiele in der DDR pfiff und nach der Wende Bundesligaschiedsrichter wurde.

Die dritte Frage lautete, wie ich in das neue Lehrgebiet *Geschichtsdidaktik* hineingekommen bin.

Schon seit längerer Zeit hatte ich mich gedanklich vom System der marxistisch-leninistischen Geschichtstheorie gelöst, von der Vorstellung, dass die Entwicklung in der menschlichen Gesellschaft vom Niederen zum Höheren, gesetzmäßig von der Urgesellschaft und der Ersten Klassengesellschaft im Alten Orient – die wir ja erst erfunden haben –, über die Sklavenhaltergesellschaft in Griechenland und Rom, weiter über den Feudalismus hin zum Kapitalismus und schließlich dann zum Sozialismus erfolge und dass wir uns freuen könnten, daran schon „mitwirken“ zu dürfen. Die Formationstheorie oder die Klassenkampftheorie oder die Revolutionstheorie oder die Theorie von der Rolle der Volksmassen habe ich seit Beginn der 1980er Jahre angefangen stärker zu hinterfragen und die Unmöglichkeit oder das Unzutreffende dieser Geschichtsauffassung zu begreifen. Damit habe ich mich ein Stück weit und immer mehr gelöst, bis ich mich sozusagen in die innere Emigration begab. Dies wurde immer intensiver, so dass ich 1990 im Kopf nicht die Schwierigkeiten hatte, die andere plagten. Dafür musste ich mir allerdings gelegentlich den Vorwurf gefallen lassen, einer bestimmten Vogelart zugerechnet zu werden.

Hinzu kam, dass ich mir rechtzeitig – also noch zu DDR-Zeiten – das damals noch zweibändige Standardwerk „Handbuch Geschichtsdidaktik“ in der 3. Auflage,<sup>8</sup> beschafft hatte und dazu die „Geschichtsdidaktik“ von Joachim Rohlfes,<sup>9</sup> und dass ich das Geschriebene fast auswendig gelernt und eingesogen und damit die neue Sicht, vor allem die geschichts*didaktische* Sicht auf das historische Lernen gewonnen habe. Denn in der DDR hatten wir ja keine Geschichtsdidaktik als Wissenschaftsdisziplin, sondern lediglich die Geschichtsmethodik, sodass es sich folglich nach 1989 nicht bloß um ein Auswechseln der Türschilder von der „Methodik“ zur „Didaktik“ handelte. Die Methodik war sozusagen die „Meisterlehre“ für den Unterricht. Geschichtsdidaktik aber ist weitaus mehr. Auch in der Bundesrepublik Deutschland hatte in der ersten und zweiten Phase der Geschichtsvermittlung nach 1945 immer noch diese „Meisterlehre“ Bestand, die Methodenlehre, die Geschichtsmethodik, und deshalb heißt ja auch das Buch von

---

<sup>8</sup> Bergmann, Klaus u. a. (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. 3. Auflage Düsseldorf 1985.

<sup>9</sup> Rohlfes, Joachim: Geschichte und ihre Didaktik. Göttingen 1986.

Kurt Fina<sup>10</sup> „Geschichtsmethodik“ oder von Hans Glöckel<sup>11</sup> schlicht „Geschichtsunterricht“. Aber dann im Zuge des Umbruchs zum Ende der sechziger Jahre entstand mit der Geschichtsdidaktik eine völlig neue Wissenschaftsdisziplin, die zu einem dritten Standbein der Geschichtswissenschaft wurde, und die habe ich mir dann sehr schnell und mit Hilfe lieber Kollegen aus den alten Bundesländern angeeignet. Dazu gehört ganz vorn Prof. Dr. Bodo von Borries aus Hamburg, der gerade vor wenigen Tagen 65 Jahre alt wurde und am 8. Februar 2008 verabschiedet wird. Dazu gehören weiter die Professoren Wolfgang Hug, Ulrich Meyer, Hans Jürgen Pandel, Gerhard Schneider und Klaus Bergmann, aber auch Bernd Schönemann, Peter Schulz-Hageleit, Klaus Fröhlich, Uwe Uffelman und Wulfhild Sydow, die mir alle aktiv zur Seite standen und wenn es sein musste vor allem mit geschichtsdidaktischer Literatur, die inzwischen vergriffen, aber nicht veraltet war, und Manuskripten unter die Arme griffen und mit denen ich bis heute persönlich, freundschaftlich verbunden bin.

Catharina Trost:

Warum sind sie speziell in die SED eingetreten und nicht in eine der Blockparteien? Wie haben sie ihr Studium erlebt? Das war ja um die 2. Hochschulreform. Warum wollten sie nicht in der ersten Reihe dabei sein? Wie haben sie den Mauerbau erlebt, weil sie ja sagten, dass sie Verwandtschaft im westlich Ausland hatten?

Günter Kosche:

Was den Eintritt in die SED betrifft, will ich berichten. Nach dem Examen arbeitete ich als Lehrer, aber es war mein Sinnen und Trachten, nicht an der Schule zu bleiben. So kam ich dann zurück an das Historische Institut, genauer in den Fachbereich *Methodik des Geschichtsunterrichtes*. Dafür gab es gute Begründungen, schließlich kam ich aus der Schule, hatte zwei Jahre im Schuldienst gearbeitet und eine Lehrerausbildung absolviert. Prof. Dr. Friedrich Donath<sup>12</sup> wurde mein wissenschaftlicher Leiter. Ich war meines Erachtens der Einzige am Historischen Institut, der nicht Mitglied der SED war. Eine andere Partei war am Historischen Institut nicht vertreten. So wurde ich denn nach dem ersten Jahr von einem Professor des Instituts angesprochen und gefragt, „*wie es denn wäre, wenn der Jugendfreund [= Bezeichnung für ein Mitglied der FDJ] Günter Kosche doch endlich Genosse werden würde.*“ Ich habe ihm damals – und im ersten Jahr mag

---

<sup>10</sup> Fina, Kurt: *Geschichtsmethodik. Die Praxis des Lehrens und Lernens*. München 1973.

<sup>11</sup> Glöckel, Hans: *Geschichtsunterricht*. 2. Auflage. Bad Heilbrunn/OBB. 1979.

<sup>12</sup> Prof. Dr. Friedrich Donath: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002203](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002203)

es ja auch noch abgenommen worden sein – sinngemäß die Antwort gegeben, dass ich mich für einen solchen Schritt noch nicht reif fühlte, denn von einem Genossen verlange man doch viel mehr als nur brauchbare Arbeit. Er versuchte danach, mir den Schritt noch ein wenig schmackhaft zu machen, aber ich blieb dabei. Was mich im tiefsten Inneren bewegte, das konnte ich ja nicht sagen. Im darauf folgenden Jahr sprach mich mein wissenschaftlicher Betreuer, Prof. Dr. Donath, darauf an, und ich habe ihm die gleiche Antwort gegeben. Am 2. Juli 1967 schrieb er zum Abschluss eines Berichtes über meine fachliche Tätigkeit als Assistent, aus dem ich zitiere: „Herr Kosche ist Vorsitzender der Ferienkommission und Mitglied der Fakultätsgewerkschaftsleitung, der FGL. In diesen Funktionen hat er gute Arbeit geleistet, er ist durchaus aufgeschlossen für politische Fragen, dass er sich aber trotzdem nicht zu dem Entschluss der SED beizutreten durchgerungen hat, das bedaure ich.“<sup>13</sup> Ähnliche Worte finde ich wieder – ganz erstaunt, als ich sie las – in meiner zweiten Stasiakte<sup>14</sup>, die 1968 angelegt wurde. In ihr befindet sich der Bericht des Inoffiziellen Mitarbeiters mit dem Decknamen „Emil“. Wieder zum Schluss steht dort: „Kosche wurde auch angesprochen, Kandidat unserer Partei zu werden, Kosche sagte dazu, dass er sich dieser Anforderung noch nicht gewachsen fühle und er noch Erfahrungen sammeln möchte.“ Die fehlende Parteizugehörigkeit spielte offenbar immer und immer wieder eine Rolle.

Aber Ihre Frage geht ja in eine noch etwas andere Richtung – also warum dann doch Eintritt in die SED? Alle wissenschaftlichen Mitarbeiter des Historischen Instituts waren Parteimitglied. Das hätte ja noch nichts bedeutet, aber trotzdem bitte ich Sie, es mit ins Kalkül zu nehmen. Zunächst war ich ein Kollege, und soweit sie mich kennen, neige ich zu Sozialkontakten und hatte eigentlich ein gutes Verhältnis zu vielen, war mit einigen befreundet. Sie waren alle Genossen. Dann gab es mehrfach die seltsame Situation: Montag von 14.00 bis 16.00 Uhr Dienstbesprechung oder Mitarbeiterversammlung und von 16.00 Uhr an Parteiversammlung. Kleine Pause, einige sagten: „Na wir können doch gleich weitermachen.“ Da hieß es: „Nein, das geht nicht, Günter muss erst raus.“

---

<sup>13</sup> Privataarchiv Günter Kosche.

<sup>14</sup> Insgesamt sind von der Stasi drei Vorgänge zu meiner Person angelegt worden. Die erste Akte wurde offenbar zum Ende meiner Oberschulzeit oder zu Beginn des Studiums eingerichtet, dann „ausgeschlachtet“ und in die zweite Akte eingearbeitet. Später wurde diese als Microfiche archiviert und nach der Wende auf meinen Antrag hin wieder reaktiviert. Die dritte – und für mich interessanteste – Akte wurde in der Modrowzeit – wie übrigens alle Akten der ehemaligen Mitarbeiter der Sektion Geschichte (!) – vernichtet, sodass ich erst auf dem Umweg über Informationen in Unterlagen zu anderen Personen (§ 6 Abs. 7 Stasi-Unterlagen-Gesetz) erfahren habe, was zum Beispiel der Informant mit dem Decknamen „Klaus Schreiber“ und andere Kollegen meinten, über mich berichten zu müssen.





Abbildung 1

Das erste Studienjahr auf dem Volkseigenen Gut Vorder-Bollhagen 1960: im Kuhstall  
 Von links nach rechts Horst Schneider, Günter Kosche, Peter Küster, Foto: Eckart Dittberner



Abbildung 2

Das erste Studienjahr auf dem Volkseigenen Gut Vorder-Bollhagen 1960: auf dem Misthaufen  
 Von links nach rechts Horst Schneider, Peter Kaster, Günter Kosche, Foto: Eckart Dittberner





Abbildung 3

Studenten der Gruppe Sport/Geschichte, erstes Studienjahr, auf dem Volkseigenen Gut Vorder-Bollhagen 1960: Feldbestellung unter Aufsicht, Foto Peter Küster

Wissen Sie, wie ich mich da gefühlt habe? So seltsam wie es klingt: „*Beschissen!*“ Und so kam dann der Tag, als es darum ging, dass meine Assistenz verlängert werden sollte. Ich war mit der Dissertation nicht fertig. Da legte mir der Wissenschaftsbereichsleiter den Aufnahmeantrag für die SED – nicht für die NDPD oder CDU – hin und sagte: „*Günter, füll endlich aus, du bist doch einer von uns! Füll den Antrag aus oder aber bedenke, das ist die Weichenstellung: weiter – hier am Institut – oder in der Schule.*“ Ich habe mich für das Weitermachen am Institut entschieden, und nun können Sie sagen: „*Der Kosche ist korrumpierbar.*“

Wie habe ich das Studium erlebt? Das Studium war eine von sehr einschneidenden Erlebnissen geprägte Phase meines Lebens. Es ging damit los, dass wir damals als angehende Lehrer – hoch lebe die Polytechnik (!) – polytechnisch gebildet werden sollten. Also, ich begann im September 1959 mit dem Studium. Es war die Zeit als UTP, der Unterrichtstag in der Produktion, in den Schulen eingeführt worden war, und wir sollten nun als Probejahrgang auch polytechnisch gebildet werden. Das hatte zur Folge, dass wir das erste Studienjahr auf dem Volkseigenen Gut Vorder-Bollhagen – hinter Bad Doberan gelegen –, verbrachten, dort wo die Rennbahn ist und heute im Frühjahr die Damen mit den großen Hüten erscheinen. Damit es polytechnisch wird, mussten wir alle Abteilungen des

Gutes durchlaufen. Da waren wir bei August in der Schmiede genauso wie im Schafstall, im Kuhstall sowie bei Herrn Staacker und Agronom Hexel in der Feldbaubrigade. Wir durchliefen alle Abteilungen dieses Volkseigenen Gutes, arbeiteten dort in den jeweiligen Brigaden und hatten an drei Tagen, wenn ich mich recht entsinne, theoretischen Unterricht. Zu diesem Zweck kamen die Lehrkräfte aus Rostock von der Universität heraus nach Vorder-Bollhagen.

Die Studenten waren nach vorgegebenen Fächerkombinationen in obligatorischen Seminargruppen organisiert; ich hatte die Fächerkombination Sport und Geschichte. Die Parallelgruppe Deutsch und Geschichte war auf dem Volkseigenen Gut in Lischow, einem Ortsteil von Hageböken zwischen Neubukow und Wismar, untergebracht. Also die Lehrkräfte kamen zu uns, wir wurden unterwiesen – wir hatten natürlich Marxismus/Leninismus (Dialektischer und Historischer Materialismus, Politische Ökonomie und Wissenschaftlicher Kommunismus) bei Prof. Dr. Heidorn, Russisch bei einer wunderhübschen, zarten, lieben Russischlehrerin aus Leningrad, heute St. Petersburg. Wir hatten die Ausbildung zum Teil in Sport: der deutsche Hochsprungmeister von 1942 und 1943, „Bubi“ Langhoff, kam zu uns `raus und machte mit uns Leichtathletik. Wir hatten Ausbildung in praktischen Fächern sowie Technisches Zeichnen und selbst der Ökonom unterwies uns in Ökonomie und Wirtschaftsführung eines Volkseigenen Gutes. „Deutsche Frühgeschichte bis 1500“ wurde uns vom Hansehistoriker Dr., später Prof. Dr. K.-F. Olechnowitz,<sup>15</sup> vermittelt.

Dennoch – die theoretische Ausbildung lief nebenher, und da noch nicht genug Polytechnik dabei war, wurden wir im Frühjahrssemester für eine begrenzte Zeit in eine Brigade der Neptunwerft in Rostock gegeben. Da habe ich Rohre gezogen und Kabelbäume verlegt. Das Gelernte hat mir im Leben nicht geschadet, nur war es nicht gerade zuträglich für das eigentliche Studium, so dass aus einem vierjährigen Lehrerstudium in Wirklichkeit ein dreijähriges wurde. Es war „vergammelte“ Zeit, zumindest für das Fach. In diesem Teil des Studiums war man sicherlich schon der angefragten politischen Indoktrination ausgesetzt, zum einen fachintern – gebunden an die vermittelten Gegenstände und Sachverhalte –, zum anderen über die gesellschaftliche Arbeit oder durch den Einfluss über die FDJ.

Ein Beispiel: Es gab zu Beginn eines jeden Studienjahres eine FDJ-Wahlversammlung und in einer solchen saßen zwei uns unbekannte Herren – es stellte sich heraus, Journalisten von der Studentenzeitung „Forum“, die zentral in Berlin herausgegeben und verteilt wurde. Dabei ging es unter anderem um eine handfeste Auseinandersetzung mit vier Studenten – Eckart Dittberner, Günter Kosche, Peter Küster, Horst Schneider – auf der einen Seite und auf der anderen Seite, na ja, die Anderen. Der Konflikt drehte sich um ganz allgemein menschliche Dinge. Wir

---

<sup>15</sup> Prof. Dr. Karl-Friedrich Olechnowitz: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001844](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001844)

waren Widersacher, uns störte u. a. der Egoismus einiger, die aber „politisch“ den Ton angaben, weshalb wir vier uns auch demonstrativ einen Namen gegeben hatten: wir nannten uns „Likedeeler“ und hatten etwas mit Klaus Störtebeker am Hut. Wir waren – zugegeben – ein Stück weit überheblich, zumal wir mit die besten Lernleistungen und Prüfungsergebnisse erreicht hatten. Über unser Auftreten gab es also in der besagten FDJ-Versammlung eine herbe Auseinandersetzung, und darüber wurde nun im „Forum“ geschrieben. Zudem gab es eine Karikatur. Der uns vom Karikaturisten mit der Unterschrift in den Mund gelegten Entscheidung haben wir nicht Folge geleistet. Wir sind nicht umgestiegen.

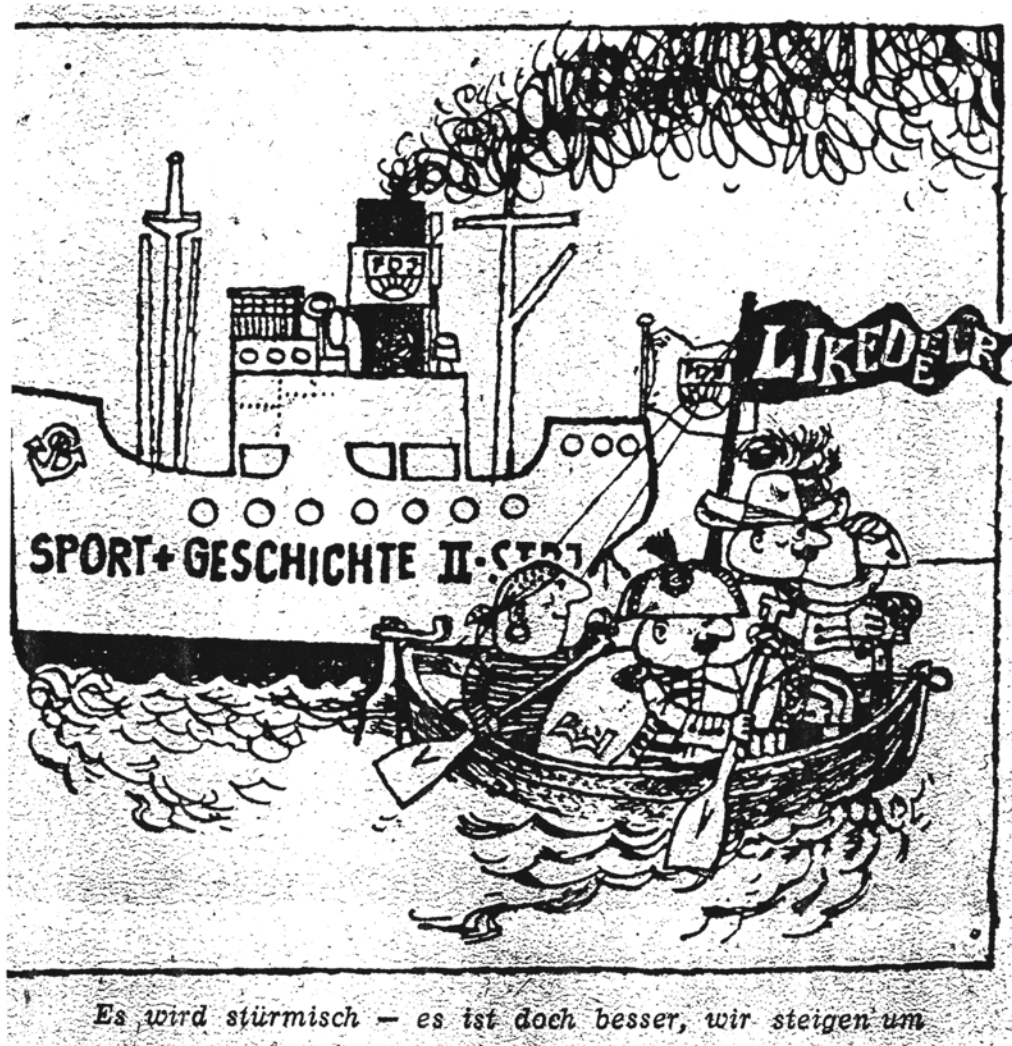


Abbildung 4

Karikatur im Artikel über die FDJ-Wahlversammlung der Seminargruppe Sport/Geschichte II. Studienjahr. In: Forum. Zeitschrift der demokratischen Studenten. September 1960.

Wir hatten dann im Studium im Fach Geschichte – inhaltlich von der Alten Geschichte im Längsschnitt durch bis zur Zeitgeschichte – Vorlesungen, Seminare, Proseminare, Übungen. Wir mussten Belegarbeiten schreiben, wie Sie es alles



auch kennen, und Prüfungen ablegen. Dazu hatten wir natürlich auch die drei Disziplinen des Marxismus/Leninismus – Politische Ökonomie, Historischer und Dialektischer Materialismus und Wissenschaftlicher Sozialismus bei Prof. Dr. Heidorn. In einem solchen Maße, wie es später dann geschah, war aber meines Erachtens das Geschichtsstudium zu dieser Zeit – auch vor dem Hintergrund der offenen Grenzen – noch nicht so ideologisch überfrachtet. Dennoch, die weltanschaulich-ideologischen Einflüsse waren mannigfaltig und ergaben sich nicht nur aus den Inhalten des Lehrerstudiums. Auch andere Felder und Bereiche wurden dafür genutzt, zum Beispiel die vormilitärische Ausbildung, Lager und Praktika, Sportfeste sowie vor allem der einmonatige Einsatz in der Kartoffel- und Rüben-ernte zu Beginn eines jeden Studienjahres in den Monaten September und Oktober.<sup>16</sup>

Warum nicht erste Reihe? Schlicht und einfach, wie ich es ihnen dargestellt habe: Ich komme aus ganz einfachen, primitiven Verhältnissen, und ich habe mich immer verglichen mit meiner Mutter, die, nachdem sie dann 1955 – in der Terminologie der DDR – Republikflucht begangen hatte, im Westen bis zur Verrentung als Reinmachefrau in einer Bäckerfachschule gearbeitet hat, weshalb ich bis heute das Wort „Putze“ nicht hören kann. Ich habe mich mit meiner Mutter verglichen und war so unendlich weit – so habe ich es jedenfalls empfunden – über ihr, sodass ich mir gesagt habe: „*Nein, weiter willst du eigentlich nicht.*“ Dann hatte ich mich doch darauf eingelassen, zu Beginn der achtziger Jahre. Aber durch meine Tätigkeit als Stellvertretender Sektionsdirektor hatte ich mehrere Sonden, über die ich ganz tief auf das Hinterland gucken konnte – also Erlebnisse und Begegnungen im Prozess der Arbeit und hinzu kamen Begegnungen auch außerhalb der Sektion und dann außerhalb der Universität –, dass ich mir gesagt habe: „*Nein, in die erste Reihe möchtest du nicht,*“ obwohl – das kann ich hier so sagen – alles von der Kaderplanung her nicht nur gepasst hätte, sondern auch vorgesehen war. Dann habe ich 1985, im so genannten „Sabbatjahr“, also im Freisemester nach dieser ganz intensiven Arbeitsphase als Stellvertretender Sektionsdirektor, das Thema der Dissertation B, der Habilitation, zurückgegeben und gesagt: „*Nein, das möchte ich nicht mehr.*“ Das hatte zwei „herbe“ Konsequenzen. Konsequenz Nummer 1, die Freistellung wurde vom Sektionsdirektor sofort gestrichen. Darüber habe ich innerlich noch geschmunzelt. Dann wurde mir als zweite Konsequenz die nächste Gehaltserhöhung verweigert. Dafür habe ich einen ganz persönlichen Ausweg gefunden. Von da an bin ich zweieinhalb Jahre lang Schwarztaxi gefahren. Das war für mich der Beweggrund zu sagen: „*Nein, dort nicht weiter.*“

---

<sup>16</sup> Siehe unten, S. 243: Anlage 1: Brief des Seminargruppenberaters an die Studenten der FDJ-Gruppe Sport/Geschichte, II. Studienjahr 1960.

Wie erlebte ich den Mauerbau? Ganz kurios! Es war Sommer. Ferienzeit. Ich war bei meiner Tante in Görlitz, wie alle Jahre, denn meine Tante in Görlitz, die ich gerade vor wenigen Tagen – fast 98jährig – beerdigt habe, hatte die Stelle ihrer Schwester für mich eingenommen, eben die meiner Mutter. So war ich immer in den Ferien in Görlitz – wenn es ging, billig von Görlitz nach Rostock und von Rostock nach Görlitz, das heißt per Anhalter. Also, ich will nach Rostock fahren, es war der 13. August. Ich stehe am Ausgang von Görlitz, strecke die Hand heraus, da hält ein „Bonzenschlitten“, ein Tatra. „*Wohin willst de denn?*“ Ich sage: „*Nach Berlin.*“ „*Was willst de denn in Berlin?*“ „*Ach*“, sage ich, „*gar nischt. Ich will eigentlich gar nicht nach Berlin, ich will nach Rostock.*“ „*Hast `nen Ausweis?*“ „*Ja.*“ „*Zeig!*“ Ausweis gezeigt: „*Komm, steig ein! Na, was sagst du denn dazu?*“ Da wurde ich nun von einem Funktionär über das, was da mit der Abriegelung in der Nacht seit Null Uhr passiert war, informiert. Ich wusste gar nicht, was eigentlich los war. Am Rand von Berlin ließ er mich heraus, und ich bin dann weiter getrampt auf dem Berliner Ring, auf der Autobahn um Berlin herum und dann nach Prenzlau und danach auf irgendeiner dieser jetzigen Bundesstraßen nach Rostock. Hier in Rostock machte ich mich dann mit der Sache näher vertraut und stellte mit Erschrecken fest, dass meine geliebte Freundin bei Verwandten in West-Berlin war. Auch mir zuliebe ist sie zurückgekommen, doch auch das hat nicht gehalten. So habe ich zunächst einmal diesen Tag erlebt.

Alle weiteren Schritte verfolgte man, sofern man konnte, über den Westrundfunk oder das Westfernsehen. Ganz genau kann ich mich an bestimmte Folgen erinnern, zum Beispiel an eine ganz besonders. Im September begann das neue Studienjahr mit einer intensiven „Roten Woche“. Alle Studierenden sollten eine Verpflichtung unterschreiben, und diese Verpflichtung war bei der Hochschulgruppenleitung der FDJ einzureichen, und zwar nur dann, wenn alle angehörigen Studenten des jeweiligen Instituts diese Verpflichtung unterschrieben hatten. Die Verpflichtung lautete sinngemäß: Abscheu vor dem Klassengegner, Zustimmung zu den Maßnahmen der DDR und keinen Kontakt zu Menschen aus dem „Westen“, auch nicht zu den Verwandten. Also, da habe ich gesagt: „*Das möchte ich nicht. Den Kontakt mit meiner Mutter möchte ich halten.*“ „*Ja, dann kannst du also nicht unterschreiben.*“ „*Nein*“ habe ich gesagt, „*dann unterschreibe ich nicht.*“ Das ging eine Woche gut. Es wurde von der FDJ-HGL die Vollzugsmeldung des Sportinstituts gefordert, die nicht eingehen konnte. Ein Zweiter war noch mit mir im Verbund, der Student Bersing, der ebenfalls in der gleichen Situation war, nur seine Verwandten lebten in West-Berlin. Wir beide hatten nicht unterschrieben.

Dann hat mich der damalige Institutsdirektor vorgeladen, der heute noch, auch jetzt unlängst wieder zu „80 Jahre Sportinstitut“, für Quellenproduktion sorgte und sich nicht genierte, mit der Wahrheit zu lügen, so wie er es einst unter dem Decknamen „*Fritz*“ auch getan hat. Also, der bestellte mich ein und brachte



mich ideologisch auf Kurs. Da habe ich mir im Stillen gesagt: „*Scheiße, dann unterschreibst du eben!*“ Denn die Frage stand: „*Raus, also Ende des Studiums oder Unterschrift und Weitermachen?*“ Ein bisschen hatte ich die Absicht und den Schneid, einen Beruf zu erwerben.

Ganz nebenbei, noch ein anderer hatte mich, aber schon Jahre früher, ideologisch getrimmt – das war mein Schuldirektor in Ludwigslust. Es war im März 1957. Jeden Montag war Fahnenappell. Ich hatte es Ihnen gesagt, seit 1955 war ich allein, mit 15 Jahren für alles allein zuständig, für alles! Also auch für das Waschen der Wäsche. Viele Klamotten hatte man damals nicht, aber irgendwann musste auch mal ein FDJ-Hemd, in dem wir zum Fahnenappell zu erscheinen hatten, gewaschen werden. Es war nicht trocken geworden, und so erschien ich zum Fahnenappell ohne FDJ-Hemd. Dieser Direktor hat mich so stramm stehen lassen, dass ich vor Angst, von der Oberschule zu fliegen, gezittert habe, wie mir später im „Gespräch“ mit Prof. Dr. Bäskau vor Angst, von der Uni zu fliegen, die Knie weich wurden und schlotterten.

Direktor Günther Sietmann hat mich damit in jungen Jahren ideologisch ausgerichtet und instrumentalisiert und Jahre später war ich anwesend – was für ein Zirkelschluss ? – als andere ihn ideologisch verurteilten. Ich will es kurz erzählen. Noch 1957 wurde er Mitarbeiter am Institut für Mathematik an der Rostocker Universität, später Professor für Mathematikmethodik.<sup>17</sup> Er war dann in der Zeit – der Zufall wollte es so –, als ich Stellvertretender Sektionsdirektor war, ebenfalls in diesem Amte. Und da passierte 1984 Folgendes: Seine Frau hatte den Antrag auf Besuchsreise zu ihrer Mutter in den „Westen“ gestellt. Der Antrag wurde abgelehnt und da soll seine Ehefrau in einem Einspruchsverfahren völlig „in Brass“ gesagt haben: „*Dann kann ich ja gleich einen Ausreisantrag stellen!*“ Nun war das böse Wort gefallen – „Ausreisantrag“. Es gab eine Diskussion. Der Ehemann – Genosse und Hochschullehrer – kam ins Spiel, die Parteileitung und die staatliche Leitung der Sektion Mathematik wurden benachrichtigt und beauftragt mit ihm zu reden, damit er Einfluss auf seine Frau nehme und sie zum Einlenken bewege, aber auch die Frage zu stellen, wie er persönlich dazu stünde. Da soll er, wie in der Dienstbesprechung beim Prorektor für Erziehung und Ausbildung, in der ich von Amtswegen zugegen war, mitgeteilt wurde, gesagt haben, dass er seine Frau verstehen könne. Nun war aber „das Knie dick“. Was passierte? Die „Fronten“ verhärteten sich und über kurz oder lang stellte das Ehepaar Sietmann den Ausreisantrag – also auch mein „lieber“ Mathematikprofessor, der mich als Schulleiter am ersten Montag im März 1957 mit herben emotionalen Belastungen aus dem Direktorenzimmer hinausgeschickt hatte. Aber das ist eine weitere Schleife jetzt gewesen, die nicht mehr ganz zum Mauerbau gehörte.

---

<sup>17</sup> Prof. Dr. Günther Sietmann: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001334](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001334)

Heiko Marski:

Ich habe eine Frage, die sich auf die von Ihnen beherrschten zwei wissenschaftlichen Disziplinen bezieht, die Methodik und die Didaktik. Es sind ja nicht nur unterschiedliche Wissenschaften, sondern sie gehen von gegensätzlichen Menschenbildern aus. Aufbauend auf diesen Menschenbildern wird versucht, Unterricht zu gestalten. Inwiefern hat sich Ihr ganz persönliches Menschenbild, nicht nur im Zuge der Beschäftigung mit der Didaktik und ihrer Lehre, sondern auch durch die Prozesse um die Wende herum geändert? Das betrifft die Gesellschaft im Allgemeinen, das Fach Geschichte oder auch auf die Kollegen.

Günter Kosche:

Das Menschenbild, das ich mir angeeignet hatte, ist nicht kongruent mit dem von der sozialistischen Persönlichkeit in der Gesellschaft der DDR, in der ich lebte, wenngleich ich verschiedene einzelne Bestandteile anerkenne und akzeptiere, die vor allem in enger Verbindung mit den Primär- und Sekundärtugenden und allgemeinmenschlichen Attributen stehen. Diese sah ich jedoch im Persönlichkeitsbild der DDR zu wenig ausgeprägt. Unter anderem geriet ich auch gerade deshalb in einen Dissens, weil ich spürte, dass die Realisierung der Menschenbildkonzeptionen in der DDR weit hinter meinen persönlichen Vorstellungen zurückblieb.

Ich kann mich sehr wohl an eine Parteigruppenversammlung erinnern, in der ich den Auftrag hatte, einen Kurzvortrag zur Einberufung des IX. Pädagogischen Kongresses zu halten. Da habe ich die Vorstellungen aus Reden von Margot Honecker denen von Erich Honecker gegenübergestellt. Es ist etwas ganz Seltsames dabei herausgekommen, wofür ich schließlich herb kritisiert wurde. Das Menschenbild, welches in der DDR aufgrund der marxistisch-leninistischen Persönlichkeitskonzeption galt, stimmte nicht oder nur in einzelnen Teilen mit meinen Vorstellungen überein. Mein Menschenbild hatte ich mir durch das intensive Lesen der Werke der deutschen, französischen und englischen Aufklärer und der Klassiker der deutschen Literatur sowie der bürgerlichen Pädagogik, vor allem der Gedanken von Johann Gottlieb Fichte, geformt. So fiel es mir aus diesem Grunde auch nicht schwer, die neue, andere Auffassung vom Menschen in der pluralistisch verfassten Gesellschaftsordnung anzueignen und zum Richtpunkt für meine Tätigkeit zu machen.

Kersten Krüger:

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf Ihre Erörterung der Schuld, Abteilung moralische Schuld. Es erinnert sehr stark, an das, was Luther oder auch Calvin gefordert haben: die Selbstzerknirschung, die möglicherweise hier in den weltlich-politischen Bereich übergegangen ist. Das bedeutet jedoch nicht, dass man aktiver Täter war. Sie haben Akten bei der Staatssicherheit und daran zeigt sich, dass Sie

eher Objekt waren und nicht Subjekt. Da sehe ich die beiden Ebenen der Schuld, einerseits der moralischen, wie Sie sagen, andererseits die des aktiven Täters. In wie weit hatten Sie mit letzterer Kontakte? Sind Sie in Versuchung geführt worden? Wenn ich im christlichen Bereich bleibe: in der Wüste wird Christus vom Teufel versucht, er widersteht.

Günter Kosche:

Insbesondere in der Zeit, als ich als Stellvertretender Sektionsdirektor tätig war, hat es verschiedene Anfechtungen gegeben. Anfechtungen, denen ich versucht habe, mit Menschlichkeit, schlicht und einfach, mit Humanitas zu begegnen. Ich erinnere mich sehr genau an eine Sitzung, in der die neuen Studenten, also der neue Jahrgang ausgewählt werden sollte. Es waren halt mehr Bewerber da als Studienplätze. Folgende Situation entstand. Da bewarb sich jemand mit einem sehr guten Leistungsbild, aber einer furchtbaren Beurteilung von der Nationalen Volksarmee. Er hatte sich als junger Mensch bereit erklärt, die Offizierslaufbahn einzuschlagen, war also den „Häschern“ ins Garn gegangen. Nach einem Jahr hatte er gemerkt, dass das absolut nichts für ihn war. Er stellte den Antrag, aus der Armee und aus der Verpflichtung, Berufsoffizier zu werden, entlassen zu werden. Es war ja schon schwer, in DDR-Zeiten aus dem Lehrerberuf herauszukommen, aber stellen Sie sich mal vor, dass jemand, der sich entschieden hat, Offizier der NVA zu werden, vorzeitig und nach Möglichkeit noch in Ehren entlassen wird. Sie können in etwa erahnen, was er für eine Beurteilung in seiner Akte hatte. Nun entstanden sehr schnell zwei Parteien in der Kommission. Ich hatte den Vorsitz und machte mich stark dafür, dass man diesem jungen Mann nicht die Chance verbauen sollte, zumal er schon zur „Bewährung“ zwei oder gar drei Jahre im Kabelwerk Oberspree in Berlin gearbeitet hatte. Ihm nicht die Chance zu verwehren, ein Studium aufzunehmen, war mein Ziel.

Es wurde grundsätzlich. Ich hätte ja leicht der Mehrheitsmeinung zustimmen können, und die Akte wäre zur Seite geschoben worden. Auch ein Mensch wäre damit zur Seite geschoben worden. Ich habe mich dagegen gestellt und es ist mir gelungen, mit Argumenten die Meinungen zu wandeln. Der Student wurde immatrikuliert. Nach einem Jahr Studium wurde er der FDJ-Sekretär der Sektion Geschichte. Jetzt ist er an *der* Schule in Templin der Direktor, die einst unsere derzeitige Bundeskanzlerin besuchte. Das ist meines Erachtens ein solches Beispiel.

Ein anderes möchte ich anführen. Die männlichen Studenten sollten, wenn sie ihr Studium aufnehmen, die Bereitschaftserklärung unterschreiben, Reserveoffiziersanwärter – oder wie es später hieß – Reserveoffiziersbewerber zu werden. Mit der technischen Immatrikulation wurde ihnen ein Formular übergeben, das ausgefüllt und unterschrieben werden sollte. Automatisch machten das viele, abgesehen davon, es hing ein kleiner „Bakschisch“ dran, nämlich das Stipendium

wurde, wenn man sich dafür entschlossen hatte, finanziell ein wenig aufgewertet. Die meisten – fast alle – machten es. Mit denjenigen, die es nicht taten, war ein „politisch-ideologisches Gespräch“ zu führen. Ich habe deswegen in meiner Stellvertreterfunktion niemals richtige Probleme gehabt, nur einmal. Ein Student hatte, als er bei der NVA war, durch einen unsinnigen Befehl zwar nicht sein Augenlicht verloren, aber seine Sehkraft war beschädigt worden. Seitdem war er Brillenträger. Ich habe ganz in Ruhe und unter vier Augen mit ihm ein Gespräch geführt, Verständnis für seine Argumente gegen eine Bewerbung als Reserveoffizier gehabt und es dahin gekriegt, dass er das Anliegen nicht schroff, sondern aus gesundheitlichen Gründen ablehnte. Wir fanden also einen moderaten Weg.

Ein drittes Beispiel, von dem ich nur berichte, das aber an mir vorbeigegangen ist, weil ich nicht mehr im Amte war. Bei einem Studenten waren zu Hause – die Staatssicherheit hatte wahrscheinlich ihre Finger mit im Spiel – Symbole und Insignien aus der NS-Zeit gefunden worden, ein Bajonett und ich weiß nicht mehr, was sonst noch alles. Daraus wurde ein Riesenverfahren und Gott sei Dank war ich nicht mehr Stellvertretender Sektionsdirektor. Der Neue, mein Nachfolger, hatte Glück, dass er kein Genosse war, sonst hätte er dieses Verfahren führen müssen. Ich wage nicht zu sagen, wie ich unter den Augen der großen Parteileitung – also der Parteileitung der Grundorganisation –, der Parteileitung der Studentengruppe und der staatlichen Leitung, entschieden hätte, wenn ich diesen Auftrag bekommen hätte.

Ebenso wenig stehe ich nicht an zu behaupten, wie ich mich verhalten hätte, als die Staatssicherheit mich das erste Mal für die Zusammenarbeit als Inoffizieller Mitarbeiter werben wollte und ich nicht wusste, wie dünn eigentlich der Faden war, an dem das Damoklesschwert über mir schwebte. Ich weiß nicht, wie ich mich entschieden hätte, wenn sie Material gegen mich in der Hand gehabt und dieses ausgespielt und gesagt hätten: *„Kosche! Hier ist die Wegscheide, da geht es zum ‚Gelben Elend‘ in Bautzen, aber das müssen wir auch nicht machen. Du kannst hier weiter bleiben, aber wir haben ein Anliegen an dich.“* Ich konnte ablehnen, weil das Argument, von dem ich spreche, nicht in ihren Händen war. Es war blanker Zufall, dass ich es ihnen nicht geliefert hatte.<sup>18</sup>

Der Hintergrund ist folgender: Ich hatte eine Brieffreundin in Schweden, die in der schwedischen Sektion von Amnesty International arbeitete. Davon schrieb sie mir, und ich habe ihr – 1966 nicht wissend, was das ist – die Frage nach dieser Organisation gestellt. Ihr Deutsch war zu schlecht, um es mir zu erklären. Da teilte sie mir die Adresse des Leiters der deutschen Sektion in Roleber bei Bonn mit. Ihm schrieb ich einen Brief, den ich zu meinem Erstaunen in meiner Stasiakte Nr. 2 fand. Damit beginnt sie. Ich erkannte sofort die Typen meiner alten Schreib-

---

<sup>18</sup> Mehr zu dieser Werbung als Inoffizieller Mitarbeiter siehe Zeitzeugeninterview vom 13. Juni 2007, unten S. 277-279.

maschine und begriff, dass meine Post kontrolliert worden war. Der Brief, den ich dorthin schrieb, war abgefangen und kopiert worden. Ganz offenbar sind auch meine anderen Briefe mit der schwedischen Brieffreundin kontrolliert worden. So ist auch der Brief vom 20. August 1966 von Herrn Wolfgang Piepenstock aus Roleber bei Bonn in der Siebengebirgsstraße 54, der an mich gerichtet war, abgefangen worden. Er schrieb mir, dass er sich über mein Interesse freue und endete etwa mit den Worten, dass er sich wünschen würde, von mir noch Weiteres zu hören. Außerdem könne er mir Material zukommen lassen und er wisse Wege, dass es sicher zu mir käme. Nun stellen Sie sich vor, ich wäre auf seinen Vorschlag eingegangen und er hätte mir das Material geschickt. Dann hätten die beiden Mitarbeiter der Stasi, Seidel und Gentz, ganz anders mit mir reden können, und ich stehe nicht an, hier zu sagen, ich hätte gesagt: „*Jungs, da ist die Tür. Macht dass ihr hier rauskommt!*“ Das konnte ich dann ein gutes Jahrzehnt später bei dem zweiten Anwerbeversuch machen, wenn auch moderater in Wort und Ton.

Matthias Anding:

Sie haben vorhin gesagt, dass Sie an den Marxismus als Philosophie für die Geschichte irgendwann nicht mehr geglaubt haben. In der DDR wurden Geschichte und Geschichtsunterricht ideologisch instrumentalisiert – das wissen wir. Wie konnten Sie es vereinbaren, als Geschichtslehrer und als Lehrer für Geschichtslehrer nicht daran zu glauben und Inhalte vermitteln zu müssen, die Sie eigentlich gar nicht selber wollten.

Günter Kosche:

Peter Dietrich hat 1990 eine sehr schöne Karikatur gezeichnet und im *Eulenspiegel*, der satirischen Zeitschrift in der DDR, veröffentlicht: Ein Schüler verlässt die Schule, hat sein Zeugnis in der Hand, noch mit den bekannten Kopfnoten, überall erkennt man die Note 1, also ihm wird sozialistisches Verhalten bescheinigt. Er verlässt die Schule, streckt die Zunge raus und sagt: „*Bääh*“. Die Zunge ist zweigeteilt. Das ist die Doppelzüngigkeit, die Janusköpfigkeit, die hier angesprochen wird und mit der wir, also auch ich und mit mir so mancher andere – ich wage zu behaupten, viele andere – lebten. Wenn es nämlich diese vielen anderen nicht gegeben hätte, hätte es auch nicht jene Masse gegeben, die plötzlich gegen das System aufgestanden ist, weil sie alle letztlich die Schnauze voll hatten von *dieser* Doppelbödigkeit. Man hatte sich eingerichtet, man wusste, dass man dagegen direkt nichts unternehmen konnte. Man wusste, dass man sich nicht ausklinken konnte, denn die Grenzen waren zu, und so viel selbstmörderisches Potenzial hatte ich nicht in mir, um gegen die Mauer oder den Stacheldraht anzugehen oder mich durch die „nasse Grenze“ aus der DDR zu entfernen, was ja meistens auch schief gegangen ist. Man hat sich mit den Verhältnissen arrangiert.



Man hat die Ideologie nicht geglaubt in dem Sinne, dass man von ihr überzeugt war. Dennoch hat man sie gelehrt. Ich habe in all den Jahren meiner Tätigkeit an der Universität Rostock für die Zeitschrift „Geschichtsunterricht und Staatsbürgerkunde“ nicht einen einzigen Artikel geschrieben. Ich habe aber Hunderten von angehenden Lehrern und Hunderten Lehrern in der Schule gesagt, wie der Lehrplan für Geschichte, der von den Grundsätzen des Marxismus/Leninismus durchdrungen war, umzusetzen ist. Ich habe Hunderten von werdenden und gewordenen Lehrern gesagt, wie sie diesen Wahnsinnslehrplan auf eine „vernünftige“ Weise, also methodisch vernünftig, realisieren können und damit geholfen, die darin enthaltene Ideologie in die Köpfe und Herzen von Kindern und Jugendlichen hinein zu pflanzen. Das ist meine Schuld. Zu der muss ich stehen, und da kann ich alle anderen Dinge sehr wohlfeil mit anführen, aber es wäscht mir dieses schuldhafte Versagen kein Regen ab. Man könnte sagen: *„Er hat in diesem Staat gelebt, er hat es nicht gemusst, er hatte Entscheidungs- und Handlungsspielräume.“* Die Behauptung: *„Wir mussten doch, wir konnten ja nicht anders!“* ist nicht wahr! Man konnte anders, man musste nicht! Man musste nur dann bereit sein, bestimmte Konsequenzen in Kauf zu nehmen. Das sage ich sehr wohl dazu. Ein Leben, das einem angenehm war – ich war gerne an der Universität und habe dort gern meine Arbeit verrichtet – dies wäre passé gewesen; vielleicht nicht gleich in der Kohlenhandlung Moritz, wie ich es eingangs gesagt habe, aber nicht mehr hier und mit Sicherheit auch nicht als Lehrer in der Schule. So hat man sich eingerichtet und sich selbst auch zum Teil etwas vorgemacht. Bis es dann endlich so weit war, zumindest bei mir, dass ich es nicht mehr ertragen habe. Als die Story mit der Mentholzigarette – angeblich in Budapest geschehen – durch die Zeitungen getragen wurde, da habe ich gesagt: *„Nun ist endgültig Schluss!“* Dann waren auch noch die Wahlen davor mit dem Wahlbetrug. *„Nun ist Schluss, ich lasse mich von diesem Staat nicht länger verarschen“* und habe endlich die Entscheidung getroffen, aus der SED auszutreten. Den Austrittsantrag habe ich bei mir. Er klingt heute – ich wiederhole es – wie eine „Liebeserklärung“ an die SED, ist aber auch ein Zeichen für meine innere Zerrissenheit und Zweigesichtigkeit.

Kersten Krüger:

Eine Liebeserklärung hat die Partei, nach allem, was wir wissen, nicht verdient. Aber Ihnen, lieber Herr Kosche, gebührt unsere Hochachtung für Ihre schonungslose Aufrichtigkeit, Ihre Redlichkeit im Umgang mit der eigenen Geschichte. Wir sind bereichert an Wissen und Erkenntnis. Geschichte ist – so Johan Huizinga – die Form, in der sich Menschen Rechenschaft über ihre Vergangenheit ablegen. Das haben Sie eindrucksvoll bewiesen. Dafür danken wir und schließen die Sitzung.

Brief von Gerd Langhoff<sup>1</sup> an die Studenten in Elmenhorst

Rostock 1960 Oktober 10

1 Blatt Papier

Kopie Privatarchiv Günter Kosche

Transkription und Reproduktion Kersten Krüger

Rostock, d. 10.10.60

Liebe Freunde!

Nachdem ich am Freitag die Heimreise glücklich überstanden habe, möchte ich Ihnen doch noch einige Gedanken mitteilen.

Ich kann Ihnen versichern, daß ich sehr gerne mit Ihnen nach Elmenhorst gefahren bin und mich freue, Sie in den Tagen gemeinsamer Arbeit etwas näher kenngelernt zu haben. Leider hatten wir keine Gelegenheit, mit dem anderen Teil Ihrer Gruppe zusammenzutreffen. Dabei sollen die Studenten in Ungnade gar nicht so weit von Elmenhorst entfernt sein, wie ich es anfangs angenommen habe, denn es gibt, wie ich gestern erfuhr, zwei Orte im Kreis mit diesem Namen.

Wie steht es mit der Arbeit? Hat sich der Arbeitseifer der Genossenschaftsbauern schon gesteigert? Wenn ja, so hoffe ich doch durch Ihren positiven Einfluß! Aber, Spaß beiseite, Sie müssen wie in der ersten Woche auch weiterhin durch Ihre vorbildliche Einstellung, gerade zur Arbeit, der Genossenschaft ein Beispiel geben, damit der Vorsitzende es bei Diskussionen mit den LPG-Mitgliedern als Argument verwenden kann. Sie haben auf landwirtschaftlichem Gebiet alle genügend Erfahrungen, um dieses Ziel im Handumdrehen zu erreichen.

Am Montag hatten wir Betreuer in der Fakultät eine Aussprache über den Stand und Erfolg des Arbeitseinsatzes in der ersten Woche. Es war äußerst interessant zu hören, mit welchen großen Schwierigkeiten manche Gruppen zu kämpfen hatten. Aber im allgemeinen haben die Studenten ihre Aufgaben gut erfüllt. Allerdings darf es Sie nicht dazu veranlassen, die Anstrengungen zu verringern. Unsere Gruppenziele (FDJ-Treffen, Spiel- u. Sportnachmittag, Erfüllung des Kampfauftrags des Jugendverbandes) sind konkret in meinem Bericht erwähnt und bedürfen zur Durchsetzung der Mithilfe von allen. Über das Problem der Fahrten in die Heimatorte am Wochenende sollten Sie nochmals kritisch sprechen und an diesem Wochenende davon Abstand nehmen, soweit gearbeitet werden soll. Die Fakultät war übrigens sehr gut über die Absicht von

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Gerd Langhoff: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001537](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001537)

Ingrid u. Bärbel informiert, am Wochenende nach Hause zu fahren, zu meiner Überraschung! Was macht das Fußballtraining, meine Herren? Übrigens sollen Sie die Normen nicht in zwei, sondern in drei Durchgängen schaffen. Also weiterhin viel Erfolg und heile Fensterscheiben! Den Mädchen wünsche ich mit einem stärkeren Fußballpartner, als wie ich es war, einen Sieg über die fußballbesessenen Jungen. Wenn Sie es wünschen, werde ich Sie noch taktisch beraten.

Ich wünsche Ihnen allen weiterhin gutes Wetter, viel Erfolg bei der Erfüllung der Aufgaben und natürlich, daß Sie gesund und munter bleiben. Über einen Antwortbrief würde ich mich natürlich sehr freuen. Bei Ihrer Schreibfreudigkeit scheint das nicht problematisch zu sein

Herzliche Grüße

Ihr G. Langhoff

Rostock, d. 10. 10. 60

Liebe Freunde!

Nachdem ich am Freitag die Heimreise glücklich überstanden habe, möchte ich Ihnen doch noch einige Gedanken mitteilen.

Ich kann Ihnen versichern, daß ich sehr gerne mit Ihnen nach Elmenhorst gefahren bin und mich freue, Sie in den Tagen gemeinsamer Arbeit etwas näher kennen gelernt zu haben. Leider hatten wir keine Gelegenheit, mit dem anderen Teil Ihrer Gruppe zusammenzutreffen. Dabei sollen die Studenten in Ungnade gar nicht so weit von Elmenhorst entfernt sein, wie ich es anfangs angenommen habe; denn es gibt, wie ich gestern erfuhr, zwei Orte im Kreis mit diesem Namen.

Wie steht es mit der Arbeit? Hat sich der Arbeitsreifer der Genossenschaftsbauern schon gesteigert? Verrn ja, so hoffe ich doch durch Ihren positiven Einfluß! Aber, Spaß beiseite, Sie müssen Sie in der ersten Woche auch weiterhin durch Ihre vorbildliche Einstellung, gerade zur Arbeit, der Genossenschaft ein tol. Beispiel geben, damit der Vorsitzende es bei Diskussionen mit den LPG-Mitgliedern als Argument verwenden kann. Sie haben auf landwirtschaftlichem Gebiet alle genügend Erfahrungen, um dieses Ziel im Handumdrehen zu erreichen.

Am Montag hatten wir Betrüier in der Fakultät eine Aussprache über den Handel und den Erfolg des Arbeitsinsatzes in der ersten Woche. Es war äußerst interessant zu hören, mit welchem



großen Schwierigkeiten manche Gruppen zu kämpfen hatten. Aber im allgemeinen haben die Studenten ihre Aufgaben gut erfüllt. Allerdings darf es Sie nicht dazu verleiten, die Anstrengungen zu verringern. Unsere Gruppenziele (FDJ-Treffen, Spiel- u. Sportnachmittag, Erfüllung des Kampfauftrags des Jugendverbandes) sind konkret in meinem Bericht erwähnt und bedürfen zur Durchsetzung der Hilfe von allen. Über das Problem der Fahrt in die Heimatorte am Wochenende sollten Sie nochmals kritisch sprechen und an diesem Wochenende dazu Abstand nehmen, soweit gearbeitet werden soll. Die Fakultät war übrigens sehr gut über die Absicht von Ingrid u. Bärbel informiert, am Wochenende nach Hause zu fahren, zu meiner Überraschung! Was macht das Fußballtraining, meine Herren! übrigens sollen Sie diese Normen nicht in zwei, sondern in drei Durchgängen schaffen. Also weiterhin viel Erfolg und heile Fenstercheiben! Den Mädchen wünsche ich (mit einem stärksten Fußballpartner, als wie ich es war, einen Sieg über die fußballbeesserten Jüngern. Wenn Sie es wünschen, werde ich Sie noch tatetisch beraten.

Ich wünsche Ihnen allen weiterhin gutes Wetter, viel Erfolg bei der Erfüllung der Aufgaben und natürlich, daß Sie gesund und munter bleiben. Über einen Antwortbrief würde ich mich natürlich sehr freuen. Bei Ihrer Schreibfreudigkeit scheint das nicht problematisch zu sein.

Herzliche Grüße!

Ihr G. Lorenz



Bericht über kaderpolitische Situation an der Sektion Geschichte

Rostock 1983 Juli 21

5 Blätter Papier

Kopie BstU 000221-000225

Privatarchiv Günter Kosche

Auszug aus Blatt 5

Transkription Kersten Krüger

Abteilung II/1

Rostock, 21. 7. 1983  
sch-ru  
gef. Ex.: 3

Quelle: "Klaus Schreiber" Tonbandabschrift  
anegen.: Major Scheil  
am: 21. 7. 1983

B e r i c h t

über kaderpolitische Situation bezüglich dienstlicher Auslandsreisen und weiterer Kaderentwicklung ...

[Seite] 5 ...

Bemerkungen

"Klaus Schreiber" berichtete ohne Aufforderung bzw. ohne indirektes Ansprechen über die vollzogene Aussprache mit [geschwärzt], die dem Unterzeichner als geplant bekannt war.

Der IM erschien primär darüber beunruhigt, daß seine berufliche Perspektive ungewiß ist. Dabei geht es ihm nicht um Probleme dienstlicher bzw. privater Reisen in das NSW. Die Schilderung zur Situation innerhalb der Sektion bzw. zur Stellung, die er in dem Kollektiv einnimmt, ist objektiv.

"Klaus Schreiber" betonte, daß seine Einschätzung des Verhältnisses zu Prof. [geschwärzt] bzw. die möglichen Gründe des Verhaltens und Auftretens Prof. [geschwärzt] nicht frei von Subjektivität ist.

Maßnahmen:

1. Analysierung der Gesamtsituation in der Zusammenarbeit mit dem IMS "Klaus Schreiber" entsprechend den Hinweisen des Stellvertreters Operativ, Oberst Otto.
2. Einschätzung des IMS "Klaus Schreiber" (Auftreten, Situation zu den im Bericht gegebenen Fakten) durch den Einsatz des IMS "Lutz Kaiser".

Instruktion des IMS:

Dem IMS "Klaus Schreiber" wurden klare Instruktionen zu seinem Auftreten und Verhalten innerhalb des Arbeitskollektivs gegeben, um die Konspiration der Zusammenarbeit zu gewährleisten.

Scheil Major

Bericht über kaderpolitische Situation an der Sektion Geschichte 1983  
Auszug aus Blatt 5Bemerkungen:

"Klaus Schreiber" berichtete ohne Aufforderung bzw. ohne indirektes Ansprechen über die vollzogene Aussprache mit [REDACTED]. [REDACTED] die dem Unterzeichner als geplant bekannt war.

Der IM erschien primär darüber beunruhigt, daß seine berufliche Perspektive ungewiß ist. Dabei geht es ihm nicht um Probleme dienstlicher bzw. privater Reisen in das NSW. Die Schilderung zur Situation innerhalb der Sektion bzw. zur Stellung, die er in dem Kollektiv einnimmt, ist objektiv.

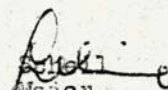
"Klaus Schreiber" betonte, daß seine Einschätzung des Verhältnisses zu Prof. [REDACTED] bzw. die möglichen Gründe des Verhaltens und Auftretens Prof. [REDACTED] nicht frei von Subjektivität ist.

Maßnahmen:

1. Analysierung der Gesamtsituation in der Zusammenarbeit mit dem IMS "Klaus Schreiber" entsprechend den Hinweisen des Stellvertreter Operativ, Oberst Otto.
2. Einschätzung des IMS "Klaus Schreiber" (Auftreten, Situation zu den im Bericht gegebenen Fakten) durch den Einsatz des IMS "Lutz Kaiser".

Instruktion des IMS:

Dem IMS "Klaus Schreiber" wurden klare Instruktionen zu seinem Auftreten und Verhalten innerhalb des Arbeitskollektivs gegeben, um die Konspiration der Zusammenarbeit zu gewährleisten.

  
Major

Bericht von IM Hein Fink über Günter Kosche  
Rostock 1987 Januar 27  
2 Blätter Papier  
Kopie BstU 000012 und 000013  
Privatarchiv Günter Kosche  
Transkription Kersten Krüger

[Blatt 1]

Abteilung XX

Rostock, 27. Januar 1987  
lü-si

Tonbandabschrift

Quelle: IME "H. Fink"  
angen.: Major Lübke  
am: 23. 1. 87

Information  
zum Gen. Günter K o h s c h e [sic]

Günter K. ist mir seit etwa 20 Jahren gut bekannt. Er hat sich in diesem Zeitraum als Genosse engagiert und hat sich zeitweilig so besonders als Steher<sup>1</sup> seiner Sektion/Sektion Geschichte, Anfang der 80er Jahre auch exponiert.

Gen. K. leistet in der Lehre eine gute Arbeit und leistet für die Lehre und Ausbildung eine wichtige Arbeit. Auf dem Gebiet der Forschung hingegen sind seine Leistungen vergleichsweise qualitativ und quantitativ ausgesprochen mittelmäßig.

Gen. K. besitzt einen außerordentlich komplizierten Charakter. In dieser Hinsicht haben sich die Dinge bei ihm im Zusammenhang mit seiner Ehescheidung vor mehr als 10 Jahren und in der Zeit seither noch verschärft. Ich möchte sagen, um es etwas vereinfacht darzustellen, positiv ist bei ihm, daß er einerseits eine sehr feste Position und feste Positionen hat und Grundsätze, negativ, da in dem Zusammenhang, daß er sich zunehmend bei ihm diese Besinnung auf Grundsätze zu Prinzipienreiterei entwickelt, zu Rechthaberei und auch zu Kritikastertum.

---

<sup>1</sup> Gemeint ist: STEA, Stellvertreter für Erziehung und Ausbildung.

Bereits vor ein paar Jahren hat Gen. K. einen Antrag gestellt, zum Besuch seiner Mutter in den Niederlanden. Das wurde damals abgelehnt. Er hat dann eine Eingabe an die Bezirksleitung der Partei gemacht. Seine Reaktion auf die Ablehnung war etwa so: Ich habe alles falsch gemacht, ich habe keine Familie, ich habe keine Datsche, ich habe meine Freizeit für die Arbeit geopfert. Er war damals Steher [SDEA]. Ich habe also offenbar alles falsch gemacht, ich will es nun anders machen.

Er hat das in gewisser Weise anders gemacht, er hat sich nämlich, möchte ich sagen, aus diesem Engagement zurückgezogen, er hat sich in der Tat eine Datsche oder Wochenendhaus im Kreis Güstrow gekauft. Er ist seit einigen Jahren befreundet mit der Genn. Dr. Schmidt, die jetzt Assistent ist an der Sektion Geschichte. Seit Januar 1986 haben beide eine gemeinsame Tochter und dies hat er zweifelslos nicht angeschafft, um eine Reise machen zu können. Aber wie gesagt, er hat diese Position bezogen.

K. befindet sich zur Zeit in den Niederlanden. Meines Erachtens gibt es auch keinerlei Zweifel, daß er von einer solchen Auslandsreise in die DDR zurückkehren wird. Das ist überhaupt nicht die Frage.

[Blatt 2]

Die Frage ist, wie es überhaupt politisch und wissenschaftlich mit ihm weitergeht, wie gesagt ich würde das Kernproblem eben weniger in politischer Hinsicht als sozusagen in charakterlicher Hinsicht sehen. Auch die Frage ist offen, wie es in der Partnerschaft mit der Genn. Schmidt weitergehen wird.

gez. "H. Fink"



Abteilung XX

Rostock, 27. Januar 1987  
lü-si

BStU

000012

Tonbandabschrift

Quelle: IME "H. Fink"  
angen.: Major Lübke  
am: 23. 1. 87

Information  
zum Gen. Günter K o h s c h e

Günter K. ist mir seit etwa 20 Jahren gut bekannt. Er hat sich in diesem Zeitraum als Genosse engagiert und hat sich zeitweilig so besonders als Steher seiner Sektion/Sektion Geschichte, Anfang der 80er Jahre auch exponiert.

Gen. K. leistet in der Lehre eine gute Arbeit und leistet für die Lehre und Ausbildung eine wichtige Arbeit. Auf dem Gebiet der Forschung hingegen sind seine Leistungen vergleichsweise qualitativ und quantitativ ausgesprochen mittelmäßig.

Gen. K. besitzt einen außerordentlich komplizierten Charakter. In dieser Hinsicht haben sich die Dinge bei ihm im Zusammenhang mit seiner Ehescheidung vor mehr als 10 Jahren und in der Zeit seither noch verschärft. Ich möchte sagen, um es etwas vereinfacht darzustellen, positiv ist bei ihm, daß er einerseits eine sehr feste Position und feste Positionen hat und Grundsätze, negativ, da in dem Zusammenhang, daß er sich zunehmend bei ihm diese Besinnung auf Grundsätze zu Prinzipienreiterei entwickelt, zu Rechthaberei und auch zu Kritikastertum.

Bereits vor ein paar Jahren hat Gen. K. einen Antrag gestellt, zum Besuch seiner Mutter in den Niederlanden. Das wurde damals abgelehnt. Er hat dann eine Eingabe an die Bezirksleitung der Partei gemacht. Seine Reaktion auf die Ablehnung war etwa so: Ich habe alles falsch gemacht, ich habe keine Familie, ich habe keine Datsche, ich habe meine Freizeit für die Arbeit geopfert. Er war damals Steher. Ich habe also offenbar alles falsch gemacht, ich will es nun anders machen.

Er hat das in gewisser Weise anders gemacht, er hat sich nämlich möchte ich sagen aus diesem Engagement zurückgezogen, er hat sich in der Tat eine Datsche oder Wochenendhaus im Kreis Güstrow gekauft. Er ist seit einigen Jahren befreundet mit der Genn. Dr. Schmidt, die jetzt Assistent ist an der Sektion Geschichte. Seit Januar 1986 haben beide eine gemeinsame Tochter und dies hat er zweifelslos nicht angeschafft, um eine Reise machen zu können. Aber wie gesagt, er hat diese Position bezogen.

K. befindet sich zur Zeit in den Niederlanden. Meines Erachtens gibt es auch keinerlei Zweifel, daß er von einer solchen Auslandsreise in die DDR zurückkehren wird. Das ist überhaupt nicht die Frage.



BSU 000013
---------------

2

Die Frage ist, wie es überhaupt politisch und wissenschaftlich mit ihm weitergeht, wie gesagt ich würde das Kernproblem eben weniger in politischer Hinsicht als sozusagen in charakterlicher Hinsicht sehen. Auch die Frage ist offen, wie es in der Partnerschaft mit der Genn. Schmidt weitergehen wird.

gez. "H. Fink"

Bericht von IM Hein Fink über Günter Kosche  
Rostock 1987 November 11  
2 Blätter Papier  
Kopie BstU 000069 und 000070  
Privatarchiv Günter Kosche  
Transkription Kersten Krüger

[Blatt 1]

Abteilung XX

Rostock, 17. Nov. 1987  
ri

Quelle: IME "H. Fink"  
angen.: Major Lübke  
am: 11. 11. 1987

### Tonbandabschrift

Betr. Dr. Günter K o s c h e

Am Montag, dem 19. Okt. 1987 sprach mich Dr. K o s c h e , Mitarbeiter der Sektion Geschichte, an und teilte mir folgendes mit: Ich muß den Zusammenhang herstellen; er war zwei Tage zuvor umgezogen. Er hat seine Wohnung in der Waldemarstraße getauscht, und ist mit seiner Lebensgefährtin und deren Kind gemeinsam eingezogen in die Kröpeliner Straße. Er erklärte mir folgendes:

Man hat im Zusammenhang mit meinem Umzug Erkundigungen über mich eingezogen. Und auf meine Frage, was für Erkundigungen das gewesen seien, erklärte er dann folgendes: Bei seiner Wohnungstauschpartnerin in der Kröpeliner Straße sei ein Genosse erschienen, der dort Günter K o s c h e zu sprechen verlangte. Die damalige Wohnungsinhaberin hat daraufhin erklärt, Dr. K o s c h e wohnt noch nicht hier, er zieht erst später um, wir tauschen die Wohnung, er wohnt zur Zeit in der Waldemarstraße 9. Der Genosse, der diese Frage dort aufwarf, hat daraufhin erstaunt getan, hat seinen Notizblock gezückt und hat angeblich dann im Notizbuch diese Adresse, Waldemarstr. 9, notieren wollen, und die Frau hat angeblich, dann gesehen, daß im Notizbuch bereits die Adresse Waldemarstr. 9 gestanden habe. Daraufhin, ich folge immer der Darstellung von Dr. K o s c h e, sei diese Frau mißtrauisch gewesen, hätte gefragt, worum es hier ginge, und dann hat der Fragesteller, der sich auch ausgewiesen haben soll als Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, erklärt, ja es

ginge um folgendes, Dr. K o s c h e habe eine Mutter in Holland, die demnächst den 75. Geburtstag begehe, und Dr. K o s c h e wolle zu ihr fahren. Der Gen. K o s c h e hat mir dazu erklärt, das merkwürdige sei, daß er noch gar keinen Antrag gestellt habe, um dorthin zu fahren. Er habe lediglich im vorab bei der DVP die Frage geklärt, ob er einen solchen Antrag stellen könne. Er hat mir dann als Kommentar dazu gesagt, sollte es nun zu einer Ablehnung der Sache kommen, dann wisse er ja, worum es hier ginge und werde sich dann auch deutlich dazu erklären.

Er hat sich weiterhin so zu mir geäußert, ihm sei natürlich klar, daß es gelegentlich, daß man sicherheitspolitische Klärung durchführen müsse. Er wende sich aber ganz entschieden dagegen, daß wildfremde Menschen, die ihn gar nicht kennen können, über ihn zu Auskünften veranlaßt werden sollten, und brachte dann noch seine eigene Version dieser Recherchen folgendermaßen zum Ausdruck:

[Blatt] 2

Er ginge davon aus, daß er ja nunmehr seine alte Wohnung aufgelöst habe und daß vielleicht der Zusammenhang zwischen der Auflösung seiner Wohnung und etwaigen Reiseplänen zu dem Verdacht geführt haben könnten, daß er sozusagen seine Zelte in Rostock bzw. in der DDR abbrechen wolle, um illegal bei seiner Mutter zu verbleiben.

So hat er sich für sich diese Geschichte erklärt. Er war aber, wie gesagt, der Meinung, so äußerte er es mir gegenüber, daß vor allen Dingen die Art und Weise dieser Recherchen ihn, also wörtlich, empört habe.

Nachbemerkung:

Natürlich ist zu fragen, warum er eben mir das mitgeteilt hat. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er es für denkbar hält, daß von mir aus eine solche Information an das MfS zurückgelangen könnte. Aber das ist eine reine Vermutung, von mir.

[Paraphe]

F.d.R.d.A.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Für die Richtigkeit der Abschrift. Die Paraphe könnte Lü für Lübke sein.

Abteilung XX

Rostock, 17. Nov. 1987  
riQuelle: IME "H. Fink"  
angen.: Major Lübke  
am: 11. 11. 1987TonbandabschriftBetr. Dr. Günter K o s c h e

Am Montag, dem 19. Okt. 1987 sprach mich Dr. K o s c h e , Mitarbeiter der Sektion Geschichte, an und teilte mir folgendes mit: Ich muß den Zusammenhang herstellen; er war zwei Tage zuvor umgezogen. Er hat seine Wohnung in der Waldemarstraße getauscht, und ist mit seiner Lebensgefährtin und deren Kind gemeinsam eingezogen in die Kröpeliner Straße. Er erklärte mir folgendes:

Man hat im Zusammenhang mit meinem Umzug Erkundigungen über mich eingezogen. Und auf meine Frage, was für Erkundigungen das gewesen seien, erklärte er dann folgendes: Bei seiner Wohnungstauschpartnerin in der Kröpeliner Straße sei ein Genosse erschienen, der dort Günter K o s c h e zu sprechen verlangte. Die damalige Wohnungsinhaberin hat daraufhin erklärt, Dr. K o s c h e wohnte noch nicht hier, er zieht erst später um, wir tauschen die Wohnung, er wohnt zur Zeit in der Waldemarstraße 9. Der Genosse, der diese Frage dort aufwarf, hat daraufhin erstaunt getan, hat seinen Notizblock gezückt und hat angeblich dann im Notizbuch diese Adresse, Waldemarstr. 9, notieren wollen, und die Frau hat angeblich dann gesehen, daß im Notizbuch bereits die Adresse Waldemarstr. 9 gestanden habe. Daraufhin, ich folge immer der Darstellung von Dr. K o s c h e , sei diese Frau mißtrauisch gewesen, hätte gefragt, worum es hier ginge, und dann hat der Fragesteller, der sich auch ausgewiesen haben soll als Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, erklärt, ja es ginge um folgendes, Dr. K o s c h e habe eine Mutter in Holland, die demnächst den 75. Geburtstag begehe, und Dr. K o s c h e wolle zu ihr fahren.

Der Gen. K o s c h e hat mir dazu erklärt, das merkwürdige sei, daß er noch gar keinen Antrag gestellt habe, um dorthin zu fahren. Er habe lediglich im vorab bei der DVP die Frage geklärt, ob er einen solchen Antrag stellen könne. Er hat mir dann als Kommentar dazu gesagt, sollte es nun zu einer Ablehnung der Sache kommen, dann wisse er ja, worum es hier ginge und werde sich dann auch deutlich dazu erklären.

Er hat sich weiterhin so zu mir geäußert, ihm sei natürlich klar, daß es gelegentlich, daß man sicherheitspolitische Klärung durchführen müsse. Er wende sich aber ganz entschieden dagegen, daß wildfremde Menschen, die ihn gar nicht kennen können, über ihn zu Auskünften veranlaßt werden sollten, und brachte dann noch seine eigene Version dieser Recherchen folgendermaßen zum Ausdruck:





Er ginge davon aus, daß er ja nunmehr seine alte Wohnung aufgelöst habe und daß vielleicht der Zusammenhang zwischen der Auflösung seiner Wohnung und etwaigen Reiseplänen zu dem Verdacht geführt haben könnten, daß er sozusagen seine Zelte in Rostock bzw. in der DDR abbrechen wolle, um illegal bei seiner Mutter zu verbleiben.

So hat er sich für sich diese Geschichte erklärt. Er war aber, wie gesagt, der Meinung, so äußerte er es mir gegenüber, daß vor allen Dingen die Art und Weise dieser Recherchen ihn, also wörtlich, empört habe.

Nachbemerkung:

Natürlich ist zu fragen, warum er eben mir das mitgeteilt hat. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er es für denkbar hält, daß von mir aus eine solche Information an das MfS zurückgelangen könnte. Aber das ist eine reine Vermutung, von mir.

F.d.R.d.A.



Brief von Günter Kosche an Margot Honecker Ministerium für Volksbildung  
Rostock 1989 Oktober 31

1 Blatt Papier

Durchschrift mittels Kohlepapier

Privatarchiv Günter Kosche

Transkription Kersten Krüger

Dr. Günter Kosche

Kröpeliner Stra. 10

Rostock

2500

Ministerium für Volksbildung

Minister

Berlin

Rostock, d. 31. X. 89

Werte Genossin Honecker!

Welch' moderate Töne aus Deinem Hause, aus dem bisher ein anderer Wind wehte. Ich traute meinen Augen nicht, als ich in der Stellungnahme vom heutigen Tage las, daß von der Leitung des Ministeriums für Volksbildung – und damit offenbar auch von Dir – „die gesellschaftliche Entwicklung in unserem Lande nicht real genug eingeschätzt wurde.“

So vergeßlich kann doch eigentlich ein denkender Mensch gar nicht sein, aber offenbar

[Seite 2]

leidest Du an Gedächtnisschwund und deshalb erinnere ich Dich an Dein Referat auf dem IX. Pädagogischen Kongreß, in dem die Rede von einem Vaterland war, das Geist, Elan und revolutionären Mut der Jugend fördert und herausfordert, vom Blick auf die Erfordernisse unserer Gesellschaft usw. usf.

Aus allem kann es nur eine Konsequenz geben, die seit langem überfällig ist: Du mußt Deinen Platz für einen wirklichen Bildungsstrategen freimachen.

Ich glaube, daß ich ein Recht habe, in dieser Zeit, in der hunderttausendfach ähnliche Rufe erschallen, Deinen Rücktritt zu fordern, weil ich vor Jahren schon diese Ansicht gegen den Widerspruch von Mitarbeitern aus Deinem Hause vertreten habe.

Und noch eins will ich Dir sagen für den Fall, daß mein Wunsch Wirklichkeit wird. Diejenigen – aber das ist das Los aller Diktatoren, wenn ihr Stern sinkt –, die Dir liebedienerisch Kränze geflochten haben, werden Oel in das Feuer gießen, wenn sie verbrannt werden.

Mit sozialistischem Gruß

Günter Kosche.

Dr. Günter Kosche  
Kröpeliner Str. 10  
Rostock 1  
2500

Ministerium für Volksbildung  
Minister  
Berlin

Rostock, d. 31. X. 89

Meiste Genossin Honecker!

Welch' moderate Töne aus Deinem Hause,  
aus dem bisher ein anderes Wind wehte.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich in  
der Stellungnahme vom heutigen Tage las,  
daß <sup>von</sup> der Leitung des Ministeriums für Volks-  
bildung - und damit offenbar auch <sup>von</sup> Dir -  
„die gesellschaftliche Entwicklung in unse-  
rem Lande nicht real genug eingeschätzt  
wurde“.

So vergeblich kann doch eigentlich ein den-  
kendes Mensch gar nicht sein, aber offenbar

leidest Du an Gedächtnisschwund und deshalb erinnere ich Dich an Dein Referat auf der Pädagogischen Konferenz, in dem Du geschrieben hast, daß Du Geist, Elan und revolutionären Mut der Jugend fördest und herausforderst, vom Blick auf die Erfordernisse unserer Gesellschaft usw. usw.

Aber allem kann es nur eine Konsequenz geben, die seit langem überfällig ist: Du mußt Deinen Platz für einen wirklichen Bildungsstrategen freimachen.

Ich glaube, daß ich ein Recht habe, in dieser Zeit, in der hunderttausendfach ähnliche Rufe erschallen, Deinen Rücktritt zu fordern, weil ich vor Jahren schon diese Ansicht gegen den Widerstand von Mitarbeitern aus Deinem Hause vertreten habe.

Aber noch eins

will ich Dir sagen für den Fall, daß mein Wunsch Wirklichkeit wird. Diejenigen - aber das ist das Los aller Diktatoren, wenn ihr Stern sinkt -, die bis liebevoll-dienlich, Kränze geflochten haben, werden Öl in das Feuer gießen, wenn sie verbrannt werden.

Mit sozialistischem Gruß  
Günter Kosche



Günter Kosche: Erklärung des Parteiaustritts

Rostock 1989 Oktober 30

3 Blätter Papier

Durchschrift mittels Kohlepapier

Privatarchiv Günter Kosche

Transkription Kersten Krüger

Erklärung

Rostock, d. 30.10.89

Mein politisches Denken und Empfinden ist - beeinflusst durch die negativen Erlebnisse eines Flüchtlingskindes, dessen Vater zudem den Krieg nicht lebend überstand – seit meiner Grundschulzeit geprägt von den Idealen

der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit,  
der persönlichen Freiheit und Menschlichkeit  
sowie allgemeiner ethischer Normen und Werte.

Bisher habe ich geglaubt, daß diese Grundsätze – bei allen objektiven Grenzen, die jeder menschlichen Ordnung auferlegt sind – am besten in der sozialistischen Gesellschaft verwirklicht werden können und deshalb auch meinen Platz in dieser Gesellschaft gesehen und gesucht, so daß 40 Jahre DDR für mich persönlich 40 Jahre aktive Haltung zu unserer Republik bedeuten. Ungereimtheiten und Mängel habe ich in der Vergangenheit als Entwicklungsprobleme betrachtet, die im Vorwärtsschreiten überwunden werden, und selbst als die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit in Verlaufe der Jahre größer wurden, habe ich sie für mein subjektives Seelenheil zu erklären und zu rechtfertigen versucht.

Die Ereignisse in den letzten Wochen und Monaten zeigen jedoch, daß meine Überzeugungen und Einstellungen, für die ich jahrzehntelang eingestanden bin, ein großer und schöner Traum waren. Es ist – bei Marx – nicht leicht, mit einem Mal sein politisches Credo zu verlieren. Ich fühle mich nicht nur hintergangen von den politisch Verantwortlichen und ihren Helfern, die mich mit dem Opium Ideologie betäubt haben. Mehr noch, ausgebrannt und leer ist mein Inneres, etwa vergleichbar der psychischen Situation der "verlorenen Generation" nach dem 1. und dem 2. Weltkrieg.

Die Tatsache, daß ich persönlich enttäuscht bin und mich um die besten Jahre meines Lebens betrogen fühle, ist ein subjektives Empfinden und zählt nur für mich allein. Daß aber die Mächtigen und der von ihnen geschaffene politische Klüngel die großen Ideen der Gesellschaftsentwicklung aus egoistischen Motiven oder fachlicher Inkompetenz in den Schmutz gezogen und mit den Füßen getreten haben und dazu Millionen mißbrauchten, ist ein schweres politisches Vergehen – nicht nur an unserem Volke, sondern an der ganzen Menschheit, denn sie haben

den Sozialismus als gesellschaftliche Alternative in den Augen der Weltöffentlichkeit so stark diskreditiert, daß seine Beispielswirkung und Ausstrahlungskraft auf den Nullpunkt gesunken und sein Sieg im Weltmaßstab auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben ist.

Mit Schaudern muß ich nun Tag für Tag zur Kenntnis nehmen, wie diese Politiker und ihr Anhang unter dem großen Wort des Wandels versuchen, für sich zu retten, was sie längst verspielt und worauf sie als Person kein Anrecht mehr haben – die politische Macht.

Jetzt, in einem Augenblick, wo ihnen vom Volk die Quittung für ihr verantwortungsloses Handeln und Verhalten präsentiert wird, wollen sie sich davor drücken, die Rechnung zu bezahlen. Die Wölfe hängen sich Schafspelze über den Leib und suchen den Schulterschuß mit jenen, die sie sonst kaum eines Blickes oder Wortes für Wert erachtet haben.

Mich berührt es nachgerade unangenehm, von diesen Menschen nun im Dialog umgarnt oder umarmt zu werden, und es dauert mich ihre Unfähigkeit, Schuld zu erkennen und schließlich auch zu bekennen. Ich will keine Rache, aber Mitgefühl ist erst dann am Platze, wenn sie durch wirkliche Leistung zum Wohle einer besseren sozialistischen Gesellschaft das Anrecht auf Absolution erworben haben.

Ich will und werde in unserem Lande weiterleben, auch mit diesen Menschen, die sich über viele Jahre durch ihr Handeln ins moralische Abseits stellten. Aber ich werde nicht länger schweigen und schon gar nicht mit ihnen in einer politischen Organisation agieren. Da sie nicht über den Anstand verfügen, aus freien Stücken die Partei zu verlassen, der sie in den meisten Fällen ihre Pfründe verdanken, andererseits die Partei sich nicht von ihnen trennt, weil die von ihnen geschaffenen Mechanismen noch kräftig greifen, bleibt für mich persönlich nur der Weg der organisatorischen Trennung.

Ich erkläre hiermit meinen Austritt aus der  
Sozialistischen Einheitspartei Deutschland

und versichere gleichzeitig meine Bereitschaft, dieser Partei und ihren Kandidaten meine Stimme zu geben, wenn sie durch politische Konzepte und Taten ihren Führungsanspruch realisieren, nicht aber per Verfassungsdekret und in Erbpacht.

Dr. Günter Kosche  
Mitglied seit Jan. 1970  
Mitgliedsbuch-Nr. 1.660.749



Rostock, d. 30. 10.89

### E r k l ä r u n g

Mein politisches Denken und Empfinden ist - beeinflusst durch die negativen Erlebnisse eines Flüchtlingskindes, dessen Vater zudem den Krieg nicht lebend überstand - seit meiner Grundschulzeit geprägt von den Idealen

der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit,  
der persönlichen Freiheit und Menschlichkeit  
sowie allgemeiner ethischer Normen und Werte.

Bisher habe ich geglaubt, daß diese Grundsätze - bei allen objektiv  
ven Grenzen, die jeder menschlichen Ordnung auferlegt sind - am  
besten in der sozialistischen Gesellschaft verwirklicht werden  
können und deshalb auch meinen Platz in dieser Gesellschaft ge-  
sehen und gesucht, so daß 40 Jahre DDR für mich persönlich 40 Jah-  
re aktive Haltung zu unserer Republik bedeuten. Ungereimtheiten  
und Mängel habe<sup>ich</sup> in der Vergangenheit als Entwicklungsprobleme be-  
trachtet, die im Vorwärtsschreiten überwunden werden und selbst  
als die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit im Verlaufe  
der Jahre größer wurden, habe ich sie für mein subjektives Seelen-  
heil zu erklären und zu rechtfertigen versucht.

Die Ereignisse in den letzten Wochen und Monaten zeigen jedoch,  
daß meine Überzeugungen und Einstellungen, für die ich jahrzehntelang  
eingestanden bin, ein großer und schöner Traum waren. Es ist -  
bei Marx - nicht leicht, mit einem Mal sein politisches Credo zu  
verlieren. Ich fühle mich nicht nur hintergangen von den politisch  
Verantwortlichen, und ihren Helfern, die mich mit dem Opium Ideo-  
logie betäubt haben. Mehr noch, ausgebrannt und leer ist mein  
Inneres, etwa vergleichbar der psychischen Situation der "verlo-  
renen Generation" nach dem 1. und dem 2. Weltkrieg.

Die Tatsache, daß ich persönlich enttäuscht bin und mich um die  
besten Jahre meines Lebens betrogen fühle, ist ein subjektives  
Empfinden und zählt nur für mich allein. Daß aber die Mächtigen und  
der von ihnen geschaffene politische Klüngel die großen Ideen  
der Gesellschaftsentwicklung aus egoistischen Motiven oder fachli-  
cher Inkompetenz in den Schmutz gezogen und mit den Füßen getreten

- 2 -

haben und dazu Millionen mißbrauchten, ist ein schweres politisches Vergehen - nicht nur an unserem Volke, sondern an der ganzen Menschheit, denn sie haben den Sozialismus als gesellschaftliche Alternative in den Augen der Weltöffentlichkeit so stark diskreditiert, daß seine Beispielswirkung und Ausstrahlungskraft auf den Nullpunkt gesunken und sein Sieg im Weltmaßstab auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben ist.

Mit Schaudern muß ich nun Tag für Tag zur Kenntnis nehmen, wie diese Politiker und ihr Anhang unter dem großen Wort des Wandels versuchen, für sich zu retten, was sie längst verspielt und worauf sie als Person kein Anrecht mehr haben - die politische Macht.

Jetzt, in einem Augenblick, wo ihnen vom Volk die Quittung für ihr verantwortungsloses Handeln und Verhalten präsentiert wird, wollen sie sich davor drücken, die Rechnung zu bezahlen. Die Wölfe hängen sich Schafspelze über den Leib und suchen den Schulteranschlag mit jenen, die sie sonst kaum eines Blickes oder Wortes für wert erachtet haben.

Mich berührt es nachgerade unangenehm, von diesen Menschen nun im Dialog umgarnt oder umarmt zu werden, und es dauert mich ihre Unfähigkeit, Schuld zu erkennen und schließlich auch zu bekennen. Ich will keine Rache, aber Mitgefühl ist erst dann am Platze, wenn sie durch wirkliche Leistung zum Wohle einer besseren sozialistischen Gesellschaft das Anrecht auf Absolution erworben haben.

Ich will und werde in unserem Lande weiterleben, auch mit diesen Menschen, die sich über viele Jahre durch ihr Handeln ins moralische Abseits stellten. Aber ich werde nicht länger schweigen und schon gar nicht mit ihnen in einer politischen Organisation agieren. Da sie nicht über den Anstand verfügen, aus freien Stücken die Partei zu verlassen, der sie in den meisten Fällen ihre Pfründe verdanken, andererseits die Partei sich nicht von ihnen trennt, weil die von ihnen geschaffenen Mechanismen noch kräftig greifen, bleibt für mich persönlich nur der Weg der or-

- 3 -

ganisatorischen Trennung.

Ich erkläre hiermit meinen Austritt aus der  
Sozialistischen Einheitspartei Deutschland  
und versichere gleichzeitig meine Bereitschaft, dieser Partei  
und ihren Kandidaten meine Stimme zu geben, wenn sie durch  
politische Konzepte und Taten ihren Führungsanspruch realisieren,  
nicht aber per Verfassungsdekret und in Erbpacht.

Dr. Günter Kosche

Mitglied seit Jan. 1970

Mitgliedsbuch-Nr. 1.660.749



## **Zeitzeugeninterview mit Herrn Dr. Günter Kosche am 13. Juni 2007**

Interview und Transkription: Ronny Kietzmann

Ronny Kietzmann:

Erst einmal möchte ich mich vorstellen. Mein Name ist Ronny Kietzmann. Ich studiere Geschichte und Anglistik im siebten Semester an der Universität Rostock und schreibe zurzeit meine Bachelor-Arbeit zu dem Thema „Das MfS und die Universität Rostock“. Außerdem möchte ich mich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie Ihre wertvolle Zeit opfern, um mir - hier in diesen historischen Gemäuern - einige Fragen zur Universitätsgeschichte und zum Thema Staatssicherheit an der Universität zu beantworten.<sup>1</sup>

Wann haben Sie ihre Tätigkeit an der Universität begonnen, was war der Inhalt Ihrer wissenschaftlichen Arbeit und wann sind Sie zum ersten Mal mit dem MfS in Berührung gekommen?

Günter Kosche:

Drei Fragen, die man auseinander nehmen muss. Die erste bezieht sich auf meinen Werdegang an der Universität Rostock, der mit dem Studium am 1. September 1959 begann. Ich wurde für ein Lehramtsstudium in den Fächern Sport und Geschichte - beide damals gleichrangig - immatrikuliert und habe sie von 1959 bis 1963 belegt. Nach Abschluss des Studiums war ich als Lehrer an einer Polytechnischen Oberschule tätig - zunächst auf einem Dorf. Damit habe ich unwidersprochen der Forderung an uns Studierende entsprochen und bin dahin gegangen, wo – wie es hieß – „der Staat uns braucht“. So kam ich auf das Doppeldorf Neuburg-Steinhausen am Wallberg, 10 km vor Wismar gelegen. Dort habe ich meine Tätigkeit als Lehrer aufgenommen und Unterricht nicht nur in den von mir studierten Fächern erteilt, sondern aus Lehrermangel neben Geschichte und Sport auch Russisch und Erdkunde, zeitweise sogar Biologie unterrichtet und die Schüler im UTP, im Unterrichtstag in der Produktion, begleitet. Nach einem Jahr – das war damals übrigens sehr ungewöhnlich - bin ich in den Schuldienst nach Rostock gewechselt, und zwar an die 17. Oberschule, die Borwinschule, die noch in den oberen Jahrgängen die Spuren der einstigen Knabenschule erkennen ließ. Es waren reine Jungenklassen und erst von unten wuchsen die gemischten Klassen nach. Das Pendant zur Knabenschule war in diesem Stadtgebiet, der Kröpeliner-Tor-Vorstadt, die Rosa-Luxemburg-Schule, eine Mädchenschule, am Ende des

---

<sup>1</sup> Das Zeitzeugeninterview wurde im Historischen Institut der Universität Rostock geführt, einem Teil des Gebäudes der ehemaligen der Stasi-Bezirksverwaltung Rostock.

Barnstorfer Weges. Aber von einem bestimmten Zeitpunkt an war die geschlechtsspezifische Trennung aufgehoben worden und beide Schulen – sowohl die Rosa-Luxemburg-Schule als auch die Borwinschule – wurden gemischte Schulen, die Jungen und Mädchen gemeinsam besuchten. Im Schuljahr 1964/65 war ich an der Borwinschule als Lehrer tätig. Zusätzlich zu meinen studierten Fächern erteilte ich dort den Unterricht in Russisch und Physik. 1965 bin ich dann wieder an die Universität Rostock zurückgekehrt. Das Fachgebiet, in das ich mich am Historischen Institut begab, entsprach überhaupt nicht meinen Ambitionen. Es enthielt nicht gerade den Stoff, aus dem meine Träume waren, aber ich wollte sobald als möglich die Schule verlassen, um an der Universität eine weitere Ausbildung zu erfahren und dort meine Tätigkeit fortzusetzen.

Am 1. August 1965 wurde ich wissenschaftlicher Assistent im Bereich Methodik des Geschichtsunterrichtes. Prof. Dr. Friedrich Donath war damals der Leiter dieses Fachgebietes. Bei ihm habe ich nach einer recht schmalen Ausbildung während des Studiums die Grundlagen der „Methodenlehre“ erworben und eine weitere wissenschaftliche Ausbildung erfahren, auch nachdem er 1967 die Universität Rostock verlassen hatte und fortan an der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig wirkte. Hier am Historischen Institut habe ich in der Methodik des Geschichtsunterrichts vor allem Lehrverpflichtungen wahrgenommen und – so gut ich konnte – Lehre und Forschung miteinander verbunden, verspätet promoviert und danach meine Tätigkeit an dieser Einrichtung bis zum heutigen Tage fortgesetzt – durch alle wechselnden Formen und Gestalten, die sie erfahren hat.

Ihre dritte Frage bezog sich auf meine erste „Bekanntschaft“ mit dem Ministerium für Staatssicherheit. Ich denke, dass das Wort „Bekanntschaft“ zunächst verschiedene Interpretationen offen lässt und in meinem Falle als Begegnung, als Zusammentreffen zu verstehen ist. Es war anfangs der 1950er-Jahre, als das MfS erstmals in mein Bewusstsein trat. Ich erlebte das damals noch junge Ministerium für Staatssicherheit, das am 8. Februar 1950 gegründet worden war, in Aktion in dem Dorf, auf dem ich groß geworden bin, in Leussow, einem Kirchdorf im Kreis Ludwigslust. Es war im Rahmen einer Kampagne, die gegen die größeren Bauern in der DDR lief, um sie zu mehr Plantreue zu veranlassen. Eines Tages erschienen zwei Männer auf dem Bauernhof der Familie Jastram, auf dem wir als Flüchtlinge lebten. Sie trugen lange, schwere Mäntel. Ich sehe diese beiden Männer heute noch, und ich sehe auch diesen Bauern, der nachweisen musste, wo die fehlenden drei oder vier Ferkel, die nicht mehr im Stall waren, geblieben sind. Der Bauer hatte sie als tot gemeldet, aber seiner Mitteilung war offiziell kein Glauben geschenkt worden. So musste er die Stelle zeigen, wo er die Tierleichen vergraben hatte. Ich war einige Schritte entfernt und sah – versteckt hinter einem Holzschober – zu, als er die toten Ferkel ausgrub. Die Tierleichen wurden nachgezählt und erst dann, als der faktische Beweis für die Aussage des Bauern auf der Hand



lag, gaben die beiden Männer Ruhe. Der Hintergrund dieser Aktion war jener, dass Bauern damals gelegentlich entweder eine geringere Zahl an Ferkeln angaben, als von der Sau tatsächlich geworfen wurden, oder einige als vorzeitig verendet meldeten. Diese „anonymen“ Ferkel wurden dann in einem Versteck in einer Scheune bzw. einem Stall, wo kein Fremder heran kam, groß gezogen und gemästet, um sie später als ausgewachsene Schweine für den privaten Verbrauch zu haben. Sie wurden also am staatlichen Ablieferungssoll vorbeigemogelt und somit dem sozialistischen Planaufkommen entzogen. Das geschah von Seiten der Bauern meistens weniger aus Habgier oder Trotz, sondern häufig deshalb, um die Verpflegungsgrundlage der eigenen Familie, aber auch die der Knechte, Mägde und anderen Arbeitskräfte zu verbessern, die auf dem Hof tätig und folglich mit zu versorgen waren. Das muss 1952/53 gewesen sein. Mit diesem Erlebnis trat das Ministerium für Staatssicherheit, dessen Namen ich damals nicht einmal kannte, als **Macht** in mein Bewusstsein, die ich als bedrohlich empfand. Die eigentliche Funktion, die als Begründung für seine Einrichtung durch den damaligen Innenminister der DDR, Karl Steinhoff, gegeben wurde, übten die Mitarbeiter vor Ort nicht aus, denn von Industrieanlagen, Werken, Fabriken, Verkehrsverbindungen usw., die vor Spionen und Saboteuren des imperialistischen Klassengegners zu schützen waren,<sup>2</sup> war weit und breit nichts zu sehen. Aber sowohl diese offizielle „Begründung“ als auch die bäuerliche Reaktion auf den „Besuch“ der Männer mit den langen Mänteln erfuhr ich erst viel später, dennoch ist mir das Geschehen erinnerlich geblieben, wahrscheinlich wegen der „gefühlten“ Spannung.

Danach bin ich dem MfS erst wieder begegnet, als ich Oberschüler in Ludwigslust war, also ein paar Jahre später. Zum ersten dadurch, dass ein Mitschüler, der glaubte, mit der Zuträgerschaft seine soziale Stellung in der Schülerhierarchie des Internats aufbessern zu können, uns gegenüber kenntlich machte, dass er für die Kreisverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit, damals in Ludwigslust in der Kanalstraße, tätig wäre. Zum zweiten durch eine Zufallsbeobachtung. Wir standen vor dem Ludwigsluster Kino und sahen, dass ein Auto westlicher Fabrikation auf das in der Nähe befindliche Grundstück der Stasi fuhr. Kurze Zeit danach, wir standen immer noch am selben Ort, fuhren Mitarbeiter dieser Einrichtung ein Auto gleichen Typs und gleicher Farbe wieder vom Hof. Es hatte einen kleinen Schönheitsfehler – das Nummernschild war gewechselt und in der Eile verkehrt herum angebracht worden, worüber wir als Schüler damals kräftig lästerten. Und zum dritten erneut durch diesen Mitschüler, dessen Namen ich hier nicht nenne, der aber offenbar nicht nur geprahlt hatte, sondern unsere „negativen“ oder „antisozialistischen“ Äußerungen schriftlich festhielt. Er hatte sich dazu extra eine „Merkhilfe“, ein dickes Schreibheft mit festem Einband zugelegt, in dem er unsere

---

<sup>2</sup> Vgl. Giesecke, Jens: Die DDR-Staatssicherheit – Schild und Schwert der Partei. Bonn 2000 (bpb), S. 15.

„losen Sprüche“, die wir abgelaassen hatten, festhielt und namentlich katalogisierte. Diese Äußerungen sind im wesentlichen entstanden aus jugendlichem Übermut, vielleicht auch aus Dämlichkeit, manchmal aber auch nur, weil wir bestimmte Überspitzungen und Übertreibungen, die uns als Jugendliche im Alltag ärgerten, eben gegen den Strich und auf „den Senkel gingen“, kolportierten oder karierten. So stand unter anderem hinter dem Tabulator „Ke“ für *Kosche* das Datum für die zeitliche Zuordnung und was ich gesagt hatte: „*Zonenschuh – hält nur, weil ein Westnagel drin ist*“ oder bei einem anderen Mitschüler mit dem Tabulator „Ger“ für *Geister*: „*Karl Marx, dat is 'n narschen Pötter*“, was aus dem Plattdeutschen übersetzt heißt: „Karl Marx, das ist ein bescheuerter Ofensetzer“. <sup>3</sup> Solche oder ähnliche, zum Teil launige, aber auch kritische gesellschaftspolitische Urteile, von denen wir einige auf Lager hatten, wurden von ihm für den Ernstfall festgehalten. Eines Tages fanden wir dieses Buch mit den Aufzeichnungen, haben es gelesen und darüber nur gelacht. Bei gemeinsamen Treffen wurden diese Äußerungen immer wieder reproduziert, sodass sie mir heute fest in Erinnerung sind.

Dies waren meine ersten Begegnungen mit der Staatssicherheit, bei denen ich als einzelner aber weder die Macht und die Gewalt noch die Hinterhältigkeit und die Gefahr dieses „Imperiums“ gespürt habe. Die Dunstglocke, die sich über das Land senkte, entstand m. E. erst im Laufe der Jahre, als nämlich die Zuständigkeitsbereiche des MfS unter der Führung von Erich Mielke weiter ausgebaut wurden, die hauptamtlichen und Inoffiziellen Mitarbeiter immens anstiegen wie die Ausgaben, sodass schließlich nicht nur flächendeckend die Menschen im ganzen Lande beobachtet, sondern im „Interesse des Sozialismus“ bedenkenlos Freiheits-, Menschen- und Bürgerrechte gebrochen wurden. Dass die „Firma Horch und Guck“ letztlich in den Bergen von Akten, die sie produzierte, selbst erstoff – am Ende waren es, wie wir heute wissen, etwa 180 km Akten – ist eine Ironie des Systems.

So viel zu meinen ersten „Kontakten“. Danach gab es weitere „Begegnungen“, aber Sie haben mich nach meinen ersten gefragt. Ich wurde in dieser Zeit von Mitarbeitern des MfS **nicht** direkt angesprochen. Mir ist lediglich die Existenz der Einrichtung **nach und nach** bewusst geworden. Bei den Äußerungen aus jugendlichem Übermut kamen uns die möglichen Konsequenzen nicht in den Sinn. Das haben wir erst viel später und rückblickend realisiert und uns ebenso gefreut wie gewundert, dass der Kelch an uns vorbeigegangen ist. Allerdings waren die Bedingungen seinerzeit insofern noch andere, da die Grenze zur BRD

---

<sup>3</sup> Als ich mich am 8. Februar 2009 von meinem Mitschüler Hans-Jürgen Geister, heute pensionierter Mathematik- und Geografielehrer in Eldena, Kreis Ludwigslust, diese Aussage bestätigen ließ, merkte er an, dass er angesichts der Banken- und Weltwirtschaftskrise in der Gegenwart geneigt ist, sein Urteil aus dem Jahre 1957 zu überdenken und abzumildern.

offen war und viele Menschen, die den Druck erahnten oder spürten, ihre „sieben Sachen“ packten und nach West-Berlin fuhren, mit der Bahn bzw. per Anhalter auf der F 5 (heute B 5). Oder sie haben anderswo die „offene“ grüne Grenze genutzt, um sich in den Westen abzusetzen. Tausende, Hunderttausende, ja Millionen haben es getan. Bei mir gab es dann noch einen besonderen Faktor, der zur Zurückhaltung führte. Das war die Tatsache, dass ich seit 1955 allein in der DDR und meine Familie in der Bundesrepublik Deutschland lebte. Es bestand aus der Sicht des Staates die reale „Gefahr“, dass auch ich die DDR verlassen könnte, wenn man mich „in die Mangel nehmen“ würde. Dieses Gespenst aus der Sicht des DDR-Staates, dass jemand in den Westen gehen könnte, hat die Betroffenen, wenn es sich – wie in meinem Falle – um politische Kinkerlitzchen unterhalb einer bestimmten Bedeutungsschwelle handelte, offenbar vor Maßnahmen der staatlichen Organe, vor Polizei und Staatssicherheit bewahrt.

Ronny Kietzmann:

Sie sagten, dass Ihre Familie seit 1955 jenseits der Grenze, im anderen deutschen Staat lebte. Haben Sie überlegt, einmal nach zu gehen? Wie haben Sie den Mauerbau erlebt?

Günter Kosche:

So seltsam es klingen mag, meine Jugendjahre, die hab' ich mit großer Genugtung in Ludwigslust und im Internat erlebt und genossen. Es war eine spezifische Art von Freiheit, die ich hatte, die meine Mitschüler so nicht kannten. Ich brauchte nie jemandem ein Zeugnis vorzulegen – und bis zur zehnten Klasse waren meine Zeugnisse nicht gut. Ich brauchte keine Klassenarbeit unterschreiben zu lassen und musste nirgendwo Rechenschaft ablegen über meine schulischen Resultate. Damit war ich Pflichten enthoben, die meine Mitschüler alle durch die Bank hatten. Und was jungen Menschen heute manchmal ganz unverständlich erscheinen mag, war damals Norm und Pflicht: Wir hatten den Mund zu halten und zu gehorchen, den Lehrern, wie den Eltern und auch anderen Vorgesetzten Respekt zu erweisen. Widerspruch wurde nicht geduldet, und schon Widerrede galt als unschicklich. Das heißt, man war abhängig und wurde auch von der Schule immer darauf verwiesen, stets Rechenschaft abzulegen. Das ist für einen jungen Menschen, der sich entwicklungspsychologisch gesehen in der Pubertät bzw. in der Jugendkrise befindet, oft äußerst unangenehm. All das brauchte ich nicht und hatte somit einen Freiraum für mich, den ich regelrecht genossen habe.

Hinzu kam, dass meine Mutter mich mit jenen Gütern aus dem Westen versorgte, die damals bei Jugendlichen besonders begehrt waren, mit Westklamotten, etwas Kaugummi und anderen Kleinigkeiten, aber das war es auch. Damit jedoch war ich schon privilegiert. Ich verfügte über Jeans, die damals noch Nietenhosen genannt wurden, die aber die Masse nicht hatte und auch nicht bekam,

und über andere Kleidungsstücke. Meine Mutter hat mich auf diese Weise alimentiert und ausgestattet. Dazu kamen einige Genussmittel, den Kaugummi als Statussymbol habe ich stellvertretend dafür genannt.

Ich habe diese Zeit – noch einmal sei es gesagt – sehr genossen, auch deshalb besonders, weil meine Mutter sehr streng war. Ihrer Strenge war ich plötzlich enthoben. Sie betrieb die Erziehung nach dem Grundsatz, den sie wiederum von ihrem Vater, meinem Großvater, gelernt hatte – und sie meinte es gut damit: „*Wen Gott liebt, den straft er.*“ Meine Mutter hat davon mir gegenüber hinlänglich Gebrauch gemacht. Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr habe ich etwa jeden zweiten Monat mein Züchtigungsinstrument, eine Birkenrute, selbst schneiden müssen, die an mir zerprügelt wurde. Dann hatte ich eine neue herzurichten und musste dafür noch dankbar sein. So kann man dann vielleicht nachvollziehen, wie froh ich war, diesen Zwängen nicht mehr ausgesetzt zu sein und deshalb das, was heute niemand mehr so recht versteht, nämlich ohne Eltern aufzuwachsen, nicht als Handicap empfand, sondern der Grund dafür war, dass ich mich frei von allen Zwängen und Verpflichtungen fühlte. Ähnlich, vielleicht nicht immer ganz so scharf, wie es mir widerfuhr, erlebten auch meine Schulfreunde ihre Kindheit und Jugend. Sie waren im Prinzip gleichen Zwängen ausgesetzt. Es war halt so Sitte, und unsere Altvordenen glaubten aufrichtig, dass es gut sei, so wie es ist und wie sie es machten. Ich jedenfalls hatte eine Sorge weniger und wurde obendrein mit Westklamotten versorgt, sodass ich während meiner Schulzeit überhaupt nicht auf die Idee kam, meiner Familie zu folgen. Ich habe meine Mutter einmal im Sommer 1956 im Westen besucht und sage es frei und offen: „*Ich war froh, als ich wieder heimfahren konnte.*“ Und zwar in den Osten! Als meine Mitschüler mich sahen, drückte einer in Worten aus, was die anderen dachten: „*Wir hätten nie geglaubt, dass du wieder zurückkommst.*“

Mein Verhältnis zu dieser Frage wandelte sich im Laufe der Jahre, als mir das **System**, in dem ich lebte, immer stärker ins Bewusstsein kam und ich es zunehmend reflektierte. Das war zum Beginn des Studiums. Zu dieser Zeit fing ich an, darüber nachzudenken, meinen Wohnsitz so zu verändern, dass ich damit gleichzeitig auch das Gesellschaftssystem wechsele. Es hatte meines Wissens nur einen Haken. Der bestand darin, dass – wenn man gleich nach dem Abitur in die Bundesrepublik ging – die Reifeprüfung noch einmal im Westen abgelegt werden musste. Dazu hatte ich weder die Lust noch die „Traute“. Ich war ja schon heilfroh darüber, es wenigstens einmal geschafft zu haben. Wenn man aber ein oder zwei Jahre in der DDR studiert hatte, so hieß es jedenfalls, bestand diese Forderung nicht mehr, dann wurde das DDR-Abitur auch in der Bundesrepublik anerkannt. Ich wollte sicher gehen und hatte vor, nach Beendigung meines zweiten Studienjahres und in Verbindung mit einem Besuch bei meiner Mutter die DDR zu verlassen. Ich hatte deshalb für den Sommer 1961 einen Reiseantrag gestellt, der jedoch nicht genehmigt wurde. Mein Einspruch wurde abgewiesen, sodass ich



den Entschluss fasste, den Sommer zu nutzen, um über West-Berlin in die Bundesrepublik zu gehen. Ich hatte, wie alle Jahre zuvor, als ich noch Schüler an der Oberschule war, im Sommer 1961 einen Teil der Ferien bei meiner Tante in Görlitz verbracht. Danach wollte ich Anfang August die DDR verlassen. Ich fuhr, das weiß ich noch ganz genau, am 13. August per Anhalter von Görlitz nach Rostock. Als ich am Ausgang von Görlitz stand und meinen Arm hob, hielt ein großer PKW, ein „Bonzenschlitten“. Der Fahrer fragte mich, wohin ich wolle. Ich sagte: *„Erstmal nach Berlin.“* Auf seine Gegenfrage, was ich da wolle, antwortete ich: *„Eigentlich will ich da gar nichts. Das ist nur meine erste Etappe und von dort aus will ich weiter nach Rostock.“* Er sagte, dass er mich mitnehmen würde, wenn ich ihm meinen Ausweis zeige. Das habe ich gemacht. Er nahm mich ins Auto und brachte mich bis an den Rand von Berlin. Ich bin dann auf dem Außenring um Berlin herum gefahren, also gar nicht in die Stadt hinein. So merkte ich nichts von dem, was an diesem Tage in Berlin geschah. Ich fuhr nicht wie üblich, wenn ich mit dem Zug reiste, quer durch Berlin und damit durch Ost-Berlin und West-Berlin, sodass ich nicht mit den folgenschweren Ereignissen dieses Tages konfrontiert wurde.

Erst als ich in Rostock ankam, erfuhr ich zu meinem Entsetzen, was wirklich geschehen war. Ich wollte meine Habseligkeiten zusammenpacken, um mich nach West-Berlin abzusetzen, aber mit der Schließung der Grenze war diese Absicht zunichte gemacht worden. Es folgten die bekannten Maßnahmen zur Abriegelung. Danach war mir mein Leben lieber. Man kann auch sagen, ich war zu feige; man kann auch sagen, ich war nicht wendig und nicht pffiffig genug. In meinem Umfeld gab es einige, die trotzdem den Weg in die Bundesrepublik fanden – ob über die ungarisch-jugoslawische Grenze gleich zum Anfang und auch später, ob über eine Schleuserorganisation oder auf anderen Wegen. Ich kenne z. B. denjenigen, der es schaffte, durch die Ostsee zu schwimmen. Also – ich hatte weder die Pffiffigkeit, noch die Kraft, noch den Mut, die Grenzanlagen zu überwinden und bin nach anfänglichem Nachdenken darüber, das Land auf illegalem Wege zu verlassen, wie es im Sprachgebrauch der DDR hieß, von diesem Plan abgerückt. Das letzte Mal versuchte ich es im Sommer 1966 bei einem Ferienaufenthalt in Budapest, aber ein Mitarbeiter der Österreichischen Botschaft gab mir ganz klar zu verstehen, dass sie nicht für Deutsche zuständig seien.

Dann bin ich ein „treuer“ Staatsbürger der DDR geworden. Mit anderen Worten, ich habe mich in dieser DDR mit der geschlossenen Gesellschaft sowie dem unmenschlichen Grenzregime eingerichtet und mit den bestehenden Verhältnissen arrangiert, das heißt mit den Wölfen geheult.

Ich weiß, dass Sie mich weder dazu noch zu dem, was ich jetzt sage werde, gefragt haben. Dennoch will ich mich dazu äußern, weil es mir die Gelegenheit gibt, einen Unterschied herauszustellen, einen Unterschied zu jenen, die sich ebenso oder sogar weit mehr ein- und untergeordnet, eben eingerichtet haben, wie



ich es nenne, die aber heute sagen: „**Ich** konnte ja gar nicht anders! **Ich** musste doch, **wir** mussten doch, weil Partei und Regierung mich/uns dazu zwangen!“ Ich möchte heute und aus meiner Sicht unmissverständlich sagen und dabei mit dem Finger zuerst auf mich selbst zeigen: „**Das stimmt so nicht!**“ Auch in der diktatorisch verfassten DDR gab es das, was man Handlungs- und Entscheidungsfreiräume nennt. „Man musste nicht!“

Allerdings hatte das Nutzen solcher Freiräume einen gewissen Preis. Wer zum Beispiels an einer Universität tätig sein wollte, so wie ich, der musste sich schon wenigstens systemloyal geben und systemkonform verhalten. Der Schritt von regierungstreuer Gesinnung (Loyalität) und der Übereinstimmung mit der vorherrschenden Meinung (Konformität) zur Stabilisierung des Systems war dann meines Erachtens nur noch ein kleiner. Die Grenzen waren fließend. Man müsste praktische Beispiele hernehmen, um es daran zu exemplifizieren. So Mancher verfährt heute noch nach der Methode „Haltet den Dieb!“ und sagt beschwichtigend: „Ja diejenigen, die an der Sektion Lateinamerikawissenschaften, an der Sektion Geschichte, an der Sektion Marxismus-Leninismus gearbeitet haben und auch noch die an der Sektion Pädagogik/Psychologie, die waren die Systemstabilisierer. Ich bin ein Naturwissenschaftler, habe als Biologe, Chemiker oder Physiker geforscht und gelehrt.“ Als wenn es nur am Gegenstand läge, der schon von vornherein und ausschließlich die Trennlinie zöge. Die Annahme, dass die Naturwissenschaften durch ihren Gegenstand ideologieresistent sind, ist an sich richtig. Daraus jedoch zu schlussfolgern, dass ihre Vertreter an der Universität nichts mit dem Staat zu tun hatten, in dem sie lebten, lehrten und wirkten, das wiederum stimmt so a priori nicht. Natürlich ist der Gegenstand der Naturwissenschaften ideologisch nicht so aufladbar und aufgeladen wie es die Gegenstände der anderen genannten Wissenschaften sind. Ganz ohne Zweifel! Aber durch die Tätigkeit an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, einer sozialistischen Universität, und die „Erziehung und Ausbildung“ von sozialistischen Persönlichkeiten musste man als wissenschaftlicher Mitarbeiter – zugegeben mehr oder minder – die Anforderungen an den marxistisch-leninistischen Hochschullehrer oder Mitarbeiter praktisch erfüllen und sogar vorleben.

Es gab im universitären Arbeitsalltag diverse staatliche und gesellschaftliche Funktionen und Beauftragungen, die gar nichts mit dem Gegenstand der Biologie, der Physik oder der Chemie zu tun hatten, über die man sich, wenn man sie ordentlich wahrnahm – und wer hat dies angesichts des Kontrollsystems von Partei und Staat nicht getan? – weit über den Gegenstand seines Faches hinaus staatsreu, Ideologie gestimmt und System stabilisierend verhalten. Fast jeder war irgendwann einmal Betreuer oder Berater einer Seminar-/FDJ-Gruppe, verantwortlich für den Ernteeinsatz, die ROA- oder die ZV-Ausbildung, die Teilnahme der Mitarbeiter und Studenten der Sektion an der Maidemonstration, den Ernteeinsatz oder die Messe der Meister von Morgen, Mitglied des Kulturbundes, der

Urania oder der Kampfgruppe usw. usf. Irgendwann war der Eine oder Andere Direktor, Stellvertretender Direktor, Forschungsgruppenleiter oder Wissenschaftsbereichsleiter. Jedes Jahr fand eine Verteidigung zur Auszeichnung mit dem Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ statt. Ich gehörte einem Kollektiv an, das diesen Titel 23mal errang. Abgenommen wurde diese Titelverteidigung in den letzten Jahren von einer Kommission, deren Vorsitzender stets ein Biologe war. Für diese Titelverteidigung musste ein „Kampfprogramm“ erarbeitet und bei der Universitätsgewerkschaftsleitung eingereicht werden. Meines Wissens haben sich die naturwissenschaftlichen Sektionen davon nicht ausgeschlossen. Jedes Jahr fand im September zu Beginn des neuen Studienjahres die „Rote Woche“ statt. Einzelne Mitarbeiter bekamen den Auftrag, mit den Studenten Seminare zu zentral vorgegebenen politischen Themen abzuhalten. Mir ist kein einziges Beispiel für eine Verweigerung bekannt geworden. Aus kritischer Distanz habe ich beobachtet, wie sich einzelne Mitarbeiter verhielten, etwa zu den so genannten Maidemonstrationen. Die meisten kamen, haben auftragsgemäß Transparente und selbst gefertigte „Winkelemente“ getragen, nach meinem Eindruck sogar fröhlich „demonstriert“ und nicht selten denen zugewinkt, die auf der Tribüne standen. Sie haben sich damit nach meinem Verständnis System stabilisierend verhalten.

Um aber nicht von mir und meiner Schuld und Verstrickung abzulenken, will ich deutlich sagen: *„Ich habe mich im Laufe der Jahre systemkonform und System stabilisierend verhalten und dabei meinen Vorteil gesucht. Darin bestand mein Arrangement mit dem sozialistischen Gesellschaftssystem in der DDR.“* Bei all dem habe ich mir zwar ein kritisches Verhältnis zu diesem Staat bewahrt, eine Distanz, die auch aus meiner Erziehung in Kindheit und Jugend erwachsen ist. Sie hat schließlich dazu geführt, dass ich nicht alles ungeprüft hingenommen und nachgesprochen habe, aber das war doch nur, gemessen an den Möglichkeiten, ein „Klimpern an der Zierleiste“. Sie äußerte sich u. a. auch darin, dass ich mich über Jahre hinweg der Werbung, Mitglied der SED zu werden, entzog<sup>4</sup> und als ich es geworden war, dafür genierte und heute mich kaum traue, es zu äußern, weil ich mich damit des Verdachtes und des Vorwurfs aussetze, vor der Verantwortung fliehen zu wollen oder mich besser zu machen als die anderen, mit denen ich Jahrzehnte im gleichen Boot gesessen und gerudert habe. Letztlich habe ich damit nur den Beweis dafür erbracht, dass ich ein korrumpierbarer Mensch bin. Ich bin auf einen Handel eingegangen und habe meinen kleinen, schäbigen inneren Frieden gemacht. In meinem Umfeld, in meiner Arbeitswelt, in der ich mich bewegte, gehörte die Mitgliedschaft in der SED sozusagen dazu. Es fehlte das Korrektiv. Dennoch, ich hätte es nicht tun müssen. Ich hatte zu wenig Rückgrat,

---

<sup>4</sup> Mehr zu meiner Entscheidung, Mitglied der SED zu werden, siehe oben: Zeitzeugengespräch vom 18. Januar 2008, S. 229-232.

was allerdings auch voraussetzt, dass ich es – ohne damit etwas beschönigen zu wollen – hätte haben können.

Ich habe mich dann, zu einem Zeitpunkt als die DDR noch existierte, von der SED verabschiedet. Ich bin ausgetreten, habe einen Austrittsantrag formuliert, der sich, wenn man ihn heute liest, fast wie eine „Liebeserklärung“ an die SED anhört.<sup>5</sup> Ich bin zwar kurz vor Toresschluss noch aus der Partei ausgetreten, aber das minimiert meine Schuld, mein Verstricktsein, mit der sozialistischen Gesellschaft in der DDR, mit dem DDR-Staat, mit der Diktatur der Partei-Oligarchie, der Politbürokratie überhaupt nicht, wenngleich ich – das hat die Arbeit der Ehrenkommission ergeben – in keiner Weise im juristischen Sinne schuldig geworden bin.

Ronny Kietzmann:

Sie haben einige Methoden, die das MfS angewendet hat, erwähnt – Verunsichern, Denunzieren, Druck ausüben. Wann ist Ihnen das MfS an der Sektion Geschichte aufgefallen?

Günter Kosche:

Um auf diese Frage zu antworten, muss ich ein bisschen ausholen und in Anknüpfung an die „Begegnung“ mit dem MfS in der Oberschulzeit eine kurze Betrachtung zur „Begegnung“ mit dem MfS während meiner Studentenzeit anfügen. Diese Institution ist mir während meines Studiums als ein repressives Organ bewusst geworden. Sie ist in einem solchen Maße in mein Bewusstsein getreten, dass sich meine kindlich-jugendliche und leichtfertige Umgehungsweise schnell veränderte. Durch eine Reihe einzelner Aktivitäten, die nicht primär meine Person betrafen, sondern Lehrkräfte und andere Studenten, wurde mir schrittweise klar, dass es sich hierbei um eine sehr ernstzunehmende Institution handelte, mit der nicht zu spaßen ist.

Ich erinnere mich noch an einen Abend; es war nach dem Turntraining. Wir hatten im Stadtcafé – heute HS Universitätsplatz – ein paar Gläser Bier getrunken, als es zu einer unliebsamen Begegnung mit Stasi-Mitarbeitern kam. Sie begann ganz „harmlos“ mit einem Wortgefecht in der Gaststätte und setzte sich an der Straßenbahnhaltestelle in der Langen Straße fort. An diesem Abend erkannte ich blitzartig, in welcher Gefahrenzone ich mich bewegt hatte. Das ist nur ein Beispiel von einer ganzen Reihe, sodass allmählich das MfS und seine Mitarbeiter mir in einem anderen Licht erschienen. Eines Tages traf ich eine ehemalige Kommilitonin, die als Lehrerin an einer Rostocker Schule gearbeitet hatte. Ich begegnete ihr hier im Grünen Weg, der damals noch länger war und die Augustenstraße mit der

---

<sup>5</sup> Siehe oben, S. 260: Anhang 6: Erklärung des Parteiaustritts 1989.

August-Bebel-Straße verband.<sup>6</sup> Vor dem Lebensmittelgeschäft, einem Konsum am Ende dieser Straße, stießen wir aufeinander. Wir waren während des Studiums befreundet, und ich sagte entsetzt zu ihr: „*Mensch Antje, wie siehst Du denn aus?*“ Sie war kreidebleich und übernächtigt. Vor einiger Zeit hatte sie mit ihrem Freund versucht, in den Westen abzuhausen. Flüsternd erzählte sie mir, dass der Fluchtversuch fehlgeschlagen sei, beide ergriffen, inhaftiert und dem MfS zugeführt worden waren. Ihr Freund wurde nach einer Gefängnisstrafe in die Bundesrepublik ausgewiesen oder freigekauft<sup>7</sup>, was ich nicht mehr weiß, sie aber wurde hier behalten und hatte sich in regelmäßigen Abständen im „grauen Haus“ zu melden. So wie sie aussah, konnte ich mir ausmalen, was mit ihr geschehen war. Dieses Erlebnis hat mein Bild, das ich allmählich vom MfS und seinen Mitarbeitern bekam, erheblich mitgeprägt. Ich wusste nun: „*Hier lauert eine permanente Gefahr auch für dich, und du musst aufpassen, dass du mit dieser Institution und seinen Mitarbeitern nichts zu tun bekommst. Das wird richtig gefährlich.*“

Zu den persönlichen Erlebnissen kamen Erzählungen von Freunden und Bekannten, die versuchten, über die „grüne Grenze“ oder über die „nasse Grenze“, die Ostsee zu fliehen. Den „großen Coup“ landete jener, der die Ostsee schwimmend durchquerte. Andere haben es nicht geschafft. Unter anderem ein Schüler von mir aus meinem ersten Lehrjahr. Wir hatten nach meinem Orts- und Arbeitsplatzwechsel ein freundschaftliches Verhältnis aufgebaut. Als er mit der Schule fertig und in der Ausbildung war, hatte er versucht, über die Ostsee in den Westen zu flüchten. Auch er wurde erwischt. Durch diese und andere Fälle entstand mosaikartig mein neues, geschärftes Bild von dieser Einrichtung, dem Ministerium für Staatssicherheit, und das wiederum veränderte mein naives, kindlich-jugendliches Bewusstsein und ich sagte mir: „*Junge, pass auf! Von hier kommt richtig Gefahr!*“

Was ich an dieser Stelle unbedingt erwähnen möchte, Herr Kietzmann, ist, dass alles, was ich hier erzähle, eine ganz stark subjektiv geprägte Darstellung ist, die auf **meinen** Wahrnehmungen und Erinnerungen beruht, eben so wie **ich** es erlebt und mit **meinen** Sinnen aufgenommen habe – und wie **ich** mich erinnere. Ein anderer mag sagen: „*Kosche, was erzählst du? Das stimmt mit meinen Erfahrungen und Erlebnissen nicht überein!*“ Richtig, denn wir sind Zeitzeugen – Beteiligte und Betroffene –, aber wir haben es an unterschiedlichen Orten, zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Zusammenhängen sowie mit unterschiedlicher Intensität und Anteilnahme erlebt und darum ganz verschiedene

---

<sup>6</sup> Der Grüne Weg verlief einst entlang dem Gebäude der ehemaligen Stasi-Bezirksverwaltung Rostock und führte von der Augustenstraße zur August-Bebel-Straße.

<sup>7</sup> In dem Gebäude der ehemaligen BV Rostock, in dem das Zeitzeugeninterview geführt wurde, befand sich außerdem der Stasi-Knast.



Wahrnehmungen von dieser Einrichtung. Ich hatte **diese** Wahrnehmungen und kann deshalb nur aus dem Gedächtnis von **dieser** Kosche-geprägten Wahrnehmung berichten.

Die nächste „Begegnung“ mit dem MfS war intensiver. Ich habe hierfür etwas Material mitgebracht. Wie Sie sehen, ist das meine Stasi-Akte. Ich werde Sie **keinen** Einblick nehmen lassen und hoffe, Sie können das verstehen. Es ist meine Stasi-Akte Nr. 2. Sie existiert deshalb, weil sie einst von Mitarbeitern des MfS archiviert wurde. Archiviert heißt, dass sie in einen Microfiche umgewandelt wurde. Der Microfiche wiederum wurde von der BStU-Behörde Rostock reaktiviert, sodass sie nun in dieser Papierform vorliegt. Die letzte Akte „Kosche“, von der ich weiß, dass es sie gegeben hat, existiert nicht mehr, aber dazu vielleicht an anderer Stelle mehr. Diese Akte nun, die reaktiviert wurde, lässt darauf schließen, dass Kosche in den Jahren von 1964 bis 1966 in der Postkontrolle des MfS war. Als Briefmarkensammler hatte ich damals mehrere Tauschpartner im Ausland – in Schweden, Polen, den Niederlanden und in der Bundesrepublik Deutschland. Ich hatte verschiedene Sammelgebiete: Ländersammlungen, aber auch thematische Sammlungen. Insofern brauchte ich Auslandskontakte, die genehmigt waren. Wie dies ablief, ist ein gesondertes Kapitel, worüber ich hier nicht berichten will. Aber auch da hatte die Stasi ihre Hände im Spiel. Alles wurde beobachtet. Ich hatte darüber hinaus, um an weitere Briefmarken heranzukommen, Briefbekanntschaften im Ausland, unter anderem eine in Schweden.

Nach einiger Zeit teilte mir meine schwedische Briefpartnerin mit – sie war die Ehefrau eines Arztes aus Gävle –, dass sie ehrenamtlich bei Amnesty International mitarbeitete. Das schrieb sie mir, einem Bürger der DDR ohne Radio und Fernsehen, Anfang 1966. Ich hatte vorher nie etwas von dieser Organisation gehört. Deshalb bat ich sie, mir zu sagen, was denn Amnesty International sei, denn ich hatte keine Ahnung davon. Ihr Deutsch war zu schlecht, um es mir genau zu erläutern, weshalb sie mir eine Adresse von Amnesty International in der Bundesrepublik Deutschland mitteilte. Es war die Anschrift von Herrn Wolfgang Piepenstock aus Roleber bei Bonn, Siebengebirgsstraße 54. An ihn schrieb ich, ahnungslos wie ich war, folgende Zeilen: *„Kürzlich erhielt ich über Frau N. aus Schweden ihre Adresse. Von ihr erfuhr ich, dass Sie dem Vorstand der deutschen Sektion von Amnesty International angehören. Da es Frau N. Schwierigkeiten bereitet, mir in deutscher Sprache das Tätigkeitsfeld der Organisation anschaulich zu schildern und ihr Versuch, mir die bei Ihnen erscheinende Zeitung „Horizont“ zu senden, fehlschlug, möchte ich Sie herzlich bitten, mir eine Auskunft über den Tätigkeitsbereich von Amnesty International zu schicken. Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Bemühungen und grüße Sie hochachtungsvoll  
Günter Kosche“*

Wie blauäugig! Das hier ist mein Brief, den ich in dieser Akte finde. Das heißt, ich war in der Postkontrolle, in der so genannten M-Kontrolle. Der Brief



wurde abgefangen und die Antwort natürlich auch. Darin beschreibt Herr Piepenstock, worin die Tätigkeit von Amnesty International bestand. Ganz zum Schluss teilte er mir mit, dass er sichere Wege kenne, um mir Materialien zukommen zu lassen und sich freue, bald wieder von mir zu hören. Der „sichere Weg“ war in Wirklichkeit keiner. Gott sei Dank war für mich meine Frage beantwortet und die Angelegenheit erledigt. Mein Interesse war rein sachlicher Natur, einfach zu erfahren, um was für eine Organisation es sich handelt, und kein Deut mehr. Welch' ein Glück für mich, denn das Damoklesschwert schwebte über meinem Haupte. Ich habe darauf nicht mehr geantwortet. Das aber war erst einmal ein Anlass für das MfS einen Vorgang anzulegen.

Jetzt folgen in der Akte Berichte von Inoffiziellen Mitarbeitern, die über mich schreiben, über meine Tätigkeit als Student und Assistent. Es werden Beurteilungen aus meinen Personalunterlagen, meiner „Kaderakte“, übernommen. Auch mein Lebenslauf wurde abgeschrieben, eine ganze Reihe Fehler enthaltend, die gerade Namen betreffen. Damit will ich sagen, wie wenig man solchen Akten aufs Wort trauen kann. Selbst mein Name wurde bei der Unterschrift unter meinem Lebenslauf falsch abgeschrieben. Außerdem haben wir hier das, worüber ich vorhin gerade gesprochen habe – die Mitgliederwerbung durch den IM „Emil“ für die SED: *„Kosche wurde auch angesprochen, Kandidat unserer Partei zu werden. Kosche sagte dazu, dass er sich dieser Anforderung noch nicht gewachsen fühle und er noch Erfahrungen sammeln möchte.“*

Aber dann wurde zugeschlagen! Und das vergesse ich mein Leben nicht. Am 3. Dezember 1966 erschienen zwei Mitarbeiter der Staatssicherheit bei mir in unserer „Wohnung“. Wir hatten ein Zimmer in der Friedrich-Engels-Straße 38. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Meine Frau war hochschwanger. Drei Tage später wurde unser erster Sohn geboren. Sie musste das Zimmer verlassen. Das wurde hier auch festgehalten, allerdings nicht sachgerecht: *„Beim Eintritt der Mitarbeiter in die Wohnung ging seine Frau in die Küche, damit wir uns allein unterhalten konnten.“* Die Küche war eine Gemeinschaftsküche für das ganze Haus, in der sechs verschiedene Parteien kochten. Sie befand sich in der Kelleretage. Meine Frau **musste** das Zimmer verlassen. Das war der ausdrückliche „Wunsch“, sodass es schon sehr euphemistisch klingt, wenn ich hier lese, dass *„seine Frau in die Küche ging, damit wir uns allein unterhalten konnten.“* Weiter heißt es danach: *„Durch diesen Umstand war für ein längeres Gespräch keine Zeit, so dass nach kurzer Einleitung über das Anliegen des MfS gesprochen wurde.“* Das Anliegen war, dass ich als Inoffizieller Mitarbeiter geworben werden sollte. In einer weiteren Passage heißt es: *„Kosche gab zunächst einige allgemeine Hinweise zur Situation an der 17. Oberschule. Er gab eine recht knappe, doch sachliche Einschätzung. Während des Gespräches war Kosche sehr aufgeregt und fand wohl nie den richtigen Punkt, um sich einmal richtig zu konzentrieren.“* In der Tat. Mein Gedanke war: Wie kann ich mich aus dieser Situation heraus-

winden? Ich ahnte ja nicht, dass sie von den Briefen wussten. Wie sollte ich mich da herausmanövrieren? Ich hätte einfach sagen können: „*Wisst Ihr was, Jungs, ihr könnt mich mal! Macht dass ihr hier herauskommt! Mit euch will ich nichts zu tun haben.*“ Aber dazu fehlte mir der Mut.

Die Konsequenz eines solchen Auftritts können Sie sich denken. Ich wollte Assistent bleiben, aber für das MfS wollte ich auch nicht arbeiten. Also, was habe ich getan? Ich habe herumgeeiert und in Worten einerseits die Notwendigkeit des MfS herausgestellt und andererseits dazu gesagt: „*Aber ich kann das nicht machen.*“ Obwohl sie daraufhin äußerten, dass sie noch einmal zu einem zweiten Gespräch wiederkommen würden, war es offenbar für sie doch so eindeutig, dass sie davon Abstand nahmen. So bin ich nicht in die Situation geraten, definitiv zu sagen, was ich mir für diesen Fall zurechtgelegt hatte: „*Das MfS ist eine wichtige Einrichtung dieses Staates, nur ich, ich kann und werde die von mir erwartete Tätigkeit nicht ausüben.*“ Aber so deutlich musste ich es in diesem ersten Gespräch noch nicht sagen. Jetzt, hinterher, weiß ich, wie dünn der Faden war, an dem das Schwert über mir hing. Ich stehe heute nicht an, zu sagen, was ich getan hätte, wie ich entschieden hätte, wenn ich in die Mangel hätte genommen werden können, wenn ich nämlich das gemacht hätte, was Herr Piepenstock aus Roleber mir angeboten hatte: Mich mit Informationsmaterial zu versorgen. Dann hätten sie einen Fakt zur Verfügung gehabt, der nach den Gesetzen der DDR justiziabel gewesen wäre. Und sie hätten dann das machen können, was sie bei vielen anderen gemacht haben – handfesten Druck ausgeübt. Sie hätten mit einem Lächeln sagen können: „*Dies hier ist Feindpropaganda, diversives Material. Möglicherweise Agententätigkeit. Das reicht für zwei, drei Jahre ‚Gelbes Elend‘ in Bautzen.*“ *Auf jeden Fall reicht es dafür, nicht mehr Assistent am Historischen Institut zu sein. Aber wir müssen ja nicht, dafür erwarten wir jedoch ein bereitwilliges Zeichen, eine kleine Gegenleistung.*“ Inzwischen hatte ich Gelegenheit, es dem Kollegen, den ich bespitzeln sollte, bei einem Klassentreffen unserer damaligen Schüler mitzuteilen. Es war der Musiklehrer der 17. Oberschule. Er war auffällig geworden und ins Visier der Stasi geraten. Ich sollte in seinem Unterricht hospitieren, mich ihm nähern, ihn aushorchen und dann das Übliche machen – über ihn berichten. Das war die erste Werbeaktion des MfS zur Tätigkeit als Inoffizieller Mitarbeiter. Eine zweite folgte Jahre später.

Ronny Kietzmann:

Es war also schon ein Vorgang geplant, für den Sie berichten sollten?

Günter Kosche:

So ist es. Das ganze war so angelegt worden, hier steht es, dass dieses Gespräch am 3. Dezember geführt werden konnte, weil man meinte, dass jetzt genug Material beisammen wäre, um mich dafür zu gewinnen. Das war 1966. Eine Begeg-

nung, die emotional, aber auch geistig die inzwischen entstandenen Vorbehalte zu diesem „Haus“ und seinen Mitarbeitern so intensiv verstärkte, dass ich fortan immer mit Vorsicht an diesem Gebäude vorbeigegangen bin, ohne dass mich die Existenz der Staatssicherheit unentwegt in meinem Alltagsleben begleitet und ich permanent davor Angst gehabt hätte. Dies war so nicht der Fall, aber es entstand eine höllische Wachsamkeit.

Ein Erlebnis noch: Ich war Anfang Dezember 1978 auf einer Dienstreise in Berlin, hatte eine Unterkunft im Hotel „Stadt Berlin“ am Alexanderplatz, als mich ein Schulfreund anrief. Er sagte mir, dass er die Absicht habe, nach Beendigung der Tagung, also am folgenden Wochenende, mit nach Rostock zu kommen, dass wir mit seinem Auto fahren könnten und dass er dann noch einen Kumpel mitbringen würde. Der Kumpel, er wurde ganz schnell mein Freund, war nach mehreren Jahren gerade aus dem Stasi-Knast in Halle entlassen worden. Der Grund seiner Haft – versuchte Republikflucht. So einer wird natürlich weiter beobachtet. Aber selbst als wir uns trafen, mein Freund mir seinen Kumpel vorstellte und sagte: „Er kommt gerade aus der Haft“, hat es bei mir noch nicht klick gemacht.

Am Samstagabend gingen wir in den Studentenkeller. Natürlich wussten wir, dass dieser studentische Treffpunkt regelmäßig von der Stasi beobachtet wird. Sie wäre ja nicht die Stasi gewesen, sie wäre regelrecht blöd gewesen, wenn sie nicht an diesen zentralen Stellen ihre Leute gehabt hätte, die dort immer hineingehorcht haben. Jeder Chef eines Studentenclubs oder sein Stellvertreter, darüber war ich mir damals schon im Klaren, war ein Inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit. Wir sind also im Studentenkeller und plötzlich sagte derjenige, der im Stasi-Knast bittere Erfahrungen sammeln musste: „*Günter, wir werden beobachtet. Tu so, als hätte ich nichts gesagt, aber schau gelegentlich mal dort hinten zur Wand!*“ Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Von diesem Augenblick war mein innerer Wächter aktiviert. Also noch einmal: Nicht unentwegt war das Imperium „Horch und Guck“ über mir wie eine Dunstglocke. Das wäre falsch. Aber im Laufe der Jahre fühlte ich mich zu vorauseilender Wachsamkeit verpflichtet. Heute muss ich sagen, habe ich trotz dieser Wachsamkeit, das weiß ich aus weiteren Erlebnissen und aus den Unterlagen, unheimlich viel Glück gehabt. Das gilt auch für den zweiten, noch nachdrücklicheren Anwerbungsversuch, den die Stasi im Spätsommer des Jahres 1978 startete.

Ronny Kietzmann:

Wie sah dieser Werbungsversuch aus?

Günter Kosche:

Der war ein bisschen schärfer und härter als der erste Versuch. Ich brachte inzwischen für die Mitarbeiter der Staatssicherheit weitaus bessere Voraussetzungen für eine Tätigkeit als Inoffizieller Mitarbeiter mit als vor einem Jahrzehnt. Inzwi-

schen war ich promoviert, geschieden, weiterhin sehr aktiv, in der Freizeit Sport treibend, so dass ich in ihren Augen über viele gute Vorraussetzungen verfügte, kurz ein „interessanter Mann“ für ihre Absichten war. Diese Werbung glich regelrecht einer Belagerung, bei der auch meine Wohnung überwacht wurde. Im Januar 1979 hat es ein abschließendes Gespräch gegeben zwischen dem Mitarbeiter, der mich werben sollte, und mir. Dem musste ich nun definitiv und unmissverständlich zu verstehen geben, dass ich für eine Tätigkeit dieser Art in keiner Weise und nie und nimmer in Frage komme. Inzwischen war mir auch einiges egal, so dass ich dann zu ihm gesagt habe: *„Na gut, wenn ihr meint, dass das Grund genug wäre für eine Entlassung, dann müsst Ihr mich arbeitsmäßig rausschmeißen lassen.“*

Dort habe ich aber definitiv nein gesagt. Ich sollte dann eine Erklärung unterschreiben, dass ich nicht bereit wäre, diese Tätigkeit als Inoffizieller Mitarbeiter auszuüben. Ich weiß nicht, woher ich den Mut oder die Frechheit oder die Gleichgültigkeit genommen habe, aber ich bin sehr froh, dass mich eine innere Stimme ermutigte zu sagen: *„Genosse, du musst schon mit meiner mündlichen Erklärung zufrieden sein. Unterschreiben werde ich hier rein gar nichts.“* Dann verpflichtete er mich mündlich, über alle Gespräche, die er mit mir geführt hatte, Stillschweigen zu bewahren und fügte wörtlich drohend an: *„Wenn du dies nicht machst, so garantiere ich dir, können wir ganz eklig werden.“* Daraufhin habe ich entgegnet: *„Davon bin ich zutiefst überzeugt.“* So endete dieses Gespräch und dieser Werbeversuch, der möglicherweise zu anderen Konsequenzen, was berufliches Fortkommen angeht, hätte führen können.

Zu dieser Zeit war ich aber ohnehin mit beruflichem Fortkommen nicht mehr reizbar. Das war die Zeit, als ich für mich den beruflichen Aufstieg abgeschlossen hatte. Ich hatte andere Ziele, die in der Ausbildung der Studenten und im Freizeitbereich lagen und diese habe ich realisiert. Ich kann also sagen, dass meine Absage ohne erkennbare Folgen für mich blieb.

Ronny Kietzmann:

Sie hatten offenbar Akteneinsicht, was die Sektion Geschichte angeht...

Günter Kosche:

Sämtliche Akten der Mitarbeiter aus der Sektion Geschichte sind vernichtet worden. Das hat sicher einen bestimmten Grund. Akteneinsicht hatte ich also nicht. Ich habe Akteneinsicht in meine Unterlagen beantragt und sie auch bekommen. Das gilt aber für eine Akte, die es eigentlich nicht mehr gab und die reaktiviert werden musste, weil sie, wie ich bereits ausgeführt hatte, nur noch als Mikrofiche vorhanden war. Über eine Kopie **dieser** Akte, und nur über **diese**, verfüge ich. Darüber hinaus befindet sich ein Dossier von besonderer Art und



Brisanz in meinem Besitz. Dies hier ist eine Kopie davon. Ich zeige sie Ihnen nur zum Vorlesen der Überschrift.

Ronny Kietzmann:

*„Zusammenfassende Ergebnisse im Rahmen der Vergleichs- und Verdichtungsarbeit zur WPU Rostock – Sektion Geschichte 17. Juli 1989.“*

Günter Kosche:

Explosiver und entlarvender kann kaum ein Material sein. Es ist vom **17. Juli 1989**. In Ungarn sammelten sich bereits massenhaft DDR-Bürger, um „ihr“ Land zu verlassen. Die so genannte Menthol-Zigaretten-Affaire war gewesen. Zuvor hatte der Wahlbetrug stattgefunden. Es war der heiße politische Sommer. Da wird vom MfS eine solche „Vergleichs- und Verdichtungsanalyse“ angefertigt. Sie ist wie folgt aufgebaut. Diesen Blick werde ich Ihnen noch gestatten. Alphabetisch geordnet sind die Mitarbeiter der Sektion Geschichte in der Vertikalspalte aufgeführt und in der Horizontalspalte die vom MfS angelegten Dossiers, aus denen man für jeden Mitarbeiter, wenn man quer liest, die zentralen Informationen, die auf ihn zutreffen, entnehmen kann. Das alles, wie sie sehen, auf vielen großen Blättern. Jeder Inoffizielle Mitarbeiter ist hier mit einem bestimmten Zeichen versehen. Es ist anzunehmen, dass „Der Spiegel“ und andere Presseorgane mir damals viel Geld gezahlt hätten, wenn ich es ihnen angeboten hätte. Doch ich habe es denen nicht gegeben und werde es auch Ihnen jetzt nicht zeigen. In der Wendephase hatte ich eines davon zu Hause abgelegt, drei vergraben und ein fünftes Exemplar auf einem Dachboden versteckt. Ich habe in dieser Zeit einige Sachen daraus „gucken lassen“, sodass die entsprechenden Leute an der Sektion wussten, der Kosche verfügt über brisantes Material, aber ein Einbruch lohnt sich nicht, denn wenn eingebrochen werden sollte, dann konnte immer nur **ein** Exemplar geklaut werden.

Da die einstigen Kollegen der Sektion Geschichte, die als Inoffizielle Mitarbeiter der Stasi tätig waren, in diesem Dokument mit einem bestimmten Symbol gekennzeichnet sind und ihre Decknamen zum Teil benannt werden, meinte ein Mitarbeiter der BstU im Sommer 2004 zu mir: *„Wenn du die einzelnen Personen kennst, dann tippe doch mal, wer über Dich berichtet haben könnte und stelle den Antrag, dass in ihren Akten, die in der Zentralstelle in Berlin geführt wurden, nachgeforscht wird, ob sie über dich informiert haben.“* Dieser Tipp war ein Volltreffer. In diesen Unterlagen befanden sich unter anderem auch Berichte über mich, und insofern habe ich über diesen Umweg ein bisschen Akteneinsicht erhalten.

Ronny Kietzmann:

Wissen Sie wie viele Mitarbeiter über Sie berichtet haben?



Günter Kosche:

Das kann ich Ihnen nicht sagen, ich weiß es nicht. Aber in den konkreten, von mir benannten Fällen, die ich nach § 6 Abs. 7 des Stasi-Unterlagen-Gesetzes beantragen durfte, sind die Mitarbeiter der BStU fündig geworden. Meine Vermutungen wurden durch entsprechende Berichte bestätigt. Ich zitiere einmal aus einem vom Informanten „Klaus Schreiber“ am 02.10.1984 verfassten und an Major Scheil ergangenen Bericht und setze vorweg, dass vieles davon bei Lichte besehen unbedeutsam, ja nachgerade lächerlich ist, aber bei der Stasi saßen psychologisch geschulte Leute, die aus den verschiedenen Berichten über den Einzelnen ein Psychogramm erstellten, das – je nach Absicht – wirksam eingesetzt wurde. Hier nun der Auszug: *„Gen. Kosche ist geschieden, wohnt in der Waldemarstraße und hat seit seiner Scheidung einen sehr flotten Lebenswandel gehabt, auch im Zusammenhang mit einer Freundschaft zu sehen zu Genossen Manfred Jatzlauk, die sich in häufigen Barbesuchen usw. äußerte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass das nach der Scheidung auch eine gewisse Konversation war“* – gemeint ist wahrscheinlich Kompensation – *„für die neue Familiensituation, auf die man sich einstellen musste, und es gab in dieser Zeit auch häufig wechselnde Damenbekanntschaften.“* Gott sei Dank, füge ich jetzt im Alter von 67 Jahren hinzu. *„Zur Zeit besteht der Eindruck, dass er eine stabilere Verbindung hat zu einer an die Sektion übergewechselten Forschungsstudentin aus Güstrow, namens Kerstin Schmidt.“* Stimmt ebenfalls – sie wurde später meine Ehefrau. Im Dezember 2005 wurden wir geschieden. *„Neben diesem Bereich der Freizeitgestaltung ist hervorzuheben sein starkes Interesse an sportlicher Betätigung, die er konsequent wahrnimmt, in vielfältiger Form und mit einem erheblichen Zeitaufwand. Zu den persönlichen Verhältnissen ist noch zu erwähnen, dass er eine Mutter und eine Schwester hat, die in den Niederlanden ansässig sind.“*

*Mutter und Schwester haben Ende der 50er Jahre die Republik verlassen und sind in die Bundesrepublik gegangen. Er selber war in dieser Zeit Schüler an der Oberschule in Ludwigslust und hat aufgrund seiner eigenen Positionen diesen Schritt nicht mit vollzogen, wobei zu beachten ist, dass zwischen ihm und seiner Mutter und Schwester ein doch recht problematisches Verhältnis offensichtlich bestanden hat.“*

Mal abgesehen von der Tatsache, dass die Zeitangabe der Flucht meiner Familie falsch datiert und mein Verbleiben in der DDR falsch begründet ist, hatte er einige intime Informationen, die er eigentlich nicht haben konnte. Woher sollte er zum Beispiel wissen, wie das Verhältnis zwischen mir und meiner Mutter sowie meiner Schwester ist? Wenn nicht von jemandem, der einmal ganz nah an meiner Mutter, meiner Schwester und mir dran war. Und denjenigen, genauer diejenige, hat er unwissentlich abgeschöpft. Es ist offenbar – so bitter und niederträchtig die Einsicht auch scheinen mag – seine Frau in zweiter Ehe.

Es geht weiter im Text: *„Aufgrund seines Junggesellendaseins hat er viel freie Zeit, die er dazu benutzt, vielfältige Kontakte zu pflegen. Zum Beispiel hat er nach seiner Scheidung verstärkt Kontakt aufgenommen zu ehemaligen Mitschülern und Lehrern in seiner Schulstadt Ludwigslust.“* Woher weiß er, dass diese Personen ehemalige Mitschüler und Lehrer von mir sind? Wahrscheinlich wieder von seiner Frau, die auf der Oberschule meine Mitschülerin war und die er geschickt ausfragte. *„Er selber hat ja nach dem Krieg in Leussow bei Ludwigslust gewohnt. Er besuchte verschiedentlich Schultreffen in Ludwigslust und hat dort Kontakte wohl stabilisiert. Darüber hinaus gibt es offensichtlich recht stabile Kontakte zu verschiedenen Bekannten in der Hauptstadt der DDR, die er im Zusammenhang mit Dienstreisen oder auch privaten Reisen wahrnimmt.“*

*In den letzten Jahren sind diese Kontakte offensichtlich stark intensiviert worden und es gibt da sehr stabile Verbindungen, wobei konkrete Kontaktpersonen nicht genannt werden können.*

*Neben den in den letzten Monaten oder letzten anderthalb Jahren sich stabilisierenden Kontakten, gab es parallel ein relativ sehr enges Verhältnis zu einer Frau in Leipzig, die dort als Ärztin tätig ist und die verschiedentlich versucht, ihn telefonisch zu erreichen, wobei er sich häufig verleugnen lässt, wenn Anrufe für ihn kommen.*

*Zu Beginn des Jahres hat Gen. Kosche einen Antrag gestellt, seine Mutter in den Niederlanden anlässlich eines Jubiläumsgeburtstages besuchen zu dürfen. Der Antrag ist von der Sektion und der Universität befürwortet worden, aber die Genehmigung konnte nicht erteilt werden. Hierauf hat Gen. Kosche offensichtlich sehr verärgert reagiert. ...“<sup>8</sup>*

In diesem Stile geht es in diesem und in anderen Berichten weiter. Noch einmal: Solche Mitteilungen sind für sich genommen, wie Sie selbst hören, Kleinkram. Entscheidend ist, was aus mehreren solcher Berichte in diesem Hause, in dem wir heute arbeitsmäßig sitzen, gemacht wurde.

Dass der IMS „Klaus Schreiber“ auch unaufgefordert an seine „Stammabteilung“ XX, BV Rostock, berichtete und dabei offenbar die Möglichkeit nutzte, sich ins rechte Licht zu rücken und auf diesem Feuer sein eigenes Karrieresüppchen zu kochen, belegt die Einschätzung des hauptamtlichen Mitarbeiters des MfS, Major Scheil, zum Bericht seines Informanten K. S. vom 21. 7. 1983. Unter dem Stichwort „Bemerkungen“ formuliert er einschätzend:

*„Klaus Schreiber“ berichtete ohne Aufforderung bzw. indirektes Ansprechen über die vollzogene Aussprache mit ...“<sup>9</sup>*

---

<sup>8</sup> Privataarchiv Günter Kosche.

<sup>9</sup> Siehe oben, S. 247: Anlage 2: Bericht über kaderpolitische Situation bezüglich dienstlicher Auslandsreisen und weiterer Kaderentwicklung an der Sektion Geschichte 1983, Privataarchiv Günter Kosche.

Die Aussagen des IMS „Klaus Schreiber“ sind im Vergleich zu den folgenden Berichten anbiederisches, wichtigtuerisches Gelaber – Pillepalle. Anders bestellt ist es um die Informationen eines anderen, mir persönlich sehr nahe stehenden Kollegen an das MfS –, die ich abschließend hier zum einen als Auszug und zum anderen in der Gänze im Anhang anbiete:<sup>10</sup>

*„Günter Kosche ist mir seit 20 Jahren bekannt. ...*

*Gen. Kosche leistet in der Lehre eine gute Arbeit und leistet für die Lehre und Ausbildung eine wichtige Arbeit. Auf dem Gebiet der Forschung hingegen sind seine Leistungen vergleichsweise qualitativ und quantitativ ausgesprochen mittelmäßig.*

*Gen. Kosche besitzt einen außerordentlich komplizierten Charakter. In dieser Hinsicht haben sich die Dinge bei ihm im Zusammenhang mit seiner Ehescheidung vor mehr als 10 Jahren und in der Zeit seither noch mehr verschärft. ...*

*Bereits vor ein paar Jahren hat Gen. Kosche einen Antrag gestellt, zum Besuch seiner Mutter in den Niederlanden. Das wurde damals abgelehnt. Er hat dann eine Eingabe an die Bezirksleitung der Partei gemacht. Seine Reaktion auf die Ablehnung war etwa so: „(...) Ich habe also offenbar alles falsch gemacht, ich will es nun anders machen.*

*Er hat es in gewisser Weise anders gemacht. Er hat sich nämlich – möchte ich sagen – aus diesem Engagement zurückgezogen, er hat sich in der Tat eine Datsche, oder Wochenendhaus im Kreis Güstrow gekauft. Er ist seit einigen Jahren befreundet mit der Genn. Dr. Schmidt, die jetzt Assistent ist an der Sektion Geschichte. Seit Januar haben beide eine gemeinsame Tochter, und die hat er zweifellos nicht angeschafft, um eine Reise machen zu können. Aber wie gesagt, er hat diese Position bezogen.*

*K. befindet sich zur Zeit in den Niederlanden. Meines Erachtens gibt es auch keinerlei Zweifel, dass er von einer solchen Auslandsreise in die DDR zurückkehren wird. Das ist überhaupt nicht die Frage.*

*Die Frage ist, wie es überhaupt politisch und wissenschaftlich mit ihm weitergeht (...). Auch die Frage ist offen, wie es in der Partnerschaft mit der Genn. Schmidt weitergehen wird.“*

Kurz und knapp: Das Ministerium für Staatssicherheit, die „Firma Horch und Guck“, wie diese Institution umgangssprachlich auch genannt wurde und wird, hat verschiedentlich in mein Leben eingegriffen. Seine Existenz war mir bewusst. Ich habe mich bemüht, nach Möglichkeit nicht in sein Visier zu geraten und musste erkennen, dass ich mit dieser Annahme einerseits einem gewaltigen Irrtum unterlag und andererseits unverschämtes Glück hatte.

<sup>10</sup> Siehe oben, S. 249: Anlage 3: Bericht über Günter Kosche Januar 1987, siehe auch oben, S. 253: Anlage 4: Bericht über Günter Kosche November 1987, beide Privataarchiv Günter Kosche.

Ronny Kietzmann:

Das nehmen wir als Schlusswort. Vielen Dank für den – teilweise sehr persönlichen – Eindruck, den Sie mir gewährt haben.

Günter Kosche:

Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen dienliche Hinweise für Ihr Anliegen geben konnte, möchte aber zum Abschluss noch drei Dinge sagen. Erstens möchte ich sagen, dass es ganz persönliche und auch ganz subjektive Aussagen sind, die auf meine Person zutreffen und die ich nach bestem Gewissen und Wissen hier geäußert habe. Deshalb kann ich das, was ich Ihnen hier geschildert habe, mit beiden Händen unterschreiben. Es sind aber dennoch **meine** Perspektiven und Erinnerungen – mit den denkbaren Erinnerungsfehlern. Woraus zweitens resultiert, dass damit sehr behutsam und kritisch distanziert umgegangen werden muss. Ich möchte Sie also bitten, dass Sie, wenn Sie Aussagen daraus verwenden, diese durch mich autorisieren lassen, damit keine falschen Eindrücke entstehen oder Dinge verschriftlicht und weiter gereicht werden, die ich **so** nicht gesagt und erst recht nicht gemeint habe, oder die ich aus Zeitgründen hier nur schemenhaft und andeutungsweise erzählen konnte, so dass, wenn ich zitiert werde, so zitiert werde, dass ich auch dahinter stehen kann. Drittens bitte ich Sie herzlich, wie es bei solchen Sachen üblich ist, dort, wo ich Decknamen Inoffizieller Mitarbeiter genannt habe, dass Sie diese Namen in Ihrer Arbeit nicht verwenden. Die Dinge sind geschehen und im Nachhinein, das ist eine Besonderheit von Geschichte, nicht veränderbar. Ein Letztes will ich noch sagen. Und ich kann es nicht anders sagen, als ich es in einem Schulgeschichtsbuch zitiert habe aus einer Erklärung des Willy-Brandt-Kreises: „Akten eines Geheimdienstes sind jeweils interpretationsbedürftig und können nur **eine** Quelle unter anderen sein. Sie enthalten niemals alle Daten über eine Gesellschaft. Nur wenn sie ergänzt werden durch Erkenntnisse aus den Archiven des Partei- und Staatsapparates, den Kirchen, Akademien, Verbänden und Medien, der Eingaben und Leserbriefe, durch Befragungen von Augenzeugen und Forschungen über die Alltagsgeschichte, kann ein annäherndes und realistisches Bild entstehen. Wir brauchen eine differenzierte Aufarbeitung von Geschichte, die auch die Westdeutsche Parallelgeschichte nicht ausblenden darf, weil sich nur in der Gesamtsicht Aktionen und Reaktionen erklären lassen.“<sup>11</sup>

**Meine** Auffassung und Sichtweise zu den „Begegnungen“ mit dem MfS, **meine** Erinnerung daran ist hier gebündelt. Ich war hier nur **einer von vielen**, ein Zeitzeuge.

---

<sup>11</sup> Erklärung des Willy-Brandt-Kreises, S. 2. In: Osburg, Florian (Hrsg.): Von der Zeit des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart. Ausgabe Sachsen. Frankfurt am Main 2000 (Expedition Geschichte. Hrsg. von Florian Osburg. Bd. 5), S. 84.

## Oberender, Heiderose

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001805](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001805))  
vom 24.02.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1992-2005      Professorin (C3) für Virologie
<i>Fakultät:</i>	Medizinische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Institut für Medizinische Mikrobiologie, Virologie und Hygiene
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Virologie, Herpesviridae

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 20.09.1941 in Altenburg
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Fredi Teicher, Kaufmann
<i>Mutter:</i>	Irma Teicher, geb. Kunzmann, Sekretärin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1960	Abitur, Erfurt
1960-66	Studium der Humanmedizin, Humboldt Univ. Berlin und Medizinische Akademie Erfurt
1966-67	Pflichtassistentin, Kreiskrankenanstalten Arnstadt; anschließend Hygieneärztin in Arnstadt
1968-72	Facharztweiterbildung am Institut für Medizinische Mikrobiologie, Univ. Greifswald
1972	Facharzt für Medizinische Mikrobiologie und Infektionsepidemiologie
1972-74	Fachärztin am Institut für Medizinische Mikrobiologie, Univ. Greifswald
1974-86	Fachärztin in der Virologischen Abteilung des Instituts für Medizinische Mikrobiologie, Univ. Rostock
1986	Ernennung zur Oberärztin der Abteilung für Virologie, Univ. Rostock
1987-2005	Leiterin der Abteilung für Virologie, Univ. Rostock
1992-2005	Professorin (C3) für Virologie, Univ. Rostock
1996-2000	kom. Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Medizinische Mikrobiologie, Virologie und Hygiene, Univ. Rostock



2000-2005	Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Medizinische Mikrobiologie, Virologie und Hygiene, Univ. Rostock
2005	Ruhestand

*Akademische Abschlüsse:*

Studienabschluss:	1966 Medizinisches Staatsexamen, Medizinische Akademie Erfurt
Promotion:	1968 Dr. med., Humboldt-Univ. Berlin
Habilitation:	1986 Dr. sc. med. (Medizinische Mikrobiologie / Virologie), Univ. Rostock

*Akademische Selbstverwaltung:*

1990 -92	Mitglied des Akademischen Senats
1990-92	Vorsitzende der Senatskommission für Akademische Auslandsangelegenheiten

*Funktionen:*

1992-2005	Mitglied der Fulbright-Auswahlkommission
1997	Vorstandsmitglied des Deutschen Akademischen Auslands-Dienstes (DAAD)

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Gesellschaft für Mikrobiologie der DDR  
Gesellschaft für Virologie

*Ehrungen:*

1989	Friedrich-Loeffler-Preis
------	--------------------------

*Werke (Auswahl):*

Oberender, H., Kunkel, M., Gärtner, L., Köhler, B.: Untersuchungen zur Inaktivierung von Herpes-simplex-Virus Typ 1 in vitro durch Wasserstoffperoxid. Dt. Gesundh.-Wesen 31 (1976) 1271.

Kunkel, M., Oberender, H., Gärtner, L., Hofmann, R., Rätz, K. H., Heise, H.: Antibodies to herpes simplex virus type 2 in husbands of patients with cervical carcinoma. The Lancet Sept. (1978), 585.

Oberender, H., Straube, E., Kunkel, M., Gärtner, L., Morfiadakis, I.: Epstein-Barr-Virus-Specific Immunglobulin A in Patients with Infectious Mononucleosis, an Age Dependent Factor. Eur. J. Clin. Microbiol. 5 (1986), 173.

Oberender, H., Novak, R., Donner, A., Brichacek, E., Vonka, V., Teterin, W., Kunkel, M.: EBV-spezifische Antikörper bei Patienten mit Nasopharynxkarzinom (NPC) und Tonsillarkarzinom (TC). Verlaufsstudie über 4 Jahre. Laryngo-Rhino-Otol. 68 (1989), 181.

Fislage, R., Berceanu, M., Humboldt, Y., Wendt, M., Oberender, H.: Primer design for a procaryotic differential display RT-PCR. Nucleic Acids Res. 25 (1997), 1830.

*Quellen:*

eigene Angaben

## **Zeitzeugenbericht** **von Frau Prof. Dr. Heiderose Oberender am 7. Dezember 2007**

Kersten Krüger:

Wir begrüßen unseren Gast, Frau Professor Oberender mit dem Spezialgebiet Virologie. Lassen Sie uns beginnen, Frau Oberender, Sie haben das Wort.

Heiderose Oberender:

Vielen Dank für die Einladung. Ich will versuchen, ihnen etwas über mein Leben zu erzählen und natürlich auch über die Universität Rostock, die aber nicht mein ganzes Leben bestimmte. Am 20. September 1941 wurde ich in Altenburg geboren, also in Thüringen. 1943 zog unsere Familie nach Erfurt. 1948 wurden meine Zwillingsschwester und ich in Erfurt eingeschult. Das ist lange her ist, wir trugen noch eine Schiefertafel im Ranzen sowie Schwamm und Griffel. Wir hatten eine sehr glückliche Kindheit, obwohl es nach dem Krieg nicht gerade viel gab. Wir lernten Hunger kennen, was sich meine Kinder später überhaupt nicht mehr vorstellen konnten und die Enkelkinder natürlich erst recht nicht. Meine Eltern hatten viele Bücher. Wir waren zumindest nicht ausgebombt. Mein Vater war zwar verwundet, konnte aber dadurch aus dem Krieg vorzeitig zurückkehren. Beide Eltern waren am Leben. Es wurde uns jeden Abend vorgelesen, selbst zu der Zeit, als wir schon selber lesen konnten. Wir machten viele Spiele gemeinsam. Es war ein bürgerliches Leben, eine glückliche Kindheit und auch eine normale Schulzeit mit viel Sport. 1960 legten meine Schwester und ich das Abitur in Erfurt ab.

Ich hatte dann das Glück, unmittelbar nach dem Abitur das Studium beginnen zu können, und zwar an der Humboldt-Universität zu Berlin. Wir waren damals sehr viele Studenten, es war ja noch ein Jahr vor dem Mauerbau. Das bedeutete auch, dass viele Ärzte und nicht nur Ärzte, sondern auch viele Menschen die DDR verließen und man praktisch „Puffer“ produzierte. Hinzu kam natürlich, dass auch etwa 20-25 Prozent das Physikum, die erste große Hürde, nicht schafften. Bei Professor Waldeyer im Anatomiekurs präparierten wir Nerven, Muskeln und Gefäße an Leichen, die auch ausreichend zur Verfügung standen. Nach den Semesterferien am Ende des ersten Studienjahres kamen wir ins Studium zurück. Wir konnten es gar nicht fassen, dass Berlin durch eine Mauer geteilt ist. Alle hatten es in den Ferien irgendwo gehört. Wir sollten zwar offiziell im ersten Studienjahr Westberlin nicht besuchen, taten es aber nahezu alle. Die Kommilitonen und ich hatten auch eine Monatskarte, die für ganz Berlin galt. Somit waren wir mehr in West-Berlin zu Hause als in Ost-Berlin. Zum Beispiel fuhren wir

immer bis zum Lehrter Bahnhof, um dann schneller zur Charité zu kommen. Auch die Unterrichtsräume für die Gesellschaftswissenschaften befanden sich ziemlich nah an der Grenze. Während der Dozent von der Ost-Seite anreiste, kamen wir von der West-Seite. Wir konnten uns gar nicht vorstellen, dass das machbar wäre, eine Stadt zu teilen. Danach ging das Studium weiter. Auch die Hochschullehrer aus Westberlin – wir hatten eine ganze Reihe von dort – blieben zumindest noch einige Jahre. Darauf komme ich noch zu sprechen.

Nach dem Physikum, 1963, wechselte ich dann an die Medizinische Akademie nach Erfurt. Es war eine wunderschöne Stadt, die damals sehr traditionell war. Es war eine kleine medizinische Einrichtung, dadurch hatten wir die Chance, sehr viel in den Kliniken zu arbeiten. Am Ende war ich froh, nach Erfurt gewechselt zu sein. Anfangs tat es mir leid, aber es war ein Muss, da ich in Erfurt zu Hause war. Entscheidend war der Wohnungsmangel, denn zu der Zeit waren keine verfügbar. Deshalb musste auch ich zu den Eltern zurück. 1966 machte ich das Staatsexamen in Erfurt und anschließend ging ich nach Arnstadt. Wir hatten damals alle noch eine Pflichtassistenzzzeit. Arnstadt war eine kleine Stadt, etwa 20 Kilometer von Erfurt entfernt. Obwohl wir damals nicht voll approbiert waren, sondern die Approbation erst nach der Pflichtassistenzzzeit bekamen, arbeiteten wir wie hauptamtliche Ärzte, weil Ärztemangel herrschte. Deshalb setzte man uns schon alleine in der Inneren und in der Chirurgie zum Nachtdienst ein. Als dann an einem Montag die Kollegen kamen, hatte ich fünf Kinder mit Blinddarmverdacht stationär aufgenommen. Wir hatten alles Notwendige da und eine gute klinische Ausbildung. Natürlich hatten nicht alle einen akuten Blinddarm. Drei wurden jedoch operiert. Alle Kinder kamen vom Lande, und ich war besser vorsichtig. Für vier Wochen wurde ich dann nach Stadtilm geschickt. Da war ein Arzt gestorben, und ich musste unmittelbar nach dem Studium vier Wochen, wie auch andere Kollegen nach mir, in Stadtilm die Poliklinik allein betreuen. Dazu kamen Hausbesuche und Nachtdienste. Ich erinnere mich noch, dass ich nachts vom Kraftfahrer gefahren wurde. Am Tage fuhren wir selber. Eines Nachts kamen wir zu einem Bauernhof. Eltern und Großeltern standen davor und ich kam dann mit der schweren Arzttasche. Der Fahrer blieb am Auto stehen und die Familie sagte: „Aber warum kommt denn der Doktor nicht, warum bleibt er denn beim Auto stehen?“ So war das damals. Gott sei dank habe ich alles gut überstanden, auch dank einer guten klinischen Ausbildung, die wir hatten.

Nach kurzer Zeit als Klinikärztin in Arnstadt, begann ich 1968 die Facharztausbildung am Institut für Medizinische Mikrobiologie an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald. Dieses Institut war vor allem virologisch ausgerichtet, da auch der Chef, Professor Schmidt, ein sehr guter und auch über die Grenzen hinweg anerkannter Virologe war. So lernte ich von Anfang an die Grundbegriffe der Mikrobiologie, speziell aber auch die Zellkulturen und die Methoden der Virologie kennen. Wir waren sehr wenige Mitarbeiter damals, so

dass ich vom ersten Tag an Praktikum und auch Seminare machen musste. Das war nicht so einfach für mich, denn so viel wusste ich über Mikrobiologie auch nicht. Ich war den Studenten kaum voraus und hatte also sehr viel am späten Abend zu lernen, um überhaupt die Seminare einigermaßen führen zu können und die Fragen zu beantworten. Im zweiten Jahr konnte ich dann schon Hauptvorlesungen mitmachen, und vor allem wurde ich – wie alle – in die Forschung mit einbezogen. So viele Leute waren es ja, wie gesagt nicht. Greifswald beschäftigte sich mit respiratorischen Viren, und schon damals in dieser Zeit gab es Forschungsverbände in der DDR. Greifswald war im Forschungsverbund „Influenza“. Aber es wurde natürlich nicht nur gearbeitet, es wurde auch gefeiert, dazu komm ich dann noch.

Im Jahr 1968 promovierte ich. Die Doktorarbeit hatte ich aber an der Humboldt-Universität Berlin als Studentin von Erfurt aus angefangen. Die experimentelle Arbeit war bei einem Internisten, der aus West-Berlin kam und sein ganzes im Osten verdientes Geld dem Labor zur Verfügung stellte. Er brauchte es auch nicht. Seine Frau war an einer Privatklinik im Westen. Als ich die Arbeit aber eingereicht hatte, wurde er vor die Alternative gestellt, entweder ganz in den Osten zu kommen oder aber gar nicht mehr zu kommen. Darauf hin kam er gar nicht mehr. Dann lag meine Arbeit ein Jahr dort. 1968 konnte ich sie dann in Berlin verteidigen. 1972 bestand ich dann die Facharztprüfung. Sie war zu DDR-Zeiten zentralisiert. Alle Mikrobiologen, wo immer sie arbeiteten, mussten die Facharztprüfung in Leipzig bei Professor Wildführ, für das Fach der „Papst“ der Mikrobiologie, ablegen. Aus familiären Gründen wechselte ich dann 1974 nach Rostock und war sehr froh, dass ich in der Abteilung für Virologie des Instituts der Medizinischen Mikrobiologie, der damaligen Wilhelm-Pieck-Universität, eine Arbeitsstelle als Facharzt bekam. Das war eine unbefristete Arbeitsstelle.

Das Institutsgebäude entstand 1956 als Neubau, vor allem zu verdanken ist dies Professor Kathe,<sup>1</sup> der das Institut konzipiert, aber auch sehr viel Arbeit reingesteckt hatte. Er sorgte ebenfalls dafür, dass ein großzügiges Gebäude gebaut wurde. Unter dessen Dach sollten mehrere Einrichtungen ihren Platz finden, um die Zusammenarbeit zwischen den medizinisch-theoretischen Instituten zu fördern. Als das Institut etwas älter wurde, Sie wissen ja, dass es an vielem einen Mangel gab, waren dann schon die ersten Renovierungsarbeiten nötig. Wir wurden alle aufgefordert, am Wochenende, sonntags, meistens als so genannter „Subbotnik“, irgendetwas für die Gebäude zu tun. Entweder war was zu streichen oder abzudichten. Es sollte was gemörtelt oder Grünanlagen sauber gehalten

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Johannes Kathe: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001835](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001835)

werden und solche Tätigkeiten. Professor Naumann<sup>2</sup> war 1966, als er den Lehrstuhl bekam, 38 Jahre alt, damals also einer der jüngsten Hochschullehrer für die damalige Zeit. Er war ein sehr beliebter Hochschullehrer bei den Studenten und ein sehr engagierter Mann. Er war ein Mikrobiologe, der das gesamte Gebiet übersah, welches es dann später immer seltener gab, weil es dann auch immer mehr spezialisiert wurde und ein großer Wandel stattfand. Wie gesagt, es gab nicht nur Arbeit hier im Institut. Da war auch eine wunderschöne Wiese mit einem Tierstall dahinter. In der Mittagspause trafen sich dann oft nicht nur die Mikrobiologen, sondern Kollegen mehrerer Institute und Kollegen auf dieser Wiese zum Volleyball-Spiel.

Es war für mich von Vorteil, dass ich aus Greifswald kam, weil ich dort eine sehr gut fundierte virologische Ausbildung hatte. Die Abteilung für Virologie in Rostock wurde damals von Dozent Dr. Gärtner, einem sehr netten Kollegen, geleitet. Aber dennoch lag der Schwerpunkt des Hauses in der Bakteriologie, was auch vor allem die Prämisse von Professor Nauman war. Ich bekam den Auftrag, die Diagnostik für das Epstein-Barr-Virus aufzubauen und dann möglicherweise auch darüber zu forschen. Es hatten schon zwei Kollegen vor mir den Auftrag bekommen, aber dieser glückte ihnen nicht so. Die Erfahrungen mit den Zellkulturen waren noch nicht gut. Mir gelang das dann zum Glück, natürlich mit der Hilfe des Teams. Dann konnten wir als erste für die DDR eine Epstein-Barr-Virus spezifische Diagnostik machen. Das Virus sagt ihnen nichts, es war 1968 von den Briten Epstein und Barr entdeckt worden, die in afrikanischen Burkitt-Lymphom-Zellen das Virus erstmals nachgewiesen hatten.

Im Jahr 1971 fand das Ehepaar Henle in Philadelphia heraus, dass genau dieses Virus der Erreger des Pfeifferschen Drüsenfiebers war, das schon lange bekannt war oder auch infektiöse Mononukleose genannt wird. Das ist eine Krankheit, die Sie auch als Studenten leicht bekommen können, vielleicht als „Kissing Disease“, wie Sie es kennen. Dadurch können Sie Lymphknotenschwellungen, Angina und Fieber kriegen. Solch ein Krankheitsbild ist das also.

Die Etablierung der Diagnostik gelang. Man hat uns auch Untersuchungsmaterial aus der gesamten DDR zugeschickt, und es wurden von uns dann verschiedene Studien mit diesem Virus durchgeführt. Besonders interessant bei diesem Virus ist leider, dass es im engen Zusammenhang mit menschlichen Tumoren steht. Dies vor allem mit dem Nasopharynxkarzinom und dem Tonsillenkarzinom. Das war das Nächste, was ich mir vornahm, Untersuchungen gemeinsam mit der Hals-Nasen-Ohren Klinik durchzuführen. Da brauchte man einen zuverlässigen klinischen Partner. Damals wurde das auch noch so operiert, dass man viel Zellmaterial erhielt. Es gelang uns, einige weitere Methoden für die

---

<sup>2</sup> Prof. Dr. Günter Naumann: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001742](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001742)



EBV-Diagnostik aufzubauen und neue Erkenntnisse über EBV-spezifische Parameter im Krankheitsverlauf bei Patienten mit Nasopharynx- oder Tonsillenkarzinom zu gewinnen.

Natürlich hatten wir auch Kontakte zum Ausland, ich sage jetzt erst einmal zum östlichen Partner, der Universität Debrecen. Die medizinische Fakultät ist dort sehr beliebt. Wir hatten sehr nette Kollegen in der Virologie, die auch mit dem Epstein-Barr-Virus arbeiteten. Fast alle meiner Kollegen hatten irgendwann die Gelegenheit, nach Debrecen zu einem kurzen Studienaufenthalt zu fahren. Ich konnte dann 1976 in das Institut für Sera und Vaccines nach Prag reisen. Dort war Dr. Vonka ein sehr bekannter Forscher auf dem Gebiet des Epstein-Barr-Virus, der viele Jahre in den USA verbracht hatte. Es war nicht einfach, obwohl es schon 1976 war, saß der Schock des Prager Frühlings tief bei den Kollegen. Es begann damit, dass ich auf dem Bahnhof ankam und, obwohl ich angemeldet war, nicht abgeholt wurde. Ich konnte kein Tschechisch und ich wusste nicht wo ich übernachten sollte. Ich fragte mich dann durch und landete in irgendeinem Studentenheim, bei einer Bulgarin im Zimmer, die mir noch ein Bett anbot, das aber schon von einem Freund von ihr belegt war. Der zog sich dann Gott sei dank zurück, so dass ich die erste Nacht dort verbringen konnte.

Es gelang mir dann aber in der Zusammenarbeit mit den jungen Kollegen ein freundschaftliches Verhältnis aufzubauen, besonders mit dem Chef Dr. Vonka. Zu Hilfe kam mir, dass ich zu den Wenigen in meiner Generation gehörte, die immerhin ein bisschen Englisch gelernt hatten. Meine Eltern hatten uns Zwillingen damals Privatunterricht in Englisch geben lassen, was beinahe zum Rausschmiss aus der Schule führte. Das war ja damals vor dem Mauerbau, und es lernte nur Englisch, wer die Absicht hatte, dieses Land in Richtung Westen zu verlassen. In Prag kam es mir sehr zur Hilfe, so dass ich mich verständigen konnte, und in der Fachsprache lief das ohnehin ganz gut.

1978 fand dann mein Chef Professor Naumann, der die wissenschaftliche Arbeit unterstützte, es sei an der Zeit, dass ich ins westliche Ausland gehen sollte, um mich mehr mit den Tumoren und dem Epstein-Barr-Virus zu befassen. Er stellte einen Antrag auf eine Reise an das Karolinska Institut in Stockholm. Dieser Antrag wurde abgelehnt. Erneute Hoffnung gab es 1982; Professor Naumann meinte, jetzt kriegen wir es durch, und stellte einen Antrag im Rahmen des WTZ (Abkommen zur wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR). Es sollte diesmal auf eine Reise nach Brüssel gehen. Das hatten mir die Kollegen aus Debrecen empfohlen. Es war eine Reise für drei Monate, und man brauchte auch einen Arbeitsplatz für diese Zeit, und die kannten die Kollegen sehr gut. Es war also alles geplant und fertig. Vierzehn Tage vor der Reise kam mein Chef niedergeschlagen zu mir und bat mich, ich möchte doch einen Brief an das Institut schreiben, dass ich aus familiären

Wilhelm-Pieck-Universität  
Bereich Medizin  
Institut für Mikrobiologie  
DDR - 2500 ROSTOCK, Leninallee 70

Rostock, den 2. Mai 1988

### B e s c h e i n i g u n g

Meine Kollegin Frau OÄ Dr.sc.med. Heiderose Oberender, Abteilungsleiterin für Virologie, hat mich wissen lassen, daß sie in der Zeit vom 1. bis 10. 7. 1988 beabsichtigt, zur Konfirmation ihrer Nichte nach Starnberg in die BRD zu fahren. Sie hat mir mitgeteilt, daß seitens der VP die Formulare ausgehändigt worden sind.

Ich arbeite seit vielen Jahren mit Frau Oberender zusammen. Ich habe Frau Oberender in dieser Zeit als eine stets zuverlässige, zurückhaltende, aber dennoch in angemessener Form ihre Meinung vertretende Kollegin kennen und sehr schätzen gelernt.

Frau Dr.sc.med. Oberender ist in ihrer Gesamthaltung zurückhaltend, vermag aber dennoch auf das von ihr geleitete Kollektiv der virologischen Abteilung unseres Instituts einen enorm positiven Einfluß auszuüben. Frau Oberender hat einen sauberen politischen Standpunkt, den sie jeder Zeit zu vertreten in der Lage ist.

Frau Oberender besitzt mein volles Vertrauen, so daß ich in Übereinstimmung mit den Vertretern der gesellschaftlichen Organisationen diesem Antrag meine Zustimmung erteile.

Vorlesungsverpflichtungen liegen während dieser Zeit im Institut generell nicht vor.

In Vorbereitung dieser Reise habe ich mit Frau Oberender ein ausführliches Gespräch geführt, sie auf ihre Haltung als Hochschullehrer im kapitalistischen Ausland hingewiesen und mit ihr die wichtigsten Schwerpunkte unserer Zeit (Hochschulpolitik, Wissenschaft und Forschung) neben der Friedenssicherung diskutiert.

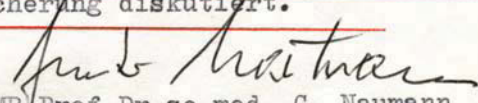
  
OMR/Prof.Dr.sc.med. G. Naumann

Abbildung 1  
Befürwortung der Reisegenehmigung durch Prof. Naumann 1988

4.5.1988

### B e s c h e i n i g u n g

Gegen eine Reise von Frau  
OÄ Dr. Heiderose O b e r e n d e r,  
geb. am 20.9.1941 in die BRD in der Zeit  
vom 1.7. bis 10.7.1988 bestehen  
betrieblicherseits keine Einwände.

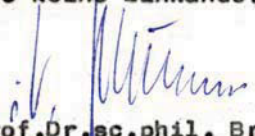
  
Prof.Dr.sc.phil. Brauer

Abbildung 2  
Befürwortung der Reisegenehmigung durch den Rektor 1988

Gründen nicht reisen könne. Ja was hätten Sie gemacht? Ich war stinksauer, wütend und hab dann also nur gesagt: „Diesen Brief möchten bitte die Menschen schreiben, die dieser Reise nun plötzlich nicht zustimmen.“ Ich habe nicht geschrieben.

Es gelang mir mit Hilfe meines Teams und meiner Kollegen und letztendlich auch durch die Untersuchungen, die in Prag durchgeführt werden konnten, dass ich 1986 die Promotion B – das entspricht der Habilitation – erfolgreich abschloss. Dr. Gärtner war Reisekader und schon vielfach in der Bundesrepublik und im westlichem Ausland gewesen. 1987 reiste er dann zum Karolinska Institut nach Stockholm. Leider kam er von dieser Reise nicht zurück. Das war natürlich schade für alle, auch wenn man es verstehen konnte. Wer weiß, was ihn alles bewogen hatte. Seine Familie allerdings war hier geblieben und konnte erst später nachreisen. Mir wurde dann die Leitung der Abteilung gegeben oder angetragen, weil ich B-promoviert war. Ich wurde aber nicht Dozent und auch nicht Professor, aber ich war dennoch froh, dass ich die Arbeit weiter machen konnte. Die Abteilung machte ja auch Spaß und die Kollegen kannte ich gut.

Ich habe ihnen Dokumente zu Reisen mitgebracht. Wie gesagt, Reisekader war ich nicht und Geheimnisträger war ich auch nicht. Bereits 1974 hatte ich einen Antrag aus Anlass der Geburt meiner ältesten Nichte gestellt, dass ich da hinfahren konnte. Es war gerade hoffnungsvoll die Schlussakte von Helsinki durchgegangen. Da bekam ich nicht einmal die Antragsformulare. Die Polizei sagte mir: „Ja, aber mit dem Kind sind sie doch nicht in Verwandtschaft ersten Grades.“ Ich sagte: „Na, bin ich nicht, aber mit der Mutter bin ich es. Was wäre, wenn ich der Vater des Kindes wäre? Sie wollen mir doch nicht sagen, dass Sie den Vater fahren lassen würden.“ Die waren dann noch ganz nett, aber Papiere und Genehmigung bekam ich nicht.

Als dieses Kind 1988 konfirmiert wurde, bekam ich die Genehmigung, nachdem mein Bruder und ich uns schon aus anderen Gründen beim Ministerium des Inneren beschwert hatten, weil meine Schwester nicht einreisen durfte. Jedenfalls bekam ich die Papiere und dann brauchte man die Zustimmung des Chefs. Da war ich dem Professor sehr dankbar, dass er also schrieb, dass ich einen sauberen politischen Standpunkt habe. Ohne das hätte ich nicht reisen dürfen und dass ich sein volles Vertrauen besitze und er mir die Zustimmung erteilte. Das reichte nicht aus, war aber die Voraussetzung. Dann brauchte man noch die Zustimmung des Rektors, die fiel nun knapper aus. Es bestanden keine Einwände. So durfte ich erstmalig dort hinreisen.

Das Merkwürdige war, dass etwa vierzehn Tage vor meiner geplanten Abreise mein Chef kam und sagte: „Also Frau Oberender, 1989 werden sie Reisekader sein und dann dürfen sie nach Vietnam fahren“. Dorthin war ich schon seit Jahren eingeladen. In Vietnam, das liegt ja in Asien, ist das Nasopharynxkarzinom einer der häufigsten Tumore. Mein klinischer Partner, der Reisekader war, hatte mehre-

re Vorträge dort gehalten und die Vietnamesen baten darum, dass die Diagnostik und die Forschung gemeinsam aufgebaut werden. Das konnte der HNO-Arzt natürlich nicht und dazu wollten sie mich haben. Dies durfte ich bisher nicht, da man in Karatschi oder irgendwo zwischenlanden musste. „Also da können sie 1989 hinfahren.“ Ich war von Professor Müller-Lantzsch, einem EBV-Spezialisten, nach Homburg eingeladen. „Da können sie auch hinfahren.“ Ich kam zurück von einer Privatreise, und im September 1989 reiste ich ans Universitätsklinikum nach Homburg zu Professor Müller-Lantzsch. Ich brachte Tumorgewebe mit und konnte dort mit den Kollegen zusammenarbeiten, was sehr interessant und sehr freundschaftlich war.

Als ich zurückkam, ging ich, wie vorher auch, zu den Friedensgottesdiensten. Anfangs, dass wissen Sie ja alle, waren sie ausschließlich in der Petrikirche. Dann reichte der Platz nicht aus und schon war es auch in der Marienkirche. Das war auch am 19. Oktober so. Da war ich mit Freunden am Neuen Markt in der Marienkirche. Während uns vorher immer gesagt wurde: „Geht gleich nach Hause und zerstreut euch.“ Aber an diesem neunzehnten wurde gar nichts gesagt. Wir blieben ein bisschen ratlos am Markt stehen und dann kam jemand aus der Kirche mit diesem Schmetterling raus, welcher das Wahrzeichen für Rostock werden sollte. Wir liefen die Lange Straße lang und dann zur Bebelstraße, hier ganz in der Nähe und stellten Kerzen nieder. Dies klingt heute alles so einfach, aber glauben sie mir, ich hatte Angst. Ich wusste nicht, ob hinter den dunklen Fenstern jemand wartete, der vielleicht schießen würde. Ich wusste nicht, ob in den Nebenstrassen uns vielleicht die Polizei abfangen würde. Ich hatte weniger Angst um mich, ich hatte mehr Angst um meine Kinder. Mein Sohn hatte damals ein Gipsbein wegen eines Bänderanrisses und meine Tochter war auch dabei. Ich hatte jedenfalls Angst. Aber es lief alles gut, wie sie ja wissen.

Ja, und dann am vierten November reiste ich nach Vietnam, nach Hanoi. Es war eine aufregende und spannende Reise. Ich lernte viele nette Kollegen kennen, die unter schwierigsten Bedingungen arbeiteten. Dank der Zellkulturen und der Chemikalien, die ich mitgebracht hatte, gelang es uns, die Zellen zu kultivieren und die ersten guten Präparate herzustellen und etwas aufzubauen. Es gelang mir dann durchzusetzen, dass eine Kollegin nach Rostock kommen durfte. Das war dann gerade in der Zeit der Währungsunion. Das hatte ich beim Rektor dort noch durchgesetzt. Die Vietnamesen fragten mich auch vielfach, denn sie hatten Angst: „Was geht bei euch vor?“ Von den Nachrichten hörte ich gar nichts. Aber sie waren ja unsere Partneruniversität, also die Medizin zumindest.

Ansonsten war Vietnam sehr aufregend, aber es waren arme Menschen. Es gab nicht ausreichend zu essen. Es waren schwierige Laborbedingungen, aber die Kollegen waren sehr nett und motiviert. Ich hatte einen Kraftfahrer, denn keiner hatte dort zu dieser Zeit ein privates Auto. Ich sollte auch nicht alleine laufen,





Abbildung 3  
Kerzen vor dem Gebäude der Stasi am 19. Oktober 1989  
Erste Demonstration, Foto: Steffen Voigt

habe dies aber trotzdem getan; ich bin einfach alleine am Wochenende in die Stadt gelaufen. Als ich zurückkam, sollte ich nun irgendwelche Papiere unbedingt bei der Einreise abgeben, die ich vom Direktorat für internationale Beziehungen bekommen hatte. Die wollte aber keiner haben. Dann standen mein Mann und mein Bruder hinter der Absperrung und sagten dann: „Ja wir waren noch in Neukölln, du hattest ja vier Stunden Verspätung.“ Ich dachte, sie veralbern mich. Ich konnte es nicht fassen. Da war ich nun in Hanoi und hatte nicht mitbekommen, dass die Mauer gefallen war. Ich war so aufgeregt und auch so glücklich, als ich hörte, dass meine Kinder schon bei meiner Schwester und bei meiner im August in den Westen ausgereisten Mutter waren. Obwohl ich schon dreißig Stunden unterwegs war, konnte ich nicht schlafen.

Als ich ins Institut kam, wollte niemand etwas über Vietnam hören. Alle redeten nur darüber, was sie mit den 100 D-Mark gemacht hatten, und wo sie als nächstes hinfahren wollen. Das war schwierig für mich. Ich war direkt etwas durcheinander. Aber dann hatten wir viel aufzubauen und viel zu ändern. Wir wählten zunächst einen Sprecherrat, mich die Assistenten als Mitglied für die Medizinische Fakultät. Dann wurde ich in den Akademischen Senat gewählt und



von diesem zur Vorsitzenden der Senatskommission für akademische Auslandsangelegenheiten bestimmt. In dieser Zeit hatte ich dann sehr viel im Auslandsamt zu tun. Vom alten Personal waren etliche geblieben, aber die Leitung nicht, und Entscheidungen sollte ich nun alle alleine fällen. Die Gäste sollte ich auch mit empfangen und dann zum Rektor bringen. Ich war in dieser Zeit fast mehr im Auslandsamt als im Institut, obwohl im Institut auch tausend Sachen gemacht werden mussten. Gott sei dank halfen alle Kollegen mit. Kollegen aus Kuba, von der Brown University, aus Nantes und der East Tennessee State University und von anderen ausländischen Universitäten besuchten unsere Universität. Es kamen also von überall Gäste, die wissen wollten, wie es weiter geht.

Es kam dann dazu, dass der Rektor mich bat, mich für ein Fulbright Stipendium zu bewerben und zwar eines, was für akademische Auslandsämter ausgeschrieben war. Ich glaubte gar nicht, dass man mich auswählen würde, aber erstaunlicherweise bekam ich das Stipendium. Ich fuhr dann, mit noch blauem Reisepass, mit einem Fulbright-Visum reingestempelt, nach Washington. Das war im Mai, noch vor der D-Mark Einführung. Ich hatte nur das Stipendium. Das Geld reichte zwar, aber es war knapp. Es waren vier Ostdeutsche in der gemischten Gruppe und 16 Westdeutsche. Also, die erste gemeinsame Fulbright-Stipendiatengruppe. Das Schöne war, dass die Ostdeutschen die Könige waren. Jeder wollte uns einladen und alles wissen. Die Amerikaner waren damals auch ganz begeistert. Für sie war das Größte: „Ihr habt Euch Eure Freiheit erkämpft.“ Mich hielten sie schon bei der Einreise in Washington zurück. Die anderen von der Gruppe dachten, irgend etwas stimme mit dem Ausweis nicht und waren ganz besorgt. Aber nein, die wollten mir nur gratulieren: „Ihr habt für die Freiheit gekämpft.“ So begegnete uns das vielfach.

Dr. Bernhagen, ein Mitarbeiter des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, hatte gelesen, dass wir Ostdeutschen nicht reisen durften. Er hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Gelder vom British Council für eine Reise nach London zu kriegen und hat so viel Geld zusammen bekommen, dass aus jedem neuen Bundesland jemand fahren durfte. Das sollten aus Mecklenburg-Vorpommern der Rektor, Professor Maeß,<sup>3</sup> sein. Freundlicherweise, er hatte viele Termine, sagte er: „Frau Oberender, Sie machen so viel im Ausland, schicken wir doch Sie hin.“ So bin ich dann auf diese Weise nach London gekommen. Dann wurden der Rektor und ich nach Nantes zum 30jährigen Bestehen der Universität eingeladen.

Dann kam aber vor allem die Arbeit in der Abteilung, die ich dann, als ich 1992 die Professur bekam und damit auch die Abteilung, wie bisher leiten durfte.

---

<sup>3</sup> Prof. Dr. Gerhard Maeß: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000772](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000772)  
Sie auch seinen Bericht im Band 1, S. 44-77.

So musste ich mich dann darum kümmern. Ich war ja auch nicht mehr in der Statusgruppe der Assistenten. Die Evaluierung der Wissenschaftler nach der Wende war nicht so einfach; ich weiß, dass einige Kollegen da sehr betroffen waren. Es gab jetzt unterschiedliche Wege. Das Eine war die Ehrenkommission, das Andere die fachliche Evaluierung. Dies betraf jeden, der B-promoviert war, denn dies wurde der Habilitation gleichgesetzt. Ich wurde von zwei Gutachtern aus den alten Bundesländern begutachtet. Diese Gutachten wurden dann von einer Kommission als Grundlage genommen. Die bestand dann zur Hälfte aus Wissenschaftlern unserer Universität, die ausgewählt worden waren, zur anderen Hälfte aus Wissenschaftlern der alten Bundesländer.

Dann wurde bestimmt, ob diejenige oder derjenige übergeleitet wird zum HRG-Professor, also Professor nach dem Hochschulrahmengesetz. Das bedeutete, dass man dann die Chance hatte, sich auf eine Professur zu bewerben oder als Dozent zu bleiben. Einen Rechtsanspruch auf die Professur gab es nicht. Wenn nun jemand schon ordentlicher Hochschuldozent war oder eine Professur hatte, aber nicht übergeleitet wurde, war er weg. Dann hatten er oder sie keine Arbeit mehr. Auch als Assistenten wurden sie nicht mehr eingestellt, denn so etwas gab es einfach nicht. Ich war insofern sehr optimistisch und dachte mir: „Ganz gut, dass du da nichts geworden bist, es sind halt andere was geworden.“ Ich hab mich dann auf eine Assistentenstelle beworben, das konnte ich auch ganz gut. Auf die Professur hatte ich mich ebenfalls beworben. Nur diese ganze Auswahl der Professoren dauerte so lange, dass man alle Assistentenstellen schon vergeben hatte, deren Zahl auch nicht ausreichte. Wäre ich jetzt nicht übergeleitet worden, dann hätte mir die bisherige Arbeit im Vergleich zu gleichaltrigen Kollegen, die das auch hätten tun können, gar nichts genutzt, sondern ich hätte am Ende keine Chance gehabt, einen Arbeitsplatz zu bekommen. Also, es war auch nicht einfach, und ich kenne auch Kollegen, die nicht übergeleitet wurden. Ebenfalls Freunde von mir aus Greifswald waren von Entlassung betroffen – aus fachlichen Gründen, wie gesagt wurde. Das tat mir sehr leid, weil das sicher ein schwieriges Urteil ist. Würde man jetzt Professoren aus den alten Bundesländern fragen, die nach dreißig Jahren mit allen ihren Arbeiten überprüft würden und käme heraus: „Sie nun nicht“, würden sie dies kaum akzeptieren. Darüber sollte man nachdenken.

Wir hatten dann sehr viel Arbeit im Institut. Es musste die ganze Diagnostik umgebaut werden. Es wurde ja alles selber gemacht, es gab kaum kommerzielle Tests zu DDR-Zeiten, und wir hatten weder das Personal noch die Zeit. Also musste vieles umgebaut werden. Dann war es auch so, dass wir auf dem Gebiet der Virologie zurück waren. Natürlich lief die Arbeit mit den Doktoranden weiter. Es glückte uns, einige Drittmittel von der Industrie einzuwerben. Es war nicht überwältigend, aber einiges machten wir damit schon. Es musste die Anzahl der gemachten Untersuchungen per Hand auf einer Strichliste festgehalten werden, weil wir evaluiert wurden und die Leistung ohne Computersystem erfasst wurde.

Da saßen wir nachts und an den Wochenenden, denn die Diagnostik und die Arbeit mussten weiter gehen. Da bin ich nach wie vor sehr dankbar, dass alle im Institut sehr gut zusammen hielten. Das muss man wirklich sagen. Jeder wusste, es kommt darauf an, denn die Stellen und die eigene Arbeit hingen davon ab. Es gab eigentlich niemanden, der gesagt hätte: „Ich hab Schluss, ich gehe, und am Wochenende komm ich nicht.“ Denn Zusatzdienste kamen am Wochenende ja auch dazu. Dann bekamen wir einen Computer mit einem neuen Laborsystem. Dazu mussten wir auch an die DFG einen Antrag stellen und ein umfangreiches Papier erarbeiten, um zu klären, was war Sinn und Nutzen dieses Systems. Also, es war mehr als genug zu tun zu dieser Zeit.

Dennoch, 1997 wurde ich in den Vorstand des Deutschen Akademischen Austauschdienstes gewählt. Man hatte mich gebeten für die Universität zu kandidieren, weil man sich gute Chancen ausrechnete, vielleicht auch deshalb, weil ich nach meinem Fulbright-Stipendium in die ständige Auswahlkommission der Stiftung von der Fulbright-Kommission aufgenommen wurde. Ich wurde dann also in den Vorstand gewählt und 1997 gebeten, als Delegationsleiterin nach China zu fahren, nach Wuan. Dort fand ein Stipendiatentreffen der ehemaligen DAAD-Stipendiaten und Alexander-von-Humboldt-Stipendiaten statt. Das war insofern so erfreulich, weil der DAAD auch die Stipendiaten, die in der DDR studiert hatten, eingeladen hatte und gleichwertig mit einbezog. Ich musste als Delegationsleiter die Begrüßungsrede halten. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich sie gar nicht komplett allein ausgearbeitet hatte. Die Veranstaltung war so hoch angebunden, dass die Reden vorbereitet waren und ich einen Teil Eigenes mit einarbeiten durfte. Es war eine tolle Reise. Ich wurde dann dort umringt von den Stipendiaten, da waren sogar welche dabei, die an der Humboldt-Universität in Berlin Medizin studiert hatten. Auch viele andere fragten und hofften, dass die Beziehung weiter geht, aber vom DAAD war das ja auch erwünscht, und die Chancen waren sehr gut. Anschließend wurde ich gebeten zu einem koreanisch-deutschen Symposium für Medizin nach Seoul zu fahren.

Ich war die Vertreterin des Vorstandes des DAAD. Es waren Kollegen aus deutschen Kliniken, also aus ostdeutschen und zum Teil aus den alten Bundesländern anwesend. Mein Sohn begleitete mich nach seinem Examen im fünften Studienjahr auf eigene Kosten bei dieser Reise nach Seoul. Er wurde als Dolmetscher für Englisch dort eingesetzt. Ich stelle Ihnen an dieser Stelle Professor Lee vor, da er ein bemerkenswerter Mann ist. Er hat seit dem Zweitem Weltkrieg in Deutschland gearbeitet, zum Beispiel in Bonn. Professor Lee hat die erste Lebertransplantation in Deutschland mit durchgeführt und sein ganzes Herz daran gesetzt, die Wiedervereinigung von Nord- und Südkorea mit voranzubringen. Nach der Reise hat er eine Nordkoreanisch-Deutsche Gesellschaft für Medizin gegründet. Er gab sowohl sein Geld, als auch das der Sponsoren für die Nordkoreaner aus und schaffte es bereits, dass sechzig Stipendiaten in deutschen Kliniken neue





Abbildung 4  
Labor der Virologie 1976



Abbildung 5  
Personal der Abteilung für Virologie 2005

Techniken erlernen konnten. Er war bereits mehrmals mit verschiedenen Vorstandsmitgliedern der Gesellschaft in Nordkorea. Ich wollte Prof. Lee an dieser Stelle gern hervorheben, weil er sich so aufopferungsvoll für eine Verbesserung der Medizin in Nordkorea einsetzt.

Unser Labor hat sich von 1976 über 1989 bis 2002 im Aussehen nicht verändert. Natürlich waren die ersten Geräte dann schon vorhanden, aber die üblichen Labore mit den Kacheltischen kennen Sie ja wahrscheinlich. Also hatten wir hunderttausend Mal neue Räume skizziert, da dies uns unzählige Male versprochen, aber immer wieder verworfen und neu versprochen wurde. Erst 2002 wurden die ersten Räume saniert. Ich war 1996 zur Kommissarischen Direktorin ernannt worden, als die Leiterin der Bakteriologie, Frau Prof. Falkenhagen, Rostock verlassen hatte. Frau Prof. Schmidt bin ich für ihre unermüdliche Arbeit als kommissarische Leiterin der Abteilung für Bakteriologie sehr dankbar. Ohnehin wäre die Arbeit insgesamt im Institut ohne die Einsatzfreude aller Mitarbeiter und ohne unseren Zusammenhalt nicht zu schaffen gewesen. Im Jahr 2001, wurde die Bakteriologie wiederbesetzt und dann wurde ich als Geschäftsführende Direktorin gewählt, was ich dann bis 2005 war.

Im Jahr 2005 beendete ich das Amt wegen Erreichens der Altersgrenze. Das Team der kleinen Abteilung Virologie schenkte mir zum Abschied ein Bild. Ganz besonders habe ich Dr. Teterin zu danken, der seit 1976, also unmittelbar nach mir hier ins Institut kam. Er war sehr tüchtig und hatte Biomedizin in Leningrad studiert und eine deutsche Frau geheiratet. Er war technisch versiert und sehr nett. Besonders erwähnen möchte ich aber vor allem meine liebe Kollegin Frau Dr. Kunkel. Mit ihr konnte ich über alles sprechen und mich mit ihr beraten. Sie arbeitete schon seit 1966 im Institut.

Seit 1992 stand der Abteilung eigentlich eine C2-Stelle zu, die ich aber erst 2001 endlich besetzen durfte. Ich wählte Herrn PD Dr. Schaefer aus, einen Hepatitis-Spezialisten. Er brachte viel Forschungsinput mit. Natürlich will ich keinesfalls die übrigen Mitglieder der Abteilung vergessen. Sie alle waren motiviert, fleißig und jeder an seinem Platz unentbehrlich.

Dieses Team zu verlassen fiel mir sehr schwer, aber ein anderes Team erwartete mich, meine Familie, insbesondere die Enkelkinder. Die machen mir sehr viel Freude und das können Sie mir glauben, beschäftigen mich ausreichend. Danke für ihre Aufmerksamkeit.



**Diskussion**

Transkription und Protokoll: Andreas Juch und Tino Schroeder

Andreas Juch:

1968, wurde Ihr Dozent, mit dem Sie arbeiten wollten, vor die Wahl gestellt, ob er letztlich ganz im Osten bleibt oder in den Westen zurückgeht. Dann 1987, glaube ich, war es auch, dass ein zweiter Betreuer, bei dem Sie die B-Promotion machen wollten, Dr. Gärtner, aus dem Westen nicht wiedergekommen ist. Das waren keine Einzelfälle. Ich möchte fragen, ob Sie das auch bei anderen Studenten und Dozenten mitbekommen haben, dass die in den Westen gegangen sind.

Heiderose Oberender:

Das sind zwei unterschiedliche Dinge. Der Berliner war Westberliner. Das war eben vor dem Mauerbau. Das betraf etliche, die in Westberlin beheimatet waren und an der Charité und an der Humboldt-Universität lehrten. Dazu gehörte der Professor Volkheimer, der Chef der zweiten Medizinischen Klinik war. Dazu kam der Anatom Professor Waldeyer. Diese Kollegen waren in Westberlin zu Hause und lehrten im Osten – das ging ja nach 1961 noch lange, wenn Sie bedenken, dass er 1966 noch da war. Dann kam 1967 die Frage, und er wurde vor die erwähnte Alternative gestellt. Mit Herrn Gärtner war das etwas Anderes. Er, damals der Leiter der Abteilung der Virologie, kehrte von einer Reise aus dem westlichen Ausland nicht zurück. Es gab immer mal wieder Kollegen, die nicht zurückkehrten. Insgesamt war dies wahrscheinlich eine große Sorge der DDR. Ärzte und Wissenschaftler waren es, die man hier brauchte und die unter Umständen eine Reise – sei sie dienstlich oder privat – nutzten, um nicht zurück zu kommen. Das war dann ein Hauptdiskussionspunkt in den Assistentenbesprechungen, sein Verhalten sollte offiziell beurteilt werden. Dann wurden wir auch gefragt: „Können Sie sich denn vorstellen, warum Herr Gärtner nicht zurückgekehrt ist?“ Na was glauben Sie, das konnten wir uns gut vorstellen. Selber hätte ich mir allerdings nicht – das war auch oft die Einschätzung – vorstellen können, meine Kinder zurückzulassen, auch als sie größer waren und mich nicht mehr so dringend gebraucht hätten. Ich hing sehr an der Familie. Auch wusste ich, was die Familie dann durchzumachen hatte. Ich habe es ja erlebt. Meine Schwester hatte versucht, 1969 die DDR zu verlassen und ist dabei gefasst worden. Sie war verurteilt worden, denn es galt als ein schweres Verbrechen: „Versuchte Republikflucht im schweren Fall.“ Sie ist vom Gefängnis direkt in die Bundesrepublik gekommen, also freigekauft worden. 1971 ist sie nach vierzehn Monaten, obwohl sie zu mehr verurteilt war, direkt in den Westen gekommen. Wir sahen sie gar nicht, wir hatten nur gehofft, dass sie es schafft. Schon als sie da verhaftet und den Eltern endlich Bescheid gesagt wurde, war klar, dass wir vorher alle überwacht worden waren. Ich war meinem damaligen Chef in Greifswald auch sehr dankbar,

denn ich erzählte ihm das ganz offen, dass ich sofort nach Hause und meine Eltern trösten musste. Mein Bruder und ich wussten Bescheid, dass sie es versucht hatte. Meine Schwester hatte meinen Eltern nichts gesagt. Sie sagte immer: „Die machen sich zu viele Sorgen.“ Eltern sind ja nun mal anders als Geschwister. Sie war jung und optimistisch, denn es schien bombensicher. Es konnte gar nichts passieren, so wie man sich das denkt. Ich fuhr dann gleich nach Hause und zum Prozess, der dann aber nicht öffentlich war.

Dennoch verlor ich meinen Job nicht. Dass ich nicht reisen durfte, hat vielleicht mit eine Rolle gespielt, vielleicht aber auch nicht. Andere hatten auch Verwandtschaft ersten Grades im Westen und konnten reisen. Auf den Papieren musste man das ausfüllen, aber sie war ja nicht illegal weggegangen, obwohl das bestimmt jeder gewusst hatte, wie sie es tat. Aber bei der Frage: „Ist jemand illegal in die Bundesrepublik gereist?“, da konnte ich Nein ankreuzen. Auch Freunde von uns sind abgehauen. Als meine Schwester wegging, gab es noch nicht die Möglichkeit von Ausreiseanträgen. Als es dann diese Möglichkeit gab, sind auch weitere Freunde von uns weggegangen oder hatten einen Antrag gestellt. Bei sehr guten Freunden von uns wurde der Antrag dann im September 1989 bewilligt. Es sind auch, wie gesagt von den Universitäten, auch aus der Chirurgie, Anträge gestellt worden. Dies ist mir zum Beispiel von Dr. Woyte, der dann auch gar nicht mehr operieren durfte, bekannt. Bei ihm war die Frau nicht wieder gekommen und er stellte dann folgerichtig den Antrag zu gehen.

Jörn Wüstenberg:

Ich hab eine kurze Frage. Als bekannt wurde, dass jemand aus ihrem Institut nicht zurückkam, können sie mir sagen, wie der Staat da reagiert hat? Waren Leute vom Büro der Staatssicherheit in ihrem Haus? Wurde genau untersucht, was gemacht wurde?

Heiderose Oberender:

Wir haben nicht gemerkt, dass Leute in unserem Hause waren. Aber an der Verärgerung unseres Chefs, der ja letztendlich für jeden, der reiste, die Hand ins Feuer legte, merkte ich es. Sie haben ja gesehen, dass auf meinem Schreiben für eine Privatreise stand: „Sie besitzt mein vollstes Vertrauen.“ Das ist nicht sehr einfach. In diesem Falle war es eine Dienstreise. Ich bin sicher, dass der Chef Ärger bekommen hat, wenn jemand, der schon oft eine Dienstreise hatte, wegblieb. Dass er die Staatssicherheit ohnehin im Zimmer sitzen hatte, da bin ich mir ganz sicher. Was ansonsten bemerkenswert war, was man von der Stasi mitbekam, hab ich weggeschoben. Ich habe es immer weggeschoben, dass jemand in meinem Umkreis IM sein könnte. Ich habe gelebt, wie ich eben wollte. Natürlich bin ich kein Held gewesen. Ich wollte doch, dass meine Kinder keine extremen Schwierigkeiten haben. Aber trotzdem sagte ich ihnen auch und hab sie damit manchmal

fast in Schwierigkeiten gebracht: „Seid wie ihr seid, es gibt auch andere Wege, später einen Beruf zu kriegen.“ Natürlich weiß ich auch von einem Freund meines Sohnes, einem Pastorensohn, dessen Vater sehr geradlinig war und der Junge, ein sehr netter Junge, hatte eben keine Chance, an die Erweiterte Oberschule zu gelangen, egal ob er sehr gut war. Von allen fünf Kindern des Pfarrers kam keiner auf normalem Wege zum Abitur. Es kamen ohnehin ja wenige zum Abitur, da mussten sie eine Eins schon mindestens haben, oder besser sein.

Übrigens, als wir letztendlich Abitur machten, war es auch nicht einfach. Zum Abitur kamen noch ein bisschen mehr als die Besten, aber zum Studium nicht. Also wenn meine Schwester und ich nicht ein entsprechendes Abitur gemacht und nicht so viele Medaillen für die Schule geholt hätten, wären wir auch nicht zum Studium gekommen, denn wir waren keine Arbeiterkinder. Also das spielte immer eine Rolle. Um noch einmal auf die Stasi zu kommen, nach dem Mauerbau in Berlin hat mich ein Erlebnis sehr beeindruckt. Da hatten wir im Gesellschaftswissenschaftlichen Unterricht gelacht, ja einfach weil der Dozent „doof“ war. Wir sind auch nicht immer hingegangen und er hatte sächsisch gesprochen. Wir waren nicht so für die Sachsen, obwohl Altenburg ja fast in Sachsen liegt. Das war aber nicht der Grund, er hatte komische Darstellungen gemacht. Wir saßen da und lachten. Da hat er abgebrochen und dann wurden wahllos aus den Seminargruppen Leute herausgepickt, da war ich auch dabei. „Ihr kommt in den Hörsaal.“ Da gingen wir in den Hörsaal und es schlossen sich die Türen. Da stand an jeder Bankseite irgendein Unbekannter und dann wurden wir fertig gemacht. Wenige Meter vom „Antifaschistischen Schutzwall“ entfernt, es war ja kurz nach dem Mauerbau. „Sie lachen im Gesellschaftswissenschaftlichen Unterricht und spielen dem Feind Trümpfe in die Hand.“ Dann hat einer sich gemeldet und hat gesagt bzw. wollte sagen, dass der Dozent den Unterricht schlecht gemacht hatte. Da sagte einer, der am Rand stand: „Du hast einen Nylonmantel an“, diese so genannten Natojacken waren damals modern. „Du hast im Sommer in Westberlin gearbeitet, wir wissen das ganz genau und Dir das Geld für diesem Mantel verdient!“ Ich hatte auch so einen Mantel geschenkt bekommen, weil ich ja im Sommer immer Ferien in Westberlin gemacht habe. Ja, so wurde jeder gleich nieder geschrien und derjenige, der diskutiert hatte, musste anschließend nach vorn. Dann sagten wir alle nichts. Denjenigen mit dem Nylonmantel habe ich nie wieder gesehen. Wir wissen nicht, ob so unmittelbar nach dem Mauerbau einigen vielleicht die Flucht noch glückte.

Ich weiß nur von dem Fall meiner Schwester, bei der es nun ganz anders lief. Nach allem, was meine Eltern und ich da erlebt haben, so viel Unvorstellbares, da konnte ich mir alles vorstellen. Da wurde gelogen, meine Eltern wurden belogen. Meine Schwester erkrankte im Gefängnis schwer, und meinen Eltern wurde gesagt, dass sie verlegt würde. Der Arzt, der sie dort behandeln sollte, sagte: „Solche Verbrecher gehören gar nicht behandelt.“ Als man sich schließlich doch

um sie kümmerte, war ihr Zustand so schlecht, dass sie von dem gefürchteten Frauengefängnis Hoheneck in Stollberg nicht mehr bis zum Haftkrankenhaus nach Leipzig transportiert werden konnte und mit Blaulicht ins nahe Kreiskrankenhaus kam. Details kamen erst lange, nachdem sie in den alten Bundesländern war, heraus, weil sie anfangs auch gar nicht darüber sprechen konnte. So ging das vielleicht anderen auch.

Martin Heine:

Haben Sie nach ihrer Promotion B im Jahre 1986 versucht als Professor berufen zu werden und wenn ja, haben sie auch die Gründe für die Ablehnung erfahren, welche sie nicht zuordnen können?

Heiderose Oberender:

Das konnte man nicht versuchen, das wurde einfach vom Ministerium für Hochschulwesen bestimmt und gelenkt. Da wurde keiner berufen. Es wurde von der Universität – vorher war ich als Abteilungsleiterin ausgesucht worden – eine Dozentur ausgeschrieben. Diese sollte besetzt werden, es war aber jemand anderes dran. Sie hatten gar keine Chance, da etwas zu unternehmen. Es war ja auch, ehrlich gesagt, zur damaligen Zeit nicht mehr so bedeutsam, muss ich sagen. Ich hatte mich eigentlich damit abgefunden, dass das für mich nicht in Frage kam oder wie gesagt, es war mir nicht so bedeutsam. Ich hatte die Abteilung, ich hatte die Kollegen, ich hatte die Arbeit und ob ich dann zur Dozentin ernannt worden wäre oder wie auch immer, spielte nicht die große Rolle für mich. Als es dann aber nach 1990 relevant wurde, nämlich als dann eine Professur für die Abteilungsleitung zur Besetzung stand, da hätte es mich schon sehr schwer getroffen, wenn ich nicht übergeleitet worden wäre. Da wäre ich schon traurig gewesen, denn diese Arbeit habe ich gerne gemacht, und mit den Kollegen arbeitete ich gerne zusammen. Dazu gehörte aus meiner Sicht heute sicher auch Glück. Denn, wie gesagt, ich kenne Kollegen, die fleißig waren und auch Arbeiten hatten, die ich gar nicht so schlecht fand. Die wurden nicht übergeleitet. Die eine Kollegin, eine Rostockerin, hat dann in der Fachhochschule in Neubrandenburg einen Job gekriegt, aber die war unendlich traurig. Sie hatte auch ein „blödes“ Fach, denn naturwissenschaftliche Fächer sind immer noch ein bisschen besser. Das ist was Handfestes. Das war auch bedeutsam für die gesamte Arbeit. Sie werden sich fragen: „Wie konnten Sie arbeiten?“. Ja, da war im Grunde genommen die Arbeit als solche unpolitisch. Man brauchte Leute, die Zellkulturen und Viren anzüchten können, die die Diagnostik machen und auf dem Gebiet arbeiten konnten. Es nutzte dann nichts, dass man vielleicht Leute hatte, die gut hätten reden können über Politik oder sonst irgendwas. Man war letztendlich darauf angewiesen, auch „Menschen“ zu haben, und zunehmend wurde das ja auch propagiert, auch an den

Forschungsverbänden. Man erkannte, dass da nicht nur dumme Leute saßen und dass wir uns zurückhielten.

Gerade in der Virologie haben wir die Revolution mitgemacht. Sie ist von einer einfachen Handarbeit, mehr oder weniger, komplett in die Molekularbiologie gegangen. Die Bakteriologie ist erst sehr viel später dahin gegangen. Das revolutionierte dieses Fach, so dass wir mitgehen mussten. Wenn jemand gearbeitet hat, bekam er auch die Unterstützung. So habe ich das erlebt. Nicht für alles, wie gesagt, reisen durfte ich nicht. Da war ich schon sehr enttäuscht, vor allem weil ich mich 1982 sehr schwer entschieden hatte, die Reise nach Brüssel überhaupt zu machen. Alle hatten mir zugeredet. Mein jüngerer Sohn war 1971 geboren, er war noch relativ klein, und mein Mann arbeitete auch. Ich wollte gar nicht weg und dann sagten alle: „Du musst doch, und sieh mal mit diesem Gebiet ist das wichtig, und wir helfen dir und deinem Mann auch und das geht schon.“ So lange Zeit war ich überhaupt noch nicht weg. Dann hatte ich mich mühsam dazu durchgerungen, so lange wegzufahren. Die Reise stand bevor und wurde abgelehnt. Da sollte ich aufschreiben, dass ich aus familiären Gründen nicht reisen werde. Ich dachte: „Die können mich mal alle.“ Da war ich natürlich wütend. Aber dass ich nicht die Professur bekam, fand ich nicht so schlimm zum damaligen Zeitpunkt.

Raik Dowedeit:

Mich würde mal interessieren, als sie mit der Forschung vom Epstein-Barr-Virus angefangen haben, ich weiß jetzt nicht mehr genau 68 oder 69.....

Heiderose Oberender:

Das war 1968, da war das Virus entdeckt worden, und 1971 stand fest, dass es der Erreger des Pfeiferschen Drüsenfiebers ist.

Raik Dowedeit:

Sie sagten dann, sie haben in Rostock mit der Forschung angefangen. 1976 sind sie dann, wenn ich es richtig in Erinnerung habe, nach Prag und hatten vorher indirekt Austausch durch Professor Vonka mit dem westlichen Ausland. Aber wie war es vorher oder gab es überhaupt einen direkten Vergleich zwischen dem Forschungsstand, dem ihrigen und dem westlichen.

Heiderose Oberender:

Selbstverständlich war das keine Weltneuheit. Diese Tests und die Forschung liefen sowohl in der Bundesrepublik, zum Beispiel von Professor Müller-Lantzsch, den ich beim Kongress in Dresden kennen lernte. Doktor Vonka hatte auch mehrere Jahre in den USA gearbeitet und er war deswegen so bekannt geworden, weil er ein Antigen, also einen ganz wichtigen Bestandteil des Virus entdeckt hatte. In sofern war er selbst weltweit bekannt. Wir arbeiteten mit Nach-



weismethoden, die wir aus der Literatur kannten. Wir hatten uns die Literatur über *Current Contents*<sup>4</sup> besorgt, welche wir nicht so früh bekamen. Netterweise haben die meisten uns denn aber noch Kopien von Sonderdrucken zugeschickt. Wenn wir Sonderdrucke anforderten, waren die in der Regel schon weg. Bis wir die *Current Contents* am Institut bekamen, bis sie dann so ein kleiner Assistent in der Hand hatte und dann das durchging, verging viel Zeit. Was haben wir für Briefe geschrieben! Die Karten, das waren Vordrucke, waren extra dafür angefertigt. Da schrieben wir dann auf, was wir haben wollten, und meistens bekamen wir die Literatur dann, weil nette Kollegen sagten: „Sie brauchen das auch.“ Wir kriegten dann eine Kopie geschickt, was dann auch ganz günstig war, es gab viele Sachen überhaupt nicht. Es gab ja viel Mangel, unter anderem natürlich bestimmte Medien über die Zellkulturen und bestimmte chemische Substanzen. Aber wenn man dann so ein Gebiet hatte, musste man auch sagen: „Um es jetzt mal aufzubauen brauche ich schon die Originalsubstanzen, ich kann dann ja später versuchen umzubauen.“ Dann machte sich zumindest Professor Naumann stark und setzte durch, dass wir in kleinen Mengen solche Importe bekamen. So dass man erstmal, wenn Sie so wollen, nach Vorschrift arbeiten konnte. Aber wer in der Virologie arbeitet, weiß, dass es gar nicht so leicht ist, nur nach Vorstellungen zu versuchen zu arbeiten. Denn oftmals hatte man nicht einmal jemanden, den man etwas fragen konnte. Wenn man dann aber dran blieb und auch ein bisschen improvisierte, ging das schon. Zum Beispiel hätten diese Zellen, die ich da geschickt bekam, es waren nur ganz wenige, die ich vermehrte, in einem CO<sub>2</sub>-Brutschrank etabliert werden müssen. So etwas hatten wir überhaupt nicht zur damaligen Zeit. Aber wir hatten Kerzen und hatten für anerobe Kulturen solche Hohlschliffbehälter. Man konnte dann die Kerze darin abbrennen lassen und es entstand in etwa die benötigte CO<sub>2</sub>-Konzentration. Das hat sehr geholfen.

Endlich bekamen wir einen Brutschrank, einen schwedischen, der ABBA hieß, ein tolles Gerät. Ja, dann wuchsen die Zellen sehr gut. Dann ging aber eine Heizspirale in diesem Brutschrank kaputt. Die Monteure für die gesamte Uni sollten dann aus Schweden anreisen, da andere ja auch so einen Brutschrank bekommen hatten. So lange konnten wir nicht warten, die Arbeit mit dem Schrank war auch in die Routine übergegangen. Herr Teterin, unser aus Russland stammender, technisch versierter, toller Kollege, der nahm ein schönes stabiles DDR-Heizkissen. Dort machte er die Spiralen ab.

Wir hatten in den Zellimportkulturen Importsilberfolie, weil wir noch in Glasflaschen anzüchteten. Er wickelte dies um die Spiralen, um diese zu isolieren und baute diese Heizkissenspirale an die Stelle ein, wo im Brutschrank die Heiz-

---

<sup>4</sup> Clinical practice. Current contents. Your weekly guide to the chemical, pharmaco-medical and life sciences. Philadelphia Institute for Scientific Information. 1. 1973-14. 1986. Forts.: Current contents. Philadelphia. Clinical medicine.

spirale defekt war. Dann musste das ja auch komplett angeschlossen werden. Die Elektriker sagten: „Das Risiko übernehmen wir nicht.“ Das sah auch alles gut aus und funktionierte auch. Beide Seiten haben auch wieder geheizt und das Gerät funktionierte wieder. Wir haben dann nachts Wache gehalten, erstmal nur stundenweise, um das Gerät laufen zu lassen. Bis 1989 hatten wir diesen Brutschrank mit der Heizkissenspirale im Betrieb.

René Ide:

Die Reisesache hat mich sehr beschäftigt, weil sie da nicht reisen konnten. Dann wurden sie 1989 Reisekader....

Heiderose Oberender:

Ja, ganz plötzlich.

René Ide:

....und trotzdem stand die Reise nach Vietnam unmittelbar bevor. Die wurde sicher schon längerfristig geplant. Trotzdem gingen sie auf die Montagsdemonstration, wo man schon mit rechnen konnte, als Reisekader, wenn man dort von irgend jemanden Falschen gesehen wurde, dass das denn doch noch daneben geht. Hatten sie da keine Befürchtungen, dass sie dort, ja Repressalien will ich nicht sagen, aber dass das doch noch alles ins Wasser fallen könnte? Also dass der Reisekaderstatus dadurch doch noch verloren gehen könnte? Und haben Sie sich trotzdem gesagt, ja ich kämpfe aber dafür.

Heiderose Oberender:

Sie haben völlig recht. Mir war auch schon klar, dass ich bereits nach der ersten Reise nach Homburg hätte wahrscheinlich nie wieder reisen dürfen, wenn die Wende nicht gekommen wäre. Ich hatte einmal mit den Kollegen in Homburg sehr offen gesprochen. Alle fragten, wie das so bei uns ist und wie kompliziert das ist. Das waren vor allem die Doktoranden, die sich dafür interessierten. Professor Müller-Lantzsch sagte dann: „Ja, da war ein ganz komischer Besucher bei mir, der noch nie da war. Er gab sich als Vertreter aus und fragte dann aber, ob ich nicht jemanden aus Rostock zur Zeit hier hätte.“ Also etwas ganz Merkwürdiges ist da gelaufen. Dann war es natürlich streng verboten, Kontakte zur Verwandtschaft aufzunehmen. So etwas war auf einer Dienstreise strengstens verboten. Meine Mutter war im August 1989 zu meiner Schwester ausgereist. Wir hatten uns, alle drei Kinder, nach dem Tod meines Vaters 1988 bemüht, unsere Mutter bei einem von uns unterzubringen, weil wir uns Sorgen machten, dass sie auf Dauer allein in Erfurt nicht so klar kommt. Mein Bruder bemühte sich in Berlin um eine Wohnung, also Ostberlin, ich bemühte mich in Rostock um eine Wohnung und meine Schwester in Starnberg. Mein Bruder hatte kein Glück und ich

auch nicht. Wir konnten hier nur einen Tausch der Erfurter mit einer Rostocker Wohnung versuchen. Einen freien Wohnungsmarkt gab es überhaupt nicht, es gab überhaupt keine Wohnungen und sie wollte auch noch selbstständig in ihrer Wohnung sein. In Starnberg klappte es, aber meine Mutter wollte eigentlich gar nicht weg, weil sie Angst hatte, dass sie die ostdeutschen Enkelkinder nicht mehr wieder sieht und uns auch nur sehr selten. Aber dann machte sie es schließlich doch. Jetzt durfte ich 1989 im September reisen. Natürlich bin ich am Wochenende als erstes zu meiner Mutter gereist und zu meiner Schwester. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich auf dieser Reise, unabhängig von diesem komischen Besucher, beobachtet wurde oder meine Handlungen. Ich bin da ziemlich sicher. Es war meine erste Reise.

Unabhängig davon hatte ich bei diesen Demonstrationen eigentlich nicht die Angst um meine Stelle, denn an Arbeitslosigkeit haben wir nicht gedacht. Die Position war gut, ich hätte aber auch jede andere Stelle annehmen können. Also natürlich jetzt nicht aus dem Fach heraus, das hätte ich nicht gerne gemacht. Ich hatte eigentlich nur Angst um meine Kinder. Da hatte ich ordentlich Angst, dass dadurch ihre Zukunft verbaut wird. Ich habe auch gedacht: „Das geht so nicht weiter, das kann nicht so bleiben.“ Ich hatte eigentlich vorher schon Angst, wie das Leben meiner Kinder unter dieser weiteren politischen Zuspitzung wird. Wissen Sie, man hat ja ganz locker gelebt. Man hatte ja nicht dauernd daran gedacht, man hatte ja seine Freunde, man hatte seinen Spaß, sein Spiel. So war es ja nicht. Aber man bekam es auch, wenn man aneckte und an die Grenzen kam, deutlich zu spüren. Ich habe das bei einem Freund meines Sohnes gespürt, der keine Chance sah. Ich hatte schwierigste Gespräche mit der Direktorin der Schule meines Sohnes. Als er dreizehn war, in der achten Klasse, hatte ich erfahren, dass es doch schon ab neunter Klasse eine Oberschule gibt mit Altsprachenzweig, Neusprachenzweig und Naturwissenschaften, speziell hier in Rostock an der Goetheschule. Das hatte man uns überhaupt nicht mitgeteilt. Bei meiner Tochter hatte ich das ganz verpasst, nun wollte ich gerne, dass mein Sohn dort hinging. Er war auch in einer sehr schlechten Klasse, mit vier Leuten, die fast sitzen blieben und im Unterricht oft nicht zuhörten. Also hab ich in der Schule einen Antrag gestellt. „Tja,“ sagte sie: „sofort, wir sind sehr dafür, wenn ihr Sohn Berufsoffizier wird.“ Dann haben wir dort diskutiert. Ich wurde in die Schule zum Gespräch eingeladen. Ja da hab ich rumgeeiert, ich hätte ja nicht sagen können: „Absolut nicht, mein Sohn ist viel zu sensibel und mein Mann, der reist schon so viel, dass ist so schlimm für die Familie. Ich möchte nicht, dass mein Sohn das erlebt. Ich hab in Greifswald gearbeitet, da gab es Militärmediziner und die wurden immer irgendwo rumgeschickt. Nein, so etwas wünsche ich nicht.“ Verstehen Sie, ich konnte ja nicht sagen, ich finde das Ganze doof und das will ich überhaupt nicht. Dann guckte sie wieder so: „Ja,“ sagte sie, „naja, schlecht sind die Zensuren ja nicht.“ Die waren sehr gut, sonst hätte man das gar nicht machen können. „Wir

fragen die jungen Menschen immer selber.“ Er war dreizehn. Da holt sie ihn da aus der Klasse heraus. Sonnabend war ja da auch noch Schule. „Du weißt ja warum wir hier sind. Wir möchten, dass du Berufsoffizier wirst. Wir möchten...“ Ich war sprachlos vor Schreck. Gott sei dank vertraute mir mein Sohn und wurde auch nicht unsicher und sagte nur ganz ruhig: „Ich möchte das eigentlich nicht.“ „Ja, deine Mutter hat das schon gesagt und mal sehen.“ Also ich will ihnen damit sagen, wenn man irgendwo aneckte, dann war man auch nicht zufrieden.

Meine Schwester kam jedes Jahr zu Besuch. Ich wusste, dass auch nicht alles leicht ist, wenn man frei ist. Aber ich wusste, dass es anders ist und das habe ich mir gewünscht und diese Angst verdrängte ich für mich und meinen Beruf.

Heiko Marski:

Ich würde auch sehr gerne eine Nachfrage stellen. Sie haben auch gesagt, dass Sie in Hanoi waren und auch im Krankenhaus zu tun hatten. Sie haben ja schon gesagt, dass es dort sehr ärmlich ist und die Leute kaum genug zu essen hatten. Haben sie dort vielleicht alternative diagnostische Methoden kennen gelernt, die Sie so aus ihrer forschungsbezogenen Arbeit hier vielleicht nicht kennen gelernt hatten, die vielleicht eher in die Naturheilkunde oder ähnliches gehen, die Sie vielleicht dann doch noch überrascht haben oder ähnliches auf anderen Gebieten?

Heiderose Oberender:

Was die Therapie betrifft, ich war in einem großen Zentrum untergebracht, in dem Akupunktur durchgeführt wurde. Dort war es auch erstmalig, dass man jemanden alleine zu mir geschickt hatte, sonst wurden in der Medizin immer zwei zusammen geschickt. Die waren immer im Zentrum in Hotels untergebracht. Ich war erstmals in einem Gästehaus in diesem Klinikbereich einquartiert. Ich habe dort eine Patientin kennen gelernt, die auch in diesem Gästehaus wohnte. Ich konnte bei ihrem Mann eine Querschnittslähmung diagnostizieren. Sie versprach sich Hoffnung von dieser asiatischen Methode. In China, das wissen Sie aber auch, wird Akupunktur auch groß geschrieben und auch sehr gut gemacht. Das gab es dort auch. Ebenfalls kamen Antibiotika zur Anwendung. Ich bin ja kein Kliniker in dem Sinne für Infektionskrankheiten, denn da wissen die Kliniker ganz gut Bescheid. Aber gut, das hatte ich vor langer Zeit einmal gemacht. Was mir eben auch auffiel, war die Apotheke, die in diesem Klinikum neben dem Gästehaus im Pfortnerbereich untergebracht war. Das sah so aus, einmal in der Woche wurden der Apotheke offenbar Arzneimittel geliefert, und da war im ganzen Gelände eine riesige Schlange. Es war für mich wieder überraschend, dass da kein gezieltes Rezept offenbar nötig war, so dass sich jeder anstellte und versuchte Antibiotika zu bekommen. Für einen Mikrobiologen wie mich war das unverantwortlich. Wegen der Resistenzentwicklung darf man Antibiotika nur ganz gezielt nehmen, und nur kalkuliert und bei schwerster Erkrankung. In der Apotheke gab es entwe-

der gar nichts oder es gab etwas, und dann kauften sie das alle. Das war schon merkwürdig. Ich hatte gebeten, dort in Kliniken gehen zu dürfen. Das wurde immer wieder verschoben. Am Ende durfte ich noch ein anderes Institut sehen, aber keine Klinik.

Dieses Institut war von den Franzosen sehr gut eingerichtet. Es war ja früher französisches Kolonialgebiet. Da waren dann auch Kontakte da, aber es fehlten dann die Folgegeräte, um damit arbeiten zu können. Was mir damals aufgefallen war, dass alles sehr sauber und modern war und dass ich immer wieder von Labor zu Labor geführt wurde, aber immer wieder die gleichen Leute sah, die da an einem Gerät standen und mir irgendwas erklärten. Das war ganz merkwürdig. Im Labor, in dem ich arbeitete, war es schon nicht einfach. Zum Beispiel in dem Labor – und es war ja immerhin ein Virus, mit dem wir arbeiteten –, da war selbst im Laborraum kein Wasser. Da mussten wir dort zwei Zimmer weiter, um uns die Hände zu desinfizieren. Dann gab es überhaupt keine Laborpipetten. Das war aber nicht so schlimm.

Bis 1989 hatten wir auch keine Laborpipetten. Wir haben also über Jahrzehnte hinweg mit dem Mund pipettiert – und das mit Seren und sehr infektiösen Materialien etwa einem hochinfektiösen Virus. Es war also ein Wunder, dass wir keine schweren Laborinfektionen hatten. Deswegen sagten wir auch jedem: „Ganz sorgfältig!“, wenn wir die Kollegen einwiesen. Sie lernten es auch Schritt für Schritt, wenn sie neu kamen. Dann hatte ich irgendwo gelesen, dass es Gummibällchen gibt, die man an Pipetten ansetzen kann. Ich habe durchgesetzt, dass dann die MTA's, die Medizinisch-Technischen-Assistentinnen, die es auch wollten, die Bällchen bekamen. Aber das dauerte natürlich länger. Wenn sie schon zwanzig Jahre mit dem Mund pipettieren, dann werden sie nicht einfach so ein Gummibällchen aufsetzen und ohne Mühe kriegen sie das dann gar nicht hin. Daraufhin sagte die eine MTA: „Ich arbeite hier schon so lange als MTA und hab mich nie angesteckt und wenn Sie sozusagen zu blöd sind, mit dem Mund zu pipettieren, machen Sie es. Ich mache das nicht.“ Nach Vietnam habe ich Laborpipetten bekommen, da hatte mir auch Professor Müller-Lantzsch schon was geschenkt und wir konnten die ersten Sachen durch SED Gelder im Wechselkurs 1:2 von großen Firmen kaufen, die uns verschiedene Geräte anboten. Der erste Vertreter kam nach der Wende mit einem Kofferchen. Da bat uns Professor Naumann alle in die Bibliothek, kochte Tee und wir saßen um den Vertreter herum. Er öffnete wie ein Zauberer seinen Koffer. Da waren Plastikflaschen für Zellkulturen drin. Wir hatten noch Glasflaschen zum Wiederverwenden, die mit Säure behandelt wurden. Da waren noch 1000 Sachen, zum Beispiel Pipetten, was weiß ich. Das war wie ein Fest. Dann kauften wir ihm eine ganz teure Multipipette ab. Aber die war nicht so gut, sie war nicht geeicht und kostete 1.500 D-Mark. Wir hatten damals zwar das Geld, aber überhaupt keine Erfahrung. Das mussten wir auch alles erst lernen, auch mit den verschiedenen Werbeangeboten der Firmen umzugehen, die etwas



anboten, und die Preise zu verhandeln. Wir mussten innerhalb kürzester Zeit sehen, dass wir dann auch in der Marktwirtschaft ankamen, weil wir sehr schnell auch Budget bekamen.

Thomas Minck:

Ich möchte wissen, ob die DDR denn in der Forschung, zumindest in der Virologie im Osten führend war...

Heiderose Oberender:

...Nein!

Thomas Minck:

Welches Land gab da den Ton an?

Heiderose Oberender:

Nein, absolut nicht. Wir waren ehrlich gesagt in der Virologie relativ weit zurück. Weiter zurück als in der Bakteriologie, wenn wir die Forschung sehen, weil die Virologie schon in die Molekularbiologie aufgegangen war, und da hingen wir nach. Für meine Arbeit hatte ich auch molekularbiologische Untersuchungen gemacht, aber mit Hilfe von Prag. Gut, in der Biochemie lief das dann so etwas anders. Wir waren nicht führend. Wir waren führend bei der Herstellung von Testkits. Es traute sich dann kein Firmenvertreter mehr zu uns, ohne dass er sich genau belesen hatte, weil wir ganz genau fragten: „Was ist da drin?“ Denn es müssen bestimmte Antigene sein, wenn sie Antikörper nachweisen wollen. Die Vertreter sagten, sie seien noch nie so detailliert nach dem Mechanismus der Systeme, die sie verkauften, gefragt worden, wie von uns. Das waren eigentlich auch unsere ersten Ansatzpunkte, dass wir dazu verschiedene Tests herangezogen haben. Auf diesem Gebiet hatten wir viel Erfahrung mit Zellkulturen. Wir hatten mit der Virusanzucht Erfahrung. Es gab auch gute virologische Institutionen in der DDR. Das war einmal die Akademie der Wissenschaften und in Berlin-Buch mit Professor Rosenthaler. Da waren schon Zentren, die modern ausgestattet waren und auch gute Sachen machten, aber wir in Rostock gehörten nicht zu den führenden Virologen Deutschlands. Das muss ich leider so sagen.

Kersten Krüger:

Hat man Ihnen irgendwann angetragen, wir haben das von anderen gehört, sich parteipolitisch oder sonst irgendwie anders zu engagieren um Ihre Karriere zu befördern?

Heiderose Oberender:

Merkwürdigerweise oder nicht merkwürdigerweise, vielleicht aus der Familiengeschichte heraus, bin ich niemals von irgend jemandem gefragt worden, ob ich Mitglied der Partei werden wolle. Das einzige, was ich gefragt wurde, was auch gefordert wurde, bevor ich in Greifswald begann, war die Mitgliedschaft im FGDB . Da sagte der dortige Chef: „Aber eins müssen sie, sie müssen in den Freien Deutschen Gewerkschaftsbund FDGB. Das geht nicht, dass sie nicht einmal da drin sind.“ Im FDGB war ich dann. Aber sonst bin nicht gefragt worden.

Kersten Krüger:

Vielen Dank. Frau Oberender hat heute einen besonders persönlichen Akzent gesetzt, der uns in jeder Weise beeindruckt und bereichert. Wir bedanken uns bei Ihnen und versichern, dass Sie bei uns in der besten Erinnerung bleiben.

Heiderose Oberender:

Vielen Dank. Es hat mir auch sehr viel Spaß gemacht, auch Ihre Fragen. Alles Gute für Sie. Sie haben die Zukunft vor sich, viel Glück!

## Pelz, Lothar

Auszug aus dem

Catalogus Professorum Rostochiensium

(<http://cpr.uni-rostock.de/metadata>

/cpr\_professor\_000000001769)

vom 25.02.2009

---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1982-84      ao. Dozent für Humangenetik 1984-86      Hochschuldozent für medizinische Genetik 1986-90      ao. Professor für medizinische Genetik 1990-92      o. Professor für Pädiatrie 1992-2000    Professor (C4) für Allgemeine Pädiatrie
<i>Fakultät:</i>	Bereich Medizin (1969-1990) Medizinische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Kinder- und Jugendklinik
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Klinische Pädiatrie, Klinische Genetik, Neonatologie, Wachstum und Entwicklung

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 30.12.1934 in Gersdorf (Sachsen)
<i>Konfession:</i>	evangelisch-lutherisch
<i>Vater:</i>	Emil Walter Pelz, Maschinenschlosser, Textil-Ingenieur
<i>Mutter:</i>	Liesbeth Pelz, geb. Nobis
<i>Kurzbiographie:</i>	
1953	Abitur, Dessau
1953-58	Studium der Humanmedizin, Univ. Halle und Medizinische Akademie Dresden
1959-60	Assistenzarzt, Bezirkskrankenhaus Dessau
1961-62	Assistenzarzt am Pathologischen Institut, Medizinische Akademie Dresden
seit 1962	Tätigkeit an der Univ.-Kinderklinik Rostock
1966	Facharzt für Kinderkrankheiten
1972	Oberarzt
1974	Abteilungsleiter
1978	Facharzt für Humangenetik
1982-2000	Dozent und Professor für Medizinische Genetik und Pädiatrie, Univ. Rostock

*Akademische Abschlüsse:*

Studien-	
abschluss:	1958 Medizinisches Staatsexamen, Medizinische Akademie Dresden
Promotion:	1962 Dr. med., Medizinische Akademie Dresden
Habilitation:	1974 Dr. sc. med. (Kinderheilkunde), Univ. Rostock

---

*Akademische Selbstverwaltung:*

1975-90	Mitglied in der Diplomkommission der Univ.-Kinderklinik
1990-96	Mitglied des Senats
1990-96	Mitglied des Fakultätsrates
1990-1995,	
1996-1999	(geschäftsführender) Klinikdirektor
1991-95	stellv. Vorsitzender der Ehrenkommission

*Funktionen:*

1978-90	Gründungsmitglied und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Humangenetik der DDR
1972-84	Gründungsvorsitzender und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Klinische Genetik in der Gesellschaft für Pädiatrie der DDR
1973-90	Mitglied der Kommission "Senkung der Säuglings- und Kindersterblichkeit" beim Rat des Bezirkes Rostock
1977-91	Vorsitzender der Kommission "Senkung der Säuglingssterblichkeit" beim Rat der Stadt Rostock
1980-90	Mitglied der Fachkommission Genetik an der Akademie für ärztliche Fortbildung der DDR
1988-89	Beauftragter des Lehrgebietes Medizinische Genetik beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR
1989-90	Mitglied des Bürgerkomitees zur Auflösung der Bezirksverwaltung Rostock der Staatssicherheit der DDR
1990-92	Mitglied des "advisory expert panel" der "International Pediatric Association"
1992-93	Präsident der Norddeutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde
1993-96	Mitglied des Sachverständigenausschusses Jugendmedizin des Bundesministeriums für Forschung und Technik
1995-99	Editorial Board Am J med Genet
1995-99	Vorsitzender der Fachkommission Neonatologie in der Ärztekammer M-V
1996-99	Vizepräsident und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde und Jugendmedizin
1996-2005	Vorstandsmitglied der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg
1998-2007	Mitglied des Aufnahmehausschusses der Arbeitsgemeinschaft Medizinisch-Wiss. Fachgesellschaften (AWMF)

- |           |  |
|-----------|--|
| 1999-2006 | Vorsitzender der Fachkommission Kinder- und Jugendmedizin in der Ärztekammer M-V             |
| 2003-06   | Obmann der Sektion Pädiatrie und Senator der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina |

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Halle (Saale)  
 Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg  
 Seniormitglied der Akademie der Wissenschaften zu Hamburg  
 Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin

*Ehrungen:*

- |      |  |
|------|--|
| 1972 | Arthur-Schloßmann-Preis der Gesellschaft für Pädiatrie der DDR   |
| 1987 | Ehrenurkunde und Mendel-Medaille der Sektion Zytogenetik der Biologischen Gesellschaft in der Akademie der Wissenschaften der ČSSR |
| 1990 | Eintrag in das Ehrenbuch der Stadt Rostock   |

*Werke (Auswahl):*

Klinische Zytogenetik, Jena: Fischer 1972 (m. W. Mieler).  
 Kinderheilkunde, Berlin: Volk u. Gesundh. 1971, 1975, 1980 (m. Eggers H., Heine W., Kellner R., Külz J.).  
 The intermamillary index in children. Hum Hered 22 (1972) 204-208.  
 Body height in Turner's Syndrome. Clin Genet 22 (1982) 62-66 (m. Timm D, Eyermann E, Hinkel GK); Delayed spontaneous pubertal growth spurt in girls with the Ullrich-Turner-Syndrome. Am J med Genet 40 (1991) 401-405.  
 Greig syndrome in a large kindred due to reciprocal chromosomal translocation t(6;7)(q27;p13) Am J Med Genet 32 (1989) 411-418 (m. Krüger G., Götz J., Kvist U., Duncker H., Erfurth F., Zech L.).

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Wer ist Wer? Das deutsche Who's who (2007).  
 Zum 65. Geburtstag von Professor Dr. med. habil. Lothar Pelz / Stolpe, Hans Joachim. - In: Kinder- und Jugendarzt, ISSN 0340-5877, Bd. 31 (2000), 5, S.544-545.



## **Zeitzeugenbericht von Herrn Prof. Dr. Lothar Pelz am 23. November 2007**

Kersten Krüger:

Lieber Herr Pelz, Sie sind uns sehr herzlich willkommen; Sie haben gleich das Wort. Am Anfang steht ihre autobiografische Notiz und dann folgt die Diskussionsrunde.

Lothar Pelz:

Herr Prof. Krüger hatte mir – wie allen schon befragten Zeitzeugen in dieser Runde – ein paar Stichpunkte gegeben. Sie reichen vom Mai 1945 bis zum Juli 1990, also vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Beginn der deutschen Währungsgemeinschaft nach dem de-facto Ende der Deutschen Demokratischen Republik (DDR).

Ich bin im Jahre 1934 geboren; so erlebte ich den einschneidenden weltgeschichtlichen Bruch, der durch die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht und den Niedergang des sog. Dritten Reiches am 8. Mai 1945 ausgelöst worden war, bereits sehr bewusst; niemand hatte sich allerdings dafür interessiert, welche Spuren diese Ereignisse in meinem Erleben als Zehnjähriger hinterlassen haben.

1989, im Jahr der politischen „Wende“<sup>1</sup> in der ehemaligen DDR, war ich reichlich ein halbes Menschenalter älter. Ich erlebte diese weltumspannenden Veränderungen unter ganz anderen Voraussetzungen als das Ende des Zweiten Weltkrieges 1945. In den dazwischen liegenden Jahren habe ich lernen müssen, dass Ereignisgeschichte häufig nicht mit der Erinnerungsgeschichte identisch ist. Die Erinnerungsgeschichte ist immer durch die subjektive Sicht des Zeitzeugen bestimmt; sie stellt daher die objektiv abgelaufenen historischen Ereignisse entweder verharmlost oder auch heroisiert dar.<sup>2</sup> Die Rolle des "Wendehalses", aber auch des Schönredens können in der Erinnerungsgeschichte nachvollzogen werden. Diese Vorbemerkungen gelten natürlich auch für meinen Bericht; dennoch will

---

<sup>1</sup> Vgl. Brückner H. (2008): Gewundene Pfade der Hoffnung. 37 Jahre Kinderarzt – als Anwalt der Schwächsten, S. 335. Verlag Die Furt, Frankfurt/ Oder.

<sup>2</sup> Siehe u. a.: Welzer H., Moller S., Tschuggnall K. (2005): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. 5.Aufl., Nr. 15515, Fischer-Taschenbuch-Verlag Frankfurt/Main.

ich der Bitte von Herrn Prof. Krüger nachkommen und mich erinnerungsgeschichtlich äußern.

Kersten Krüger:

Erinnerungsgeschichte ist gegenwärtig ganz modern.

Lothar Pelz:

Ich will versuchen, Ihnen einen Einblick in mein Leben zu gewähren, soweit es für mein späteres berufliches und gesellschaftliches Wirken Bedeutung erlangte; dabei kann es sich schon aus zeitlichen Gründen nur um wenige Ereignisse und Episoden handeln.

Wie die meisten meiner Altersgenossen war ich bis 1945 ein begeisterter Anhänger der nationalsozialistischen Jugendbewegung, auch wenn ich infolge des bevorstehenden Kriegsendes nicht mehr in die NS-Organisation des Deutschen Jungvolks – die so genannten Pimpfe – aufgenommen war. Geprägt von dem Geist des Dritten Reiches und aufgewachsen in der anhaltinischen Garnisonstadt Dessau, interessierte ich mich für soldatisches Leben, für Panzer und Kanonen, für Kampfflugzeuge und Kriegsschiffe. In den Jahren 1942/43 besuchte ich eifrig die Veranstaltungen zum „Tag der deutschen Wehrmacht“ und habe jedes Mal mein geringes Taschengeld an einem Maschinengewehr für Nichts und wieder Nichts verschossen. Es war eine völlig unnütze Ausgabe. Anders verhielt sich dagegen meine knapp zwei Jahre ältere Schwester: Sie hat für ihr Taschengeld meistens einen Tonkrug erstanden; er konnte im elterlichen Haushalt beim Aufbewahren von Obst oder Gemüse, aber auch für Blumenschmuck nützlich verwendet werden. Nach dem ersten schweren Bombenangriff auf die Junkers-Flugzeug-Werke im Jahre 1944 hatten meine Eltern entschieden, Dessau, wo ich behütet heranwuchs, zu verlassen. Meine Mutter „evakuierte“ mit ihren beiden Kindern zu ihren Eltern in ein Bergarbeiterdorf nahe der bekannten Motorradrennstrecke am Sachsenring bei Hohenstein-Ernstthal. Wir lebten im Hause meiner mütterlichen Großeltern am Fuße des Erzgebirges.

Dort erlebte ich zu Beginn des Jahres 1945 die stundenlangen An- und Abflüge der alliierten Flugzeugverbände zu ihren Großangriffen auf Chemnitz (13./14. Februar und 5. März 1945) und Dresden (13. Februar 1945) und danach aus der Stadt flüchtende Überlebende, die weiter nichts mehr besaßen als ihre Kleidung am Körper und manchmal einen Handwagen, gefüllt mit ihrer restlichen Habe. Dort erfuhren wir wenig später, dass auch unsere Wohnung mit dem gesamten Hab und Gut am 7. März 1945 bei einem Luftangriff auf Dessau durch Luftminen und Brandbomben total zerstört worden war.

Dort erlebte ich infolge der sich immer mehr in das Landesinnere verlagerten Frontabschnitte auch den Durchmarsch von KZ-Häftlingen und deren brutale Behandlung durch das Wachpersonal im März/April 1945: Einen ganzen Sonntag-

vormittag zogen die kläglich abgemagerten Menschen wie schattenhafte Gestalten bergabwärts am Hause meiner Großeltern vorbei. Sie kamen wahrscheinlich aus dem über 100 Kilometer entfernten Theresienstadt<sup>3</sup> über den Kamm des Erzgebirges, waren total entkräftet und stützten sich gegenseitig. Einzelne stürzten dennoch kraftlos auf die Straße nieder, wurden aber von ihren Mithäftlingen und Kameraden weiter- und mitgeschleppt. In solchen Momenten erschien sofort das Wachpersonal und prügelte brutal auf Gestürzte und Helfer. Ich weiß nicht, ob die Schläger zur Waffen-SS, zur „schwarzen“-SS oder zur Polizei gehörten. Tief beeindruckte mich dieses brutale Verhalten der Wachmannschaft; über meine Beobachtungen habe ich damals mit niemandem gesprochen; sie haben mich aber deutlich geprägt und sind bis heute unvergessen.

Dann kam Anfang Mai 1945 das Kriegsende; aber schon am 19./ 20. April war die US-amerikanische Armee bis zu „unserem“ Dorf vorgedrungen und hatte es ohne militärische Kampfhandlungen besetzen können. Noch eine Woche später grüßte ich leichtsinnigerweise meinen designierten, aber durch die Kriegssituation nicht mehr zum Einsatz gekommenen „Pimpfen-Führer“ quer über die Straße mit „Heil Hitler“. Er bekam einen puterroten Kopf; ich wusste im Moment nicht, was ich Unpassendes getan hatte. Im Nachhinein kann ich froh sein, dass dieser Faux-pas von keinem „Besitzer“ beobachtet worden war. Ansonsten wäre ich höchstwahrscheinlich als Werwolf<sup>4</sup> verdächtigt, abtransportiert und in der unmittelbaren Nachkriegszeit standrechtlich erschossen worden. Aber ich hatte Glück, es kam niemand: Ich war mit meiner Mutter allein in einer kleinen Seitenstraße, und das Intermezzo war ohne Komplikationen beendet.

In einem benachbarten Waldstück hatte die US-Armee eine Flak- und Artillerie-Einheit in Stellung gebracht und schoss tage- und wochenlang über „unser“ Dorf in naheliegende Kleinstädte des Erzgebirges, weil sie dort Reste der deutschen Armee – insbesondere SS- und Werwolf-Einheiten – vermutete. Eigene Opfer vermied sie bei den Kampfhandlungen vernünftigerweise weitgehend.

Reichlich zwei Monate später erlebte ich die Übergabe des besetzten Gebietes an die russische Armee.<sup>5</sup> Sie vollzog sich nachts Anfang Juli 1945. Pferdegetrappel charakterisierte im Gegensatz zu der hoch technisierten amerikanischen Armee das Vordringen sowjetischer Soldaten. Sie zuckelten auf ihren typischen, von

---

<sup>3</sup> Wie ich erst jetzt im Zusammenhang einer Recherche zu diesem Zeitzeugenbericht entnehme, sollen die KZ-Häftlinge nicht aus dem Lager Theresienstadt, sondern aus dem hunderte Kilometer entfernten Lager Auschwitz bis nach Sachsen getrieben worden sein (Wikipedia: Erlbach-Kichberg).

<sup>4</sup> Eine von Heinrich Himmler im September 1944 gegründete NS-Untergrundbewegung.

<sup>5</sup> Auf der Konferenz zu Jalta am 11. Februar 1945 hatten Stalin (Sowjetunion), Churchill (Großbritannien) und Roosevelt (USA) die Nachkriegsordnung für Europa beschlossen und dabei auch die Teilung Deutschlands in vier Besatzungszonen festgelegt.

Ponys gezogenen Panjewagen, wie sie in der klassischen russischen Literatur des 19. Jahrhunderts beschrieben sind, eine ganze Nacht durch „unsere“ Straße und durch „unseren“ Ort. Am Morgen waren die Amerikaner verschwunden und die Russen gekommen. Zum ersten Mal begegnete ich einem sowjetischen Soldaten, als dieser ärztliche Hilfe suchte. Der um Hilfe gebetene, aber sehr besorgte alte Landarzt verlangte von ihm, dass er zuallererst „seine Flinte in die Ecke stelle“. Der Soldat folgte dieser Aufforderung; anschließend entfernte der Arzt ihm einen Splitter aus dem Auge. Danach trennten sich beide wieder; sie hatten ihre Aufgaben erfüllt.

Bald wurden die ersten Berichte über die millionenfachen Verbrechen in deutschen Konzentrationslagern bekannt. Sie wie auch kritische Nachkriegsfilme prägten mein weiteres Leben als Jugendlicher. Besonders erinnere ich mich des hervorragenden Films „Die Mörder sind unter uns“ von Wolfgang Staudte<sup>6</sup> sowie jenes über Berta von Suttner, einer engagierten Vorkämpferin des Pazifismus und ersten Trägerin des Friedens-Nobelpreises (1901).<sup>7</sup> Was man nach dem II. Weltkrieg unter der Zivilbevölkerung allerorten hören konnte, war: „Nie wieder Krieg!“ Und so begann sich in dieser Zeit meine Weltsicht total zu ändern. Ich wurde bis heute zu einem überzeugten Pazifisten und Gegner der Todesstrafe, unter anderem weil meines Erachtens kein Mensch das Recht hat, einen anderen Menschen zu töten, aber auch aus rein praktischen Gründen, denn nach der Vollstreckung eines auf einem Irrtum beruhenden Urteils kann dieses nicht wieder korrigiert werden; eine Kassation hilft dem irrtümlich Hingerichteten nichts.

Die ersten Nachkriegsjahre waren von einem starken gemeinsamen Aufbauwillen in allen Bevölkerungsschichten durchdrungen. 1947 kehrte meine Mutter mit ihren zwei Kindern wieder nach Dessau zurück. Ein Jahr später trat ich den Jungen Pionieren, der Freien Deutschen Jugend und der Demokratischen Sportbewegung bei. Ich erlebte sowohl in der Grund-, als auch später in der Oberschule mehrheitlich sehr vernünftige Lehrer, denen ich trotz aller Einseitigkeit des politischen Systems sehr viel verdanke, nämlich vorwiegend eine welt-offene Ausbildung. Besonders Klassenfahrten in das, damals noch einem Elternverein gehörende Schullandheim im Fläming gaben reichlich Gelegenheit, außerhalb der offiziellen Klassenräume über „Gott und die Welt“ zu diskutieren. Spätestens ab 1952 setzte sich jedoch die Staatsdoktrin der noch jungen DDR spürbar durch.

---

<sup>6</sup> Wolfgang Georg Friedrich Staudte, Filmregisseur, geboren 1906 in Saarbrücken, gestorben 1984 in Zigariski, Slowenien.

<sup>7</sup> Bertha Sophia Baronin von Suttner, Pazifistin, geboren 1843 in Prag, gestorben 1914 in Wien. Harald Braun, Filmregisseur, geboren 1901 in Berlin, gestorben 1960 in Xanten: „Das Herz der Welt“ (1952).

Im Jahre meines Abiturs starb am 5. März 1953 Stalin. Dieses Ereignis wurde an „meiner“ Oberschule, der Rosa-Luxemburg-Oberschule, mit einer Propaganda- und Werbekampagne für jugendliche Kandidaten zur Aufnahme in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) verbunden. Der Zeitpunkt lag zwischen dem schriftlichen und mündlichen Abitur und war daher im Hinblick auf eine spätere Studienzulassung mehr als heikel und nicht frei von psychologischem Druck. Meiner Erinnerung nach wurden damals sechs Schüler für eine mögliche Aufnahme in die SED ausgewählt; einer von ihnen war ich.

Ich versuchte zunächst mit einer hinhaltenden, zögerlichen Antwort gegenüber den „Werbern“ Zeit zu gewinnen und besprach diese ernste Situation nach kurzem eigenen Überdenken mit meinem Vater. Er war Mitglied der NSDAP gewesen, nach dem Kriege „entnazifiziert“ worden und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands beigetreten; im April 1946 war er durch die Vereinigung von KPD und SPD Mitglied der SED geworden. Er hatte daher auch Einblick in parteiinterne Verfahrensweisen erhalten. Er arbeitete bei den ehemaligen IG Farben AGFA Wolfen in der Perlonentwicklung und war deshalb von Fronteinsätzen verschont geblieben. So überlebte er das Kriegsende und stand mir als Berater zur Verfügung. Das war für mich ein ausgesprochener Glücksfall, denn viele meiner Altersgenossen hatten in dieser Situation keinen Vater; er war im Krieg gefallen oder weilte noch in Gefangenschaft. Als ich meinem Vater meine Sorgen vortrug, antwortete er sinngemäß kurz und bündig: „Mein Sohn, Du kannst dieser Werbung folgen und wirst möglicherweise manchen Vorteil daraus ziehen können. Es gibt aber auch den Parteauftrag, und der ist zu erfüllen, und erst hinterher kannst Du dann Kritik anmelden. Unter Umständen kannst Du dabei in Situationen kommen, die Dich bis zur Verzweiflung treiben können.“ Danach war ich fest entschlossen, dieses Werbeangebot möglichst taktisch geschickt auszuschlagen. Es gelang mir, und wie sich nach kurzer Zeit herausstellte, hatte ich für mich eine unverrückbar richtige Entscheidung getroffen, war doch die Mehrzahl der übrigen Kandidaten etwa sechs Wochen später durch den von mir gefürchteten Parteauftrag in die Kasernierte Volkspolizei (KVP) als Vorläufer der späteren Nationalen Volksarmee eingezogen worden. Der spätere Stadtkommandant von Berlin war ein Mitschüler unserer Schule; er war klug und nicht ohne spontanen Humor. Ich bin ihm nach dem Abitur nie wieder begegnet. Ein anderer Mitschüler hatte Glück im Unglück: Infolge einer Namensverwechslung war er am falschen Standort eingerückt. Nach etwa sechs Wochen Dienst bei der KVP ließ der vorgesetzte Offizier die „Neuen“ antreten und sagte, sie hätten nun das Leben unter militärischen Verhältnissen kennen gelernt und wer meine, dass dieses eine Lebensaufgabe für ihn sei, der trete nach rechts, alle anderen nach links heraus. Da waren Zweidrittel nach links herausgetreten – auch er. Er wurde an der Universität Leipzig im schon laufenden Wintersemester noch immatrikuliert und konnte wunschgemäß Erwachsenenpädagogik studieren. Später war er



als ordentlicher Professor an eine Pädagogische Hochschule berufen worden. Warum ich Ihnen diese Episoden erzähle? Ich möchte Ihnen zeigen, von welchen persönlichen und auch zufälligen Ereignissen Lebensläufe abhängig sein können.

Ich durfte nach dem Abitur wunschgemäß Medizin studieren. Mein Schuldirektor verabschiedete mich offiziell, „...um Kinderheilkunde zu studieren.“ Das war natürlich Unsinn aus Unkenntnis. (Man kann seit Jahrhunderten Human-, Veterinär- oder Zahnmedizin studieren, aber nicht ein medizinisches Fachgebiet, zum Beispiel Kinderheilkunde, Innere Medizin oder Chirurgie. Ich habe dann in den Jahren 1953-1958 an der Universität Halle-Wittenberg und an der neu gegründeten Medizinischen Akademie „Carl-Gustav-Carus“ in Dresden studiert. Meine akademischen Lehrer waren Überlebende des Zweiten Weltkrieges; mehrheitlich entstammten sie dem klassischen Bildungsbürgertum, vereinzelt standen sie aber der NS-Gesundheitspolitik sehr nahe. Mindestens zwei von ihnen waren auch an NS-Euthanasie-Verbrechen beteiligt, wie allerdings erst neuere Untersuchungen ergeben haben. Damals waren diese Verstrickungen nicht bekannt oder wurden geheim gehalten.

Nach dem medizinischen Staatsexamen war ein „praktisches Jahr“ zu absolvieren. Dieses tat ich in der Gegend meiner Heimatstadt Dessau. Es war die Tätigkeit eines niedergelassenen praktischen Arztes. Dabei hatte ich ca. 5.000 Bürger jeder Altersstufe gesundheitlich zu betreuen. Ich merkte sehr schnell, wie wichtig es ist, promoviert zu sein, wenn man jeden Tag zigmal als „Herr Doktor“ angesprochen wird, es aber juristisch (noch) nicht ist. Meine Dissertation lag seit fast zwei Jahren bei meinem Doktorvater in Dresden. Es war eine klinisch experimentelle Arbeit. Sie war unter seinem Namen in der Fachpresse erschienen. Damals war es zumindest in der Medizin gute Sitte, in einer Fußnote so oder ähnlich anzumerken: „Wesentliche Teile der Untersuchungen verdanke ich der Doktorarbeit von....“ Nichts dergleichen war geschehen; ich war verärgert und sah mein angestrebtes Ergebnis der mehr als zweijährigen klinisch experimentellen Untersuchungen in Gefahr, weil es vor meinem Rigorosum publiziert war. So entschloss ich mich, nach Ablauf des „praktischen Jahres“ an die Hochschule in Dresden – an „den Ort der Tat“ – zurückzukehren.

Bei Stellengesuchen gab es seinerzeit keinerlei Schwierigkeiten, und so setzte ich meine postgraduale Ausbildung am Institut für Pathologie der Medizinischen Akademie in Dresden fort, um meine Kenntnisse in allgemeiner und spezieller Krankheitslehre zu vertiefen, denn es stand für mich fest, dass ich vor meiner angestrebten klinischen Tätigkeit in Kinderheilkunde zunächst eine vertiefte und breitere medizinische Grundlagenausbildung anstrebte. Zwei Jahre habe ich mich diesen Übungen unterzogen. Alles verlief unproblematisch. In diese Zeit fielen meine ersten wissenschaftlichen Publikationen und dann auch im Juli 1962 mein Rigorosum! Für die Durchsicht von Diplom- und Promotionsarbeiten habe ich

später als Hochschullehrer auf Grund meiner eigenen unerfreulichen Erfahrungen nur ausnahmsweise einmal länger als drei Monate benötigt.

Nach meiner Promotion hatte ich mich bei Herrn Professor Dr. Heinrich Kirchmair<sup>8</sup> in Rostock beworben; ein knappes halbes Jahr später konnte ich bei ihm als Assistenzarzt anfangen. Das war für mich ein weiterer großer Glücksfall. Er war ein weltoffener Mann. Geboren in Lübeck, war er über Hamburg, Würzburg, Bagdad, Berlin-Buch nach Rostock gekommen. Im Irak hatte er im Auftrage des dortigen Gesundheitsministers die Kinderheilkunde als akademisches und praktisches Spezialgebiet aufbauen helfen. Später wurde er Mitglied der Royal Society in London, einer der ältesten europäischen Wissenschaftsakademien von hoher Reputation. Seine aufgeschlossene Weltsicht hat er versucht, auf seine Mitarbeiter ausstrahlen zu lassen. Von 1961 bis 1969 war er Direktor der Universitätskinderklinik. Er hat uns vor jeder politischen und verwaltungstechnischen Bürokratie bewahrt, und das war in der damaligen Zeit durchaus nicht selbstverständlich! Er hatte so seinen Mitarbeitern einen großen Freiraum für wissenschaftliches Arbeiten geboten. Die Vormittage waren mit Visiten und diagnostischen Prozeduren ausgefüllt, nachmittags hat er sich jeweils „vor Ort“ über den Fortgang unserer aktuellen Arbeiten erkundigt: In der Bibliothek fragte er nach dem Gegenstand der Recherche, im Labor nach dem Fortgang und den Ergebnissen von experimentellen Untersuchungen. In solchen Situationen war er nicht der Chef, sondern der Mitstreiter, der Ältere, der Erfahrenere. Er hat uns auf seine ganz eigene Art angeleitet, geführt und kontrolliert und – falls es notwendig war – auch kritisiert. Das war dann immer eine sehr heilsame Episode. Noch lange nach seinem Tod und bis in die Zeit der Dritten Hochschulreform blieb in der Universitätskinderklinik das von ihm geprägte tolerante akademische Leben erhalten.

Über seinen Freund, Prof. Dr. Friedrich Vogel, Ordinarius für Humangenetik in Heidelberg, hatte er sich Mitte der 60er Jahre für mich um ein WHO-Stipendium bemüht, damit ich mich an der Universität in Uppsala in Schweden medizinisch weiterbilden könne. Weil die DDR zu jener Zeit aber nicht Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft war, durfte ich dieses Stipendium nicht annehmen. (Diesen Grund erfuhr ich allerdings erst ein Jahrzehnt später.) Dafür bot man mir im 50. Jahr nach der Oktoberrevolution einen Studienaufenthalt an der sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Moskau bei Frau Prof. Prokofjeva-Belkowskaja an. Sie hatte schon in den 30er Jahren sehr erfolgreich mit dem späteren Nobelpreisträger H. J. Muller<sup>9</sup> wissenschaftlich zusammen

---

<sup>8</sup> Prof. Dr. Heinrich Robert Kirchmair: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002024](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002024)

<sup>9</sup> Hermann Joseph Muller (geboren 21.12.1890 in New York, gestorben 05.04.1967 in Indianapolis/USA) Biologe und Genetiker, 1946 Nobelpreis für den Nachweis der mutagenen Wirkung

gearbeitet, war international hervorgetreten und als eine Repräsentantin wissenschaftlicher, das heißt auf Mendel<sup>10</sup> aufbauender Erblehre viele Jahre in einem Gulag<sup>11</sup> interniert. Sie wurde erst nach Stalins Tod in der so genannten Chruschtschow-Ära aus dem Straflager entlassen und durfte wieder wissenschaftlich arbeiten. Die Begegnung mit dieser lebens- und lagererfahrenen, dabei jedoch durch und durch gütigen Frau war in meinem beruflichen Werdegang eine wichtige Erfahrung, die ich in gleicher Weise damals in Uppsala wahrscheinlich nicht hätte machen können. Nur eine kleine Episode zu Beginn unserer Bekanntschaft sei angemerkt: Als die Dolmetscherin des sowjetischen Ministeriums, die mich zu betreuen (und zu kontrollieren) hatte, bei meinem Vorstellungsgespräch dabei sein wollte, hat sie diese mit den Worten „Wir brauchen Sie nicht, wir können uns allein unterhalten“ forsch des Zimmers verwiesen. In den ca. sechs Wochen unserer Zusammenarbeit hatte ich sowohl wissenschaftlich als auch persönlich wertvolle Erfahrungen durch sie und mit ihrer kleinen Schar von Mitarbeitern machen können.

Auf Herrn Kirchmair möchte ich nochmals zurückkommen, um seine Großzügigkeit im Umgang mit seinen Assistenten zu untermauern: Im Jahr des „Prager Frühlings“ hatte sich in der Wirkungsstadt von Johann Gregor Mendel, in Brno (Brünn), eine tschechoslowakische Sektion für Zytogenetik, also eine wissenschaftliche Gesellschaft für theoretische und praktisch klinische Chromosomenforschung gegründet. Diese Sektion war der Biologischen Gesellschaft in der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften zugeordnet; dadurch war vorwiegend Englisch und nicht Russisch, wie allgemein in den Ländern des RGW<sup>12</sup> üblich, Konferenzsprache. Herr Kirchmair war zu dieser Tagung eingeladen, konnte die Einladung aber krankheitshalber nicht annehmen und wollte sie auf mich übertragen, falls ich vortragsreife Arbeitsergebnisse zu bieten hätte und einen aktiven Beitrag auf dieser Konferenz leisten könne. Aus aktuellen politischen Gründen genehmigte die Universitätsleitung unter Prof. Heidorn<sup>13</sup> damals keine Dienstreise in die CSSR; Herr Kirchmair erreichte aber beim persönlichen

---

von Röntgenstrahlen.

<sup>10</sup> Johann Gregor Mendel (geb. 22.07.1822 in Heinzendorf/Mähren, damals Österreich, gestorben 06.06.1884 in Brünn, damals Österreich; Entdecker der Mendelschen Vererbungsregeln und der genetischen Statistik (1865/66).

<sup>11</sup> Gulag = Repressionssystem für politische Häftlinge in der ehemaligen Sowjetunion mit Zwangsarbeits- und Straflagern, Gefängnissen und Verbannungsorten.

<sup>12</sup> RGW = Rat der Gegenseitigen Wirtschaftshilfe für die ehemaligen sozialistischen Länder.

<sup>13</sup> Prof. Dr. Günter Heidorn: Catalogus Professorum Rostochiensium:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001456](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)

Siehe auch seinen Bericht in Band 1, S. 19-43.

Referenten des Rektors, dass ich als „Privatgelehrter“ reisen könne. Diese Teilnahme an der Gründungskonferenz war der Beginn eines sehr fruchtbaren Erfahrungsaustausches unter den Zytogenetikern der „Ostblockstaaten“ und zahlreicher internationaler Gäste aus aller Welt. Diese relativ weltoffenen, jährlich stattfindenden Konferenzen über Zytogenetik waren damals lange Zeit einzigartig in Europa! Sie wurden zum Ausgangspunkt für internationale Kontakte. Dazu trug auch ein damals von der Universität genehmigungspflichtiger Eintrag der kleinen Rostocker klinischgenetischen Arbeitsgruppe in einem in den USA neu herausgegebenen „International Directory of Genetic Services (1968)“<sup>14</sup> bei. Dieses waren die Quellen für meine internationalen Kontakte, die zu gegenseitigen Einladungen führten und nach mehr oder weniger langen, amtlich erforderlichen Vorbereitungszeiten zumindest teilweise auch wahrgenommen werden konnten. Teilnahmen an wissenschaftlichen Veranstaltungen in Ländern des so genannten Nicht-sozialistischen Wirtschaftssystems (NSW) blieben allerdings die Ausnahme. Informationen über sie sowie über neu erschienene Fachliteratur halfen jedoch oft weiter. Ich wiederhole: Ich hatte großes Glück mit meinen Rostocker Chefs, Prof. Kirchmair und seinem Nachfolger, Prof. J. Külz.<sup>15</sup> Ihr großzügiges Verhalten war durchaus nicht allgemein üblich.

Lassen Sie mich Ihnen noch eine kurze Episode aus meiner Begegnung mit der Nationalen Volksarmee der DDR schildern, um Ihnen zu zeigen, dass menschliches Verhalten sich situationsbedingt ändern kann, ohne dabei eine persönliche Grundposition aufzugeben: Das erste Mal wurde ich im April 1963 gemustert. Zu dieser Zeit wäre ich wegen meiner pazifistischen Grundposition niemals einem Einberufungsbefehl gefolgt!

Glücklicherweise wurde ich damals vor einem solchen Befehl und einer solchen Entscheidung bewahrt, aber: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, und so kam ich eineinhalb Jahrzehnte später durch „freundliche kollegiale“ Empfehlung im Alter von 44 Jahren als habilitierter Familienvater von drei Kindern noch in den „Genuss“, meine militärischen Kenntnisse erweitern zu „dürfen“. Anfang September 1978 hatte ich an die Militärmedizinische Sektion unserer Nachbaruniversität in Greifswald einzurücken und ich rückte befehlsgemäß ein. Vorbild wurden mir die Erfahrungen des braven Soldaten Schwejk.<sup>16</sup> Ich war als Militärarzt in einem Krankenrevier tätig; dabei kam ich mit meiner beruflichen Pflicht-

---

<sup>14</sup> International directory of genetic services. New York, NY: National Foundation 1968 ff.

<sup>15</sup> Prof. Dr. med. habil. Jürgen Külz, o. Professor für Kinderheilkunde und Direktor der Universitätskinderklinik Rostock (1973-1989); Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001308](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001308)

<sup>16</sup> Hašek, Jaroslav: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Dt. von Grete Reiner. Prag 1926. 2. Aufl. Berlin und Weimar 1985. Jaroslav Hašek (geboren 30.04.1883 in Prag, gestorben 03.01.1923 in Lipnice/Tschechien), Schriftsteller.

auffassung nicht in Konflikt. In der regulären Sprechstunde morgens behandelte ich nur Soldaten, weil dienstordnungsgemäß medizinische Versorgung der „kämpfenden Truppe“ vorzugehen hatte. Angehörige der Stabsoffiziere, meistens ihre Ehefrauen, mussten sich im Regelfall bis zur Nachmittagssprechstunde gedulden. Meiner pazifistischen Grundposition bin ich während der zwölfwöchigen Ausbildung einmal untreu geworden: Zum abschließenden Pistolenschießen bin ich befehlsgemäß angetreten.

In den 70 und 80er Jahren war in der DDR die Überwachung des privaten und gesellschaftlichen Lebens durch das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) forciert worden. Selbstverständlich wusste ich auch, dass davon die Universität und ihre einzelnen Arbeitsbereiche nicht verschont waren; ich lebte ja nicht auf irgendeinem fernen Stern. Die entscheidende Frage war und ist immer für mich: „Wie verhalte ich mich unter jeweils wechselnden Randbedingungen in einer aktuell bestehenden Situation?“ Der allgemeine Maßstab des Handelns und Verhaltens war und ist für mich der konfuzianisch-kantische kategorische Imperativ<sup>17</sup> in der allgemein verständlichen Form, „...dass wir ändern tun sollten, wie wir wollen, dass sie uns täten“ (B. Russell).<sup>18</sup> So hatte es einmal die Direktorin für Internationale Beziehungen für erforderlich gehalten, Kritik an meiner Gepflogenheit zu üben, die internationalen Gäste meiner kleinen Arbeitsgruppe zu mir nach Hause einzuladen. Dabei spielte es für mich keine Rolle, ob sie aus der UdSSR oder den USA gekommen waren. Die Direktorin hatte offenbar eine Anweisung durchzusetzen, nach der Gastgeber und Gäste sich außerhalb der Universitätsräume nur in öffentlichen Gaststätten und Hotels zu treffen hatten. Ich erwiderte kurz: „Sie wissen genau, wer hier gekommen ist; die Gäste sind ausnahmslos offiziell angemeldet. Ich weiß, was ich zu sagen habe; das gilt auch für Forschungsergebnisse. Ein Kinderarzt arbeitet patientenorientiert und führt im allgemeinen keine geheim zu haltende Forschung durch. Entweder Sie haben Vertrauen zu mir und meine Gäste können weiterhin zu mir nach Hause kommen, oder ich lade keine mehr ein. Dann kommen auch weniger Gäste an die Universität, und das mindert dann ihre Reputation.“ Mit dieser Antwort war die Angelegenheit erledigt. Ich konnte weiterhin meine Gäste einladen und auch in meinem Hause empfangen.

Dann kam das Jahr 1989. In diesem Jahre beging meine Arbeitsgruppe die 50. Wiederkehr des Beginns einer Klinischen Genetik an der Universitätskinder-

---

<sup>17</sup> Kung FuDse (Konfuzius; geboren 551, gestorben 479 v.Chr.); chinesischer Philosoph: „Was dir selbst als nicht wünschenswert erscheint, tu keinem anderen an“ nach: E. Schwarz: So sprach der Weise. Berlin 1981, S. 116.

<sup>18</sup> Russell, Bertrand: Denker des Abendlandes. Eine Geschichte der Philosophie. 5. Aufl. München 1997, S. 331. Bertrand A. W. Russel (geboren 18.05.1872 in Trellech/Wales, gestorben 02.02.1970 in Penrhyndeudraeth/Wales), britischer Mathematiker u. Philosoph.



linik Rostock. Dazu hatte ich einen Zyklus mit vier Symposien über das gesamte Jahr mit bundesdeutschen und internationalen Gästen organisiert. Sie kamen aus Essen und Kiel, Bonn und Berlin (West), Frankfurt am Main, Groningen und Aarhus, Omsk und Providence. Am 6. Dezember fand die letzte Veranstaltung dieses Zyklus statt. Es war der Tag, an dem Willi Brandt in Rostock in der Marienkirche sprach. Zwei meiner Gäste wollten ihn hören und baten, etwas später zu mir nach Hause kommen zu dürfen. Meine Frau und ich bereiteten in der Zwischenzeit das Abendessen vor. Wir aßen dann etwas verspätet, führten fachliche und auch aktuell politische und persönliche Gespräche. Am gleichen Abend erhielt ich eine telefonische Anfrage von Herrn Doz. Dr. theol. Langer, ob ich bereit sei, in einem Unabhängigen Untersuchungsausschuss zur Auflösung der Bezirksdirektion des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR mitzuwirken. Da ich den Anrufer nicht persönlich kannte, fuhr ich an den vereinbarten Ort und habe nach persönlicher Information über den vorgesehenen Personenkreis für diesen Ausschuss meine Mitarbeit zugesagt. Unter ihnen waren auch wenige Leute, die durch die Staatssicherheit der DDR inhaftiert worden waren und nun mit ihren Peinigern abrechnen wollten. So verständlich dieses Ansinnen sein mochte, ich plädierte energisch dagegen. Später, in der Ehrenkommission, wurde ich durch einen ehemaligen Justizminister des Landes Schleswig-Holstein in dieser Haltung bestärkt: „Wenn Opfer zu Richtern werden, beginnt die Diktatur“, formulierte er kurz einen wichtigen Rechtsgrundsatz. Ich dachte sofort an die berühmte Hilde Benjamin<sup>19</sup> und ihre Urteilsprechung in den Anfangsjahren der DDR!

Das sind Auszüge aus meinem Leben; die Episoden mögen Ihnen einen kurzen Einblick in mein Handeln während der Zeit der DDR gegeben haben. Jetzt ist es an Ihnen, mich zu fragen.

## Diskussion

Protokoll und Transkription: Anne Litzenbauer und Tim Gundlach

Catharina Trost:

Ich möchte gern noch einmal auf den Unabhängigen Untersuchungsausschuss zu sprechen kommen. Haben Sie das so angenommen?

---

<sup>19</sup> Hilde Benjamin (geboren 05.02.1902 in Bernburg/Anhalt, gestorben 18.04.1989 in Berlin) Juristin, verh. seit 1926 mit dem am 26.08.1942 im KZ Mauthausen ermordeten Arzt Georg Benjamin. Nach dem 2. Weltkrieg 1953-1967 Justizministerin der DDR, mitverantwortlich an Willkürurteilen, einschl. Todesstrafen, in politisch motivierten Schauprozessen, zum Beispiel den so genannten Waldheimer Prozessen.

Lothar Pelz:

Ja, das habe ich so angenommen.

Catharina Trost:

Was haben Sie da erlebt und was wussten Sie darüber? Hat Ihnen das wehgetan, was einige Leute da taten?

Lothar Pelz:

Darauf möchte ich Folgendes antworten: An der ersten Abendbesetzung der Häuser der Bezirksdirektion Rostock des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR war ich nicht beteiligt. Erst wenige Tage später hat der Unabhängige Untersuchungsausschuss (UUA) in diesen Räumen seine Arbeit aufgenommen. In ihm arbeiteten u.a. auch Prof. Krenkel<sup>20</sup> und Professor Röpke<sup>21</sup> und weitere Mitarbeiter aus der Universität, aber auch nicht universitäre Bürger der Stadt Rostock.

Als wir den Eingangsbereich zum ersten Mal betraten, lagen dort mit schöner blauweiß kariierter Bettwäsche überzogene und an eine Jugendherberge erinnernde Betten und Decken kreuz und quer durcheinander. Der Anblick ließ auf ein fluchtartiges Verlassen der Wachmannschaft schließen. Und das war es ja wohl auch. Aber das hieß nicht, dass alle Mitarbeiter der Bezirksdirektion des MfS auch das Haus verlassen hatten.

Lange Zeit war während der wöchentlichen Demonstrationen nicht klar, wie sich die Deutsche Volkspolizei verhalten und ob sie sich auf die Seite der demonstrierenden Bevölkerung schlagen würde. Dabei gab es eine spezielle Polizeieinheit, die als Verbindungsgruppe zur Bezirksdirektion der Staatssicherheit fungierte; „K 5“ war – glaube ich – ihre Kurzbezeichnung. Ihre Rolle und ihr Verhalten waren für mich nicht zu durchschauen. Zu jener Zeit galten noch die DDR-Gesetze, einschließlich der Militärstrafgesetze, und nicht nur einmal erschien bei dem UUA der Militärstaatsanwalt Moritz aus Gehlsdorf und versuchte, seine Mitglieder einzuschüchtern. Sie aber achteten streng auf das Wie und Was ihrer Aussagen, um dem Militärstaatsanwalt keinerlei Angriffsfläche für vermeintliche Rechtsbrüche zu bieten. Auch durch die Umbenennung des Ministeriums für Staatssicherheit in „Amt für nationale Sicherheit“ (AfNS) unter der Regierung Modrow hatte sich ja an der brisanten Situation nichts geändert. Rechtsschutz bot dem UUA von Beginn an Rechtsanwalt Vormelker aus Rostock.

Für die Arbeit des UUA erhielten wir nach Verhandlungen auf einer Etage des Häuserkomplexes der Bezirksdirektion des MfS einen Flügel zugewiesen; er

---

<sup>20</sup> Prof. Dr. phil. habil. Werner Krenkel: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001309](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001309)

<sup>21</sup> Prof. Dr. rer. nat. habil. Gerd Röpke: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000837](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000837)

wurde jedesmal versiegelt, wenn die tägliche Arbeit des UUA beendet war. Seine Mitglieder erhielten einen handgefertigten Ausweis, der ihnen in den nächsten Wochen Zutritt zu diesen zugewiesenen Räumen gestattete, freilich erst dann, wenn seine Mitglieder beim Betreten und Verlassen des Gebäudes an der Pforte von der noch existierenden Wache registriert waren. Hinsichtlich der Arbeit des Ausschusses ging es anfangs darum, vorgefundenes Material aller Art, also Verwaltungs- und Berichtsunterlagen ebenso wie Waffen zu sichern. Gemeinsam mit einem Rostocker praktischen Arzt hatte ich die Aufgabe übernommen, die Unterlagen des Medizinischen Dienstes der Bezirksdirektion zu sichern. Das geschah widerstandslos, und dennoch habe ich das nicht in schöner Erinnerung. Der verantwortliche Arzt der Bezirksdirektion war völlig verunsichert, nicht die geringste Spur der ehemaligen allumfassenden Macht des MfS haftete ihm noch an; offenbar hatte er gefürchtet, dass wir die Stasi-Methoden nun auf ihn anwenden würden. So war es nicht verwunderlich, ihn als „Angsthasen“ erleben zu müssen.

Catharina Trost:

Aber das passt unterm Strich natürlich schon.

Lothar Pelz:

Ja, diese Gegensätze passen natürlich: Einerseits hatte man die brutale Politik des MfS unterstützt, andererseits war man in eigener Sache außerordentlich sensibel. Dabei musste er zunächst nur seine Pistolen abgeben, damit sie in der Waffenkammer verschlossen werden konnten. Darüber hinaus wurden alle in seinen Arbeitszimmern befindliche Akten eingesammelt und gesichert. Sie wurden in Säcke gepackt, verschlossen und versiegelt. Dann schickten wir diesen Arzt nach Hause, um ihn wenige Tage später für die Kontrolle der Arbeitsräume des Medizinischen Dienstes wieder zu bestellen. Alle Räume wurden inspiziert, weil in der Bevölkerung Gerüchte über Folterkammern in den Kellerräumen des Dienstgebäudes in der August-Bebel-Straße kursierten. Durch Einsicht in Baupläne und durch Befragung von Zeitzeugen aus den 50er Jahren, als diese Gebäude errichtet worden waren, konnten sie jedoch nicht bestätigt werden.

Zur Zeit der Übernahme der Gebäude der Bezirksdirektion durch Vertreter der Bürgerbewegung sollen auch Häftlinge, unter ihnen auch Rechtsradikale, eingekerkert gewesen und von der Polizei übernommen worden sein. Als der Unabhängige Untersuchungsausschuss seine Arbeit aufgenommen hatte, waren keine Häftlinge mehr im Gewahrsam der Bezirksdirektion.

Hilde Michael:

Was erinnern Sie von der Zeit 1989/90 von der Wende? Was bedeutete das für den Kinderarzt und Wissenschaftler Herrn Professor Pelz? Gab es spezielle wissenschaftliche Dinge, die Sie unbedingt bearbeiten wollten, die Sie aber vor

der Wende nicht bearbeiten durften, und was bedeutete es insgesamt für die ganze Institution der Kinderheilkunde?

Lothar Pelz:

Für die Kinderheilkunde und die gesamte Medizin bedeuteten die mit der politischen Wende einhergehenden Veränderungen zunächst einmal den Abschied von einer weitgehend zentralisierten Struktur in allen drei Aufgaben einer Universitätsklinik; also der Forschung, der Lehre und der Krankenversorgung. Die medizinische Versorgung nahm einen breiten Raum ein. Damals hatten wir in Rostock zwei Kinderkliniken: Eine war seit 1905 Bestand der Medizinischen Fakultät, die andere war im Jahre 1965 am Bezirkskrankenhaus Rostock-Süd mit dessen Einweihung eingerichtet worden. Die Universitätskinderklinik verfügte über eine Kapazität von 325 (!), die Südstadtklinik über eine von ca. 100 Betten. Im Vergleich dazu gibt es heute nur eine Universitätsklinik für Kinder- und Jugendmedizin mit reichlich 60 Betten. Das ist ein gewaltiger Unterschied! In einem ersten Schritt hatte ich der Klinikleitung eine Reduzierung um rund Zweidrittel auf 120 Betten vorgeschlagen, was bereits als gewaltiger Einschnitt empfunden wurde. Und die mit der Wende eingetretenen strukturellen Veränderungen waren ja in der Tat auch gewaltig.

Zum Herbstsemester 1989 hatte Prof. Külz als bisheriger Direktor der Universitätskinderklinik krankheitsbedingt seine Entpflichtung eingereicht; die gesellschaftlichen Unruhen dieses Herbstes verhinderten zunächst sowohl eine ordnungsgemäße Emeritierung als auch eine ordnungsgemäße Neuberufung. Die wissenschaftlichen Assistenten hatten mich daher gebeten, die Leitung der Klinik zu übernehmen; zwei Mitarbeiter suchten ohne meine Kenntnis den amtierenden Rektor Plötner<sup>22</sup> auf, um mit ihm für mich die Möglichkeit einer Nachbewerbung auf das Direktorat der Klinik zu besprechen. Ich bewarb mich, wurde 1990 ab Januar als kommissarischer Direktor und zum Herbstsemester als ordentlicher Professor und Direktor berufen. So war ich unter anderem mit der Neuorganisation der kinderärztlichen Versorgung konfrontiert: Eine Trennung von ambulanter und klinischer Versorgung, das heißt vor allem die Auflösung von Polikliniken und die Verlagerung der ambulanten Versorgung zu niedergelassenen Ärzten in Einzel- oder Gemeinschaftspraxen. In ihrer Radikalität hatte ich diese Entwicklung im Interesse der kranken Kinder nicht gutheißen können. Ich möchte versuchen, Ihnen dieses Problem am Beispiel der Zuckerkrankheit (Diabetes mellitus) zu erläutern:

---

<sup>22</sup> Prof. Dr. Klaus Plötner: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001806](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001806)

Diese Erkrankung kommt im Kindes und Jugendalter selten vor (etwa 1:800). Ein niedergelassener Kinderarzt sieht während seiner beruflichen Lebensphase vielleicht zwei oder drei, maximal fünf zuckerkrankte Patienten; sein daraus resultierender Erfahrungsschatz wird ungeachtet seiner Literaturkenntnis nur sehr begrenzt sein. Wenn sich andererseits an Universitätskliniken und ausgewählten Maximalversorgungs-Krankenhäusern Mitarbeiter durch eine zentralisierte und kontinuierliche Betreuung einer etwa zehn oder mehrfachen Anzahl von Patienten Spezialwissen erworben und breitgefächerte Erfahrungen gesammelt haben, dann erscheint es medizinisch sinnlos und unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt kontraproduktiv, diese spezialisierten Kenntnisse in einer Niederlassungspraxis verkümmern zu lassen. Die Polikliniken mit ihren krankheitsspezifischen Dispensaires waren ja keine Erfindung der DDR! Sie wurden meines Wissens im 18. Jahrhundert in Frankreich eingerichtet und hatten sich bewährt. Wie bei allen Umbrüchen kannte man auch dieses Mal zunächst vorwiegend Schwarz-Weiß-Entscheidungen; die breite, dem Leben besser angepasste Grauzone von Entscheidungsmöglichkeiten blieb damals weitgehend unberücksichtigt. Inzwischen gibt es jedoch allmählich auch in diesem Punkte in unserer Gesellschaft ein Umdenken: Gerade vor wenigen Tagen wurde in Anwesenheit höchster gesundheitspolitischer Repräsentanz in Köln die Einweihung des ersten großen Medizinischen Versorgungszentrums der Bundesrepublik Deutschland gefeiert!

Im Hinblick auf die unterschiedlichen Forschungsrichtungen, die in der Universitätskinderklinik verfolgt wurden, immer jedoch der alltäglichen medizinischen Versorgungsaufgabe nachgeordnet blieben, galt es neu zu beginnen. Die deutsche Forschungsgemeinschaft hatte jedoch sehr schnell Programme für eine mögliche Beteiligung ostdeutscher Forschungsgruppen ausgeschrieben.

Catharina Trost:

Dann möchte ich noch einmal zurückkommen auf das Jahr 1953, als Sie das Gespräch mit Ihrem Vater wegen des Eintritts in die SED hatten. Er hat Ihnen ja mehr oder weniger unterschwellig abgeraten.

Lothar Pelz:

Ja, so hatte ich das verstanden. Dafür war und bin ich ihm immer dankbar gewesen.

Catharina Trost:

Das glaube ich Ihnen. Daran schließt sich meine Frage: Warum sind Sie dann bis 1961 nicht „rübergegangen“? Hatten Sie dort Verwandtschaft oder Bekanntschaft?“



Lothar Pelz:

Nein: meine gesamte Verwandtschaft stammt aus dem Osten. Sowohl meine mütterliche als auch meine väterliche Verwandtschaft ist in der Nähe des Sachsenringes am Fuße des Erzgebirges gebürtig. Meine Schwester und ich sind dann in Dessau aufgewachsen, weil mein Vater bei IG-Farben in Wolfen tätig war. Das sagte ich Ihnen bereits.

Meine Frau habe ich in dem praktischen Jahr als Landarzt kennen gelernt. Können Sie sich vorstellen, wie nützlich, aber auch schön eine praktische Tätigkeit für einen jungen Arzt sein kann ? Es ist meines Erachtens für ihn ein ungemeiner persönlicher Gewinn, zunächst seine fünf Sinne beim Umgang mit Kranken aller Altersgruppen zu schulen und darüber hinaus ein Verständnis für die unterschiedlichen sozialen Bedingungen einer Bevölkerung zu entwickeln. Des Weiteren halte ich es für außerordentlich zweckmäßig, wenn junge ärztliche Kollegen gerade dann, wenn sie später klinisch oder gar wissenschaftlich tätig sein wollen, vor ihrer fachspezifischen Ausbildung eine breiter gefächerte Bildung in einem medizinischen Grundlagenfach anstreben. Beides, ein praktisches Jahr und der Erwerb einer breiteren medizinischen Bildung, ist keine verschenkte Zeit! Beides dient dem Wohl des Patienten und dem Urteilsvermögen des Arztes. Ich war mit knapp 24 Jahren staatsexaminierter Arzt, und wenn man dann bereits für die gesundheitlichen Belange großer Bevölkerungsteile zu sorgen hat, sollte bei allem berechtigten persönlichen Stolz sehr schnell die sokratische Weisheit „Ich weiß, dass ich (noch) nichts weiß“ zum eigenen Leitbild und zum Antrieb für eine breit gefächerte medizinische Ausbildung werden, weil einem zu diesem Zeitpunkt immer die für eine erfolgreiche ärztliche Tätigkeit so wichtige berufliche Erfahrung fast vollständig fehlt.

Ich habe meine selbständige praktische ärztliche Tätigkeit in Dessau mit einem Todesfall in Dessau begonnen. Es war ein alter Mann im Alter von reichlich 75 Jahren; das war damals alt, lag sein Alter doch bereits über der statistischen mittleren Lebenserwartung. Ich war gerufen worden, um den Tod amtlich festzustellen und zu bescheinigen. Ich fand die Witwe in einer bescheidenen Stadtrand-Wohnung vor. Sie war ungefähr im gleichen Alter und beklagte weinend den Verlust ihres „Vaters“. Und unter solchen Bedingungen sollte ich von ihr am Schluss meines Besuches eine Verwaltungsgebühr von 5,00 Mark einfordern? Das kam für mich nicht in Frage; ich war schließlich als Arzt und nicht als Verwaltungsbeamter gekommen! Kurze Zeit später wurde ich für mein Verhalten durch den Kreisarzt kritisiert, da ich „die guten Sitten verderben würde“. Ich habe dieses zur Kenntnis genommen, aber mein Verhalten auch in späteren ähnlichen Situationen nicht geändert.

Heiko Marski:

Ich habe eine Frage zu ihrem Auslandsaufenthalt in Moskau, weil es für Bürger der DDR doch auch eine Art große Reise war, dass man dann, wenn man zu diesem „großen Bruder“ gehört hat, dorthin reisen durfte. Wenn man dann zum ersten Mal nach Russland durfte, wie haben Sie das empfunden?

Lothar Pelz:

Über meine Erfahrungen bei Frau Prof. Prokofjeva-Belgowskaja hatte ich bereits berichtet. Die allgemeine Stimmung auf dem Roten Platz in Moskau im fünfzigsten Jahr der Oktoberrevolution empfand ich als irrational, religiös mystisch verklärt. Es war nicht die Tatsache, dass an vielen Orten Moskaus und seiner Umgebung Statuen oder Büsten von Lenin standen, sondern eine transzendente Stimmung, die im ehrfurchtsvollen Verhalten und Verharren vieler Besucher des Roten Platzes zum Ausdruck kam, wie ich meine, es damals so empfunden zu haben. So beobachtete ich beispielsweise an einem Vormittag mehrere Väter, die mit ihren Söhnen im Grundschulalter von weit östlich gelegenen Republiken, zum Beispiel aus Kasachstan und Kirgisien, über Nacht nach Moskau geflogen waren, um die Grabstätten von Lenin und Stalin zu besuchen. Sie standen in einer Ecke des Platzes, putzten vor dem Besuch des Mausoleums eifrig ihre Schuhe spiegelblank, rückten Schlips und Kleidung zurecht. Ich hatte diese Menschen auch angesprochen – Russisch war in der DDR ja erste Fremdsprache im Schulunterricht gewesen – und sie antworteten in religiös verklärter Weise. Als ich reichlich drei Jahrzehnte später Gelegenheit hatte, einer Audienz von Papst Johannes Paul II. auf dem Petersplatz in Rom beizuwohnen, hatte ich ähnliche Empfindungen. Die menschliche Ratio ist ausgeschaltet, Transzendenz gewinnt Übermacht. Diese Neigung zu religiös-mystischer Verklärung ist mir persönlich fremd; vielleicht nehme ich gerade deshalb solche Situationen besonders intensiv wahr.

Raimund Schneider:

Ich möchte zu dem Punkt Idealismus an Herrn Dieter Neri<sup>23</sup> erinnern, einen ehemaligen Germanisten hier. Und zwar berichtete er, dass während seiner Arbeit an der Dissertation sein Doktorvater im Westen blieb, von einer Reise nicht wie-dergekehrt ist. Und jetzt habe ich am Wochenende mit Frau John an einem Seminar in Waren teilgenommen, und da haben auch ältere Leute teilgenommen und zwar Augenärzte, auch aus Waren. Die haben mir erzählt, die waren etwa so alt wie Sie, zu der Zeit als Sie studierten, da sind unheimlich viele von ihren Kommilitonen und von ihren Kollegen später vom Krankenhaus in den Westen gegangen. Also die Mediziner sind ja, wenn wir sie als Gruppe bezeichnen, wie die meisten

---

<sup>23</sup> Prof. Dr. Dieter Neri<sup>23</sup>, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001555](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001555)

Ingenieure 'rüber in den Westen, weil es gute Ausbildung gab. Ich habe sie gefragt, die Ärzte in Waren, ob sie es heute bereuen, es gern gemacht hätten, und sie meinten nur so, na klar, wir waren saudumm damals. Wie würden Sie das sehen?

Lothar Pelz:

Nein, solche Gefühle hatte ich nie. Meine Familie und ich haben während der gesamten Zeit der DDR nicht daran gedacht, in den Westen zu gehen. Wir waren und sind sehr familienorientiert und lebten in einem großen Familienkreis. Ich habe in Halle an der Saale und in Dresden studiert, in Dessau und Dresden gearbeitet und bin dann nach Rostock gekommen; demgegenüber kenne ich auch Kollegen an der hiesigen Universität, deren berufliche Laufbahn als Hilfspfleger in Rostock begann und als Professor in Rostock endete. So führen viele Wege nach Rom (lies: an die Universität Rostock) ! In den 50er Jahren spitzte sich das Verhältnis zwischen beiden deutschen Staaten erheblich zu, und die DDR -Führung (ZK der SED und Regierung) begann, den gesellschaftlichen Umbau nach sowjetischem Vorbild zu forcieren. Das hatte erhebliche Auswirkungen auf das Leben vieler Bürger, und so verwundert es nicht, dass besonders nach den Beschlüssen der 2. Parteikonferenz der SED vom Juli 1952 Ärzte und Ingenieure massenweise die DDR verließen. Was aber die berufliche Ausbildung als Abwanderungsargument betrifft, gab es meines Erachtens zwischen west- und ostdeutschen Universitäten zu dieser Zeit keine gravierenden Unterschiede, so dass diese Begründung wohl relativiert werden müsste.

Catharina Trost:

Und zwar 1989, als Sie hier im Untersuchungsausschuss waren, sagten Sie, es hätten auch rechtsradikale Häftlinge eingesessen.

Lothar Pelz:

Ja, es sollen wenige gewesen sein, denen ich persönlich jedoch nicht begegnet bin.

Catharina Trost:

Aber es waren ja auch politische Häftlinge hier im Gefängnis. Wie ist man denen begegnet, und dann ist die Frage, haben Sie da das erste Mal die DDR vielleicht auch als Unrechtsstaat gesehen, also konnten Sie sich so was als Arzt vorstellen, dass man so was mit Menschen macht, na ja, dass sie teilweise nicht behandelt wurden oder dass Medikamente nicht richtig gegeben wurden?

Lothar Pelz:

Nein, ich habe die DDR nicht als Rechtsstaat gesehen, denn die „Diktatur der Arbeiterklasse“ war verfassungsmäßig verankert.<sup>24</sup> Verletzungen der Menschenrechte gegenüber Gegnern dieser Staatsordnung wurden auch immer wieder bekannt. Politisch motiviertes Unrecht geschah in vielfältiger Weise im täglichen Leben, zum Beispiel bei der Auswahl von Schülern für die Erweiterte Oberschule oder bei Studienzulassungen (!). Dennoch habe ich dieses Land nicht verlassen; der Beruf des Arztes ist ja weitgehend unabhängig von politischen Systemen. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte ich mir zunehmend eine besondere Art von Skeptizismus gegenüber jeder Art politischer Machtsysteme zu eigen gemacht, die mich auf der anderen Seite – ohne dass ich persönliche Erfahrungen aufbieten konnte – auch die unmittelbare Nachkriegsentwicklung in den damaligen Westzonen und der jungen Bundesrepublik sehr kritisch betrachten ließ.

Catharina Trost:

Aber die Häftlinge, wie haben Sie denen gegenübergestanden? Speziell den politischen, meine ich.

Lothar Pelz:

Ich bin Ihnen persönlich nicht begegnet.

Kersten Krüger:

Ich darf ergänzen: Ingo Richter hat ja berichtet, dass sie rechtzeitig ausgetauscht wurden; sie waren hier gar nicht mehr, sondern woanders. Hier waren Kriminelle. Ob es stimmt, können wir nicht nachvollziehen. Aber das sind die Aussagen.

Hilde Michael:

Sie sagten vorhin, ich hoffe, dass ich Sie richtig verstanden habe, Sie sind damals – 1989 – so mit Ihrer Familie gucken gegangen, was in der Kirche vor sich ging. Was hat man sonst mitbekommen? Ein Mann, der beruflich eingebunden war und engagiert war wie Sie? Was hat man aus dieser Zeit ansonsten mitbekommen und musste man wirklich erstmal gucken gehen, was geschieht?

Lothar Pelz:

Da gibt es ein kleines Missverständnis: Nur ich allein war in der ersten Oktoberhälfte ohne weitere Familienangehörige in die Petrikirche gegangen, um mich

---

<sup>24</sup> Verfassung der DDR vom 6. April 1968, Artikel 1: Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat deutscher Nation. Sie ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land, die gemeinsam unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei den Sozialismus verwirklichen.

über die aktuelle Situation in Rostock zu informieren. Freilich haben wir nicht weltfremd gelebt und wussten sehr wohl, dass die Zahl der Ausreise-Antragsteller immer mehr wuchs, dass immer mehr Familien in den bundesdeutschen Botschaften ostdeutscher Nachbarländer, zum Beispiel in Budapest und Prag, Asyl beantragten, dass die österreichisch-ungarische Grenze im Sommer 1989 durchlässig wurde und dass es in Berlin am 7. Oktober 1989, dem „Tag der Republik“, und in der Folgezeit zu erheblichen Unruhen und Eskalationen gegenüber der zunehmend unzufriedenen Bevölkerung gekommen war. Aber um aktuell zu erfahren, wie sich diese gesellschaftliche Unruhe in der eigenen unmittelbaren Umgebung darstellt, war es schon wichtig, sich vor Ort, das heißt in den Kirchen und auf den Straßen Rostocks, unmittelbar und direkt zu informieren.

Heiko Marski:

Mich würde interessieren, Sie haben ja sehr lange als Arzt gearbeitet. Hat sich durch die Wende etwas für Sie in Ihrer Tätigkeit als Arzt geändert, dass Sie zum Beispiel diesen Beruf dann anders gesehen haben oder dass sich eben dadurch, dass Sie dann mit Neuem konfrontiert wurden, vielleicht etwas geändert hat? Unterschiedlicher Arbeitsaufwand oder Arbeitsethos vielleicht?

Lothar Pelz:

Am ärztlichen Arbeitsethos darf sich normalerweise durch solche gesellschaftlichen Umbrüche nichts ändern, da es zumindest theoretisch zeitlos existiert. Auch wenn im Laufe der Menschheitsgeschichte bis in die Gegenwart immer wieder Verletzungen des ärztlichen Berufsethos bekannt geworden sind, ist das für mich kein Grund, die hippokratische Grundforderung an einen Arzt in Zweifel zu ziehen und von gesellschaftlichen Umständen abhängig zu machen.

Im Hinblick auf Arbeitsabläufe hat sich natürlich durch den höheren bundesdeutschen medizintechnischen Standard vielerlei verändert. Dieser Komplex kann im Rahmen so eines Berichtes nicht ausreichend differenziert dargestellt werden, wenige Beispiele sollen aber zur Anschauung genannt seien:

1.) Im Hinblick auf medizinische Diagnostik erhielt die Labordiagnostik mit leistungsfähigen Analysegeräten einen sehr viel höheren Stellenwert als die klinische Beobachtung und das Gespräch mit dem Patienten und seinen Eltern. Eine gegenseitige Ergänzung beider Arbeitsmethoden ist zu begrüßen, ein einseitiger Austausch zugunsten einer Medizintechnik verkürzt jedoch in unvermeidbarer Weise das Arzt-Patienten-Verhältnis.

2.) Abhängig von der Verbesserung der medizintechnischen Ausstattung, veränderte sich die Dauer des Krankenhausaufenthaltes drastisch: Sie lag zu DDR-Zeiten um 21 Tage, und damit war die Universitäts-Kinderklinik Rostock in diesem Punkt die zweitbeste pädiatrische Hochschulklinik. Sehr schnell fiel diese



Kennziffer auf Werte um 6-5 Tage; gegenwärtig liegt sie meines Wissens sogar nur knapp über 4 Tagen.

Eine weitere Neuerung, die zur Zeit der DDR nur ansatzweise und in sehr begrenztem Maße durchgesetzt werden konnte, betrifft die verstärkte Mitaufnahme eines Elternteils, wenn ein Kind stationär behandelt werden musste. Es ist sicher richtig, dass die Mutter in solchen kindlichen Belastungssituationen ihrem Kind mit seiner verständlichen Angst vor dem Ungewissen am besten Trost spenden kann. Hier wird an die berufsspezifische Fürsorgepflicht des Kinderarztes appelliert und es ist sicher ein Gewinn für die kindlichen Patienten. In seinem vollen Umfang habe ich diese Seite kinderärztlicher Tätigkeit allmählich lernen müssen. Zu Zeiten der DDR hatte ich diese Aspekte nicht als ein so großes Problem erfahren, wie es sich neuerdings in der Fachliteratur, aber auch in der täglichen Praxis darstellt. Wenn ein Kind schwer krank ist, wird es meistens ruhig und verliert die Lust am Spiel. Spielunlust ist ja gerade ein wichtiges Allgemeinsymptom. Säuglinge und Kleinkinder waren in kleinen Zimmern untergebracht. Schulkinder bildeten gleichsam eine temporäre Jugendgruppe; sie haben miteinander geschwatzelt und gespielt, wenn sie gesundheitlich dazu in der Lage waren. Die Kinderkrankenschwestern waren verpflichtet, neben ihren pflegerischen Tätigkeiten mit den Kindern regelmäßig zu spielen oder sie anderweitig pädagogisch zu beschäftigen. Dafür besteht gegenwärtig schon allein auf Grund der knappen Personalausstattung einer Krankenstation mit Pflegekräften heute kaum noch Kapazität. Und dann werden natürlich Mütter auch zu wichtigen Hilfskräften! Aber wie immer im Leben kommt es auch hierbei auf die Dosis an.

Catharina Trost:

Im Jahr 1975 waren Sie das erste Mal in Schweden, 1985 in den USA. Ich nehme an, dass es nicht nur reine Tagungsreisen waren, sondern eventuell auch, dass Sie sich da einmal Krankenhäuser, Kinderkliniken und so weiter angeguckt haben.

Lothar Pelz:

Die Vorbereitungszeit für die Reise nach Stockholm – es war meine erste außerhalb des sozialistischen Wirtschaftssystems – dauerte mehrere Jahre! Ich weiß nicht mehr, wie oft ich Prof. Caspersson<sup>25</sup> meine Ankunft mit Genehmigung des Direktorates für Internationale Beziehungen telegrafieren durfte, um mich kurz danach widerrufen zu müssen. Als ich dann Anfang Januar 1975 mitternachts in Stockholm ankam und von Prof. Caspersson persönlich auf dem Hauptbahnhof begrüßt wurde, war ich tief gerührt: Er galt als eine internationale Koryphäe, war

---

<sup>25</sup> Torbjörn Caspersson (geboren 15.10.1910, gestorben 07.12.1997 in Stockholm), Zellbiologe, Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina seit 1970, Matrikel Nr. 5599.

Mitglied des Nobel-Preis-Komitees und altersmäßig an der Emeritierungsgrenze, ich weitgehend ein akademischer Nobody. Diese Begegnung verriet, ähnlich wie jene mit Frau Professor Prokofjeva-Belkowskaja in Moskau, zutiefst menschliche Anteilnahme und war nicht nur ein Akt der Höflichkeit.

Catharina Trost:

Die Frage war noch nicht richtig beantwortet. Die Frage war eigentlich, ob Sie da irgendwelche Unterschiede gesehen haben innerhalb der Forschung?

Lothar Pelz:

Beides waren keine Tagungsreisen, sondern so genannte Studienreisen. Die Reise nach den USA erfolgte nach Intervention von Prof. Dr. Leo Stern im Rahmen eines universitären Freundschaftsvertrages zwischen der privaten Brown-University in Providence und der hiesigen Universität, die Reise nach Schweden auf der Grundlage des Kultur- und Akademie-Abkommens beider Länder.

Ich bekam sowohl in Chapel Hill (North Carolina) als auch in Providence (Rhode Island) Einblick in verschiedene Aspekte medizinischer Versorgung, konnte an mehreren wissenschaftlichen Symposien und Konferenzen teilnehmen, erhielt jedoch keinen Einblick in Forschungslaboratorien und deren Arbeit. Der hohe Grad medizintechnischer Ausstattung, besonders in der Neonatologie, aber auch in anderen Bereichen der Kinderheilkunde war augenscheinlich und in keiner Weise mit jener in der Rostocker Klinik vergleichbar.

In Stockholm durfte ich 1975 Gast im weltberühmten Karolinska Institut bei Prof. Dr. T. Caspersson sein. Dort habe ich mich über verfeinerte chromosomale Darstellungsmethoden informieren können, und diese Möglichkeit habe ich intensiv genutzt, um die Qualität meiner eigenen Arbeitsergebnisse in einem internationalen Referenzlaboratorium zu überprüfen. Der Vergleich fiel positiv und zu des Herrn Professors und meiner Zufriedenheit aus. Dass die materiellen Voraussetzungen für Forschungen auf meinem Gebiet in beiden Ländern besser als in Rostock waren, wusste ich bereits vor diesen Reisen, aber sie bestätigten es auch.

Lassen Sie mich bitte nochmals auf eine typische Episode aus der Vorbereitungszeit dieser Reise zurückkommen: Eines Tages erhielt ich von Prof. Caspersson aus Halle/S. einen Telefonanruf: Er weile bei der Leopoldina, habe morgen früh Zeit für mich und unterbreitete mir ein Angebot zu einem gegenseitigen persönlichen Treffen. Von meinem Klinikdirektor erhielt ich kurzfristig Urlaub, reiste nachts nach Halle, um mich zur vereinbarten Zeit im Foyer des Hotels mit ihm zu treffen. Das Treffen fand dann vereinbarungsgemäß statt. Etwa zehn Minuten vorher nahm ein unbekannter Herr (wahrscheinlich ein Informant vom MfS) neben meinem Tisch Platz, schlug eine große Zeitung auf und „las“ interessiert hinter seinem Sichtschutz. Sofort dachte ich an Inszenierungen von Bert

Brechts „Herr Puntila und sein Knecht Matti“, in dem er ihn sagen lässt: „Warum lest Ihr die Zeitung? Sie lügt doch sowieso.“ An dieser Stelle hatte ich bei den Theateraufführungen in der DDR jeweils Spontanapplaus erlebt, ohne dass der Schauspieler aus seiner durch die Zeitungsblätter verdeckten Position heraustreten musste! Er hatte nur seine Aufgabe erfüllt. Diese DDR-spezifische Situation war Herrn Caspersson offensichtlich bekannt; denn schon nach ein paar Minuten fragte er mich nach einer Möglichkeit, gemeinsam Mittagessen gehen zu können. Wir verließen das Foyer und sind in ein wenig entfernt gelegenes Restaurant gegangen. Beide hatten wir nun nicht mehr das Gefühl, dass uns ein Mithörer begleitete. Ob uns unser Gefühl täuschte, konnten wir nicht nachprüfen.

Kersten Krüger:

Das ist ein scherzhafter Abschluss. Haben wir noch Wortmeldungen? Wenn das nicht der Fall ist, dann dürfen wir uns bei unserem Gast bedanken. Es war ein Einblick in – was wir besonders wünschen – den Alltag der DDR, auch aus der Forschung. Wir erinnern uns gehört zu haben, dass gerade in der praktischen Kinderheilkunde Unterschiede zwischen Ost und West auf unterschiedlichen Gebieten lagen. Wir danken Ihnen für die lebendige Darstellung der Vergangenheit, und ich glaube, was Sie ehrt, ebenso die Ärzte, die geblieben sind, dass Sie sich der Verantwortung gegenüber den hilfsbedürftigen Kranken nicht entzogen haben.

## Plath, Christian

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001521](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001521))  
vom 25.06.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1989-1992 Hochschuldozent für Pädiatrie 1992-1997 Dozent bisherigen Rechts für Pädiatrie seit 1997 apl. Professor für Neonatologie und Pädiatrische Intensivmedizin
<i>Fakultät:</i>	Bereich Medizin (1969-1990) Medizinische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Kinder- und Jugendklinik
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Kinderheilkunde Forschungsschwerpunkte: Ernährung Früh- und Neugeborener, Hypoxie, Azidose und kardiopulmonale Adaptation des Neugeborenen, Epidemiologie des Neugeborenen, spezielle Probleme der Pädiatrischen Intensivmedizin

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 10.03.1943 in Pirna (Elbe)
<i>Konfession:</i>	evangelisch-lutherisch
<i>Vater:</i>	Dr. med. Hans-Joachim Plath
<i>Mutter:</i>	Johanna Plath, geb. Greinke
<i>Kurzbiographie:</i>	
1961-67	Medizinstudium, Univ. Jena, Univ. Bucuresti (Rumänien), Univ. Halle-Wittenberg
1967-80	wiss. Assistent, Kinderklinik der Univ. Rostock
1972	Facharzt für Kinderkrankheiten
1980-99	Oberarzt, Kinderklinik der Univ. Rostock
1985	Subspezialist für Neonatologie
1989	o. Hochschuldozent für Pädiatrie, Univ. Rostock

1997	außerplanmäßiger Professor, Univ. Rostock
1999-2005	Kommissarischer Direktor der Abteilung für Neonatologie und Pädiatrische Intensivmedizin der Univ.-Kinder- und Jugendklinik Rostock

*Akademische Abschlüsse:*

Studienabschluss:	1967 Staatsexamen, Univ. Halle-Wittenberg
Promotion:	1967 Dr. med., Univ. Halle-Wittenberg
Habilitation:	1983 Dr. sc. med. (Pädiatrie), Univ. Rostock (1991 in Dr. med. habil. umgewandelt)

*Akademische Selbstverwaltung:*

1999-2005	Kommissarischer Direktor der Abteilung für Neonatologie und Pädiatrische Intensivmedizin
seit 2002	Mitglied der Promotionskommission

*Funktionen:*

1990-98	Gründungsvorsitzender und 1. Vorsitzender (1990, 1992, 1995, 1996-98) der Arbeitsgemeinschaft Neonatologie M-V e.V.
seit 1994	Mitgründer, Vorstandsmitglied und seit 2002 Vorsitzender der Philharmonische Gesellschaft Rostock e.V. Mitglied des Vorstandes des Vereins der Freunde und Förderer der Hochschule für Musik und Theater Rostock und Theater Rostock e.V.
2006	Vize-Präsident LIONS-CLUB Rostock

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Mitglied in Kommissionen der Gesellschaft für Pädiatrie (seit 1991 Deutsche Gesellschaft für Kinderheilkunde)
Mitglied in Kommissionen der Gesellschaft für Perinatale Medizin (seit 1991 Deutsche Gesellschaft für Perinatale Medizin)
European Association of Perinatal Medicine
European Society of Parenteral and Enteral Nutrition
Gesellschaft für Neonatologie und Pädiatrische Intensivmedizin
Berufsverband der Kinderärzte Deutschlands

*Ehrungen:*

1985	1. Preis der Gesellschaft für Klinische Medizin (Maxim-Zetkin-Preis), Berlin, gemeinsam mit Prof. Dr. med. I. Richter und Prof. Dr. med. H.-J. Stolpe.
1988	Scientific Award of the European Society of Parenteral and Enteral Nutrition, Leipzig, gemeinsam mit Prof. Dr. med. W. Heine und Prof. Dr. rer. nat. K.D. Wutzke
1986	Scientific Award of the European Association of Perinatal Medicine, Leipzig



*Werke (Auswahl):*

Plath C, Heine W, Krienke L, Richter I, Wutzke KD, Töwe J, Krawielitzki K: 15N-tracer-kinetic studies on the nitrogen metabolism of very small preterm infants on a mothers milk diet. Hum Nutr Clin Nutr, 39C (1985) 399-409.

Plath C, Heine W, Wutzke KD, Krienke L, Töwe J, Massute G, Windischmann C: Investigations of the validity of various 15N-tracer substances (15N-glycine, 15N-yeast protein hydrolysate) for the determination of protein metabolism data in very small preterm infants. J Pediatr Gastroenterol Nutr, 6 (1987) 400-408.

Plath C, Heine W, Wutzke KD, Uhlemann M: 15N-Tracer studies in formula-fed preterm infants: The role of glycine supply on protein turnover. J Pediatr Gastroenterol Nutr, 23 (1996) 287 -297.

Plath C, Russow R, v Bismarck P, Sich I, Wutzke KD: Endogenous(15N)nitric oxide in exhaled air: in vivo evidence following enteral labelling with L-[guanidino- 15N<sub>2</sub>]arginine in humans. Clin Nutr 16 (1997) 21.

Plath C, Heine W, Uhlemann M: Die Ernährung des Frühgeborenen, In: Frühgeburt und Frühgeborenes. Friese K, Plath C, Briesse V (Hrsg.), Springer, Berlin Heidelberg New York, 2000.

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Ärzteblatt M-V 18 (2008) 5, S. 175f.

## **Zeitzeugenbericht von Herrn Prof. Dr. Christian Plath am 14. Dezember 2007**

Kersten Krüger:

Herzlich begrüße ich unseren Gast, Herrn Professor Christian Plath, Professor für Kinderheilkunde, und zwar für die ganz kleinen, die niedlichen Babies. Wir sind eng befreundet, und zwar von der „Hansetour Sonnenschein“ her, auf der wir in verschiedenen Jahren für die Kinderkliniken radelnd Geld eingesammelt und an einigen Stellen auch ausgeteilt haben – in den Ländern, die es nötig hatten. Es ist also eine Wohltätigkeitsfreundschaft, die sehr bald in persönliche Sympathie umschlug. Wiewohl wir auf verschiedenen Seiten des Eisernen Vorhangs aufgewachsen sind, stellten wir persönlich bald fest, dass die Deutsche Nation unteilbar ist. So wir auch unteilbar befreundet. Jetzt hat Christian Plath das Wort.

Christian Plath:

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bedanke mich erst einmal für deine für mich persönlich sehr nahe gehende Einleitung. Jetzt frage ich Sie erst einmal, um mir überhaupt ein Bild über Sie zu machen: Wer kommt am weitesten her? Irgendwo aus Südwestdeutschland? Oder aus Bayern. Oder? Wo kommt man so her? Ja Hamburg, weiter, Berlin, Sachsen-Anhalt. Kommt jemand aus Thüringen? Ich bin in Weimar aufgewachsen, so klingt das. Aus Weimar? Aus Rudolstadt, gut. Ist jemand aus Bayern da? Haben wir einen Ausländer dabei? Nein, auch gut.

Ich bin Kinderarzt, ich bin nicht hier gebürtig, das hören Sie. Ich hatte mir auch überlegt, wie wir das am besten machen können. Herr Professor Krüger hat mir ja, wie allen Zeitzeugenreferenten, eine Art Fahrplan zugeschickt, und ich halte mich auch daran. Mein Lebenslauf ist schon gläsern, für jedermann lesbar im Internet, im *Catalogus Professorum Rostochiensium*. Und das, was dort steht, das bildet auch heute gewissermaßen den roten Faden für meinen Vortrag. Dazu nenne ich mehrere Stichpunkte, um Sie zu ermutigen, die wir dann in der Diskussion vertiefen können. Ich habe mir die Auswahl der Zeitzeugen angeschaut, mag sein, dass ich der Jüngste in dieser Runde bin. Ich habe noch zwei Monate bis zur Erreichung der Altersgrenze und bin vielleicht ergänzend auskunftsfähig zu den Ausführungen eines meiner geschäftsführenden Direktoren, Professor Lothar Pelz.

Also, mein Name ist Christian Plath, ich bin am 10. März 1943 in Pirna an der Elbe geboren. Das war für mich ein schweres Handicap als Geburtsort, schon in meinem Staatsexamen in Halle an der Saale, als ein norddeutscher Professor die Prüfung abnahm, bewertete er mich schon schlechter als meine Kommilitonen,

nachdem er meinen Geburtsort in Sachsen sah. Sachsen waren nie so recht beliebt, obwohl von dort ja arbeitsame Menschen, auch vor allen Dingen aus Thüringen kamen. Nur ich muss gleich zu meiner Genealogie sagen, vom Blut her bin ich weder Sachse noch Thüringer, sondern – so sehe ich auch aus – ich bin ein reines Pommernblut. Mit der Hansetour „Sonnenschein“ sind wir mit dem Fahrrad durch den Ort gefahren, wo meine Wiege in Pommern stand: Plathe, jetzt heißt es Ploty. Mein Vater war praktischer Arzt, hatte später in Weimar eine sehr große Praxis und dann später eine staatliche Arztpraxis. Er war fast 50 Jahre als Arzt tätig, bis er eigentlich nichts mehr mit seinem Stethoskop hören konnte, das war 1982. Aber ein erfahrener Arzt sieht und fühlt sehr viel, da kommt es auf das Gehör manchmal nicht so an.

Meine Vorväter waren Pastoren. Meine Mutter ist in Weimar aufgewachsen. Mein Großvater mütterlicherseits war Kunstmaler an der Weimarer Malerschule, wo solche berühmten Maler wie Preller herkamen. Die Weimarer Malerschule, gegründet von Serenissimus, dem Großherzog Carl Alexander, versammelte um die Jahrhundertwende vor über 100 Jahren Künstler der Weimarer Malerschule. Meine Konfession ist evangelisch-lutherisch, das bin ich immer gewesen und geblieben. Verheiratet seit 1965 mit Angelika Plath, geborene Dobbek, sie war 41 Jahre – bis vor einem halben – Jahr Geigerin an der Norddeutschen Philharmonie. Wir haben zwei Kinder. Unser Sohn ist Facharzt für Orthopädie und hat seit 15 Jahren einen Lehrauftrag an der Hochschule für Musik und Theater. Er ist 1965 geboren und dann mit 14 Jahren, das war 1980, von Pastor Joachim Gauck konfirmiert worden. Ich betone das, damit sie Besonderheiten von DDR-Entwicklungen auch an meinem Beispiel erkennen können. Dann haben wir eine Tochter, 1968 geboren, die Konzertmusikerin geworden ist. In Berlin legte sie das Staatsexamen ab, in London das Konzertexamen. Unsere Kinder bereiten uns viel Freude.

Mein Vater war vor dem Zweiten Weltkrieg als Arzt in einem Sanatorium tätig. Wie konnte er in den 20er Jahren als Pastorensohn Medizin studieren? Das ging nur, wenn etwa durch eine gute Heirat Geld in die Familie kam. Der Großvater verdiente ja als Pastor nicht gut. Mein Vater konnte nur studieren, weil meine Großmutter aus Liegenschaften in Pommern Pachteinnahmen bekam. Damit wurde das Medizinstudium finanziert, das kostete ungefähr 30.000 Mark. Die Familie war deutsch-national gesinnt, eigentlich kaisertreu, und mein Vater ging in eine schlagende Verbindung beim Verein Deutscher Studenten. Zu Kriegsbeginn wurde er 1939 eingezogen und leitete sechs Jahre ein Feldlazarett. Während dieser Zeit lebten wir in Bad Gottleuba. Als die schweren Angriffe auf Dresden geflogen wurden, gab es Bomberverbände, die sich verirrt hatten und ihre Bombenlast auf uns abwarfen.

Im Mai 1945 kam mein Vater zu Fuß aus dem Krieg zurück. Nach der Schlacht um Prag hatte er alle seine Leute zu den Amerikanern geschickt, ging aber selbst zurück nach Bad Gottleuba, das die Russen besetzt hatten. Er wurde

nur deswegen nicht nach Sibirien geschickt, weil sie Ärzte brauchten. Es gelang uns, nach Weimar überzusiedeln, das war bis in den Juni 1945 hinein amerikanische Besatzungszone. Meine Erinnerung setzt ein 1946, und ich sehe noch immer Heimkehrer vor mir, die aus dem Krieg in grauen Mänteln nach Hause kamen und bettelten. Mein Vater hatte eine große Praxis, dorthin kamen auch Buchenwald-Häftlinge als Patienten, die bei uns in der Küche etwas zu essen bekamen. Diese Menschen mussten und konnten alles essen, so habe ich das zur Kenntnis genommen.

Nachdem die Amerikaner abgezogen waren, sind dann einige farbige kleine Weimarer Jungs als Andenken geblieben. Das war für uns interessant. Das fanden wir richtig gut, dass wir in Weimar nun auch ein paar Farbige hatten, die waren dann so Jahrgang 1946. Nach den Amerikanern kamen dann die Russen mit Panjewagen reingefahren, aber dann begann ein anderes Regime. Es ging bis in die medizinische Versorgung. Manchmal kamen russische Offiziere mit gezogener Pistole in die Praxis meines Vaters und haben Behandlungen erzwungen. Es war nämlich den deutschen Ärzten verboten, Russen zu behandeln. Militärangehörige mussten sich von Militärärzten behandeln lassen.

Es herrschte allgemein Not. Als Kind bekam ich etwas von Entnazifizierungen mit. Es war eine sehr, sehr aufregende Zeit. Uns ging es, gemessen an dem Schicksal Anderer, sehr gut, weil Ärzte ihre Klientel haben und für ihren Beruf eigentlich nicht viel mehr brauchen als die gesunden fünf Sinne. Die Währungsreform 1948 war für uns nicht sonderlich aufregend. Als Kind – das mag trivial klingen – sah ich ja das alte Geld mit den Hoheitszeichen des Staates, den es gar nicht mehr gab. Überall war darauf der Reichsadler abgebildet, der in seinen Klauen diesen Kreis mit dem Hakenkreuz hielt. Wenn ich als Kind ein Flugzeug malte, da kam immer dieses Zeichen mit drauf. Das war ganz normal. Auf dem Geld war das ja auch drauf, also das nur mal so am Rande. Das kann auch später noch einmal eine Rolle spielen.

Am 1. September 1949 kam ich in Weimar in die Schule und hatte es hier recht einfach, ich bin der Dritte von sechs Geschwistern. Es ist immer gut, wenn man ältere Geschwister hat, dann wird man schon vorgewarnt und vorbereitet. Wir bekamen in dieser Zeit mit, dass sich etwas Politisches tat, es fand eine Wahl statt. Die Erwachsenen verbanden diese Wahl mit einer Hoffnung. Es konnte alles nur besser werden. Die Teilung Deutschlands war zwar formal geschehen, aber man spürte sie ja eigentlich gar nicht sonderlich, weil die Verbindungen alle da waren. Meine Frau beispielsweise, die aus Ostpreußen stammt, war im Krieg bei einer Tante in Hamburg gelandet. Als ihre Eltern aus Ostpreußen nach Weimar geflohen waren, kam sie im Oktober 1945 dorthin. In Hamburg bekam sie dann eine Abmeldungsbescheinigung und in Weimar eine Anmeldungsbescheinigung. Die Formulare waren deckungsgleich, es war noch ein Verwaltungssystem, nur eben mit verschiedenen Herrschaften. Im Oktober 1949 hoffte man auf einen demokra-

tischen Staat und die Einheit Deutschlands. Da bestand überhaupt kein Zweifel dran, ja, Einheit Deutschlands.

In meiner Schulzeit erlebte ich den 17. Juni 1953, es herrschte Ausnahmezustand, und ich sehe und höre noch die Panzer auffahren. Plakate besagten, dass es verboten war, von abends 20 Uhr bis morgens um 6 Uhr sich auf der Straße aufzuhalten, und es durften nicht mehr als drei Leute auf einem Fleck zusammenstehen. Als Kinder sahen wir nun erstmalig Waffen, die wir nur vom Hörensagen kannten. In der demokratischen Schule ab 1949 – so wurde sie genannt –, genauer in der Deutschen Demokratischen Schule in der Deutschen Demokratischen Republik, wurde unheimlich aufgepasst, dass Nazisymbole nicht mehr gezeigt wurden. Kinder kamen bisweilen mit alten NSDAP-Stempeln. Diese Mitbringsel mussten dann ausgemerzt werden. Wir hatten Lehrer, die immer schon Lehrer waren, sie waren bereits älter, und wir konnten das damals gar nicht so abschätzen, wie schwer es für sie war, sich in dieser Zeit auf die neuen Verhältnisse einzustellen.

Mit dem 17. Juni stellte sich auch Kriegsangst ein. Sie steckte in den Menschen, sie gingen sofort in Deckung, wenn eine Explosion zu hören war. Es gab eben auch Verhaftungen. Das bekamen auch wir mit, und ich sehe das noch vor mir. Wir waren als Kinder neugierig, stellten uns in Weimar vor das Untersuchungsgefängnis und beobachteten, wie sich die Gefängnistore öffneten und jemand herauskam, wie dann ein Angehöriger aus dem Publikum sich löste und vor Freude schreiend auf den oder die Entlassenen zugegangen ist.

Stalins Tod am 5. März 1953 brachte Veränderungen. Selber war ich als Kind betroffen, denn ich habe am 10. März Geburtstag und wollte an einem Tag zuvor ins Kino gehen. Ich weiß noch ganz genau, welcher Film das war, den habe ich dann nie wieder gesehen. Wir saßen da, und dann trat der Kinodirektor vor den Vorhang und sagte: „Liebe Kinder, die Vorstellung fällt heute aus, unser teurer Genosse Stalin ist verstorben“. Ach, habe ich mich geärgert, dass ich diesen Film nicht sehen konnte.

Es gab Leute, die mit tief verhängten Gesichtern durch die Straßen gingen; und am nächsten Tag in der Schule war plötzlich alles ganz anders. Da mussten wir uns – das war wohl in der ganzen DDR so – mittags um 12 Uhr aufstellen und eine Viertelstunde lang schweigen.

Die Geschehnisse in Ungarn und in Polen 1956 erlebten wir als absolut kriegsreife Situation, da haben wir Tag und Nacht vor dem Radio gesessen. Innenpolitisch kam es danach in der DDR zu einer gewissen Entspannung. So kam ich 1957 in Weimar auf die Schiller-Oberschule. Vor dem 17. Juni wäre das absolut unmöglich gewesen, da mussten 80 Prozent Arbeiterkinder sein, Andere hatten kaum eine Chance oder man musste außerordentlich gut sein. In der Schule war ich immer der Zweitbeste, niemals der Beste. Auch das hätte nichts geholfen, ich war Arztsohn, dazu kirchlich in der Jungen Gemeinde engagiert. Nach dem 17.



Juni 1953 lockerten sich die verschärften Zulassungsbestimmungen und ich wurde aufgenommen. Ebenso änderten sich die allgemeinpolitischen Zielsetzungen. Nun galt die Einheit Deutschlands als Ziel mit der Forderung: „Deutsche an einen Tisch!“ Dazu gab es auch Plakate. Als ich 1957 auf die Oberschule kam hatten wir das Fach Staatsbürgerkunde, da ging es um die Konföderation der deutschen Staaten. Man entdeckte sogar ein ganz kleines bisschen die Deutsche Nation, nach der man fragen durfte.

Man durfte noch reisen, so dass ich Verwandte in Bochum und in Bad Tölz besuchen konnte. Die ganze Ecke bin ich mit dem Fahrrad damals abgefahren, die Straßen waren ja leer. Nach der 8. Klasse, die ich mit „sehr gut“ abgeschlossen hatte, fuhr ich 1957 zu Freunden meiner Eltern in die Nähe von Göttingen nach Dransfeld, schloss mich dort einer Gruppe des CVJM an – Christlicher Verein Junger Männer. Wir machten eine Radtour von Göttingen bis nach Oberstorf. Wunderbar war das, also den Neckar hinauf, durch den Schwarzwald, zum Bodensee. Nun war ich also schon vier Wochen dort – das war im August 1957 – und ich wollte noch vier Wochen länger bleiben. Ich hatte einen Interzonenpass, so hieß das, der ablief. Da habe ich aus dem Westen in Weimar bei der Meldestelle der Deutschen Volkspolizei angerufen und um Verlängerung gebeten. Die waren auch ganz freundlich und sagten: „Ja, dann bleibe noch vier Wochen und du kommst dann wieder zurück.“

In dieser Zeit dachte ich, dass ich eigentlich in Weimar gut leben konnte. In der Schule wurde ich sehr gut ausgebildet, alles ging mühelos, war überhaupt kein Problem. Als ich wieder zurück kam, merkte ich jedoch, dass sich die Verhältnisse änderten. Seit 1958 gab es dann schon Pressionen, wenn jemand in den Westen fahren wollte. Da musste dann die Abteilung Volksbildung – das war die Schulbehörde der Stadt – das schon genehmigen. Politisch wurden die Daumenschrauben langsam angezogen. Selber merkte ich das nicht so sehr, ich war immer kirchlich gebunden, habe in Weimar im Kirchenchor gesungen und meine Violine gespielt. Meine gesellschaftliche Arbeit, wie man das nannte, in der Schule bestand in der Mitwirkung im Schulorchester. Da habe ich übrigens meine spätere Frau schon kennen gelernt, an die habe ich mich herangeeigt, das möchte ich gern gedruckt sehen. Meine Frau war immer meine Konzertmeisterin und ist es auch heute noch. Sie weiß das ja.

Irgendwie waren wir auch durch die soziale Stellung geschützt. Damals sind sehr viele Ärzte in die Bundesrepublik gegangen, aber mein Vater sagte: „Man verlässt seine Patienten nicht“. Das habe ich also so in mir aufgenommen. Er hatte dort einen sehr großen Patientenkreis, im Quartal waren es 2.500 Scheine, und so blieben wir nun da. Bei Ärzten ging man auf leisen Sohlen. In dieser Zeit, das war 1960, ich war in der 11. Klasse, war mir klar, dass ich Medizin studieren wollte, es gab nichts anderes. Aber es kam ein Jugendstreich dazwischen. Ob das nun Unbedachtsamkeit war, oder, wie wir eben waren, in unserem Schullandheim in

Buchfahrt an der Ilm machten wir nach dem Baden in der Ilm ein Foto, das dem Denkmal im KZ Buchenwald nachgestellt war. Dort war ein großes Ehrenmal mit einer Plastik von Fritz Cremer gebaut worden. Wir mussten jedes Jahr zweimal im Schweigemarsch da hoch, kannten es zur Genüge, wurden auch zu Arbeiten eingesetzt. In unserem Übermut hatten wir also dieses Buchenwalddenkmal an einem Stacheldraht nachgestellt, und das war zu viel. Unsere Schule war ohnehin schon im Fadenkreuz der Parteileitung von Weimar. Weimar galt als reaktionär, weil es da ja nicht viele Arbeiter gab. Unsere Schule sollte seit 1960 noch stärker ideologisiert werden. Das gelang jedoch nicht, und da kamen dann Kommissionen zur Kontrolle. Eines Tages saß bei uns auch so ein Kommissionsmensch, der kam von der FDJ-Kreisleitung und hatte dieses bewusste Foto in den Händen. Die Sache nahm folgende große Ausmaße an. Eine Lehrerin von uns, übrigens die Mutter von Didi Hallervorden, eine Edelkommunistin, die auf dem Persianer das Parteiabzeichen trug, jedoch aber eine reizende Dame, sie kam zu uns und sagte bloß: „Kinder, was habt ihr nur gemacht?“ Wenn Lehrer das zu 17jährigen sagen, dann war es bitter gravierend.

Dann ging es mit Einzelverhören los. Sie wollten es keinem anderen als mir in die Schuhe schieben, vergeblich. Dann waren sie auch bei meinem Vater, der hat sie rausgeschmissen, weil sie ihm so kamen: natürlich bürgerlicher Herkunft, dann Offizier und was so alles dazu passte. Das ganze Syndrom des Klassenfeindes stimmte. Eigentlich wollte man mich von der Schule haben, und in dieser Zeit haben wir tatsächlich mit Hausdurchsuchung, auch mit Verhaftung rechnen müssen. Es endete dann so, dass meine Verhaltensnote um zwei Noten herabgesetzt wurde. Die Kopfnoten im Zeugnis der 11. Klasse, womit ich mich zum Studium bewerben sollte, lauteten: Betragen 4, Gesamtverhalten 4, dazu eine entsprechende Beurteilung. Eigentlich verdanke ich es nur meinem künftigen Schwiegervater, dass ich mich zurückhielt, in den Westen zu gehen. Er hatte seine Erfahrungen im Schuldienst, er war in seiner Zeit der berühmteste Herderforscher, vor dem Krieg Oberstudiendirektor; er wusste mit solchen Dingen umzugehen und hat mich dann beruhigt, ich solle nichts überstürzen. Aber nach der Wende, als ich meine Stasiakte auch einsehen konnte, erfuhr ich, dass sie etwas über mich angelegt hatten, das mich verfolgte.

Langsam begriffen wir, was eigentlich in Vorbereitung war, es war die Mauer. Pressionen bildeten die Vorspiele. Die Zulassung zum Studium bekam ich nur mit Auflagen. Eigentlich wollten sie mich erst gar nicht zulassen, dann hieß es, ich müsse mich zwei Jahre in der Produktion bewähren; dann aber wurde es noch einmal abgemildert, denn es war noch nicht der 13. August 1961. In Weimar gab es immer weniger Ärzte. Meine Klassenkameraden meinten, wir hätten die Zulassung zum Studium meinem Vater zu verdanken. Es wurde dann ganz pragmatisch entschieden, wenn der nun also auch noch weggeht, dann hätte Weimar nur noch ein oder zwei praktische Ärzte für 60.000 Menschen, das gehe ja nicht.

Also bekam ich die Zulassung zum Studium. Offizier musste ich nicht werden, aber Abiturienten wurden Pressionen in dieser Richtung ausgesetzt. Es musste ein bestimmtes Soll an Offiziersbewerbern aus den Abiturklassen gestellt werden. In Thüringen und Sachsen war es ein Drittel, und wenn es nicht geschafft war, dann wurden die Lehrer hart drangsaliert. Im Nachhinein muss ich sie bewundern, die vor und nach 1945 sehen mussten, wie sie mit den Systemen klar kamen und sich trotzdem treu blieben.

Vor dem Studium habe ich dann ein praktisches Jahr in Jena absolviert, war aber zugleich an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena vorimmatrikuliert. In der DDR fehlte es gravierend an Ärzten, weil sehr viele in die Bundesrepublik gegangen waren und sehr starke Geburtsjahrgänge am Anfang der 60er Jahre in den Ruhestand eintraten. In der DDR gab es knapp 1.000 Studienplätze für Mediziner, man brauchte aber jedes Jahr ungefähr 3.000 bis 4.000. Nach dem 13. August 1961 konnte man erst richtig rechnen und planen, da die Lecks verstopft waren. Da schickte man Medizinstudenten in die sozialistischen Länder. Ich wurde dann einmal auf das Prorektorat für Studienangelegenheiten nach Jena gebeten. Von einem Schulfreund wusste ich, dass Studienplätze in Prag, Warschau, Budapest, Bukarest und Sofia zur Verfügung standen, aber auch in Leningrad und Moskau. So, und da bekam ich dann also schon ein bisschen Hinweise. Nach Leningrad musste ein ganz langer Mantel mitgebracht werden, das kam für mich dann schon nicht in Frage. Warschau wollte ich wegen der polnischen Sprache nicht, Budapest mit Ungarisch fand ich auch zu schwierig. Mein Vater, der mit der 6. Armee beim Griechenlandfeldzug auch durch Rumänien gekommen war, empfahl mir Bukarest. Das war auch richtig, denn Rumänisch ist eine romanische Sprache, ich hatte Latein in der Schule gehabt. Daher entschied ich mich für Bukarest.

In Vorbereitung auf das Auslandsstudium kam ich an die ehemalige Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) in Halle zum Sprachintensivkurs. Sie war sehr schön in den Franckeschen Stiftungen gelegen, wo der große Theologe und Pädagoge August Hermann Francke, gewirkt hatte. Das war ein Schnellkurs von acht Wochen, und mit der rumänischen Sprache, einer ostromanischen Ausprägung des Latein, hatte ich kein Problem. Da kamen wir dann nach Bukarest. Dort erlebte ich die Kuba-Krise mit. In der Botschaft der DDR traf ich das erste Mal auf einen gebildeten marxistischen Philosophen. Dort gab es eine Studentenabteilung, die ein Dr. Werschky leitete, ein hervorragender Mann, eloquent, gebildet, mit Umgangsformen. Umgangsformen in der DDR sind ein Thema für sich. Wer, wie ich, aus einer bestimmten bürgerlichen Schicht kam, war anders erzogen, und schnell diskriminierte man sich, wenn man sich so, wie man es gewohnt war, auch in der Schule benahm, dann war man gleich als hochnäsig, bürgerlich eingestuft. In Bukarest habe ich das erste Mal so richtig etwas von Philosophie gehört, das hat mich dann auch interessiert. Wir wurden dort über die Weltgeschehnisse infor-

miert wie niemals zuvor. Man hat uns nicht die Taschen voll gehauen, sondern reinen Wein eingeschenkt. So gut informiert, wie während dieser zwei Jahre als Student in Bukarest, bin ich es dann in der DDR-Zeit nie wieder gewesen.

Im übrigen war Rumänien damals wohlhabend, die hatten die Erdölfelder von Ploiești. Mag sein, dass die Rumänen über ihre Verhältnisse lebten, aber sie lebten richtig gut, so dass wir fast dachten, im Westen zu sein. Rumänien ging damals seinen eigenen Weg, es war der einzige sozialistische Staat, der diplomatische Beziehungen mit Israel hatte. In Bukarest gab es zum Beispiel ein jiddisches Theater. Dort sah ich die Dreigroschenoper auf Jiddisch, das war hoch interessant. In den Antiquariaten konnte man sehr gute Bücher kaufen, auch von jüdischen Schriftstellern, die in Deutschland natürlich nicht zu haben waren. Ich habe auch im Bukarester Ärzt orch ester Violine gespielt. Diese Zeit möchte ich nicht missen.

Verhältnismäßig früh war ich promoviert, nicht mal 24 Jahre alt. Mein Spezialgebiet, über das ich in Halle promovierte, gab es in Rostock überhaupt noch nicht. Das war die Neonatologie, und ich hatte eine ganz bestimmte Erkrankung von Frühgeborenen beforscht, die auch jetzt noch als Herausforderung gilt. Auch damit schützte ich mich, zusammen mit meiner Kultur vor „gesellschaftlichen“ – wie man sagte – Aufträgen.

Nur einmal hatte ich eine unangenehme Auseinandersetzung, als sie kamen und Militärärzte bei uns werben wollten. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits verheiratet und wir hatten schon unser kleines Söhnchen. Da war ich so arrogant und habe der Kommission gesagt: „Also erstens habe ich mich an das wissenschaftliche Arbeiten gewöhnt, und ich gehe davon aus, dass ich mich bei der Nationalen Volksarmee in dieser Weise nicht betätigen kann.“ Fassungslosigkeit. Die Stimmung merkte ich und setzte verstärkend, zweitens, hinzu, dass ich verheiratet sei und wir schon ein Kind hätten. Das war ein Schutz, weil Familie immer auch Schutz ist. Meine Frau sei in Rostock im Engagement, und das war mein Befreiungsschlag. Man hätte uns irgendwo in der Nähe zusammenbringen müssen, in Rostock gab es ja keine Wohnungen, so haben sie mich in Ruhe gelassen.

Dann kam ich nach Rostock zu Prof. Kirchmair,<sup>1</sup> der 1961 aus Hamburg nach Rostock berufen worden war. Es gab also noch gesamtdeutsche Berufungen, wie übrigens die medizinisch wissenschaftlichen Gesellschaften ebenfalls noch nicht geteilt waren. Prof. Kirchmair war zuvor im Libanon an der amerikanischen Universität und schwärmte immer von dem wunderbaren Beirut. Er hat damals unsere Universitätskinder- und Jugendklinik in Rostock für die kommenden Jahrzehnte entscheidend geprägt. Er gab mir auf, ich solle mich auf Station Säugling A begeben, das war die Neugeborenenstation, damit ich mich an die Maße der

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Heinrich-Robert Kichmair, *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002024](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002024)



Pädiatrie gewöhne. So gesehen, bin ich auch nach 40 Dienstjahren immer noch am Anfang, denn man wird ja in der Wissenschaft nie fertig.

Das nächste einschneidende politische Erlebnis war der August 1968, der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in Prag. Ich würde das als ohnmächtige Empörung beschreiben. Wir hatten damals auch mehrere SED-Genossen an der Universitätskinderklinik, darunter einen Oberarzt, den ich persönlich fachlich hoch geschätzt habe. Dieser Oberarzt hat sich am nächsten Tag bei uns dafür bei uns entschuldigt, die wir alle verständnislos waren. Er hat gesagt, er schäme sich auch dafür. Später war er Chefarzt am Regierungskrankenhaus der Kinderklinik in Berlin und ist dann über den Tod von Honeckers Enkelkind gestolpert.

Eine enge Freundschaft erwuchs mit Ingo Richter<sup>2</sup> seit der Weihnachtsfeier 1967 in der Kinderklinik. Wir stellten Gemeinsamkeiten fest: Vater Arzt, Großvater Pastor, Hobby Geige und Cello. So haben wir uns gefunden, wir hatten gemeinsamen Stallgeruch. Ingo Richter und ich waren uns einig. Wir hatten hochfliegende Träume, wir wollten habilitieren, wir wollten unseren Weg gehen, ja, das wollten wir richtig, und haben uns auch niemals davon abbringen lassen. Da muss man sehr, sehr geduldig sein und immer substanziell arbeiten.

In der Wissenschaft ergab es sich, dass wir zusammen mit Professor Willi Heine<sup>3</sup> – er war unser Bester – ein Forschungsgebiet aufbauten, das internationales Renommee erreichte und auch noch hat. Es war richtig innovativ, wir haben darüber in den Vereinigten Staaten und in England publiziert, in deutscher Sprache hätten wir das gar nicht tun können, so dass Anfang der 80er Jahre amerikanische Wissenschaftler zu uns nach Rostock kamen, um diejenigen kennen zu lernen, die plötzlich in der Literatur auftauchten. Gemeinsam habilitierten Ingo Richter, Hans-Joachim Stolpe und ich auf diesem Gebiet.

Im Jahr 1980 bin ich in die Partei eingetreten und habe damit vielen Freunden ein Leid angetan. Ich hatte ja gesagt, welchen Hintergrund ich habe. Aber als ich in der Kinderklinik anfang, sah ich dann die Genossen und wie das Ganze lief. Ich konnte nicht begreifen, dass solche Inflexibilität und zum Teil auch Unfähigkeit regiert. So ging das auch manchen Anderen, und wenn man etwas mit aufbauen will, zupacken will, dann bringt man sich ein. Die FDJ, das war eine Formsache. Im ersten Jahr meiner Assistentenzeit war ich noch nicht in der Gewerkschaft, aber Jeder war in der Gewerkschaft, das war überhaupt nichts Besonderes.

In der Partei störte ich eigentlich die Genossen, ich passte überhaupt nicht in das Schema mit meinem Hintergrund. In jedem meiner Lebensläufe in der DDR

---

<sup>2</sup> Prof. Dr. Ingo Richter, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001655](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001655)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 266-292.

<sup>3</sup> Prof. Dr. Willi Heine, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000943](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000943)



schrieb ich, dass ich einem christlichen Elternhaus entstamme und christlich erzogen wurde. Dennoch, das sagte ich mir immer, muss es doch wohl möglich sein, sich positiv in ein wachsendes Umfeld einzubringen. Das war für mich nicht die Partei, sondern die Gewerkschaft: ich wurde Vorsitzender der Gewerkschaft unserer Abteilung. Einer meiner Vorgänger war übrigens Lothar Pelz,<sup>4</sup> der ja auch schon als Zeitzeuge bei Ihnen war. In der Gewerkschaft ging es um Ferienplätze, um Kulturarbeit, um Unterstützungen. Bei Streitfällen glättete eine so genannte Konfliktkommission nach Möglichkeit Probleme unterhalb des Gerichtsniveaus. Es wurden Arbeitskollektive, wie sie genannt wurden, eingerichtet, die eine sehr große Rolle für die Organisation der Arbeit spielten. Man machte dann auch andere Dinge gemeinsam wie zwanglose Begegnungen oder Feiern. Gewiss wurde die Arbeit politisch unter der Überschrift der Sozialistischen Arbeit vereinnahmt, aber ich wurde in dieser Zeit angesprochen und befragt, konnte Einfluss nehmen.

Meine Eltern waren bestürzt, als ich ihnen davon erzählte. Mein Freund Ingo Richter meinte, ich würde viele Freunde verlieren, aber die habe ich nie verloren. Denn im Grunde genommen werden Menschen nach ihren Taten bemessen. Einen Grundsatz habe ich mir immer bewahrt: was man sagt, muss stimmen. Man muss nicht immer alles sagen, aber was man sagt, muss stimmen. Die Wahrheit, das ist der Punkt, hält man sich daran, dann kommt man mit sich selbst immer klar.

Sie können in einem System nur etwas von innen heraus bewegen. Solche Gedanken hegte ich auch, vielleicht nicht ganz so zielgerichtet wie es erscheinen mag. Den Gewerkschaftsvorsitz des Universitätsklinikums führte ich vier Jahre. Das wurde mir dann nach der Wende übel genommen, weil man in dieser Funktion mit Dingen in Verbindung kam, wo es brisant wurde. Man saß dann an einem Tisch mit dem Prorektor für Medizin, dann saßen dort der Parteisekretär, die Oberin, der Gewerkschaftsvorsitzende und der FDJ-Vorsitzende. Dort wurde entschieden. Als ich diese Funktion übernahm, war ich – Sie mögen denken, das sei Ahnungslosigkeit von mir – der Meinung und habe es auch versucht zu praktizieren, dass in diesem zentralistischen System die Gewerkschaft ein Bereich war, in dem Basisdemokratie praktiziert werden könne. Wir haben richtig Gewerkschaftswahlen gemacht, Vertrauensleute wurden da gewählt von Stufe zu Stufe. Es war nicht vorgeschrieben, wer in solche Leitungsfunktion kommen sollte. Es waren also nicht nur Mitglieder der SED dabei, sondern auch der CDU, der LDPD, der NDPD oder Parteilose. Auch hatte ich sehr wohl praktizierende Christen bei mir in der BGL (Betriebsgewerkschaftsleitung), die sonntags mit dem Gesangbuch in der Hand zum Gottesdienst gingen.

---

<sup>4</sup> Prof. Dr. Lothar Pelz: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001769](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001769)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in diesem Band, S. 317-342.

Der beste Schutz gegen den Kontakt mit der Staatssicherheit – und da musste man sich absolut schützen – das war Offenheit. Es gab bei uns in der Klinik einige, bei denen man das immer vermuten musste. Selber habe ich mir gesagt – vor und auch während meiner Parteizeit –, die darf man nicht mit der Fingerspitze berühren, wenn man das tut, hat man Pech an der Fingerspitze, und dieses Pech wird man nie wieder los. Das mag ja etwas übertrieben und theatralisch klingen, aber so ist es. Wenn Sie meine Publikationsliste angucken: ich habe niemals mit Leuten zusammen gearbeitet, darauf habe ich immer geachtet, derer ich mir menschlich nicht sicher war. Beschämend fand ich übrigens das Verhalten von Genossen im engen Kreis, als die Aktion „Schwerter zu Flugscharen“ lief. Plötzlich fingen sie an, Bibelzitate auszukramen und dann sich damit auch noch zu brüsten, weil sie einmal eine halbe Seite in der Bibel gelesen hatten. Das war nicht zu ertragen.

In dieser Zeit war Joachim Gauck unser Pastor in Evershagen, wo wir wohnten. Er war einige Male bei uns zu Hause zu Besuch. Er wollte mich unbedingt für den Gemeindekirchenrat haben. Ich sagte: „Mensch, Herr Gauck, das geht doch nicht, ich bin doch dort.“ „Ach,“ antwortete er, „da wären Sie nicht der erste Genosse, der so etwas macht.“ Später, im Frühjahr 1990, nach der ersten demokratischen Wahl in der DDR, er war gerade Volkskammerabgeordneter geworden, fuhren wir an dem Tag gemeinsam nach Berlin, an dem er sein neues Abgeordnetenzimmer im Gebäude des vormaligen Zentralkomitees der SED beziehen wollte. Im Zug konnten wir uns drei Stunden lang ungestört unterhalten. Was er da voraussagte, ist dann auch alles so eingetreten.

Meine politischen Aktivitäten in der DDR haben mich nicht verbogen, ich bin eben so geblieben, wie ich immer war. Die Ehrenkommission verhängte als Strafe für meine BGL-Tätigkeit für fünf Jahre einen Karrierestopp. Dennoch fühle ich mich in einer vorzüglichen Lage, ich grüße nach rechts und nach links und betrachte das als meine Mitmenschlichkeit. Meine Funktionen habe ich übrigens ins Internet gestellt, damit es historisch authentisch ist. Vielleicht hätte es die Universität Rostock leichter gehabt, wenn sie ganz abgewickelt und neu gegründet worden wäre.

Noch zu DDR-Zeiten, Anfang der 1980er Jahre, wollte ich übrigens ins Ausland gehen und dort als Arzt ein Jahr arbeiten. In meiner Ahnungslosigkeit hatte ich mich dazu gemeldet und wurde dann mit meiner Frau in die Kaderabteilung der Universität bestellt. Da saß eine Frau Herberger, die mit kalter Stimme zu meiner Frau sagte, sie müsse sofort die Verbindung zu ihrer Schwester abbrechen, die als Modegestalterin in Westberlin lebte; ihre Eltern waren nicht mehr am Leben. Meine Frau brach sofort in Tränen aus, und das hat dann schon gereicht. Ich war abserviert; und mein damaliger Chef hat mir dann nicht ohne einen gewissen Zungenschlag bedeutet, dass das ja für mich dann erledigt sei. Wer nicht ins Ausland fahren durfte, war an der Universität erledigt. Hohe Leitungs-

funktionen gab es nur für Reisekader. Das bin ich also trotz meiner Aktivitäten nicht geworden, das hatte ich auch gar nicht im Sinn.

Mir wurde zwar später in der Ehrenkommission vorgeworfen, ich hätte aus Karrieregründen diesen Schritt getan. Das habe ich nicht. Das, was ich erreichen konnte, beruhte auf meinen Fähigkeiten. Ich habe dann alles getan, damit ich dann die Funktion in der Gewerkschaft wieder los werden konnte, was mir 1987 gelang.

Wissenschaftliche Zusammenarbeit, verbunden mit Reisen, gab es mit dem Osten. Wir hatten eine enge Zusammenarbeit mit dem Institut für Pädiatrie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften am Lomonossowski Prospekt in Moskau. Wir führten arbeitsteilige Forschung durch, und ich sage Ihnen, wo das auch immer in der Welt ist, Sie können nur gut zusammen arbeiten, wenn Sie sich menschlich erst einmal öffnen. Das haben wir da geschafft. Wir haben dort richtig gute Freunde gefunden. Gemeinsam machten wir Experimente, die wir hier in der DDR nicht hätten machen können, weil es hier keine entsprechenden medizinischen Forschungsinstitute für unser Gebiet gab. Aber wir hatten Know-how. Zusammen untersuchten wir Auswirkungen des Sauerstoffmangels bei ungeborenen kleinen Ratten und den Einfluss auf den Eiweißstoffwechsel. Das war unser Gebiet. Mit stabilen Isotopen markierte Aminosäuren nutzten wir in Moskau bei kleinen Ratten für diese Markierungen. Dann arbeiteten wir die Organe soweit auf, dass wir das Eiweißpulver mit nach Rostock nehmen und die Sachen fertig stellen konnten. Die Ergebnisse wurden gemeinsam publiziert.

Arbeitsteilige Forschung gab es auch mit Prag und Budapest. Das war für uns insofern interessant, als wir Ärzte trafen, die ein oder zwei Jahre, wenn sie das Geld hatten, in den Vereinigten Staaten hatten arbeiten können. Da bekamen wir von ihnen aus zweiter oder dritter Hand Informationen. So lief das, bis wir den eigenen Durchbruch in unserer Forschung schafften, wie ich vorhin schon sagte, als die Amerikaner zu uns kamen. Wir hatten erfolgreich bestimmte Nahrungs-Neuentwicklungen erforscht. Da kam der zweitgrößte Nahrungshersteller aus den Vereinigten Staaten, MEAD JOHNSON zu uns, dem wir das Patent für ein Anreicherungsmittel für Frauenmilch verkauften, das heute noch in den USA produziert wird. Dafür gab es viele Dollar, aber nicht ein einziger Dollar ist bei uns in der Universitäts-Kinder- und Jugendklinik gelandet, sondern alles bei der Ihnen bekannten Firma des Herrn Schalk-Golodkowsky. Die haben also alles da eingesteckt.

Wir hatten also internationale Zusammenarbeit, wiewohl mit begrenzten Reisemöglichkeiten. Meine erste Reise in die Vereinigten Staaten fand nach der Wende statt. Da durfte ich für vier Wochen an die Brown-University in Providence.

Dann kam für uns die Umstellung auf das neue Medizinalsystem nach dem 3. Oktober 1990. Ich hatte meinen Kollegen immer gesagt, es interessiert in 20 oder

30 Jahren überhaupt nicht mehr, dass wir einmal DDR waren. Patientenakten sollen 30 Jahre gelten. Diese haben wir zielgerichtet vorbereitet, damit wir für die bundesdeutsche Rechtsprechung und auch sonst vom 4. Oktober 1990 an alle Qualitätsanforderungen erfüllen. Das war Qualitätsmanagement. Damit habe ich den Bundesstandard beispielgebend für die Neuen Bundesländer hier in Mecklenburg-Vorpommern eingeführt. Dafür gründete ich unter dem Dach der Ärztekammer eine Arbeitsgemeinschaft für Neonatologie. Mit diesem Gremium brachten wir unsere Standards ein. Die Neonatologie, für die ich beruflich stehe, haben wir in die deutsche Einheit eingebracht wie den grünen Pfeil an der Ampel. Das gab es in dieser Form nicht in der alten Bundesrepublik. Bei der wissenschaftlichen Evaluierung erwies sich für unsere Arbeitsgruppe, dass für die Neonatologie nach Rostock keine anderen Leute berufen werden mußten. Alles war da, und wir sind noch da. Wir haben unser Forschungsgebiet eingebracht, und das wird auch künftig hier Bestand haben, das lehren wir auch so.

Abschließend darf ich sagen, dass die Wende auch bei mir offene Fragen hinterließ. Aus meiner Sicht ist alles klar geworden, und ich habe, wenn nicht Frieden, dann aber innere Ruhe gefunden. Damit muss man leben, wenn man meinte, etwas aus ethischen Beweggründen zu tun, wird es nicht besser, wenn man plötzlich erkennen muss, dass sich dennoch Dinge vollzogen, auf die man selbst keinen Einfluss hat, die aber keineswegs edel waren. Das ist das Problem, mit dem ich mich auseinander zu setzen hatte. Diese ersten fünf Jahre meiner Tätigkeit nach der Wende, in denen ich manchen Rücken von hinten grüßen durfte, gehören für mich zu den wertvollsten Jahren meines Lebens. Sie haben mich davor bewahrt, nach meinem Naturell, wie von meinen Fähigkeiten her, in Ämter zu streben, in die andere dann sehr schnell und zum Teil auch zu schnell gekommen sind, und dann nicht immer so segensreich tätig sein konnten wie sie vielleicht in ihrem Beruf tätig gewesen wären. Es ist niemals zu spät, immer wieder auch zu sich selbst zu finden.

Wenn Sie eine Vision haben oder irgendeine Idee, schreiben Sie diese auf, sie darf nicht untergehen, lassen Sie sich nie davon abbringen und hören Sie auf Ihre innere Stimme. Und etwas, was ich erst in der Wissenschaft gelernt habe: nichts ist kostbarer als scharfe Kritik, sich zu fragen warum? In dieser Unvollkommenheit möchte ich schließen.

## **Diskussion**

Transkription und Protokoll: Henrik Babanov und Edmund Fanning

Hilde Michael:

Herr Professor Plath, vielleicht können Sie kurz darauf eingehen, wie die Organisation in der DDR-Zeit, zum Beispiel wenn Sie jetzt Ihr Projekt vorantreiben

wollten, gewesen ist. Wie war der Behördenweg, wie war überhaupt die ganze Rechtsangelegenheit?

Christian Plath:

Überhaupt kein Problem! Planwirtschaft! Ich habe meinen Volkswirtschaftsplan in der Forschung selbst geschrieben. Und die Themen waren so originell, dass das auch nicht sehr schwierig war, ein bisschen Geld dafür zu kriegen. Dann haben Sie das gemacht. Es gab sogar einen Trick! Der Volkswirtschaftsplan war so ein Werk, das kein Mensch vollständig durchlas. Dann hat man dort etwas hineingeschrieben, und ein Jahr später sagte man, dass das Vorhaben im Volkswirtschaftsplan steht, und Volkswirtschaftsplan war Gesetz. Dann hatte man das Geld. Das heißt, es herrschte eine unglaubliche Gestaltungsfreiheit. Es war nicht so, dass Sie irgendwelche Projekte vor Gutachtern verteidigen mussten. Das war die Schwäche. Allerdings gab es in Rostock auch ganz scharfe Kritiker, Professor Klinkmann<sup>5</sup> zum Beispiel, der war eine etwas andere Kategorie. Ihn habe ich aus etwas Distanz vier Jahre lang auch erlebt. Was der an Diskussionen bei Projekten aufgezogen hatte, das war, so sagte man damals, Weltniveau. Auch in unserer Gruppe haben wir, bevor wir mit etwas herausgekommen sind, das intern vorher so kritisch diskutiert, wie es unsere schlimmsten Feinde niemals mit uns diskutiert hätten. Und dazu braucht man die Freundschaft. Das muss ausgehalten werden und das ist eine menschliche Qualitätsvoraussetzung.

Catharina Trost:

Ich habe eine Frage zu Ihrer Habilitation. Ich weiß, dass man immer so genannte „rote Floskeln“ einbauen musste. Wie ist Ihnen das eigentlich, rein vom menschlichen her, von der Feder gegangen? Oder haben sie sich hingesetzt und sich gesagt: „Ich mach das mal eben?“

Christian Plath:

Unsere Habilitation hatten wir schon in fünf oder sechs „peer reviewed Journals“ in den Vereinigten Staaten publiziert. Das heißt, wir haben also, wie man das so machen kann, nur noch alles ausführlicher zusammengeschrieben, und ich habe die Gesamteinleitung verfasst. Ich sage Ihnen wie das ist, wenn man frühmorgens aufwacht. Ich habe mir gesagt, bei Goethe war das auch so: wenn der frühmorgens aufgewacht ist, standen die Gedanken wie die guten Geister vor ihm. Und so bin ich dann eines morgens im Februar 1983, wir hatten alles so weit fertig, sonntags um halb fünf aufgestanden, hab mich an den Schreibtisch gesetzt und

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Horst Klinkmann, Catalogus Professorum Rostochiensium:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002057](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002057)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 223-253.



hab die gesamte Einleitung, es waren, glaube ich, zehn Seiten, aufgeschrieben. Um acht Uhr haben wir gefrühstückt, und ich habe nie ein Wort daran geändert. Das heißt also, es war alles schon oben fertig, war alles validiert und hatte mit Politik überhaupt nichts zu tun. Das ist vielleicht etwas untypisch.

Edmund Fanning:

Nachdem Sie zwei Jahre lang Weltoffenheit und Informationsflut in Rumänien kennen gelernt hatten, wie sind Sie danach mit der Informationsabschottung in der DDR umgegangen?

Christian Plath:

Ach, das war furchtbar! Ich habe Klaustrophobie gekriegt. Das ist die Furcht vor Eingeschlossenheit. Das ist so, wenn sie im Kino sitzen und sind klaustrophob, dann müssen sie immer außen sitzen, weil sie sonst panisch werden. Mir ist das so gegangen. Ich habe dann in Halle an der Saale weiterstudiert und konnte keinen Zug mehr tuten hören. Man hat Fernweh. Darunter habe ich also sehr gelitten. Das war auch einer der Gründe, weshalb ich überhaupt nicht nach Thüringen zurück wollte, also nach Weimar und auch Rudolstadt. Nichts gegen kleine Residenzstädtchen, aber die Musik spielte damals woanders. Leipzig kam nicht in Frage. Das war schon so verfallen. Andererseits ging es darum, dass meine junge Frau ein Engagement als Geigerin gebraucht hat, und nach Berlin wäre ich niemals gegangen. Diese Mauer zu sehen, das war so trostlos. Rostock war das Ideal, in jeder Hinsicht. So war das dann und so ist man halt hier geblieben. Ich wollte eigentlich in Rostock nie hängen bleiben, ich habe stets gesagt, immer reisefertig mit zwei Koffern.

Heiko Marski:

Sie haben ja vorhin auch gesagt, dass Sie in die SED eingetreten sind, weil Sie Dinge verändern wollten. Jetzt sind Sie ja für die SED eigentlich der Prototyp der Menschen, die man nicht haben möchte. Sie sind christlich, sie kommen aus einer bürgerlichen Familie und Sie sind obendrein auch noch engagiert. Wie sind die Parteioberen denn mit Ihnen umgegangen? Haben Sie dort gemerkt, dass man Ihnen Steine in den Weg legt, Mauern errichtet und dann sagt: „Dort können Sie gerne etwas machen aber weiter bitte nicht“?

Christian Plath:

Nein, man konnte mit allen eigentlich umgehen. Die sind mit allen umgegangen. Mir war es vorbehalten, und das hat man mir ganz offen so gesagt, dafür hatte man Kadergespräche, Gewerkschaftsarbeit zu leisten. Da waren auch Kollegen, mit denen habe ich auch weiter zusammengearbeitet, die haben dann mit mir ein Gespräch geführt. Ich habe ja niemals eine Parteifunktion in dem Sinne gehabt,

die hätte ich auch nie bekommen, das haben sie mir auch ins Gesicht gesagt. „Christian“, haben sie mich geduzt, „du wirst dich in der Gewerkschaft immer aktiv halten!“. „Ja“, sagte ich, „das kann ich gerne machen.“ Damit war die Sache klar. Ich habe nicht ein einziges Mal meinen Fuß über die Schwelle der Universitätsparteileitung gesetzt. Da ging ja mancher ein und aus. Kaffeetrinken war ja dort üblich. Ich kenne diese Räumlichkeiten nicht von innen, sondern habe nur aus der Funktion heraus, was ich vorhin bereits erwähnte, an diesem Tisch zusammen gesessen. Ich will Ihnen aber, anknüpfend an diese Frage, etwas sagen wo es brisant wurde, wann es für mich innerlich fast lebensgefährlich wurde in diesem Posten. Als es möglich wurde, Ausreiseanträge zu stellen – Sie nicken so verständnisvoll, Sie haben die Zeit offenbar hier miterlebt – wurde man der Sache nicht mehr Herr. Und wenn etwas Auffälliges vorkam, dann sind Staatssicherheit und Partei sofort vor Ort gewesen. Das war ja so abgeschottet, das können Sie sich gar nicht vorstellen. Nun kamen sie aber auch noch zur Gewerkschaft, weil die Gewerkschaft jetzt Einfluss nehmen sollte. Somit kamen sie auch zu mir. Das war der Punkt, wo ich mich fragte: „So, was mache ich jetzt?“ Schließlich habe ich das gemacht, was ich immer gemacht habe, ich habe Öffentlichkeit hergestellt. Ich habe gesagt: „Na selbstverständlich, wir machen das so: Wir machen eine erweiterte BGL-Versammlung, Betriebsgewerkschaftsleitung Medizin.“ Dazu waren auch die Abteilungsgewerkschaftsleitungen von allen Kliniken geladen, einschließlich aller AGL-Vorsitzenden, das wäre in diesem Fall auch Herr Pelz gewesen. „Dann bestellen wir den zuständigen Mitarbeiter“, ich wusste ja gar nicht, wo der her kam, vom Rat der Stadt wahrscheinlich. Solche Ausflüchte, wie sie dann folgten, hatte ich noch nicht gehört. Das Ganze ist dann nie zustande gekommen. Ich habe das dann auch in meiner Stasi-Akte gelesen. In bin in dieser Funktion, sagte ich zu meinen Kollegen, fast wie ein neugeborenes Kind, durchgewandelt. Da ist mir dann nichts passiert. Das heißt also, man musste offen und ehrlich sein.

Und dann noch etwas, ein Grundsatz meines Vaters: Geben Sie niemals eine Blanko-Unterschrift, das habe ich von meinem Vater schon gelernt. Ich musste als Junge immer seine Rezepte stempeln, immer tausend auf einmal. Ich konnte das ganz schnell. Bei der Kassenabrechnung habe ich auch immer mitgeholfen. Weiterhin hat er mir genau beigebracht, wie er Dokumentationen machte. Dann habe ich immer, wenn er was ausgefüllt hatte, gesehen, dass er vor seiner Unterschrift einen Schrägstrich über das ganze Dokument machte, damit keiner dort irgendwie etwas noch zusätzlich eintragen konnte. Das habe ich hier vom ersten Tag an beibehalten. Ich habe eben auch gesehen, wie nachlässig viele mit solchen Sachen umgegangen sind, die haben überhaupt nicht nachgedacht. Das mag jetzt formalistisch klingen, hat aber etwas mit Zuverlässigkeit und Dokumentation zu tun. Geben sie niemals eine Blanko-Unterschrift! Ich hätte nie ahnen können, was das für Konsequenzen haben konnte, wie ich hätte reingelegt werden können. Dort ist

also ein Punkt gewesen, an dem es absolut gefährlich war. Aber die Sache wurde abgewendet.

Ich habe natürlich auch andere Situationen erlebt. Ich war ungedient, denn die Wehrpflicht wurde ja erst nach dem 13. August 1961 eingeführt. Die Volksarmee gab es aber schon ab 1955. Mich haben sie dann mit 32 Jahren das erste Mal als Reservisten eingezogen, obwohl ich schon längst Facharzt war. Zur Strafe kam ich mit dem niedrigsten Dienstgrad, Soldat, später als Maat, einem Unteroffiziersrang und nicht, wie es einem Facharzt zugestanden hätte, als Offizier zur 4. Flottille. Mir kam nur entgegen, dass ich schon graue Schläfen hatte. Viele Kapitäne zur See waren total verunsichert, dass der Arzt, vor dem sie aus Gewohnheit in der Sprechstunde Haltung annahmen, nur ein Maat war. Einmal habe ich dort an einem Patienten eine Hepatitis A diagnostiziert und deren ganze Einheit, also das komplette Schiff unter Quarantäne gesetzt. Was ich damals nicht wusste, dieses Vermessungsschiff war ein Aufklärer der Staatssicherheit, das normalerweise im Skagerrak, mit Elektronik voll gestopft, auf Vorposten lag. Da wollten sie mich so bearbeiten, dass ich meine Diagnose ändere, was ich aber nicht tat. Man lebte halt mit diesen Leuten und Situationen. Einmal bin ich 1976 als begleitender Arzt auf einem Schiff mit in Königsberg gewesen. Bei dieser Fahrt war eben auch einer dabei, da haben alle gesagt, das ist der Stasibegleiter. Ich sehe diesen Menschen hin und wieder auch heute noch auf der Straße. Damit müssen die nun leben, wie auch immer. Es waren immer, wenn etwas passierte, auch das müssen Sie wissen, sofort die Kriminalpolizei und die Staatssicherheit da. Wir hatten da mal einen medikamentösen Verwechselungsfall bei uns in der Kinderklinik, sehr bedauerlich, aber zum Glück ist nichts Ernsthaftes passiert, und da sind dann auf der Stelle die so genannten ermittelnden Organe vor Ort gewesen. Genauso wenn es irgendwo gebrannt hatte oder eine Leitung im Klinikum gebrochen war, musste der staatliche Leiter sofort anwesend sein und dann kamen auch unmittelbar darauf die Ermittlungsorgane. Nicht, dass man an diese Dinge gewöhnt gewesen wäre, aber es war eben immer präsent und man hat sich sogar teilweise darüber lustig gemacht. Das können Sie sich jetzt nicht so vorstellen, aber wenn ich zum Beispiel mit Ingo Richter in Moskau in einem dieser großen Hotels gewesen bin, haben wir uns erstmal vor allen Wänden verneigt und sagten: „Genosse Oberst, wir sind wieder da.“

Raimund Schneider:

Ich habe bei ihrem Vortrag zwei Sachen nicht ganz verstanden, zum einen, wie war das noch 'mal 1968 mit ihrem Oberarzt in Prag und zum anderen, die Umstände um den Tod von Honeckers Enkel, wo der Arzt dann gehen musste.

Christian Plath:

Das ist auch jetzt so, wenn etwas passiert, also wenn irgendeine Prozedur, das ist eine Therapie oder ein Ablauf, nicht optimal verläuft, sind Sie sofort schuldig, denn das ist ein Organisationsverschulden. Da werden Sie sofort als Erstes gefragt, wie haben sie das organisiert und wenn sie nicht lückenlos nachweisen können, dass sie alles richtig gemacht haben, bekommen sie den Schwarzen Peter zugeschoben. Das ist immer so gewesen und darüber ist er letztendlich gefallen. Diese Geschichte ist im Fernsehen ja oft gezeigt worden, auch alles was dann noch nachkam, wie Erich Honecker da am Grab stand und diese Sache ihm unheimlich unter die Haut ging. Sein Enkel hatte eine ganz schwere Virusinfektion, eine Enzephalitis bekommen und da gibt es auch Todesfälle. Die gibt es eben einfach.

Raimund Schneider:

War das eine politische Entscheidung, dass der Arzt abgesägt wurde oder war das ein ganz normaler Vorgang?

Christian Plath:

Da gab es nichts Unpolitisches, das ist sehr komplex. Das ist aber vielfach so.

Raimund Schneider:

Meine zweite Frage war zu diesem Arzt, der sich bei Ihnen entschuldigt hat. Warum hat er sich bei Ihnen entschuldigt?

Christian Plath:

Der hat sich geschämt, dass deutsche Truppen erstmalig wieder in die Tschechoslowakei einmarschiert sind. Außerdem war es ja noch ein Brudervolk, und das hat einfach keiner verstanden, weil das überhaupt nicht mehr zu vermitteln war. Ich habe dann später, als ich bei der Volksmarine war, erfahren, dass da Leute gewesen waren, die sich als Abiturienten für zwei Jahre verpflichtet hatten und richtig Pech hatten, da sie sich um den 13. August 1961 bei der Fahne aufhielten, wie man damals so sagte, und dieses Ereignis wurde dann zum Anlass genommen, dass sie sich länger verpflichten mussten. Als dann 1968 kam, hat man solche Leute für 25 Jahre verpflichtet, denn es herrschte ein realer Kriegszustand. Es gab also sehr viele Berufsoffiziere in der DDR, die in dieser Zeit richtig ideologisch gepresst worden sind, sich für eine Dienstzeit von 25 Jahren zu verpflichten. Bei einem Kriegsbeginn wissen die einfachen Soldaten nicht, das war schon 1939 so, ob das noch ein Manöver oder schon richtig Krieg ist. Das erkennen sie dann nur noch an der Munition, die ausgegeben wird, ansonsten wird immer schon das Gleiche gemacht, das kriegen sie gar nicht mit.

Reimund Schneider:

Aber er war ja kein Arzt der NVA oder so, er war ja nur ihr Vorgesetzter oder hatte er noch repräsentative Aufgaben inne?

Christian Plath:

In wie weit er involviert war, kann ich nicht sagen, ich weiß nur, dass er als Arzt mehrfach und auch sehr erfolgreich in der Volksrepublik Jemen tätig war. Was das zu bedeuten hat, kann ich jetzt nicht ermessen. Auf jeden Fall musste man damals schon sehr involviert und vertrauenswürdig sein, um solche Aufträge zu bekommen und als Arzt dort längere Zeit tätig zu sein. Um seine ärztlichen Fähigkeiten habe ich ihn immer bewundert, die waren ja auch unbestritten, aber das hat ja mit anderen Dingen nichts zu tun. Das ist ein Beispiel dafür, wie einschneidend das gewesen sein muss, wenn jemand sich so verhalten hat. Das zeigt aber auch wieder, dass er von seiner Herkunft her eben auch nicht lupenrein proletarisch gewesen war. Bei allen Säuberungen unter Stalin und auch später ging man immer gegen diese bourgeoisen oder bürgerlichen Relikte vor. So, wie ich hier davon strotze.

Catharina Trost:

Als sie Ihre Stasiakte nach der Wende eingesehen haben, waren Sie da enttäuscht, irgendwelche Namen dort zu lesen oder haben sie gesagt genau das wusste ich?

Christian Plath:

Ich war erstaunt, wie wenig darin stand. Aus dem nächsten Umfeld war gar nichts zur Stasi gedrungen. Im Segelverein, da war jemand, und mich erstaunte, wie ungebildet diese Leute gewesen sind. Andererseits war ich dann auch stolz, wie sie unsere Erziehung dargestellt haben, wie konsequent wir unsere Kinder erzogen haben, und das ist richtig dargestellt worden. Denn ohne diese Erziehung hätten wir keine konfirmierten Kinder, die musisch erzogen wurden. Das meinte ich eben vorhin auch, dass man in jedem System, wenn man das Glück hat, sich Fixpunkte zu schaffen und sich bemüht, diesen treu zu bleiben, ein gutes und erfülltes Leben führen kann.

Kersten Krüger:

Gut, mit dem Bekenntnis, sich selber treu zu bleiben können wir diese Sitzung beschließen. Wir danken unserem Gast und allen denen, die zugehört und mitdiskutiert haben.



## Schwarz, Reinhold

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001487](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001487))  
vom 28.01.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1964-1974 Dozent für Gynäkologie und Geburtshilfe 1974-1992 o. Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe 1993-1997 Professor (C4) für Gynäkologie und Geburtshilfe
<i>Fakultät:</i>	Bereich Medizin (1969-1990) Medizinische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Frauenklinik

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 25.07.1929 in Stuttgart
<i>Konfession:</i>	evangelisch-lutherisch
<i>Vater:</i>	Rudolf Schwarz
<i>Mutter:</i>	Frida Schwarz, geb. Schaffert
<i>Kurzbiographie:</i>	
1948	Abitur, Leipzig
1948-53	Studium der Humanmedizin, Univ. Leipzig
1955-58	Assistenzarzt an der Univ.-Frauenklinik Leipzig
seit 1958	Tätigkeit an der Univ.-Frauenklinik Rostock
1959	Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe, Oberarzt
1964-74	Dozent für Gynäkologie und Geburtshilfe, Univ. Rostock
1972	Facharzt für Radiologie
1974-97	Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe, Univ. Rostock
1978-81	Visiting Professor, Univ. Basrah (Irak)
1997	Ruhestand

*Akademische Abschlüsse:*

## Studien-

abschluss: 1953 Med. Staatsexamen, Univ. Leipzig

Promotion: 1953 Dr. med., Univ. Leipzig

Habilitation: 1963 Dr. med. habil., Univ. Rostock

*Akademische Selbstverwaltung:*

1993-96 Stellv. Ärztlicher Direktor des Klinikums (Medizinische Fakultät)

1993-97 Direktor der Univ.-Frauenklinik

*Funktionen:*

1982-95 Schriftleiter des "Zentralblatt für Gynäkologie"

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Society of European Gynecologic Oncology

*Ehrungen:*

1983 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina

1999 Ehrenmitglied der Norddeutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe

2002 Ehrenmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe

*Werke (Auswahl):*

Schwarz, R. und Retzke, U.: Gynäkologie und Geburtshilfe - Eine Einführung für Studenten. VEB Volk und Gesundheit Berlin, 1. Aufl. 1977-5. Aufl. 1989.

Kyank, H. und Schwarz, R.: Gynäkologische Operationen. J.A.Barth Leipzig, 1. Aufl. 1971-3. Aufl. 1992.

Kyank, H., Sommer, K.-H. und Schwarz, R.: Lehrbuch der Geburtshilfe. VEB Georg Thieme Leipzig, 1. Aufl. 1971 - 4. Aufl. 1981, 5. Aufl. 1987 im Deutschen Ärzteverlag Köln.

Schwarz, R.: Ionisierende Strahlen sowie Chronische Hypertonie, Hypotonie. In: Erkrankungen während der Schwangerschaft. Hrsg. Kyank, H. und Beller, F.K., VEB Georg Thieme Leipzig und Georg Thieme Stuttgart, 2. Aufl. 1972 - 5. Aufl. 1990.

Schwarz, R.: a) Entzündungen der Adnexe, der Parametrien und des Peritoneums, b) Geschlechtskrankheiten, c) Einführung in die gynäkologische Strahlentherapie. In: Lehrbuch der Gynäkologie. Hrsg. Kyank, H. und Sommer, K.-H. VEB Georg Thieme Leipzig, 1. Aufl. 1969 - 4. Aufl. 1986.

*Quellen:*

eigene Angaben

## **Zeitzeugenbericht von Herrn Prof. Dr. Reinhold Schwarz am 4. Januar 2008**

Kersten Krüger:

Wir begrüßen unseren Gast, Herrn Prof. Dr. Reinhold Schwarz. Er ist Mediziner und war lange Zeit in leitender Stellung in der Gynäkologie tätig. Unser Gast wird zunächst über sein Leben berichten und dann haben wir Zeit für Anfragen. Jetzt, lieber Herr Kollege, haben Sie das Wort.

Reinhold Schwarz:

Zum ersten Mal sitze ich vor einem solchen Gremium, ein Seminar der Philosophischen Fakultät habe ich noch nicht besucht und bin nach meinem Bericht auf Ihre Anfragen neugierig. Also, ich bin 1929 in Stuttgart geboren, kam 1937 nach Leipzig und verbrachte die gesamte Schulzeit in Leipzig. Da mein Vater Mechaniker, also Arbeiter war, kam ich ohne Schwierigkeiten an die Universität. Dort legte ich nach zehn Semestern das Medizinische Staatsexamen ab, promovierte gleich anschließend und war dann zwei Jahre lang in der Niederlausitz im Bergmannskrankenhaus Klettwitz. Damals war es Pflicht, dass man nach dem Examen zwei Jahre in einem so genannten Schwerpunktkrankenhaus arbeitete. Wir müssen ja in der Medizin eine Pflichtassistenz machen, die staatlich vorgeschrieben war. Wenn man sich nicht selbst kümmerte, wurde man irgendwohin gesteckt. Da das nicht meine Art war, haben wir uns schon als Studenten um entsprechende Stellen bemüht. Viele gingen in die damalige Wismut-AG, weil die enorm bezahlte, aber das war auch nicht mein Ding, sondern ich ging in ein Knappschaftskrankenhaus, heute Bergmannskrankenhaus genannt. Dort arbeitete ich zwei Jahre überwiegend chirurgisch und kam dann 1955 an die Universitäts-Frauenklinik in Leipzig. Das war damals die größte Frauenklinik Europas mit 400 Betten und 6.000 Entbindungen pro Jahr.

Erlauben Sie mir einen kleinen Abstecher in die Gegenwart. Herr Bilek, der letzte Chef schrieb mir: „Wir sind zu einem Gemischtwarenladen geworden.“ Ähnlich wie hier, ist auch die Frauenklinik in Leipzig liquidiert worden, es sind 49 Betten übrig geblieben, die in das große Komplexklinikum in der Liebigstraße integriert wurden. Wie das gehen soll, weiß ich nicht, denn die städtische Frauenklinik ist in Leipzig ebenfalls geschlossen. Also ich erwähne das nur am Rande, dass die Neuzeit nicht immer nur Gutes hat. Sie wissen ja, auch hier ist die Frauenklinik geschlossen worden, die ist mit der Südstadt-Frauenklinik vereinigt worden in einem Konstrukt, dass nun eine Universitäts-Frauenklinik in einem Städtischen Krankenhaus tätig ist. Was es werden soll, wenn diese Klinik wieder an einen privaten Anleger verkauft wird, das weiß keiner.

In Leipzig habe ich drei Jahre assistenzärztlich gearbeitet. Der damalige Oberarzt Kyank<sup>1</sup> bekam einen Ruf nach Rostock und fragte mich, ob ich mitgehen wolle. Wir haben also dann einen Abstecher nach Rostock gemacht, haben uns die Klinik angesehen, meine Frau war mit, und wir haben zugesagt. Meine Begründung lautet: Professor Kyank war in meinen Augen damals der beste Gynäkologe in der DDR. Wir sind also 1958 nach Rostock gekommen. Damals hatte die Klinik 222 Betten, und es waren einschließlich Chef zehn Ärzte da. Was das bedeutet, können Sie sich vorstellen. Wenn also zum Beispiel im Kreißsaal zwei Besetzungen jeweils 24 Stunden Dienst, 24 Stunden Pause, 24 Stunden Dienst, 24 Stunden Pause haben, und so fort. Wenn Sommerferien waren, da hieß es drei Wochen Dauerdienst, also drei Wochen Kaserne. Und dann kam der Eine erholt wieder und dann ging der Andere. Das war typisch. Aber so langsam ging es bergauf, und die Arbeit war zu schaffen.

Im Jahr 1962 habilitierte ich zeitgleich mit einem Kollegen, der jetzt schon verstorben ist. Wir vergrößerten uns im Laufe der Zeit immer mehr. Nach knapp einem Jahr wurde ich bereits kommissarischer Oberarzt, und als ich dann die Facharztanerkennung hatte, dann auch Oberarzt. Als Dozent musste man am akademischen Unterricht teilnehmen. Wir hatten damals pro Semester oder pro Studienjahr 400 Unterrichtsstunden, Propädeutik, Untersuchungskurs Gynäkologie, Untersuchungskurs Geburtshilfe und dann die Hauptvorlesungen. Wir haben im Hörsaal noch operiert, was also heute alles undenkbar ist. Im Allgemeinen war es damals üblich, nach fünf Jahren der Dozentur und der Bewährung in Theorie und Praxis den Professorentitel verliehen zu bekommen. Das ging aber nach der Dritten Hochschulreform nicht mehr. Das war nicht vorgesehen, sondern man musste neben der fachlichen Qualifikation einen Auslandsaufenthalt vorweisen, und man musste zusätzlich gesellschaftlich aktiv sein. Letztlich brauchte man auch die Fürsprache der Fakultät, klarer Fall.

Was macht man aber, wenn man parteilos ist, auch einen parteilosen Chef hat und der Chef sich in der Fakultät gegen entsprechende parteiliche Anforderungen wehren muss. Damals mussten die Studenten im Sommer die werktätigen Bauern bei der Ernte unterstützen, Ernteeinsätze leisten. Also sagte mein Chef: „Ich schlage Sie beim Dekan vor, Sie werden den Kartoffeleinsatz der Studenten leiten.“ Das war eine organisatorische Aufgabe und außerdem eine pädagogische mit der Frage, wie geht man mit den Studenten um. Das habe ich also zwei Jahre lang gemacht, bekam dann auch ein Anerkennungsschreiben, was ja wichtig war für die Beantragung der Professur, und wenn ich das dann meinen Kollegen so erzählte, dann schüttelten die nur den Kopf und sagten, so etwas könne es eigentlich nicht geben, also die westlichen Kollegen, muss ich dazu sagen. Weitere gesell-

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Helmut Kyank, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002221](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002221)

schaftliche Aktivitäten eines Parteilosen bestanden darin, in die Gewerkschaft zu gehen, in die Gewerkschaftsarbeit. Ich wurde also in die AGL – Abteilungsgewerkschaftsleitung – gewählt, später in die BGL – Betriebsgewerkschaftsleitung – Medizin. Dort gab es eine etwas merkwürdige Aufgabe, den so genannten Wettbewerb zu organisieren, und zwar auf Fakultätsebene. Was heißt Wettbewerb? Da musste man sich selbst erst einmal fragen, was wir eigentlich wollen. Wir wollen die Patienten gut betreuen, wir wollen aber nicht in Massenideologie verfallen, und auf der anderen Seite war es dann die Frage, was denn die Chefs dazu sagen. Meistens fanden sie den ganzen Wettbewerb Quatsch. Jetzt tun Sie mal so etwas für eine Fakultät, die letztlich dem Wohle der Patienten zugetan ist, aber nicht unbedingt mit Wettbewerb. Aber man wollte ja etwas erreichen, und demzufolge habe ich mir Gedanken gemacht, wie man so etwas vernünftig gestalten kann. Ein Negativbeispiel wäre: wer kommt mit dem wenigsten Zellstoff aus? Wie es den Patienten dabei geht, ist eine andere Frage. Solche Dinge wurden diskutiert, und da musste man also Vernunft walten lassen und zeigen, dass man nach wie vor für die Patienten da ist. Das Andere konnte man nur als politisch gewolltes schmückendes Beiwerk betrachten.

Der Wettbewerb schien in der Medizin gar nicht so schlecht zu sein, jedenfalls im Vergleich zu anderen Fakultäten. Es hieß: „Auf jeden Fall, der Schwarz ist gut, den wählen wir in die Universitätsgewerkschaftsleitung.“ Ich hatte nichts dagegen. Selbst als ich dann die Professur hatte, habe ich mir gesagt, wenn etwas vernünftig gemacht werde, könne man Gutes tun. In der Universitätsgewerkschaftsleitung wurde ich Leiter der Kurenkommission. Die Universität bekam als nicht produktiver Betrieb pro Jahr 50 Heilkuren zugewiesen – 50 bei etwa 5.000 Beschäftigten. Nun können Sie sich vorstellen, wie begehrt diese Kuren waren. Hinzu kam natürlich die Einflussnahme der Partei: „Also der Genosse so und so der muss doch eine Kur bekommen, das siehst du doch ein“ und so weiter. Als es dann nach der Wende darum ging, seine Tätigkeit einzuschätzen oder sich zu verteidigen, da habe ich mal gesagt: „Es gab den Slogan: wo ein Genosse ist, ist die Partei. Meine Devise war: wo ein Nichtgenosse ist, ist die Partei nicht.“ Das heißt, wir haben uns in der Kommission bemüht, die Kuren gerecht zu verteilen nach Notwendigkeit und nicht nach Ansehen bei bestimmten Leuten.

Es war also dann so, dass 1972 der Antrag auf Professur anstand. Auslandseinsatz, ja wohin? Und da kam natürlich mal wieder die Solidarität der Nichtgenossen zum Tragen. Mein Chef sagte: „Ich kenne einen Kollegen am Institut für Mutter und Kind in Prag, da schicke ich Sie hin, ohne große Anträge.“ Also ging ich zwei Monate nach Prag. Wie macht man so etwas, wenn man nicht staatlich geschickt wird, sondern letztlich ohne Geld? Denn man konnte nur die berückichtigten 30 Mark pro Tag umtauschen, nicht mehr. Man musste erst mal ein billiges Unterkommen haben und sich sonst mehr oder weniger durchhungern. Mein Prager Kollege, bei dem ich das erste Ultraschallgerät gesehen habe – wir hatten



überhaupt keins – sagte: „Gehen Sie bloß nicht in unsere Kantine, das ist ein Saufraß.“ Na ja, das sagt alles.

Nach dem Auslandsaufenthalt wurde ich dann ordentlicher Professor. Da hätte es sich eigentlich gehört – im Sinne des Staates –, dass wir die Klinik teilen, damit die Macht des Klinikdirektors gemindert wird. Wenn da zwei sind, streiten sie eher: *Divide et impera* – teile und herrsche, ein altes Prinzip. Das haben wir jedoch nicht gemacht, sondern ich leitete weiter meine Station, war überwiegend onkologisch tätig, sowohl operativ als auch mit Strahlentherapie. Nach wie vor gab es nur einen Klinikchef, und ich war erster Oberarzt. Das war also die innere Solidarität, damit es nicht zu Streitigkeiten kommt.

Jetzt habe ich den Begriff Strahlentherapie erwähnt. In früheren Zeiten war es Sitte, dass die gynäkologischen Patientinnen auch in der Frauenklinik bestrahlt wurden. Das hat, das muss ich zugeben, in vielen Kliniken nicht richtig gut funktioniert, weil die Strahlentherapie eher mit der linken Hand gemacht wurde. Letztlich war das nicht günstig für die Resultate. Gleich, als wir von Leipzig kamen, sagte Kyank: „Sie machen jetzt die Strahlentherapie, hier ist kein Anderer, der sie kann.“ Professor Dr. Herbert Schrimpf war 14 Tage, nachdem wir in Rostock waren, in den Westen gegangen. Damals war die Grenze ja noch offen. Also habe ich die Strahlentherapie übernommen und mir gesagt: „Wenn du was machst, dann machst du das richtig.“ Daher habe ich dann eine Zusatzfachausbildung gemacht, also Zweitfacharzt in Strahlentherapie in der damals noch gesamten Radiologie. Hier in der Paulstraße musste ich kräftig röntgen, damit ich die Qualifikation zur Facharztanerkennung bekam; und ich habe mich so in die Grundlagen eingearbeitet. Ich halte zwei Patente über die gynäkologische Kontakttherapie, und zwar habe ich die damals übliche konventionelle Radiumtherapie mit Radium 226 abgelöst durch die künstlichen Isotope Cäsium 137 und Kobalt 60. Damals waren die Radiumstäbchen 15 mm lang, 2 mm im Durchmesser, und das Salz des Radiumsulfates war im Inneren dort eingelötet. Man musste diese Dinger anfassen und jedes Mal in einen Applikator einfüllen, der dann in das Innere der Patientin kam, dann wieder gezogen wurde und dann mussten die wieder herausgenommen werden. Dabei passierte es manchmal, dass diese Träger teilweise beschädigt waren. Ich habe als Erstes eingeführt, dass man die Dichtigkeit dieser Radiumzellen prüfte. Das kann man machen, indem man sie in ein Reagenzglas einschließt und die entweichende gasförmige Radiumemanation dann in einem Aktivkohlepartikel speichert. Dann wurde der Träger in einen Geigerzähler gelegt, und dann sah man: aha. Es zeigte sich gleich nach einem halben Jahr: vier dieser Dinge waren undicht. Das hieß also Ersatz schaffen. Das habe ich getan, indem ich festlegte: Erstens werden künstliche Nuklide genommen, also Kobalt 60, Cäsium 137, Iridium 192, und zweitens werden diese Träger nicht mehr mit der Hand angefasst, denn unsere Schwestern mussten das ja immer mit Hand arbeiten. Wir brachten die Nuklide in fest verschlossene Applikatoren

ein, und damit war also für die DDR Rostock allen voran. Wir haben zwei Patente, Wirtschaftspatente, über diese fest verschlossenen Träger bekommen.

Jetzt komme ich zur Wissenschaft. Was wurde an der Klinik alles wissenschaftlich gearbeitet? Selber war ich physiologisch interessiert, ich habe mich mit Kreislaufuntersuchungen an 225 Schwangeren habilitiert, die wir von dem Beginn der Schwangerschaft an regelmäßig alle 14 Tage untersuchten. Dieses Prinzip war bis dato noch nicht bekannt. Es wurden so genannte Querschnittsuntersuchungen gemacht, das heißt man griff sich also 50 sagen wir mal in der 15. Woche raus und dann andere 50 in der 30. Woche und andere eben in der 38. Woche und verglich die Resultate. Und das konnte ja nicht richtig sein, sondern wenn schon, dann muss man dieselbe Patientin immer wieder untersuchen, um ihre individuelle Ausgangslage entsprechend zu verifizieren. Und das taten wir, es war eine Riesearbeit. Einen Computer gab es noch nicht. Was haben wir gemacht? Wir haben die Addiermaschine der Verwaltung zweckentfremdet, und haben dann nachts unsere Resultate auf Rollen eingetippt. Das war also die eine Seite, und zwar in der normalen Schwangerschaft als Basis für die Therapiestudien an kranken Schwangeren, das waren die so genannten hypertensiven Schwangeren, die also einen Hochdruck hatten. Das bedeutete, dass wir dann jedes Medikament unter die Lupe nahmen und nicht nur prüften, wie das Medikament nicht nur blutdrucksenkend wirkte, sondern wie der Mechanismus der Blutdrucksenkung zustandekam. Wenn nämlich ein Medikament so wirkt, dass das Blut im Venensystem versackt, dann kommt es nämlich nicht mehr an das Kind. Das Kind wird ja über die Plazenta versorgt und demzufolge ist nur das ein gutes Medikament, wenn bei der Blutdrucksenkung die Durchblutung des Uterus gleich bleibt oder vielleicht sogar besser wird. Das war dann in den nächsten 10 bis 20 Jahren die eine Richtung unserer Forschung.

Die andere Richtung war die Onkologie, das heißt die Behandlung von Unterleibskrebs, und zwar wollten wir mit möglichst wenig Komplikationen gute Ergebnisse erzielen. Wie kann man so etwas machen? Nur durch harte Arbeit. Und wie kann man dann das auch dokumentieren? Da gibt es in Stockholm ein Büro, das gibt die so genannten *Annual reports* heraus, also Jahresberichte, in denen über 100 Kliniken aus der ganzen Welt ihre Resultate nach ganz bestimmten Schemata melden, und dann sieht man, wer ist gut und wer nicht. Da muss ich sagen, da konnten wir immer stolz sein: wir waren oberhalb des Durchschnitts. Es wurde von diesen über 100 Kliniken ein Durchschnitt berechnet und da waren wir immer im Plus. Wir waren nie ganz gut, das gebe ich zu, das konnten wir auch nicht, weil wir bestimmte Voraussetzungen eben nicht hatten, aber wir waren immerhin gut. Das ging so weit, dass also nach der Wende ein Kollege aus Freiburg fragte: „Wir haben ja gehört, dass Sie ihre Patienten über die Polizei verfolgen.“ Ich antwortete: „Ja, wenn jemand hier wegzieht, dann ist das in der normalen Statistik verschollen, nicht da. Wir wollten wissen, was mit ihnen geschehen

ist. Es könnte ja eine Patientin sein, die geheilt ist, und dann fehlt sie uns. Wir haben also über die Einwohnermeldeämter und nicht über die Polizei die neuen Adressen der Patientinnen erfragt und dann über die Geschwulstbetreuungsstellen, die es ja in den Kreisen auch gab, die Schicksale entsprechend verfolgt.”

Jeder Chef wird mal 65 Jahre und muss gehen. Und so war es auch mit Herrn Kyank. Dann stand die Frage an, wer bekommt diese Klinik. Nun muss ich jetzt etwas aus dem Nähkästchen plaudern. Zwei Jahre vorher war der Chef der Greifswalder Frauenklinik in den Ruhestand gegangen, und die Greifswalder Frauenklinik war neu zu besetzen. Ich war also auf der Liste, und zu einer Berufung gehörte ein Kadergespräch im Ministerium. Bei diesem Kadergespräch wird man dann auf Herz und Nieren geprüft und gefragt: „Wie denken Sie? Was wollen Sie machen? Wie sind Ihre Zukunftspläne? Wie wollen Sie das realisieren?” Nach einer halben Stunde sagte der Hauptabteilungsleiter damals: „Jetzt hören wir mal mit Greifswald auf, jetzt wollen wir über Rostock reden. Wie denken sie über Rostock? Ich antwortete, ja, in zwei Jahren sei es soweit. Da sagte er: „Wir denken an Sie.” Da läuft einem natürlich warmes Öl runter, und wir haben dann auch noch eine halbe Stunde über Rostock geredet.

Das Ende vom Lied war, dass Herr Professor Dr. Gunther Göretzlehner<sup>2</sup> Greifswald bekam, er stammte auch aus der Rostocker Klinik, wir galten als so genannte Kaderschmiede. Nach zwei Jahren, als Kyank ging, setzten sich aber die Rostocker durch und holten Herrn Wilken<sup>3</sup> als Genossen von Wismar hier nach Rostock. Wir hatten schon zusammen habilitiert, wir kannten uns also sehr gut, und wir haben also auch einen guten Faden gesponnen. Es dürfte für Sie wichtig sein zu erfahren, wie man miteinander auskommen kann, wenn man zurückgesetzt wird, in derselben Position bleibt und trotzdem im Interesse der Patienten zusammen arbeiten muss. Das haben wir geschafft. Herr Wilken hat mich mehr oder weniger selbständig arbeiten lassen. Ein Chef muss immer mal eine Chefvisite machen, aber das kann er auf verschiedene Arten und Weisen machen. Er kann also nur sagen ja pro forma Visite machen und sich um die allgemeinen Dinge auf Station kümmern, aber in die Behandlung nicht reinreden. Da muss ich sagen, Herr Wilken war stets fair zu mir, und ich habe auch nie versucht, ihn in irgendeiner Weise zu beeinflussen oder von der Seite zu attackieren, das liegt mir zumindest nicht.

Dann kam der Zeitpunkt der Wende. Wie geht es weiter? Da war es in meinen Augen ein Versagen des Westens, dass er für die Universitäten kein Konzept hatte. Hier haben also noch zwei Jahre lang die parteilich angreifbaren Direktoren

---

<sup>2</sup> Vgl. Göretzlehner, Gunther; Lauritzen, Christian. Unter Mitarb. von Ulf Göretzlehner: Praktische Hormontherapie in der Gynäkologie. 3.Aufl. Berlin [u.a.] 2000.

<sup>3</sup> Prof. Dr. Hans Wilken, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002126](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002126)

weiter gearbeitet und viele gute Leute im Grunde genommen weggegrault, um ihre Leute zu halten, denn es mussten Stellen gestrichen werden. Unsere Klinik war auf 36 Hochschulkader angewachsen, von 10 auf 36, und das bedeutete natürlich für viele, dass sie sich sagten: „Wenn das jetzt hier so weitergehen soll, dann ziehe ich mich zurück und gehe in die Praxis, dann will ich hier nicht länger bleiben.“ Das hat der Universität doch geschadet. Bis dann die damalige Kultusministerin den Ersten quasi abgelöst hat, der das alles hat schleifen lassen, verging viel Zeit. Danach ging es relativ zügig voran.

Die Direktoren wurden, glaube ich, erst zwei Jahre nach der Wende verpflichtet. Die Kliniken kamen unter kommissarische Leitung, dann wurden die Stellen neu ausgeschrieben bei Reduzierung der Stellenzahl. Selber habe ich dann noch bis 1997 die Klinik als Chef geleitet, wohl wissend, dass ich nun in dieser letzten Phase keine großen umstürzlerischen Ideen verwirklichen konnte, dass sich auch das Forschungsprofil der Klinik nicht ändern konnte, denn das war ja eine Tätigkeit auf Abruf, bis der Neue kam. Ich habe quasi stellvertretend die Stellung gehalten und wir hatten bewahrt, so gut es ging.

Dazu muss man natürlich sagen, dass die Forschung während der Stalinära und in der Zeit danach durch so genannte Hauptforschungsrichtungen geleitet wurde. Nach ihnen wurde das Geld verteilt an diejenigen, die überhaupt willens waren zu forschen. Es gab ja viele Kliniken, die kein Interesse daran hatten. Sie bekamen nicht viel Geld und da hatten sie auch kein Interesse an der Forschung. Leider muss ich sagen. Andere haben sich fast an den Geldern gesund gestoßen. Aber nach der Wende war das mit den Geldern viel schwieriger. Es gab zunächst sehr wenig, und der neue Chef, Herr Professor Dr. Klaus Friese,<sup>4</sup> musste sich dann auch völlig neu orientieren, sowohl sachlich als eben auch finanziell.

So viel vielleicht meine Plauderei als Theoretiker. Einiges mag für Sie nicht ganz verständlich gewesen sein, doch wenn Sie Fragen haben, dann können wir viel konkreter werden.

Kersten Krüger:

Vielen Dank, es war wesentlich mehr als ein Geplauder, nun eröffnen wir die Rednerliste.

---

<sup>4</sup> Prof. Dr. Klaus Friese, Catalogus Professorum Rostochiensium.  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001995](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001995)

**Diskussion**

Transkription und Protokoll: Hilde Michael, Catharina Trost

Catharina Trost:

Meine erste Frage betrifft das Jahr 1961, als der Mauerbau war. Wo haben Sie den Mauerbau erlebt und wie haben Sie darüber gedacht? Und eine rückwirkende Frage: Warum sind Sie nicht schon früher in den Westen gegangen? Die zweite Frage bezieht sich auf das Jahr 1968, den Prager Frühling betreffend. Haben Sie das auch so gesehen, dass das eine neue Ära hätte werden können? Und die dritte Frage, die ich Ihnen gern stellen möchte, ist: Was waren die Gründe für Ihre Rückstellung, dass Sie in Rostock nicht gleich Klinikleiter wurden?

Reinhold Schwarz:

Also fangen wir an mit dem Stichwort Mauerbau. Den Mauerbau habe ich natürlich hier in Rostock erlebt, in der Langen Straße 16. Auf dem Hochhaus saßen wir und hörten „Mauerbau“. Das bedeutete für uns, keinen Kontakt mehr zu unseren westdeutschen Kollegen zu haben, weiterhin, kein Kontakt mehr zu westdeutscher Literatur. Das war etwas ganz Wesentliches. Und wenn man das als Drittes noch dazu sagen darf, es bedeutete persönlich die Einschränkung von Freiheit. Bis dahin konnten wir auf Antrag den Interzonenpass bekommen, dieses kleine Blättchen. Und das haben wir reichlich benutzt, um die Durchfahrtsgenehmigung durchs Brandenburger Tor zu kriegen. Das heißt also, wir waren bis dahin eigentlich nicht wesentlich beschränkt worden.

Die Frage, warum ich nicht vorher gegangen bin? Darauf gibt es zwei Antworten: Ich war 1957 beim Direktor der Universitätsfrauenklinik Würzburg, habe mich dort vorgestellt und ihm Grüße meines Klinikchefs Prof. Dr. Schröder aus Leipzig überbracht, die er auch honorierte. Dann stellte ich die Frage: „Wie sieht es aus mit einer Anstellung?“ Darauf antwortete der Professor: „Ja, die können Sie bekommen.“ Ich fragte: „Und wie ist die Bezahlung?“ Die Antwort seinerseits: „850 DM.“ In Leipzig erhielt ich bereits 1.020,00 M Gehalt. Ich hatte zwei Kinder. Ich fragte den Professor: „Wie steht es mit der Hilfe der Klinik bei der Wohnungssuche aus?“ Darauf antwortete der Professor: „Das müssen Sie selbst regeln.“ Und darauf hin habe ich dann gesagt: „Nein danke, dass genügt mir.“ Ich habe es dann nicht noch einmal versucht, anderswo im Westen Deutschlands eine Anstellung zu bekommen. In Würzburg versuchte ich es deshalb, weil die Tante meiner Frau in Marktheidenfeld am Main sesshaft war und wir dort ein Quartier hatten. Und die Tante hat auch immer gesagt: „Nun kommt doch hierher. Ihr könnt bei mir wohnen.“ Ja, mit zwei Kindern, einer Schwiegermutter, in einer drei Zimmerwohnung und dann die Tante dazu! Das ging alles nicht. Und dann kommt noch ein Politikum dazu. Man wurde damals immer beeinflusst: „Ihr könnt doch nicht alle in den Westen gehen, ihr müsst doch an eure Bevölkerung denken



und diese Bevölkerung muss doch medizinisch versorgt werden.“ Und damals waren wir, viele meiner Kollegen, so blind, um das zu glauben.

1968 war ein kritisches Jahr. In den Kliniken hat man davon weniger gemerkt als außerhalb. In den Kliniken haben sich die Leute mit ihren Meinungsäußerungen sehr zurückgehalten. Wir kannten ja Beispiele, dass jemand nicht wiederkam, wenn er sich zu sehr exponierte. Und als dann der Einmarsch war, da war eigentlich für uns der zweite Vorhang gefallen, dass wir sagten, also die Möglichkeit der Reform ist damit vertan. Also das hat uns und mich sehr wenig beeindruckt, muss ich sagen.

Genau 1968 war der Scheidepunkt, dass nach meiner Kenntnis kein Nichtgenosse mehr Klinikdirektor wurde. Man wurde zwar noch Professor, aber immer nur in der zweiten Position. In meinem Fachgebiet der Gynäkologie gab es einen Klinikchef, der Nichtgenosse war. Das war also, so muss ich sagen, sehr eindeutig. Dazu kam dann noch in Polen die Solidarność, dann war es ganz aus. Da wurde also dann der Kurs immer härter. Es war so, dass ich mit Herrn Wilken noch gesprochen hatte, vielleicht im Januar oder Februar bei einem Kongress und er zu mir sagte: „Ich will nicht nach Rostock.“ Aber zu dieser Zeit war noch nichts spruchreif. Da wussten wir nur, im September geht Kyank in den Ruhestand. Wilken sagte nur: „Ich will nicht nach Rostock, ich sitze in Wismar gut.“ Er war ärztlicher Direktor und Chef der Frauenklinik des Bezirkskrankenhauses. Und dann rief er mich an und sagte: „Wissen Sie, heute war eine Delegation aus Rostock da. Diese bestand aus dem Kreisarzt, dem Bezirksarzt und dem ersten Prorektor. Und diese Delegation hat mich bearbeitet nach Rostock zu kommen.“ Und wie dann die Partei entschieden hat, war klar und ebenso, wie auch er entschieden hat, denn Parteiaufträge dieser Art konnte man schlecht ablehnen. Wir haben uns trotzdem gut verstanden, das muss ich immer wieder sagen.

Hilde Michael:

Meine Frage geht in die folgende Richtung: Sie haben es vorhin kurz angerissen, dass es nach dem Mauerbau nicht möglich war, mit dem Westen groß zu kommunizieren. Hatten Sie dennoch in irgendeiner Art die Möglichkeit an Kongressen teilzunehmen und diese mitzugestalten und Kontakte zumindest mit dem sozialistischen Ausland hier von Rostock aus zu pflegen? Wie war insgesamt der etwas eingeschränkte internationale wissenschaftliche Kontakt?

Reinhard Schwarz:

Also da muss ich jetzt Folgendes sagen: Ich wurde von vielen beneidet. Ich durfte in sämtliche westliche Staaten fahren. Auf Antrag natürlich, mit Ausnahme der Bundesrepublik! Warum? Sämtliche Angehörige von mir und meiner Frau lebten in der Bundesrepublik. Aber ich war in Österreich in allen Kliniken, in Wien, Graz, Innsbruck. Ich war in der Schweiz in Bern, Zürich und Basel. Ich war in

Finnland und in Schweden. Ich habe also rings herum überall in den Kliniken hospitieren können. Wenn Sie mich fragen, warum? Ich habe mehrere neue Operationstechniken aus dem Ausland in die DDR gebracht. Dann wurde ich in unserer Gynäkologengesellschaft zum Vorsitzenden des onkologischen Arbeitskreises gewählt. Die Mitglieder habe ich dann eingeladen, damit sie diese neuen Operationsmethoden (zum Beispiel die Redondrainage von Wundhöhlen und die paraaortale Lymphonodektomie beim Zervixkarzinom) von uns lernen und in ihre Kliniken mitnehmen konnten. Es hat mich zwar immer geärgert, dass ich nicht in die Bundesrepublik durfte, denn von Reisen und Kontakten dorthin hätte man am meisten profitieren können. Aber mit Ausnahme von Österreich und der Schweiz – diese Länder sind ja deutschsprachig – war die Kommunikation mit den Kollegen anderer Länder schwierig. Ich hatte noch nicht erwähnt, dass wir in Rostock für die DDR die Lehrbücher der Gynäkologie schrieben: Geburtshilfe, Erkrankungen während der Schwangerschaft, Gynäkologische Operationen. Das war unsere Verpflichtung, die wir im Ministerium natürlich erwähnt haben, wenn ein Antrag gestellt wurde. Unsere Bücher wurden immer beigelegt. Die Herausgeber waren: Für das Lehrbuch der Geburtshilfe: Herr Kyank, Herr Schwarz und Herr Sommer.<sup>5</sup> Für das Lehrbuch der Gynäkologie war der Herausgeber Kyank.<sup>6</sup> Die Rostocker konnten immer von sich sagen: „Wir sind oben.“

Nach Kongressen haben Sie gefragt. Zu Kongressen im sozialistischen Ausland wurde ich meistens von der Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe der DDR geschickt, überwiegend jedoch Genossen. Darauf habe ich überhaupt keinen Wert gelegt. Das muss ich ehrlich sagen. Darum groß zu kämpfen, nein, das habe ich nicht beabsichtigt. Einmal waren wir in Moskau zum All-Unions-Kongress. Da haben wir nur gesagt: „Was sollen wir hier?“ Also das wissenschaftliche Niveau war ganz anders. Die haben in Moskau auch eine andere Terminologie, das hat uns natürlich dann das Verständnis erschwert. Letztlich hat es uns nichts Neues gebracht. In Rostock hielt Kyank 1968 den Kongress der DDR ab; ich war der Organisator. Im Jahr 1981 fand hier noch einmal ein Kongress der DDR statt. Da war ich auch wieder der Organisator. Schließlich habe ich den Fünften Kongress der Gesellschaft für Geschwulstbekämpfung hier in Rostock geleitet. Da war der Organisator Professor Finck<sup>7</sup> von der Radiologie. Also wir haben hier auch viel für die Fortbildung getan.

---

<sup>5</sup> Kyank, Helmut, Sommer, Karl-Heinz, Schwarz, Reinhold: Lehrbuch der Geburtshilfe. Leipzig 1971. 3. Aufl. 1980.

<sup>6</sup> Kyank, Helmut (Hrsg.): Lehrbuch der Gynäkologie. Leipzig 1969. 3. Aufl. 1978.

<sup>7</sup> Prof. Dr. Wilhelm Finck; Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001885](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001885)

Christian Pauer:

Ich habe gelesen, dass Sie im Irak gearbeitet haben. Was für eine Arbeit haben Sie dort erledigt?

Reinhold Schwarz:

Die Universität Basrah im Irak hatte einen Freundschaftsvertrag mit der Universität Rostock, und die irakischen Studenten mussten von einer internationalen Kommission geprüft werden. Die bestand für jedes Fachgebiet, also für innere Medizin, Chirurgie und Gynäkologie aus drei Engländern, einem Franzosen und einem Deutschen. Da es nun den Freundschaftsvertrag gab, stellte jeweils die DDR das deutsche Mitglied, und da wiederum natürlich Rostock. Kyank war beim ersten Mal dort und ist dann nie wieder gefahren und hatte gesagt: „Machen Sie das.“ Warum? Sie sehen ja jetzt immer die Zustände, mit Zerstörung, aber auch ohne Zerstörung. Es ist so unmenschlich dreckig, staubig im Irak. Dazu kommt die Temperatur. Wir sind angekommen nachts in Bagdad bei 36°C, und tagsüber gingen die Temperaturen bis auf 46°C rauf und 48°C war die Spitze. Das war also schon vom Klima her schwierig. Wir sind immer zu Dritt gefahren: Ein Chirurg, ein Internist und eben ich, der Gynäkologe. Wir waren vier Mal dort.

Der Grund war, dass die irakischen Studenten und Studentinnen in Englisch ausgebildet wurden. Ihre Lehrer waren in England ausgebildet. Wenn die Studenten dieses Examen bestanden hatten, dann hatten sie die Berechtigung, sich im gesamten British Commonwealth niederzulassen also in Australien, in Neuseeland, Indien. Deswegen war dieses Examen international organisiert. Ich habe davon viel profitiert, sowohl sprachlich als auch kollegial. Wir waren meist acht Tage dort und haben natürlich zusammen gegessen und uns mit unseren Kollegen unterhalten. Schwierig ist, gestehe ich, wenn Sie einen Franzosen haben, der Englisch redet. Der war kaum zu verstehen. Aber mit den drei Engländern war eine gute Kommunikation möglich. Der Eine ist zwei Mal hier in Rostock gewesen, und ich war einmal in England. Das war ein guter Austausch. Hinzu kommt noch, ich will ja das Positive nicht verschweigen: Wir sind von den Irakern bezahlt worden, also der Flug hin und zurück war auf internationaler Flugkarte, und beim Rückflug haben wir meist nicht den direkten Weg nach Schönefeld gefunden. Wir hatten sonst ein Flugticket, auf dem stand: „Not to be endorsed,” also darf nicht umgetauscht werden. Das war auf dem Irak- Flugschein nicht vermerkt, also tauschten wir. Wir sind dann einmal über Larnaca, also Zypern, Rom und Wien geflogen und haben also immer dann alles das wahrgenommen, was in der Gegend war. Das Schönste war: in Athen gingen wir zum „Immigration officer” und sagten: „Wir möchten gern aus dem Flughafen raus. Wir möchten gern einmal die Akropolis sehen.“ Damals war ja Griechenland ein Nato-Land und wir – die DDR– waren keines. Da guckte er uns an, auch unsere Pässe und sagte: „Okay.“ Dann ging er an eine Säule, da war ein Wandsafe eingearbeitet, er legte die drei

Pässe rein, und wir erhielten ein kleines Stück Papier. Wir erhielten die Anweisung: „Kommen Sie in drei Tagen wieder.“ Da hatten wir drei Tage Zeit uns in Athen umzusehen. Wir erhielten, jetzt kommt die ökonomische Frage, die man dazu stellen muss, pro Tag 25 Dollar. Damals war der Dollar noch mehr wert als heute. Pro Woche erhielten wir immer so 300-400 Dollar. Damit haben wir uns über Wasser gehalten.

Raimund Schneider:

Herr Professor Schwarz: Warum sind Sie nicht in die SED eingetreten?

Reinhold Schwarz:

Das hat mich sogar ein westdeutscher Freund gefragt. Den habe ich nur angeguckt und ich sagte: „Nein, also, ich verkaufe meine Weltanschauung nicht.“ Es ist ja genau so. Ich habe also hier zuerst in der Marienkantorei gesungen, später dann bei Eschenburg im Motettenchor, und Dr. Wagner vom Marienchor fragte mich: „Darf ich Sie in die erste Reihe stellen?“ Er meinte ob ich nicht so auffällig wäre. Ich sagte: „Mir ist das egal. Von mir weiß jeder, dass ich nicht in die Partei gehe“. Also das ist eine ganz einfache Frage.

Matthias Anding:

Immer bei den Medizinern stellt sich mir die Frage, die ja immer die ganze Zeit davon reden, was sie den Patienten schuldig sind. Wie vereinbaren Sie es damit, dass ein nichts könnender „Parteibonze“ an eine Stelle kommt, die nicht den Patienten dienlich ist. Das frage ich mich immer?

Reinhold Schwarz:

Nein, also ich meine, das muss jetzt persönlich betrachtet werden. Ich kann das nicht verallgemeinern. Aber ich bin mit Herrn Wilken zusammen Assistent gewesen, ich bin mit Herrn Wilken zusammen Oberarzt gewesen. Wir sind zusammen am selben Tag habilitiert worden. Wir sind zusammen Dozenten geworden und Herr Wilken ist dann, ich glaube 1968 oder 1969 nach Wismar gegangen. Das heißt, ich wusste, was er konnte, und als er wieder kam, wusste ich auch, dass er das Fach völlig beherrschte und auch operieren konnte und den Patienten nicht irgendetwas Schlimmes antat. Ob das anderswo anders gewesen ist, das weiß ich nicht. Aber auf der anderen Seite, was wollen Sie tun? Wenn ich jetzt mal die Sache konstruieren würde: Herr Wilken wäre also mein Chef geworden und ich wäre also überzeugt, er könne nicht operieren. Was hätte ich machen sollen? Ich hätte zum Dekan gehen können und sagen: „Der kann nicht operieren.“ Dann hätte wohl der Dekan geantwortet: „Ich bin Genosse. Der muss.“ Oder umgedreht, dann würde der vielleicht gesagt haben: „Dann machen Sie es doch. Dann stellen Sie

ihn kalt auf diesem Gebiet, aber nicht in der Leitung.“ Das ist ein Unterschied. Also für mich ist diese Frage nicht opportun gewesen.

Heiko Marski:

Sie haben vorhin geschildert, dass Sie in der Gewerkschaftsleitung waren. Ich kenne das so, dass ein Treffen angesetzt wurde, und da hieß es: „Treffzeit um 18 Uhr und für Genossen eine Stunde früher.“ Man hat somit versucht, diejenigen, die nicht in der Partei waren, von vornherein ein Stück weit auszuschließen. Wie haben Sie das erlebt? Oder war es davon losgelöst?

Reinhold Schwarz:

Nein, also das, was Sie sagen: „Die Genossen treffen sich eine Stunde eher“, das habe ich erlebt in der Fachgesellschaft, in der Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe. Da war es so, dass sich die Genossen eher trafen, damit dann in der großen Gesellschaft die Dinge so liefen, wie sie laufen sollten. In der Gewerkschaft habe ich das nicht erlebt. Aber ich habe natürlich gemerkt, dass vorher, nicht öffentlich, eben vorher schon hinter verschlossenen Türen bestimmte Dinge geregelt waren. Aber nicht so eklatant, das hat man da nicht gemacht.

Catharina Trost:

Sie waren parteilos und Sie haben uns auch geschildert, dass Sie Ihre Seele nicht verkaufen wollten. Da drängen sich mir zwei Fragen auf: Welche Nachteile hatten Sie dadurch: persönlich oder familiär? Hatten Ihre Kinder Nachteile? Und die zweite Frage: Kamen Sie in irgendeiner Weise in Berührung mit der Staatsicherheit, etwa durch den Aufenthalt in Athen, durch Berichte oder anderweitig?

Reinhold Schwarz:

Die beiden anderen Professoren in Athen, sowohl der Internist als auch der Chirurg, waren Genossen. Aber das sei nur am Rande angemerkt.

Die Zurückstellung von manchen Dingen gab es. Sie haben die Auswirkungen auf die Kinder angesprochen. Unser Sohn ist zum Beispiel nicht zur Oberschule delegiert worden. Das lässt man sich ja nicht kampflos gefallen. Also, als Erstes tritt man an die Schule heran und fragt: „Wieso kommt das? Er steht in seinen Leistungen besser als mancher Delegierte. Aber, warum ist er nicht delegiert worden?“ Da wird man dann meist abgespeist mit irgendwelchen Ausflüchten. Dann habe ich gesagt: „Es gibt ja einen Stadtschulrat.“ Also ging ich zum Stadtschulrat. Der war dann schon konzilianter. Und der Stadtschulrat sagte: „Na ja, wir haben da ja so unsere Auflagen, und Sie müssen doch einsehen...“ Ich sagte darauf: „Ich sehe nichts ein.“ Darauf der Stadtschulrat: „Was machen wir denn da?“ Ich sagte: „Zur Oberschule schicken, ganz einfach!“ Darauf der Stadtschulrat: „Wir haben noch ein paar freie Plätze. Aber das kann ich erst genau am



Ende des Schuljahres sagen, wenn diese Delegierungsgeschichte vorbei ist.“ Na gut. Und das ging dann noch relativ problemlos. Also am Ende des Schuljahres hieß es dann: „Jawohl er kommt in die erste EOS.“

Bei meiner Tochter, vier Jahre später, war die Sache dann schon sehr viel komplizierter! Also, genau der gleiche Ablauf: Von der Schule zum Stadtschulrat und anschließend zum Bezirksschulrat. Und der Bezirksschulrat sagte dann: „Ich weiß nicht, wie ich das machen soll. Die Klasse ist voll, und es könnte höchstens sein, dass ein Mädchen nicht kommt, weil es am Ende der achten Klasse sich nicht sicher war, ob sie den Platz nehmen sollte. Und dann bin ich zum Direktor der EOS gegangen, an der mein Sohn gerade Abitur gemacht hatte, und zwar ein sehr gutes Abitur. Der Direktor sagte: „Ja wissen Sie, also, ich kann Ihnen jetzt nichts versprechen. Es könnte sein, dass jemand wegzieht. Sie bekommen am 30. August Nachricht.“ Das war damals der letzte Ferientag. Der Direktor fügte hinzu: „Ich würde sie ja nehmen. Ich habe ja nun gerade Ihren Sohn die Schule absolvieren sehen. Der wird ein guter Sozialist.“ Das ist er übrigens auch geworden. Dann sagte der Direktor noch: „Ihre Tochter werde ich schon unterbringen.“ Das Mädchen wusste nun nicht so recht, was das alles bedeutet. Sie wusste nur: Am 1. September gehe ich in die 9. Klasse der Schule, aber welcher? Dann kam der Anruf des Direktors: „Kommen Sie mit ihrer Tochter jetzt zu mir.“ Dann bin ich also am letzten Ferientag, am 30. August, mit ihr zum Direktor gegangen, und sie wurde an der EOS angenommen. Und da habe ich ihr dann gesagt: „Das hast du deinem Bruder zu verdanken.“ Eigentlich hätte ich sagen sollen: „Das hast du nicht mir, sondern deinem Bruder zu verdanken, weil der so ein guter Schüler war.“ Der musste dann noch seine Abiturabschiedsrede in Griechisch halten. Das ist meine Antwort auf Ihre erste Frage bezüglich der Nachteile.

Zu Ihrer zweiten Frage: Kontakte zur Staatssicherheit hatte ich nie. Die sind zwar gekommen, wenn irgendetwas los war. Ich hatte manches Mal direkt den Eindruck, die Stasi habe direkt gewartet, bis der Chef nicht da war, um mich über Klinisches, zu befragen. Da sagte ich: „Fragen Sie doch den Chef!“ Ich erhielt zur Antwort: „Na, der ist ja nicht da.“ Da dachte ich nur für mich: „Das habt ihr ja gut herausgefunden.“ Also, direkt zu mir sind sie nie gekommen. Auch die Partei ist in der Klinik oder sonst nie an mich herangetreten. Ein Freund sagte mir: „Na, das ist ganz einfach. Wenn du jetzt in die Partei gehst, dann kann einer der unter dir, jetzt einer der Assistenten, nicht aufsteigen, weil du dann für alle Zeiten geschützt bist.“ Ich bin nie gefragt worden.

Kersten Krüger:

Ich habe noch eine Frage zum wissenschaftlichen Leistungsniveau. Ihrer Schilderung zufolge war es sehr hoch in Rostock. Das war aber nicht immer so. Meine Schwester Jutta – Neurochirurgin – kam 1990 aus Hamburg nach Erfurt und fiel über den mangelhaften Zustand der Neurochirurgie in Erfurt fast in Ohnmacht. Da

gab es also ein Leistungsdefizit. Es kam zu einem Transfer von Hamburg nach Erfurt nicht nur persönlich, sondern auch medizintechnisch. Vermutlich war es in der Gynäkologie nicht so. Stimmt dann das Bild von einem differenzierten Leistungsniveau in den medizinischen Wissenschaften? Und woran lag das?

Reinhold Schwarz:

Also, da muss man zwei Dinge sehen: Zum einen die Person und zum anderen die Sachen. Von den Personen her waren wir eigentlich gleichbedeutend mit allen westdeutschen Kliniken. Persönlich ja, aber sachlich-technisch nicht. Denn zunehmend, ab den achtziger Jahren, wurden ja die Geräte immer weniger. Ich habe ja mal einen Lacherfolg gehabt, als ich erzählte, dass Ultraschall ja heute eine gängige Untersuchungsmethode sei. Damals aber war das nicht so. Ich habe in Prag das erste Ultraschallgerät gesehen und mich damit eingearbeitet. In Rostock, also jetzt muss ich wahrscheinlich doch noch etwas in die Tiefe gehen: Bei der Ultraschalluntersuchung ist heute das so genannte B-Bild-Verfahren das A und O, das heißt Sie haben eine Mattscheibe, und auf dieser Mattscheibe bildet sich dann der Körperteil ab, den sie dann mit dem Schallkopf sehen, zum Beispiel einen Kopf, und Sie können dann zum Teil auch die Zunge, den Mund und die Augen erkennen. Der Vorläufer dieser B-Bild-Technik war die so genannte A-Bild-Technik. Das heißt Sie legen einen Schallkopf an, der Schall geht durch und geht wieder zurück und es bildet sich einfach ein Zackenbild ab. Aus der Entfernung der Zacken können Sie dann die Zentimeter mit entsprechenden Umrechnungsfaktoren eruieren. Wir wollten sehen, wenn Sie bei einer Schwangeren den Kopf des Embryo durchschallen, dann wissen Sie wie groß der Kopf ist. Der Eingang ins kleine Becken bei der Frau, die sog. Coniugata Vera ist elf Zentimeter, wenn jetzt der Kopf des zu gebärenden Kindes neun Zentimeter ist, dann sind noch die Weichteile zu berücksichtigen, also neun Zentimeter geht noch durch das Becken, zehn Zentimeter gehen nicht mehr durch, dann müssen Sie also einen Kaiserschnitt machen.

Wir waren also daran interessiert, zumindest die A-Bild-Technik zu erhalten. Da sind wir nach Dummerstorf bei Rostock gegangen. In der dortigen Forschungseinrichtung wurden die Schweinedicken, genauer die Speckschicht gemessen. Wir haben uns dort einmal so ein Gerät ausgeborgt und mit diesem Schweinespeckschicht-Dicken-Messer versucht, unsere Untersuchungen durchzuführen. Es ist uns nicht gelungen, weil die Intensität des Schalls zu klein war, um das Kind im Mutterleib auszumessen. Ein weiteres Beispiel: Wir sind dann, als die Sache immer prekärer wurde, zum Werftdirektor gegangen, zum Herrn Dunkelmann, und haben gesagt: „Herr Dunkelmann, viele ihrer Frauen kommen zu uns, und wir möchten die gern mit modernen Methoden behandeln. Sie haben doch einen Westgeldfond. Können Sie uns nicht ein solches Ultraschallgerät beschaffen? Sie kriegen den Ostgeldbetrag dafür, damit Ihre Kasse stimmt.“ Also das war ein

Währungstausch. Herr Dunkelmann sagte zu. Das erste B-Bildgerät ist von der Werft gekauft worden. Zwei oder drei Jahre später kam ein Zollinspekteur und fragte: „Sie haben ein westliches Auto gekauft?“ Ich fragte: „Wie, bitte?“ Darauf antwortete der Zollinspekteur: „Ja, hier ist doch der Lieferschein. Hier steht vermerkt ein ‚Klinomobil‘.“ Ich sagte: „Mein Gott, jetzt weiß ich, was Sie meinen. Kommen Sie mit. Ich zeige es Ihnen. Das ist nämlich der Gerätewagen, auf dem das Ultraschallgerät montiert ist.“ Dieses Gerät hieß ‚Klinomobil‘. Der Zoll hatte gedacht, wir hätten ein Auto gekauft.

Aber jetzt muss ich noch etwas dazu sagen: Die Kollegin von der Neurochirurgie hatte nicht so ganz unrecht. Instrumente sind ein Gräuel, wenn Sie nicht mehr das tun, was sie sollen. Also zum Beispiel eine Schere zum Präparieren, die muss vorn an der Spitze schneiden und nicht weiter hinten. Nach der Wende hieß es dann: „Sie kriegen für 30 oder 40.000 DM ein Lasergerät.“ Ich sagte: „Wir haben zwar keinen Laser und würden auch mal gern einen haben, aber gebt uns doch für die 40.000 DM Instrumente. Wir haben alles nur noch Schrottinstrumente.“ Die OP-Schwestern können ja nichts dafür. Wenn man dann sagte: „Das schneidet nicht.“ Also dann die nächste Schere, und die schnitt auch nicht. Wir bekamen zwar einen Laserapparat hingestellt, aber wir mussten nach wie vor mit den miesen Instrumenten arbeiten. Wir hatten, glaube ich, seit 1980 keine neue Schere, keine Pinzette mehr bekommen.

Hilde Michael:

Sie haben vorhin in ihrem Curriculum Vitae angedeutet, dass Sie einiges bezüglich der Umbruchsphase 1989/90 erinnern. Können Sie noch einmal etwas vertieft darauf eingehen, besonders auf das Stichwort „Ehrenkommission“?

Reinhold Schwarz:

Sie wissen, dass nach der Wende die Lehrstühle in einem dreistufigen Verfahren neu besetzt wurden. Das erste Verfahren, das man durchlaufen musste, war die Ehrenkommission, wo die politische Vergangenheit durchleuchtet wurde. Dazu wurden zwölf Leute ausgesucht. Bei uns war es Professor Mach.<sup>8</sup> Der ist nun schon tot. Als Vorsitzender wurde ein Senator aus Bremen genommen. Dieser Kommission musste man schriftlich in einem Fragebogen erklären, was man getan hat und wie man das einschätzt. Die Tätigkeit der Kommission war sehr verantwortungsvoll, wurde aber auch kritisiert. Letztlich kam ein Schriftstück dabei heraus, in dem Sie in ein Bewertungsschema einklassifiziert wurden. Das Bewertungsschema hatte eine Skala von 0 bis 8. Null hieß der jeweilige zu Prüfende

---

<sup>8</sup> Prof. Dr. Johann Mach, Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002289](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002289)

war völlig ‚sauber‘ und acht bedeutete die sofortige Kündigung. Dazwischen, zwischen null bis acht waren die Zwischenstufen.

Der zweite Schritt war dann die Einschätzung der fachlichen Kompetenz. Dazu hat dann das Ministerium Kommissionen eingesetzt. Sie konnten dann als Betroffener einen westdeutschen Kollegen vorschlagen, der über Sie gutachten sollte. Das Kultusministerium benannte zwei weitere Kollegen aus dem Westen Deutschlands, die die jeweiligen Unterlagen des Betroffenen zugeschickt bekamen und die dann auch ihre Stellungnahme dazu abgaben. Daraus ging hervor: Entweder fachlich in Ordnung oder nicht – kompetent oder inkompetent. Die dritte Stufe war dann die Neuberufung. Aufgrund der beiden Beurteilungen aus Stufe eins und zwei – und wenn eine Stelle frei war – wurde der Betreffende wieder berufen.

Viel schlimmer war die Streichung von Stellen. Davon war ich insofern betroffen, als ich einer Kommission angehörte, die von 550 Wissenschaftlern der Medizinischen Fakultät die Stellen auf 450 reduzieren musste. Da sagte ich meiner Frau: „So schlecht wie in dieser Zeit habe ich eigentlich nie geschlafen.“ Denn wir mussten über hundert Kollegen plötzlich den Stab brechen und sagen, dass wir sie nicht mehr gebrauchen konnten, dass wir keine Stelle hatten, dass dieser oder jener gehen musste. Das war eine schlimme Zeit. Und genau das Gleiche ist auch bei den Schwestern und dem medizinischen Personal passiert. Die mussten auch reduzieren. Da hatten wir sehr zu kämpfen, weil die alten Direktoren noch da waren, gegen die wir Entscheidungen fällen mussten. Sie wollten nämlich zum Teil die Stellen mit ihren Leuten besetzen. Das war nicht gerade gut. Deswegen habe ich vorhin gesagt, dass der Westen da insgesamt geschlafen hat. Das hätte man insgesamt anders machen können. Aber, es ist eben so gekommen.

Catharina Trost:

Ich habe noch eine Frage zu der Dichtigkeit des radioaktiven Materials, das Sie in der Gynäkologie verwendet haben?

Reinhold Schwarz:

Das Radium liegt vor als Salz, als Radiumsulfat, und es zerfällt mit einer Halbwertszeit von 1.880 Jahren! Also von diesen 10 mg, die da jeweils im medizinischen Behälter eingeschlossen sind, ist nach 1.880 Jahren noch die Hälfte da. Der Zerfall der Radioemanation ist gasförmig. Es wird also kein Patient dabei gefährdet, sondern nur wir selbst, wenn wir das Gas einatmen. Das Radium ist längst aus dem Verkehr gezogen. Wie gesagt, das rechne ich mir als mein Verdienst an. 1970 wurden dann in der ganzen DDR die fest verschweißten Träger eingeführt, und das Radium wurde eingezogen. Was wurde gemacht? Man hat es in Berlin-Buch in einem Haus deponiert, um das Haus herum einen Stacheldrahtzaun gezogen und zwar in zehn Metern Entfernung. Die Strahlung nimmt ab

im Quadrat der Entfernung. Außerdem wird das ja schon in so genannten Transportcontainern transportiert, so dass keine Gefahr für die Menschen besteht. Zum Trost kann ich Ihnen sagen, dass jemand einmal fragte: „Was macht ihr denn mit dem Radium?“ Die Antwort lautete, dass ein Milligramm genommen und verdünnt wurde, schließlich in ganz, ganz kleinen Mengen in Leuchtstoffröhren kam, damit es heller wird.

Kersten Krüger:

Wir dürfen uns bedanken beim Referenten und allen die diskutiert und zugehört haben und bei allen, die dabei waren.

Reinhold Schwarz:

Ich bedanke mich für Ihre Fragen, denn da kann man viel spontaner reagieren, als wenn man alles so erzählen muss.



## **Anatomie in Rostock** **Von Benjamin Venske**

„Das Institut für Anatomie hat die Aufgabe, Medizinstudenten die zum ärztlichen Beruf notwendigen Kenntnisse über den mikroskopischen und makroskopischen Aufbau des menschlichen Körpers zu vermitteln“<sup>1</sup>. Anatomie zählt zu den ältesten Lehrfächern der Medizin. Erste Spuren für anatomische – literarische Arbeiten in Rostock reichen zurück bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, der Blütezeit der hanseatischen Universität.

Die erste öffentliche Sektion wurde von Janus Cornarius im Jahr 1513 durchgeführt und nach der Reformation unter Direktor van den Brock folgten 1567 erste Veröffentlichungen. In der Geschichte der Rostocker Anatomie gab es immer wieder vielfältige Verbindungen zwischen Rostocker Anatomen und deutschen oder ausländischen Universitäten. Zudem wirkte und studierte ein großer Teil Rostocker Professoren in führenden Ländern wie Holland, Frankreich oder Italien, um ihr anatomisches Wissen zu erweitern.

Das Studium am menschlichen Körper bekam eine wichtige Bedeutung. Im 17. Jahrhundert blieb die Frequenz der öffentlichen Sektionen vorerst klein. Tierkadaver dienen als Ersatz für den anatomischen Unterricht. Doch die Veröffentlichungen mit anatomischem Inhalt und die Lehrbücher für Anatomie nahmen deutlich zu. Positiv wirkten sich auch die guten Beziehungen nach Kopenhagen und Leiden auf die Weiterentwicklung Rostocks aus. Einen eigenen Lehrstuhl gab es in der Anatomie allerdings noch nicht. So lautete zu dieser Zeit der Titel des Medizinischen Lehrstuhlinhabers „Professor der Medizin und höheren Mathematik“. Im Jahre 1696 wurde eine eigene Anatomiekammer eingerichtet, in welcher die *Curiositätsammlung* untergebracht wurde und die ab 1724 als *Sectionslocal* diente.

Im 18. Jahrhundert gelangen deutliche Fortschritte in der anatomischen Lehre. Unter dem Einfluss der Direktoren Detharding kam es zum Beginn einer systematischen anatomischen Sammlung, dem Anfertigen von menschlichen – und tierischen Skeletten und einer hohen Anzahl von öffentlichen Sektionen. Weitere Beispiele hierfür sind im Jahr 1750 Eschenbachs anatomische Beschreibung, welche mit 1066 Seiten als damals umfangreichstes Werk in der deutschen Sprache galt, und 1790 die Gründung des anatomischen Instituts am Alten Markt. Während der Napoleonischen Kriege von 1806 bis 1813 wurde das Institut als Lazarett genutzt und wegen Raummangel 1844 in das „Gartenhaus“ auf dem Hof des Universitätshauptgebäudes verlegt. Als einer der ersten Chirurgen entfernte Direktor Quittenbaum erfolgreich Milz (1826) und Eierstock (1834 und 1842).

---

<sup>1</sup> <http://www.uni-rostock.de/fakult/medfak/anatomie>, 22.02.2008, 10:45.

Der Aufschwung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert verlieh der Medizin und auch der anatomischen Forschung neue Impulse. Nach langen Verhandlungen wurde 1878 in der Getrudenstraße ein neues Studiengebäude errichtet, um die in der Stadt verstreuten, medizinisch-theoretischen Institute zusammenzulegen und den wachsenden Aufgaben gerecht zu werden. Erwähnenswert ist das Schaffen des Direktors Barfurth von 1896 bis 1921 mit seinen Arbeiten über Regeneration,<sup>2</sup> ebenso die Erweiterung des Institutsgebäudes mit der Angliederung eines dreigeschossigen Hörsaalgebäudes, in dem sich auch der Präparier- und Mikroskopiesaal befanden.<sup>3</sup> Mitte des 19. Jahrhunderts, verbunden mit der fortschreitenden Technik, wurden zwangsläufig die Spezialbereiche Chirurgie und Geburtshilfe abgegliedert. Dies ermöglichte eine verbesserte, zielgerichtete Forschung.

Die Folgen der Inflation, der Weltwirtschaftskrise und der zwei Weltkriege belasteten Forschung und Lehre in den Wissenschaften. 1936 war die personelle Besetzung, gemessen an der Studentenzahl, weitaus kleiner als an anderen deutschen Universitäten, die Haushaltsmittel im Vergleich zu anderen deutschen Instituten sogar einmalig gering. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges brachte alle Pläne einer Reorganisation zum Erliegen. Während des Krieges wurde das Institutsgebäude infolge alliierter Fliegerangriffe mehrfach beschädigt. Auch die Sammlung und die Bibliothek wurden betroffen.

Im Jahr 1946 wurde der Unterricht im anatomischen Institut wieder aufgenommen. Direktor Strecker hielt in den ersten Jahren alle Vorlesungen und Kurse allein.<sup>4</sup> Ziel war es die Auswirkungen des Krieges zu überwinden und den ärztlichen Nachwuchs zu sichern. Dank großer Hilfsbereitschaft durch die anatomischen Institute in Berlin und Jena konnte der Unterricht aufrechterhalten werden. 1959 wurde unter Direktor Schumacher mit der Reorganisation begonnen. Aufgrund einer starken Erhöhung der Immatrikulationszahlen auf über 250 Studenten mangelte es sowohl an Räumen als auch an qualifizierten Mitarbeitern. Durch eine rege Bautätigkeit und die Übernahme von Räumen konnte genug Platz für die Arbeit im Institut geschaffen werden. Zusätzlich wurde die Anzahl der Mitarbeiter von 14 (1965) auf 38 (1976) aufgestockt.

Mit der dritten Hochschulreform wurde der Unterricht in der Anatomieausbildung reduziert, nachdem bereits 1965/66 die Einführung der dreisemestrigen anstelle der fünfsemestrigen Ausbildung eine Kürzung der Unterrichtszeit nach sich zog.

---

<sup>2</sup> Schumacher, Gert Horst: Anatomie im Wandel der Jahrhunderte, Rostock 1968, S. 5 – 16.

<sup>3</sup> <http://www.uni-rostock.de/fakult/medfak/anatomie> 22.02.2008, 10:45.

<sup>4</sup> Schumacher, Gert Horst: Anatomie im Wandel der Jahrhunderte, Rostock 1968, S. 16 – 24.

Ab 1976 gab es in Rostock eine gesonderte Anatomieausbildung für Zahnmedizinstudenten, die besonders auf die Anforderungen der Zahnheilkunde gerichtet war. Die für die Präparierübungen notwendige Versorgung mit Leichen konnte nach zeitweiligen Schwierigkeiten durch gute Kontakte zu zahlreichen Pflegeheimen mit Erfolg gesichert werden.<sup>5</sup> Hierzu ist zu sagen, dass dies in der Vergangenheit eigentlich immer wieder problematisch war, wobei auch nur wenige Institute im europäischen Raum von dieser Sorge befreit waren<sup>6</sup> Das Institut unterhielt intensive Kooperationsbeziehungen zu mehreren Einrichtungen im In- und Ausland. Besonders erwähnenswert ist dabei die Zusammenarbeit mit der Greifswalder Universität und mit dem Institut für Stomatognathische Wissenschaften der Medizinischen und Stomatologischen Universität in Tokio.

Nach der Wende bestanden Unterschiede zu westdeutschen anatomischen Instituten vor allem im Studienbetrieb und in den materiellen Bedingungen von Lehre und Forschung. Da dringend notwendige Erhaltungsmaßnahmen ausblieben und sich der Zustand des Bauwerks wesentlich verschlechterte war sogar die Zukunft des Studienbetriebes in Frage gestellt.<sup>7</sup>

Heute dagegen ist die komplette Sanierung des historischen Gebäudes und der Außenfassade abgeschlossen. Die Seminar- und Kursräume wurden mit modernen Projektions- und Akustikvorrichtungen ausgestattet, um den Dozenten und Studenten eine optimale Lernumgebung zu schaffen.

„Das Institut verfügt über eine Sammlung historischer und moderner anatomischer Präparate zu allen Organsystemen, zum Bewegungsapparat sowie zur Embryologie des Menschen. Der Forschungsbereich ist im Wesentlichen in zwei klinisch orientierte Arbeitsgemeinschaften untergliedert“, in Neuroanatomie und Neuroembryologie.<sup>8</sup>

#### Literatur:

Krumnow, Alexander: Die Geschichte des Instituts für Anatomie der Universität Rostock von 1969-1990, Rostock 1991.

Schumacher, Gert-Horst: Anatomie im Wandel der Jahrhunderte, Rostock 1968.

Wegner, Richard: Zur Geschichte der anatomischen Forschung, Wiesbaden 1917.  
<http://www.uni-rostock.de/fakult/medfak/anatomie> 22.02.2008, 10:45.

---

<sup>5</sup> Krumnow, Alexander: Die Geschichte des Instituts Anatomie der Universität Rostock von 1969-1990. Rostock 1991, S. 111.

<sup>6</sup> Schumacher, Gert Horst: Anatomie im Wandel der Jahrhunderte. Rostock 1968, S. 21.

<sup>7</sup> Krumnow, Alexander: Die Geschichte des Instituts Anatomie der Universität Rostock von 1969 – 1990. Rostock 1991, S. 112.

<sup>8</sup> <http://www.uni-rostock.de/fakult/medfak/anatomie> 22.02.2008, 10:45.

## Schumacher, Gert-Horst

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001337](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001337))  
vom 16.02.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. med. habil. Dr. med. dent.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1959-1961 Professor mit Lehrauftrag für Anatomie 1961-1969 Professor mit vollem Lehrauftrag für Anatomie 1969-1990 o. Professor für Anatomie
<i>Fakultät:</i>	Medizinische Fakultät (1959-1969) Bereich Medizin (1969-1990)
<i>Institut:</i>	Institut für Anatomie
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Lehre: Vorlesungen, Kurse, Seminare in Anatomie für Studenten der Medizin, Zahnmedizin, Sport, Facharztausbildungen und Weiterbildungen, Lehrbuchproduktionen für alle Teilgebiete der Anatomie Forschung: Quantitative Morphologie, stomatologische Anatomie, Teratologie, Medizinische Geschichte

---

<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 21.05.1925 in Berlin
<i>Vater:</i>	Johann Friedrich Ferdinand Schumacher
<i>Mutter:</i>	Therese Schumacher, geb. Preuß
<i>Kurzbiographie:</i>	
1943	Abitur, Hohenlychen
1943-45	Deutsche Wehrmacht, Kriegseinsatz in Ostpreußen, Verwundung
1945-46	Dolmetscherschule Englisch, Berlin
1946-52	Studium Medizin und Zahnmedizin, Univ. Greifswald
1954-59	wiss. Assistent, Oberarzt, Dozent am Institut für Anatomie, Univ. Greifswald; Geschäftsführender Institutsdirektor (1958)
1959	Professor mit Lehrauftrag und Direktor des Instituts für Anatomie, Univ. Rostock
1969	o. Professor für Anatomie

1990	Emeritierung
seit 1990	Gastprofessuren in Hongkong, Thailand, Finnland und Lettland, Vertretung von Professuren in Mainz (1992) und Marburg (1992-96)

*Akademische Abschlüsse:*

Studien-	
abschluss:	1951 Staatsexamen Zahnheilkunde, Univ. Greifswald
Studien-	
abschluss:	1952 Staatsexamen Medizin, Univ. Greifswald
Promotion:	1953 Dr. med., Univ. Greifswald
Promotion:	1954 Dr. med. dent., Univ. Greifswald
Habilitation:	1958 Dr. med. habil. (Anatomie), Univ. Greifswald

*Akademische Selbstverwaltung:*

1959-1990	Direktor des Instituts für Anatomie
1961-1963	Vorsitzender der ärztlichen Vorprüfung
1975-1985	Vorsitzender der Kulturkommission der Medizinischen Fakultät
1976-1980	Vorsitzender der Facharztcommission Anatomie
1978-84	Studienjahresbetreuer der Medizinischen Fakultät

*Funktionen:*

1965-67	Mitglied der Universitätsgewerkschaftsleitung
1975-85	Seminargruppenbetreuer, Stomatologie Chefredakteur, Herausgeber und Beiratsmitglied wiss. Zeitschriften

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina  
 Anatomische Gesellschaft  
 Gesellschaft Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde Univ. Greifswald und Rostock  
 Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte  
 Gesellschaft Naturforscher und Ärzte Univ. Rostock  
 Deutscher Hochschulverband  
 Deutsche Gesellschaft der JSPS-Stipendiaten

*Ehrungen:*

Medaillen, Diplome, wiss. Gesellschaften und von Univ.  
 Ehrenmitgliedschaften in wiss. Gesellschaften  
 Ehrenprofessur einer ausländischen Univ.

*Werke (Auswahl):*

Schumacher, G.-H.: Funktionelle Morphologie der Kaumuskulatur, VEB G. Fischer Verlag, Jena 1961.  
 Schumacher, G.-H.: Der maxillo-mandibuläre Apparat unter dem Einfluß formgestaltender Faktoren, Nova Acta Leopoldina, N. F., Bd. 33, Nr. 182.  
 Schumacher, G.-H.: Monster und Dämonen. Unfälle der Natur. Eine Kulturgeschichte. Quintessenz Verlags GmbH, Edition Q, Berlin 1993, 1.



Südkoreanische Ausgabe 1996.

Schumacher, G.-H.: Regulationen und Adaptationen im Kraniofazialen Wachstum.

In: Symposion der Deutschen Gesellschaft für Kieferorthopädie. Bad Homburg 1998. Urban und Vogel, München 1991, 1-32.

Schumacher, G.-H.: Principles of Skeletal Growth. In: Fundamentals of Craniofacial Growth. Ed. by A. D. Dixon, D. A. Hoyte and O Rönning. CRC Press, Boca Raton, New York 1997, 1-21.

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Rückschau auf eine Vita mit 80 Jahren [Rostock 2005], Autobiographie und Bibliographie eigener Publikationen [Rostock 2004], zusammengestellt von Gert-Horst Schumacher, Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Schwerin.

## **Zeitzeugenbericht von Herrn Prof. Dr. Gert-Horst Schumacher am 21. Dezember 2007**

Kersten Krüger:

Wir begrüßen unseren Gast, Herrn Prof. Dr. Schumacher, Fachvertreter der Anatomie. Es ist Zeit für einen Kurzvortrag und anschließende Diskussion. Lieber Herr Schumacher, jetzt haben Sie das Wort.

Gert-Horst Schumacher:

Lieber Herr Kollege Krüger, meine sehr verehrten Damen und Herren. Anfangs darf ich bemerken, dass ich kein Medizinhistoriker bin. Zwar habe ich mich mit historisch bezogener Anatomie beschäftigt, aber das war mehr oder weniger laienhaft und erfolgte nur zu besonderen Anlässen. Ich habe vier politische Systeme erlebt, und zwar acht Jahre Weimarer Republik, zwölf Jahre Nationalsozialismus, 45 Jahre Sowjetische Besatzungszone Deutschlands und DDR sowie 17 Jahre Bundesrepublik. Wenn ich das addiere, dann kommen 82 heraus, mit anderen Worten, ich bin 82 Jahre alt.

In meiner Geburtsstadt Berlin hatte ich nur einen kurzen Aufenthalt, ich weiß nicht wie lange, schätzungsweise eine Woche oder ein paar Tage mehr. Das war die Dauer des Kindbetts im Virchow-Krankenhaus, wo meine Mutter entbunden hatte. Vor meiner Geburt wohnten meine Eltern im Stadtteil Wedding. Sie führten eine kleine Fleischerei, hatten jedoch unter den sehr ungünstigen ökonomischen Verhältnissen jener Zeit Existenzprobleme, machten letztlich Pleite und zogen zurück aufs Land nördlich von Berlin, wo meine Großeltern väterlicherseits in der Nähe des Klosterdorfs Himmelpfort eine kleine Landwirtschaft betrieben. Der Boden dieser Sandgegend war kärglich, aber mit den Früchten der umgebenden Wälder und den fischreichen Seen haben sie sich recht und schlecht durchschlagen können.

Dann kam der nächste Sprung. Meine Eltern pachteten in Lychen, ein paar Kilometer von Himmelpfort entfernt, eine Fleischerei. Lychen war damals eine Ackerbürgerstadt mit 4.000 Einwohnern. Es gab dort sechs Fleischereien, das bedeutete, dass auf einen Fleischerladen weniger als 800 Kunden kamen, die zum überwiegenden Teil Selbstversorger waren. Sie ernteten aus ihren Gärten oder kleinen Feldstücken Obst und Gemüse, hielten Hühner und anderes Kleinvieh, so dass die Nachfrage für Fleisch- und Wurstwaren sehr bescheiden war. Mit etwas zusätzlicher Landwirtschaft konnte sich unsere Fleischerei aber tragen.

Die Lychener Zeit, die noch sehr wechselhaft werden sollte, habe ich bewusst erlebt. Schon bald nach meiner Einschulung kamen die Nazis ans Ruder. Mit ihnen vollzog sich ein wesentlicher Wandel im Ortsteil Hohenlychen, wo 1902

unter maßgeblicher Initiative des berühmten Chirurgen Prof. Dr. August Bier die Heilanstalten vom Roten Kreuz gegründet wurden. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten begann die Umgestaltung und Erweiterung der Heilanstalten zu einem Rehabilitationszentrum, das sich unter der Konjunktur der Olympiade in Berlin 1936 zum „Reichssportzentrum“ mauserte. Mit der Militarisierung, dem Bau der Reichsautobahn und der örtlichen Belebung des Fremdenverkehrs gab es bald keine Arbeitslosen mehr in Lychen. Die Geschäftslage besserte sich wie nie zuvor, aber diese Scheinblüte hielt nicht lange an. Dann begann der Zweite Weltkrieg, der schreckliches Unglück über viele Völker brachte und am Ende auch die kleine Stadt Lychen heimsuchte. Ganze Straßenzüge lagen nach Kriegsende in Trümmern, die Anzahl der Suizide wurde offiziell nie bekannt gegeben.

Die Umgestaltung der Heilanstalten vom Roten Kreuz auf die Zielstellungen der Nazis lag in den Händen von Privatdozent DR. med. Karl Gebhardt, einem Schüler des berühmten Chirurgen Prof. Dr. med. Sauerbruch. Bereits 1933 hatte er die Leitung der Heilanstalten übernommen und wurde bald zum Professor ernannt. Als Günstling des Reichsführers der SS Himmler<sup>1</sup> verfügte Gebhardt über weitreichende Beziehungen, und schon bald wurde Hohenlychen Vorzeigeobjekt und Anziehungspunkt für die höchste braune Prominenz. Nach Hitler waren zum Beispiel Hess, Göring, Göbbels, Himmler, hohe Parteifunktionäre und hochrangige Militärs Besucher oder permanente Gäste in Hohenlychen. Mit dem Zweiten Weltkrieg wurde das Reichssportsanatorium zu einem Reservelazarett umfunktioniert. Welch traurige Berühmtheit Hohenlychen noch erlangen sollte, blieb den Einwohnern bis zur Nachkriegszeit verborgen.

Ganz in der Nähe, in einer Entfernung von elf Kilometern, befand sich das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Da es kurz vor dem Umsteigebahnhof Fürstenberg dicht an der Bahnlinie Pasewalk-Prenzlau-Fürstenberg lag, fuhr man oft daran vorbei und konnte über den Stacheldrahtzaun Einblick in das Lager nehmen. Zwischen den Baracken sah man sauber geharkte Wege und gepflegte Freiflächen, vereinzelt auch kleine Gruppen in Sträflingskleidung, die ein gleiches Bild boten wie die Häftlinge, die für Außenarbeiten in den Sportanlagen oder in der Gärtnerei täglich nach Hohenlychen transportiert wurden. Was sich hinter dem Drahtzaun abspielte erfuhren die Lychener Bürger erst nach den Enthüllungen der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse.

Auf Befehl Himmlers hatte Prof. Dr. Gebhardt 1942, im dritten Kriegsjahr, Sulfonamidversuche an Häftlingen vornehmen lassen. Sulfonamid war damals in Deutschland das wirksamste Antibiotikum zur Bekämpfung von Infektionen, die Alliierten hatten bereits das Penicillin. Als Grund für die Humanversuche wurden

---

<sup>1</sup> Heinrich Luitpold Himmler (1900-1945), Reichsführer SS, 1943-1945 Reichsminister.

die schweren Verluste an der Ostfront und das Attentat auf Reinhard Heydrich<sup>2</sup> am 27. Mai 1942 angegeben, der an einer Wundinfektion starb. Im Endergebnis dieser Experimente kam Prof. Gebhardt zu dem Schluss, dass zwischen behandelten und unbehandelten Versuchspersonen keine Unterschiede feststellbar waren. Im Nürnberger Ärztekongress wurde Gebhardt vom Amerikanischen Gerichtshof zum Tod verurteilt. Seine Hinrichtung erfolgte am 2. Juni 1948 im Zuchthaus Landsberg.

Lychen, die Stadt der Seen und Wälder, war jenseits von größeren Städten und Industrie ein beschauliches Nest inmitten märkischer Natur, wo man sich wohlfühlen konnte. Nach vierjähriger Grundschulzeit in der Stadtschule besuchte ich die private sechsklassige „Realschule“ in Hohenlychen. Dabei hatte ich großes Glück, denn durch den Zulauf, den Lychen und Hohenlychen erfuhren, wurde die Realschule zu einer „Oberschule für Jungen des Landschulheims Hohenlychen“ (Gymnasium) erweitert. So konnte ich 1943, im vierten Kriegsjahr zusammen mit drei weiteren Klassenkameraden das Abitur ablegen. Als Studienwunsch hatte ich Jura angegeben und auf Anraten des Schuldirektors, Dr. Erhard Heimann, einen Antrag auf Fernimmatrikulation an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin gestellt. Diesem wurde stattgegeben, und ich meldete mich freiwillig zum Kriegsdienst bei der Deutschen Wehrmacht.

Warum freiwillig? Mein Vater hatte als selbstständiger Handwerker und ehemaliger Soldat im Ersten Weltkrieg eine konservative deutsch-nationale Einstellung. Er lebte noch vom verloschenen Glorienschein des alten Kaisers, von dem „Gefreiten“ Hitler wollte er nichts wissen. Unter diesem Hintergrund war es für mich selbstverständlich, mit einem Jurastudium auch das Etikett des Reserveoffiziers zu verbinden. Außerdem konnte ich mir als Freiwilliger die Waffengattung aussuchen. Zur Infanterie wollte ich nicht, denn vor Moskau oder Stalingrad durch tiefen Schnee zu waten und erschossen zu werden war eine schlimme Vorstellung. Ich entschied mich für die Sturmartillerie. Meine Grundausbildung als Rekrut erhielt ich in Guben, wo ich auch an einem Offizierslehrgang teilnahm. Beides dauerte je vier Monate, danach wurden alle Lehrgangsteilnehmer zum Fahnenjunker-Unteroffizier befördert, womit ich den höchsten Dienstgrad bei der Deutschen Wehrmacht erreichte. Mein Einsatz erfolgte als Richtschütze in einem Sturmgeschütz an der Ostfront, die bereits in Ostpreußen stand. Es dauerte kaum 14 Tage als wir von einer russischen PAK<sup>3</sup> abgeschossen wurden. Damit war der Krieg für mich zu Ende und per Bahntransport ging es nach Wernigerode ins Reservelazarett.

---

<sup>2</sup> Reinhard Tristan Eugen Heydrich (1904-1942), SS-Obergruppenführer und General der Polizei, Leiter des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), Stellvertretender Reichsprotektor von Böhmen und Mähren.

<sup>3</sup> PAK Panzer-Abwehr-Kanone.

Eigentlich konnte ich den Russen dankbar sein, dass sie unser Sturmgeschütz zielgenau getroffen hatten. Das ist natürlich etwas ironisch gemeint, aber wie Sie sehen, habe ich den Krieg, wenn auch als Invalide (50% gehbehindert) überlebt. Ein solches Glück hatten nicht alle Soldaten, aber auch nicht alle Menschen, die den Fliegerbomben in der Heimat oder dem Terror in Konzentrations- und Gefangenenlagern ausgesetzt waren.

Bevor die Amerikaner Wernigerode erreichten, setze ich mich mit Gehhilfen und Gipsverband am Bein auf abenteuerlichen Wegen nach Lychen ab. Meine Mutter hatte mir geschrieben, dass die Stadt noch in deutscher Hand war und unser Zuhause noch stand. Mein Vater war sehr erschrocken als ich ihn nachts aus dem Bett klopfte und weniger erfreut als erstaunt, als er mich sah. „Junge was willst du hier,“ sagte er, „hörst Du nicht den Kanonendonner? In zwei Wochen sind die Russen hier.“ Das geschah dann auch.

Die kleine Stadt Lychen war mit Flüchtlingen aus den Deutschen Ostgebieten übervölkert, Trecks wälzten sich durch die Straßen gen Westen. Die Lychener Bürger waren verunsichert und hatten Angst vor dem, was nun passieren würde. Es hieß, dass die Stadt nicht verteidigt werden sollte, und dass die Bewohner in der Stadt bleiben könnten. Aber ratlos schlossen sich viele Familien den Flüchtlingstrecks an, um in den umgebenden Wäldern möglichen Kämpfen in der Stadt auszuweichen. Wir hatten unseren Viehanhänger mit allerlei Bettzeug, Hausrat und Lebensmitteln beladen und den alten Mercedes als Zugmaschine in Gang gebracht. So gelangten wir in ein nahe gelegenes Dorf, wo wir mit anderen Flüchtlingen Unterkunft fanden. Als nach etwa einer Woche bekannt wurde, dass Lychen von den Russischen Truppen besetzt war, kehrten wir mit bangen Erwartungen in die Stadt zurück. Ganze Straßenzüge waren abgebrannt, viele Häuser waren zerstört oder beschädigt. Aber unser Wohn- und Geschäftshaus stand noch mit einigen Schäden am Dach. Nach Beseitigung von Unrat auf dem Hof und in den Räumen sowie notdürftiger Instandsetzung des Daches, der Fenster und Türen konnten wir wieder in unsere Wohnung einziehen. Die Gewerberäume waren von den Russen mit Beschlag belegt und mussten von uns zur Inbetriebnahme der Fleischerei mit Chlorkalk angestrichen werden.

In den nächsten Wochen erlebten wir groß angelegte Razzien. Männer und Frauen im Alter von 14 bis 70 Jahren wurden aufgegriffen, im Kellergeschoss eines Handwerkbetriebes eingesperrt und verhört. Auch ich „genoss“ die Ungewissheit dieser Kellerhaft! Nach dem Verhör wurden einige entlassen, andere in Haft behalten. Es war nicht erkennbar, nach welchen Gesichtspunkten dabei vorgegangen wurde. Das Stichwort lautete „Sibirien“, aber es gab noch einen kürzeren Weg, der führte ins russische Speziallager „Fünfeichen“ bei Neubrandenburg. Meine Jugendfreundin, sie war ein Jahr jünger als ich, hat diesen Weg nehmen müssen. Sie verbüßte drei Jahre in diesem Lager, bekam Typhus, verlor die Haare und so weiter. Ich selber bin mit meinem dicken Gipsverband am linken



Bein nach dem Verhör glimpflich davon gekommen. Als ich dann über den Marktplatz humpelte, wurde ich schon wieder verhaftet, konnte aber mit lautstarken Protesten, die viele Neugierige anzog, entkommen.

Meine Versuche, eine sinnvolle Arbeit in Lychen zu finden, schlugen fehl. Der neu eingesetzte Bürgermeister ließ mich abblitzen, er riet mir, Zeitungen zu verkaufen. An eine Ausbildung, gegebenenfalls auch in einem Handwerk, war nicht zu denken. Die Razzien hielten an und verbreiteten ständige Unsicherheit, was mich veranlasste, mit meinem ehemaligen Klassenkameraden, Wolfgang Hercher, zu Fuß und per Anhalter nach Berlin zu trampen, wo wir im Britischen Sektor am Hohenzollerndamm in einer Wohngemeinschaft unterkamen. Hier waren wir sicher aufgehoben, wenn auch der Hunger groß war. Was wir fürs tägliche Leben brauchten, beschafften wir uns im Tauschhandel auf dem Schwarzen Markt. Mein Ziel war es Jura zu studieren.

Schon bald suchte ich die Universität auf, um zu erfragen, wann ich mit dem Studium anfangen könne. Ich hatte es ja schriftlich, dass ich fernimmatrikuliert war. Sie lag im Ostsektor von Berlin, aber statt der Universität fand ich einen großen Trümmerberg. Ein Mann, der sich dort aufhielt, sagte mir, dass es keine Friedrich-Wilhelm-Universität gebe, sondern nur eine Humboldt-Universität und wenn ich studieren wolle, dass ich zuerst entrümmern sollte. Beim Entrümmern hätte ich gern geholfen, aber im Ostsektor von Berlin, also unter russischer Besatzung Jura studieren, das wollte ich auf keinen Fall.

Die Enthüllungen der Naziverbrechen hatten mir klar gemacht, dass man Jura in einem totalitären Regime meiden sollte. Ich musste einen Beruf finden, den ich frei von politischen Zwängen mit gutem Gewissen ausüben konnte. Ausgehend von den Erlebnissen im Lazarett nahm ich mir vor, Medizin zu studieren. Aber das ging nicht gleich. Darauf besuchte ich eine Dolmetscherschule am Kurfürstendamm und erwarb ein Diplom als Übersetzer für Englisch.

Meine Bemühungen um eine Immatrikulation für Medizin setzte ich fort und hatte nach einigen Umwegen in Greifswald Erfolg. In Berlin wurde es nichts, auch nicht in Hamburg. Im Wintersemester 1946/47 begann ich mit dem Studium der Landwirtschaft und hörte ergänzend Vorlesungen in der Anatomie. Nach zwei Semestern und mit gut bestandenem Vorphysikum ließ ich mich auf Medizin umschreiben, legte nach drei weiteren Semestern das Physikum ab, belegte zusätzlich Fächer für Zahnmedizin und beendete das Studium nach zwölf Semestern. Das sieht etwas konfus aus, aber alle Examina erfolgten in kontinuierlicher Reihenfolge: Zahnarzt 1951, Arzt 1952, Dr. med. 1953, Dr. med. dent. 1954 und Habilitation 1958. Danach heiratete ich die Opernsängerin Christel Garduhn, und 1959 wurde unser Sohn Kai-Uwe geboren.

Nach dem Studium begann ich mit meiner postgraduellen Ausbildung in Greifswald, und die sah wie folgt aus: Pflichtassistent am Institut für Pathologie 1952/53, Assistent am Institut für Anatomie 1953/54, Facharzt und Oberarzt für

Anatomie 1956, Dozent für Anatomie 1959, Berufung an die Universität Rostock als Professor und Direktor des Anatomischen Instituts 1959. Diese Blitzkarriere war mit glücklichen Zufällen und Umständen verbunden. Meinem akademischen Lehrer Prof. Dr. Dr. R. N. Wegner, habe ich für die Einführung in die wissenschaftliche Anatomie und seine beispielhafte Förderung zu danken. Bereits als Student in den klinischen Semestern hatte er mir ein Thema für die Doktorarbeit gegeben, das ich nach erfolgreicher Promotion zu einer Habilitationsschrift erweitern und vertiefen konnte. Die Ergebnisse dieser Habilitationsschrift wurden im Fischerverlag Jena 1961 als Monographie veröffentlicht und fanden bald eine internationale Resonanz. Bereits im zweiten Halbjahr meiner Assistentenzeit in der Greifswalder Anatomie wurde ich neben der aktiven Teilnahme an den Kursen mit der Hauptvorlesung über den „Bewegungsapparat“ (5 Stunden pro Woche) betraut. Schließlich war ich der einzige habilitierte Nachkriegs-Anatom in der DDR, der für eine Berufung auf einen Lehrstuhl für Anatomie in Frage kam.

Meine Arbeitsstunden habe ich nie gezählt, denn das Gefühl viel nachholen zu müssen, bedrückte mich sehr. Der grausame Zweite Weltkrieg, an dem ich aktiv teilgenommen hatte, war die größte Enttäuschung meines Lebens, und so fand ich im Studium einen neuen Lebensinhalt, dem ich mich mit Begeisterung verschrieb. Parallel zum Medizinstudium wollte ich noch Latein- und Griechischunterricht nehmen, habe aber zugunsten eines Zweitstudiums der Zahnmedizin davon abgesehen, nicht zuletzt in der Absicht nach Skandinavien auszuwandern. Na ja, daraus wurde nichts, wäre aber mit dem Segelboot über die Ostsee möglich gewesen.

In Greifswald wurde ich Zeitzeuge zweier Hochschulreformen. Die Erste Hochschulreform begann im Wintersemester 1946/1947 und setzte sich bis 1951 fort. Sie stand unter der Kontrolle der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) und wurde von der mecklenburgischen Landesregierung Schwerin zusammen mit der Universität Greifswald durchgeführt. Ihr Hauptanliegen war die antifaschistisch- demokratische Umgestaltung an allen Universitäten der SBZ,<sup>4</sup> die drei synchron verlaufende Prozesse umfasste:

- Umstrukturierung des Gefüges und der Ausbildungsinhalte der Universität zur Orientierung auf das sowjetische Muster,
- Veränderungen im Lehrkörper der Universität,
- Brechung des Bildungsmonopols der besitzenden Klassen.

Die Umstrukturierung zielte darauf ab, den Hochschulen die universitäre Selbstverwaltung zu entziehen und dem Weisungsrecht der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung (DVV) zu unterstellen. Zwischen 1946 und 1947

---

<sup>4</sup> Sowjetische Besatzungszone.

entstanden eine Pädagogische und eine Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät sowie eine Vorstudienchule, die 1949 den Status einer Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF) erhielt. Auf dieser konnten unterprivilegierte Kreise die Voraussetzungen für ein Hochschulstudium erwerben, und die SED sah in der ABF die Kaderschmiede für die Heranbildung einer neuen Intelligenz für die Sowjetisierung der Universitäten. Während die beiden erstgenannten Fakultäten wegen mangelnder Effizienz bald wieder aufgelöst wurden, erfolgte die Schließung der ABF erst 1961, nachdem die Oberschulen die Ausbildung eines staatsnahen Hochschulnachwuchses gewährleisten konnten. Aber weiterhin hatten Arbeiter- und Bauernkinder einen Bonus für die Zulassung zur Universität.

Die Veränderungen des Lehrkörpers ergaben sich durch die Entnazifizierung der Hochschullehrer. Versuche der SED, die frei gewordenen Professoren- und Dozentenstellen mit ihren Parteigängern zu besetzen, scheiterten mangels vorhandener Fachkräfte. Daher wurden die Lücken im Lehrkörper durch Berufung unbelasteter Professoren vorwiegend aus den ehemaligen Deutschen Ostgebieten sowie auch von minder belasteten Rehabilitanden ausgefüllt. Dabei konnte nicht verhindert werden, dass der bürgerliche Anteil an Hochschullehrern dominierte. Meine ersten Lehrer in der Anatomie waren Prof. Dr. Bernhard Lange, Flüchtling aus Breslau, ein begnadeter Pädagoge, Prof. Dr. Otto Dragendorf, rehabilitierter Greifswalder Ordinarius alter Schule, der uns in die mikroskopische Anatomie und Embryologie einführte, Prof. Dr. Gustav Michelsen, Flüchtling aus Dorpat (jetzt Tartu in Estland), ehemaliger Chirurg und glänzender Anatom, der uns bleibende Kenntnisse der topographisch-klinischen Anatomie vermittelte sowie mein Doktorvater, Prof. Dr., Dr. Richard N. Wegner, der sich nach Redeverbot bei den Nazis als praktischer Arzt in Dresden niedergelassen hatte. Alle waren erstklassige Fachleute ohne SED-Parteibuch.

Ähnlich sah es in der Greifswalder Zahnklinik aus. Fachlich prominente Hochschullehrer waren Prof. Dr. Otto Hübner, Flüchtling aus Breslau, Prof. Dr. Dr. Josef Heiß (als Kieferchirurg aus München berufen), sowie Prof. Dr. Richard Plötz, ein rehabilitierter Greifswalder Ordinarius. Die Abteilungsleiter kamen hauptsächlich aus Stettin und Hinterpommern, alle waren erfahrene Kollegen aus der Praxis, die uns viel praxisbezogenes Wissen vermittelten, was ein Gütezeichen für Absolventen der Greifswalder Zahnmediziner wurde. Mit Ausnahme eines Abteilungsleiters, der um sein fachliches Ansehen kämpfen musste, hatten alle eine sichere Distanz zur SED.

Die erste Hochschulreform war bereits mit einer starken kommunistischen Durchdringung der Universität verbunden. Dazu gehörte die Pflichtvorlesung im Wintersemester 1946/47 über „Politische und soziale Probleme der Gegenwart“. Ich habe sie einige Semester zum Nachweis für die Zulassung zu den Fachprüfungen belegt, aber nur selten besucht. Mich zogen fachübergreifende Vorlesungen an, die ich in der Philosophischen und Theologischen Fakultät hören konnte.

Schon 1950 wurde das obligatorische gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium für alle Fakultäten eingeführt und bald danach (1951) ein Institut für Gesellschaftswissenschaften gegründet, aus dem die Sektion für Marxismus und Leninismus hervorging.

Neben dem Rektor gab es in den Jahren 1946 bis 1949 an der Greifswalder Universität einen mit weitgehenden Kompetenzen ausgestatteten Kurator, Franz Wohlgemuth, der als „bevollmächtigter Geschäftsträger der Landesregierung Schwerin“ maßgeblichen Einfluss auf die Bildungsfragen nahm. Franz Wohlgemuth, der in Bonn katholische Theologie studiert hatte und als Oberleutnant der Reserve in sowjetischer Gefangenschaft dem Nationalkomitee „Freies Deutschland“ angehörte, war eine respektable Persönlichkeit, die sich bemühte, Verständnis für die Realitäten an der Universität zu vermitteln. Ab 1951 wurde er Abteilungsleiter in dem neu gegründeten Staatssekretariat für Hochschulwesen in Berlin, wo er an der Ausarbeitung und Durchsetzung der Zweiten Hochschulreform beteiligt war. 1957 zum Professor ernannt, setzte er sich überraschend nach Westberlin ab, um einer mutmaßlichen Verhaftung zu entgehen.

Eine Begebenheit besonderer Art, die mich an die ersten Tage der sowjetischen Besatzung nach dem Krieg in Lychen erinnerte, war das Verschwinden meines Studienfreundes Gerhard Süß. Einige Jahre älter als ich, hatte er kostbare Jahre durch den Krieg verloren und war glücklich, dass er in Greifswald Zahnmedizin studieren konnte. In der Regelzeit von sieben Semestern machte er sein Staatsexamen und promovierte zum Dr. med. dent. Glückstrahlend verabschiedete er sich von Greifswald für den Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt, wozu wir ihm (mit Frau und Kind) viel Glück wünschten. Tage und Wochen vergingen, aber Gerhard Süß ließ nichts mehr von sich hören. Nach längerer Zeit wurde gemunkelt, dass er „abgeholt“ worden sei, nach „Sibirien“? oder „Fünfeichen“? Darüber vergingen Jahre, ohne dass die Gerüchteküche nennenswerte Neuigkeiten brachte. Nach mehr als 50 Jahren erfuhr ich Näheres über Gerhard Süß aus dem Buch „Erschossen in Moskau“:<sup>5</sup> *Verhaftet am 15. 03.1950 in Luckau, verurteilt am 13.09.1950 in Schwerin zum Tode durch Erschießen, Gnadengesuch vom Präsidium des Obersten Sowjets am 12.12.1950 abgelehnt, Todesurteil am 15.12. 1950 in Moskau vollstreckt, rehabilitiert von der GWP (FR)*<sup>6</sup> am 16. 7. 1996.

Das Verschwinden von Gerhard Süß löste bei Studenten und Dozenten, die ihn kannten, Befangenheit und Unsicherheiten aus. Auch ich konnte mich einer gewissen Angst nicht erwehren, wenn ich an meine Erlebnisse in Lychen dachte. Ich rätselte, ob man mir etwas anhängen konnte, interpretierbar war vieles. Ich hatte Lychen bei „Nacht und Nebel“ verlassen, war Westberliner Bürger gewor-

---

<sup>5</sup> Roginskij, Arsenij B. (Hrgs.): „Erschossen in Moskau.....“ :die deutschen Opfer des Stalinismus auf dem Moskauer Friedhof Donskoje 1950-1953. Berlin 2005.

<sup>6</sup> Glawnaja woennaja prokuratura (Hauptmilitärstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation).



den, als solcher nach Greifswald gekommen, und meine persönlichen Kontakte mit den Freunden unserer Wohngemeinschaft am Hohenzollerndamm nicht aufgeben. Gelegentlich fuhr ich zur Abwechslung von Greifswald nach Berlin, habe in meiner Geburtsstadt „Berliner Luft“ geschnuppert und bin am Kurfürstendamm für Ostgeld ins Kino gegangen. Schuldig im Sinn einer kriminellen Handlung fühlte ich mich nicht, aber wohl wissend, dass meine privaten Ambitionen nicht im Einklang mit der stringenten Politisierung in Greifswald standen.

Die Zweite Hochschulreform wurde 1951/1952 eingeleitet. Sie hatte das Ziel den Aufbau eines sozialistischen Hochschulwesens fortzusetzen, das eine der SED genehme „neue“ Intelligenz hervorbringen sollte. Die zentrale Leitung und die Durchsetzung der Reform sollten durch ein einziges Organ, durch das Staatssekretariat für Hochschulwesen erfolgen.

Die Einführung des 10-Monate-Studienjahrs für alle Fakultäten war für uns Studenten die gravierendste Neuerung. Damit war die Studienfreiheit erheblich eingeschränkt und ein fachübergreifendes Studium, wie ich es angelegt hatte, nicht mehr möglich. Glücklicherweise ging meine Studienzeit dem Ende entgegen, so dass ich nicht mehr in den Sog dieser Neuerungen geraten bin.

Die Seminare zur Vertiefung des Vorlesungsstoffes scheiterten in den klinischen Semestern nicht nur an inhaltlichen und didaktischen Unklarheiten, sondern an fehlenden qualifizierten Dozenten für die vielen Seminargruppen. Die einzigen zwei oder drei Seminare, die ich besuchte, fanden im Hörsaal der Medizinischen Klinik mit allen Studenten des Semesters statt. Sie hatten den Charakter einer Vorlesung, die von einem Studenten gehalten wurde, was immer ganz lustig war.

Das gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium, wie auch der Russischunterricht blieben uns in den höheren Semestern erspart. Der Teilnahmebeleg über das Pflichtseminar „Politische und soziale Probleme der Gegenwart“ war für die Zulassung zum Staatsexamen und zu den Promotionen noch ausreichend.

Die neue Stipendienordnung, die für alle Studierenden ein Grundstipendium und für gute Studienergebnisse ein Leistungsstipendium vorsah, wurde natürlich sehr begrüßt. Dass sie jedoch eine taktische Maßnahme war, um Emotionen gegen die Politisierung nach sowjetischem Muster zu dämpfen und die zunehmenden Abwanderungen nach Westdeutschland zu stoppen, war durchschaubar. Diese Stipendienordnung lag im Trend einer im Juli 1951 erlassenen Verordnung zur „Hebung des sozialen Standards der Intelligenz“. Das war die Welle der Einzelverträge für „hervorragende Wissenschaftler“, die mit materiellen Vergünstigungen und gewissen Privilegien verbunden waren. Von der neuen Stipendienordnung konnte ich auch profitieren, obgleich ich Selbstzahler meiner Studiengebühren und Lebenshaltungskosten war. Für das mit Auszeichnung bestandene zahnmedizinische Staatsexamen erhielt ich ein Leistungsstipendium von 180 Mark, dazu kamen 90 Mark für eine Hilfsassistentenstelle in der Anatomie, das ergab zusammen 270 Mark im Monat. Für damalige DDR-Verhältnisse war das eine



Menge Geld. Meine Miete für ein Mansardenzimmer, einschließlich bester Betreuung durch eine ältere Kriegerwitwe betrug 25 Mark pro Monat. Lebensmittel gab es auf Marken zu Vorkriegspreisen, für ein Mittagessen in der Mensa (Eintopf) zahlte man 80 Pfennige, und für ein Abendessen 60 Pfennige.

Als ich 1952 mit dem medizinischen Staatsexamen das Studium beendet hatte, stand ich vor der Wahl, eine Facharztausbildung für Kieferchirurgie, Anatomie oder Pathologie aufzunehmen. In allen Fachrichtungen waren freie Stellen zu haben. Ich begann meine Pflichtassistentenzeit im Institut für Pathologie bei Prof. Dr. Alexander Bienengräber,<sup>7</sup> um meine Kenntnisse über die krankhaften Veränderungen des Organismus zu vertiefen. Von den täglichen Sektionen Verstorbener und der Teilnahme an der mikroskopischen Diagnostik von Biopsien<sup>8</sup> konnte ich viel lernen. Daneben bearbeitete ich ein Thema für meine zweite Doktorarbeit, so dass ich mich im Institut für Pathologie sehr wohl fühlte.

Das sollte sich schlagartig ändern, als ich am 12. April 1953 zu einer Aussprache ins Rektorat für Studienangelegenheiten eingeladen wurde. Ein Grund war nicht angegeben, ich vermutete aber, dass es sich um eine Werbung für die Kasernierte Volkspolizei (KVP) handeln würde. So war es denn auch. Vor einer kleinen Kommission wurde ich über meine Berufsabsichten befragt, und als das Wort Kieferchirurgie fiel, war ich festgenagelt. Man stellte fest, dass dies der passende Arztberuf für die Luftwaffe sei. Dann hörte ich etwas von großartigen Perspektiven und vielen Vergünstigungen beim Eintritt in die KVP. Die verlockenden Angebote ließen mich jedoch unberührt und es begann eine immer länger werdende Diskussion über den Nutzen der KVP und meine Einstellung zur sozialistischen Gesellschaft, die mir ein Studium ermöglicht und mich mit einem Leistungsstipendium unterstützt hat. Nach mehr als einer Stunde wurde ich mit dem Hinweis entlassen: „Für den Dienst bei der Luftwaffe vorgemerkt, näheres werden Sie demnächst erfahren“. Ich hatte nicht Ja und nicht Nein gesagt, mein einziger Gedanke war nur dieser Inquisition zu entkommen.

Mein erster Weg führte mich in die Anatomie zu meinem Doktorvater Prof. Wegner mit der Bitte mir zu helfen. Er bot mir ab sofort eine Assistentenstelle im Anatomischen Institut an und diktierte einen Brief an den Chef des Medizinischen Dienstes der KVP, Generalmajor Walter, in welchem er den personellen Notstand in der Anatomie und die Dringlichkeit meiner Mitarbeit im akademischen Unterricht darstellte. Diesem Brief fügte ich eine Erklärung bei, dass ich Anatom werden wolle. Noch bevor die Antwort des Generals eintraf hatte ich mit Einverständnis von Prof. Bienengräber meinen Arbeitsplatz vom Institut für Pathologie

---

<sup>7</sup> Prof. Dr. med. Alexander Bienengräber: *Catalogus Professorum Rostochiensium*: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002045](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002045)

<sup>8</sup> Gewebeentnahme beim Lebenden durch Exzision oder Punktion zur histologischen Diagnostik.

zum Institut für Anatomie verlegt. Wenig später teilte mir der General brieflich mit, dass ich von der „Verpflichtung Luftwaffe“ vorerst zurückgestellt sei. Besser als gar nichts, dachte ich.

Nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 wurde diese „Zwangsverpflichtung“ für alle hinfällig. Von den zwölf Pflichtassistenten meines Semesters, die sich dieser Zwangswerbung unterziehen mussten, hatten acht Kollegen die DDR gen Westdeutschland verlassen. Als einer der vier in Greifswald Verbliebenen promovierte ich Ende Mai 1953 mit meiner Doktorarbeit aus der Pathologie, und nutzte die Reiseerleichterungen für DDR-Bürger zu einer Ferienfahrt mit dem Motorrad durch die BRD. In Hamburg hatte ich ein sehr nachhaltiges Erlebnis. Beim Besuch der Universitätszahnklinik in Eppendorf wurde ich dem Chef des Hauses, Prof. Dr. Dr. Karl Schuchardt,<sup>9</sup> einem führenden Kieferchirurgen in Deutschland vorgestellt, der mich zum Abendessen in sein Haus einlud, das mit einem Angebot endete. Ab sofort könne ich eine voll bezahlte Assistentenstelle in seiner Klinik erhalten. Das überraschte mich sehr, weil ich wusste, dass Bewerber für Kieferchirurgie in Hamburg Schlange standen und dass es Assistenten gab, die sich ein Gehalt teilten oder darauf verzichteten, wenn sie beim „Papst“ der Kieferchirurgen eine Facharztausbildung machen durften. Der Grund für dieses seltene Angebot lag jedoch darin, dass Prof. Schuchardt für seine im Bau befindliche neue Klinik ein histo-pathologisches Labor einrichten wollte und dafür einen pathologisch oder anatomisch vorgebildeten Mitarbeiter suchte.

Als ich nach meiner Westreise Prof. Wegner sagte, dass ich nach Hamburg wechseln könnte, riet er mir das Angebot erst nach meiner Habilitation anzunehmen, weil ich damit bessere Startbedingungen für eine Karriere in der Kieferchirurgie haben würde. Dieser Rat begeisterte mich nicht, aber ich konnte Prof. Wegner, der mich stets gefördert und vor der KVP bewahrt hatte, bis zur Neu-besetzung des Lehrstuhls nicht im Stich lassen. Schweren Herzens sagte ich Prof. Schuchardt ab, womit die Weichen für meinen weiteren Berufsweg gestellt waren.

Das Phantom „Militärmedizin in Greifswald“ wurde bald zur Realität. Laut Regierungsbeschluss zur Ausbildung von Militärärzten in Greifswald sollten alle Medizinstudenten die Universität am 1. September 1955 verlassen und auf andere Universitäten der DDR verteilt werden. Darauf reagierten die Studenten um Ostern 1955 mit einem Vorlesungsboykott. Die Reaktion der DDR-Staatsmacht war gigantisch, und bald erreichte dieser Boykott als „Greifswalder Studentenstreik“ einen überregionalen Bekanntheitsgrad. Mit einem Aufgebot von 393 Volkspolizisten und 361 Angehörigen von Kampfgruppen (in Reserve), also ca. 750 Personen wurde die Stadt in einen Ausnahmezustand versetzt. Dann folgten

---

<sup>9</sup> Siehe: Schwenzer, Norbert: Zum 100. Geburtstag von Karl Schuchardt. In: Zeitschrift Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie 6 (2002), S. 1-3. – Riemer, Silke Katharine: Karl Schuchardt – Leben und Werk. Dissertation: Universität Hamburg, FB Medizin 2003.

Massenverhaftungen von Studenten, die mit 20 bis 30 Personen je Zelle im Gefängnis der Domstraße untergebracht waren. Nach dem Verhör wurden die ersten Häftlinge bald wieder entlassen, weitere Entlassungen erstreckten sich über mehrere Wochen. Aber sechs Studenten blieben wegen „Spionageverdacht“ und „Unterstützung fremder Geheimdienste“ in Haft. Zwei von ihnen wurden bis zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, obgleich keine Beweise für den formulierten Haftgrund erbracht werden konnten.

Im Mai 1955 bat der Rektor der Universität Prof. Dr. Dr. Gerhardt Katsch<sup>10</sup> den Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, um einen Gnadenakt für die noch inhaftierten Studenten. Dabei verwies er auf das bevorstehende 500jährige Festjubiläum der Universität Greifswald im nächsten Jahr, an dem einige ausländische Gäste wegen der inhaftierten Studenten nicht teilnehmen wollten. Die Vollstreckung der Reststrafen wurde zum Teil ausgesetzt oder gemindert, der letzte Häftling kam 1961 frei.

Die Festwoche in Greifswald 1956 stand im Kontrast zu dem blutigen Volksaufstand in Ungarn. Zu den geladenen Gästen des Greifswalder Universitätsjubiläums gehörten auch zwei ungarische Dozenten, Dr. Tibor Donath und Dr. I. Munkacsi aus Budapest, mit denen mich bis heute eine enge Freundschaft verbindet. Tibor Donath, der bald zum Professor avancierte, unterrichtete auch ausländische Studenten der Medizin und Zahnmedizin in englischer und deutscher Sprache am Anatomischen Institut der Semmelweis-Universität Budapest. Die deutschen Studenten kamen aus beiden deutschen Staaten, wo der Bedarf an Ärzten nach dem Zweiten Weltkrieg groß war, besonders in der DDR durch Abwanderung vieler Mediziner in die BRD. Da die eigenen Ausbildungskapazitäten nicht ausreichten den Ärztemangel auszugleichen, erfolgten Delegierungen von Studienbewerbern in befreundete Länder des Ostblocks. Studienplätze in Budapest waren sehr begehrt, weil der politische Druck hier leichter zu ertragen war. Herrn Prof. Dr. I. Munkacsi traf ich 1980 in Saskatoon (Kanada), wo er mich als Gastprofessor an der Universität Saskatchewan einführte. Mit Verbitterung erinnerte er sich an den blutigen Aufstand in Budapest und an die nachfolgenden Repressalien, denen er durch seine Emigration entkommen konnte.

Im Jubiläumsjahr 1956 erhielt ich meine Anerkennung als „Facharzt für Anatomie“ und die Ernennung zum Oberarzt. Nun musste ich meine Habilitation noch abschließen, bevor mein Chef und Doktorvater Prof. Wegner mit 74 Jahren am Ende des Studienjahrs 1957/58 in den endgültigen Ruhestand ging. Da es noch keinen Nachfolger für ihn gab, wurde ich am 1. Juni 1958 mit der kommissarischen Leitung des Anatomischen Instituts betraut. Neben den Institutsgeschäften

---

<sup>10</sup> Prof. Dr. Gerhardt Katsch (1887-1961), Internist (Diabetologe), 1954-1957 Rektor der Universität, 1945 als Parlamentär an der kampflosen Übergabe der Stadt Greifswald an die Rote Armee beteiligt.

war ich jetzt für den gesamten Unterricht verantwortlich, außerdem musste ich mich auf das Rigorosum vor dem Rat der Medizinischen Fakultät vorbereiten. Als Hilfen für den Unterricht standen mir mein Studienfreund Dr. Dieter-Karl von Brzezinski und einige ältere Studenten als Hilfskräfte zur Verfügung.

Nach der Verteidigung meiner Habilitationsschrift fragte mich der Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Georg Günther, ob ich bereit sei, die kommissarische Leitung des Anatomischen Instituts fortzusetzen mit der Zusicherung in spätestens zwei Jahren auf den Lehrstuhl für Anatomie berufen zu werden. Über dieses ehrenvolle Angebot freute ich mich sehr, nahm es aber nicht an, weil ich noch eine andere Universität kennen lernen wollte. Der Dekan hatte Verständnis für mein Argument, bat mich aber an den Sitzungen des Fakultätsrats als Wahldozent und Protokollant teilzunehmen. Diesen Wunsch erfüllte ich ihm gern. Am 1. Januar 1959 wurde ich zum Dozenten ernannt und von meiner Funktion als kommissarischer Direktor entbunden. Mit demselben Datum wurde Frau Prof. Dr. Anna-Lisa Schubel auf den Lehrstuhl für Anatomie berufen und zum Direktor des Anatomischen Instituts ernannt. Schon bald begannen für mich Berufungsverhandlungen mit Rostock, wo der Lehrstuhl der Anatomie zu besetzen war. Damit hatte ich nicht gerechnet und war anfänglich wenig geneigt, mit 33 Jahren den Ruf anzunehmen. Aber schließlich zogen wir nach Rostock, wo eine Lebensaufgabe auf mich wartete, und meine Frau Christel Garduhn-Schumacher nach sechsjährigem Hochschulstudium als Opernsängerin über 25 Jahre ihren Beruf am Volkstheater Rostock mit großem Erfolg ausüben konnte.

Mit der Übernahme des Anatomischen Instituts am 1. September 1959 trat ich ein schweres Erbe an. Kriegs- und erste Nachkriegsjahre hatten tiefe Spuren hinterlassen. Erste Pionierarbeiten waren von meinem Amtsvorgänger Prof. Dr. Friedrich Strecker,<sup>11</sup> Flüchtling aus Breslau, geleistet worden, der am 1. November 1946 die Leitung des Instituts übernommen hatte. Als er sich endgültig von seinen Pflichten am 1. September 1955 zurückzog, wurde der Unterricht zunächst von zwei Mitarbeitern aus der Berliner Anatomie aufrecht erhalten, bevor Frau Oberärztin Dr. Ana-Lisa Schubel die kommissarische Leitung des Instituts übernahm.

Meine erste Aufgabe sah ich darin den Lehrbetrieb zu sichern. Nach den neuen Planaufgaben sollten die 150 vorhandenen Ausbildungsplätze des Instituts auf 280 für Studenten der Medizin und Zahnmedizin aufgestockt werden. Das bedeutete bei einem fünfsemestrigen Anatomiestudium, dass wir im Wintersemester ca. 800 und im Frühjahrssemester etwa 550 Studenten zu unterrichten hatten. Als Dozenten standen mir zwei ältere, erfahrene Oberärzte zur Seite: Frau Dr.

---

<sup>11</sup> Prof. Dr. Friedrich Strecker: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002302](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002302)



med. Hilde Krantz aus Berlin und Herr Dr. med. Emil Ehler aus München. Dazu kamen drei ehemalige Doktoranden meines Amtsvorgängers Prof. Dr. Friedrich Strecker, die bereits über gute anatomische Kenntnisse verfügten und daher in den Präparier- und Mikroskopierkursen zur Anleitung und Betreuung der Studenten eingesetzt werden konnten. Wege zur Lösung des Raumproblems eröffneten sich durch Nachnutzung frei gewordener Räume und Umbauten im Medizinischen Studiengebäude in der Gertrudenstraße sowie im nahe gelegenen Klinikum am Schröderplatz. Staatliche Gelder wurden ausreichend zur Verfügung gestellt, leider fehlte es meist an ausreichenden Baukapazitäten.

Mit meinen Oberärzten, die mir altersmäßig einige Sprünge voraus waren, Frau Dr. Krantz mit 15 Jahren und Herr Dr. Ehler mit zehn Jahren, bildeten wir ein Terzett. Aber jeder musste als Solist in den Vorlesungen und Kursen auftreten, das waren im Schnitt 20 Wochenstunden Unterricht! Für die Betreuung von 285 Studenten in den Kursen wurden Assistenten und Hilfsassistenten (Studentische Hilfskräfte) eingesetzt. Mit Unterstützung des Dekans gelang es Pflichtassistenten in die Anatomie umzuleiten, die auf der Warteliste für eine Facharztausbildung in der Klinik standen. Sie erhielten von uns ein Thema für die Doktorarbeit, und wenn sie fleißig waren, verließen sie das Anatomische Institut mit dem Dr. med. in der Tasche.

Zur Belebung der wissenschaftlichen Arbeit nahmen wir „Anatomische Kolloquien“ in unser Vorlesungsprogramm mit auf. Das waren fakultative Veranstaltungen für Doktoranden und Studenten höherer Semester, zu denen wir auch Wissenschaftler anderer Fachrichtungen einluden. Die Kolloquien wurden von Herrn Oberarzt Dr. Ehler vorbereitet und fanden einmal pro Woche mit reger Beteiligung statt. Ein nachhaltiger Effekt bestand darin, dass aus diesen Veranstaltungen Initiativen zur Verbesserung der Lateinkenntnisse für Studienanfänger hervorgingen. Dem Altphilologen Wolfgang Richter gebührt das Verdienst, die großen Defizite der Lateinkenntnisse unserer Studenten weitgehend ausgeglichen zu haben. An der Seite der Medizinstudenten nahm er an allen Kursen der Anatomie teil, erarbeitete ein didaktisches Konzept und machte daraus eine Doktorarbeit über zweckgebundenes Latein für Mediziner. Seitdem hielt Dr. phil. Richter Lateinkurse und bewahrte eine große Zahl von Studenten vor einem vorzeitigen Studienabgang. Seine vielen Anhänger dankten es ihm bei seiner Abschiedsvorlesung mit *standing ovations*. Sein Konzept wurde als „Rostocker Modell“ in Fachkreisen weit bekannt und von verschiedenen Universitäten übernommen. Wohlverdient wurde Dr. Wolfgang Richter nach der deutschen Wiedervereinigung zum Honorarprofessor ernannt.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Prof. Dr. Wolfgang Richter: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002150](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002150)



Nach allen anfänglichen Schwierigkeiten waren wir auf dem besten Weg, die Rostocker Anatomie in der Lehre und Forschung zu profilieren, wissenschaftlichen Nachwuchs zu qualifizieren und internationale Verbindungen herzustellen. Dass uns dabei die Stasi<sup>13</sup> als „Schwert und Schild der Partei“ begleitete, erfuhren wir bald. Eines Tages war unser Präparator verschwunden. Was war passiert?

In der Studentengarderobe hatte es wiederholt Diebstähle gegeben. Die Kripo wurde alarmiert und wollte Farbfallen aufstellen. Die Leute fragten mich, ob ein Institutsmitarbeiter dabei behilflich sein könne. Dazu verwies ich sie an unseren Präparator. Die Fallen haben nicht funktioniert, aber unser Präparator war weg. Einige Jahre später traf ich ihn auf dem 8. Internationalen Anatomenkongress in Wiesbaden, wo er mir folgendes berichtete: Er war mit einer jungen Dame befreundet, deren Mutter einen Pelzladen in der Kröpeliner Straße hatte. Sie wollte das Geschäft aufgeben und mit ihrer Tochter „rüber gehen“. Davon hatten die Fallensteller Wind bekommen und fragten unseren Präparator, ob er darüber etwas wüsste. Natürlich war er im Bilde, aber er dementierte diese Vermutung energisch. Als dann der Tag der Republikflucht kam, schloss er sich den Damen an. Was hätte er anderes tun sollen? Aber etwas Anderes erzählte er mir noch, dass es in der Anatomie mindestens zwei oder drei IM gebe. Das habe ich in der nächsten Fakultätssitzung bekannt gegeben, und die Kollegen – alles würdige Herren, meinten: „Herr Schumacher, das ist ja undenkbar! Was? Ein IM<sup>14</sup> was ist denn das? Meine Sekretärin vielleicht auch?“ In diesem Stil wurde diskutiert; es war schon interessant, diese Reaktion mitzuerleben.

Eine weitere Begegnung mit der Stasi erfolgte 1963. Im großen Hörsaal des Anatomischen Instituts waren auf meinem Vorlesungspult und allen Sitzplätzen Zettel ausgelegt, auf denen ein mit Maschine geschriebenes Zitat von Rosa Luxemburg stand „Freiheit ist die des Andersdenkenden“. Nach der Vorlesung ließ ich die Zettel einsammeln und im Waschbecken verbrennen. Kaum war das geschehen, tauchten Männer von der Stasi auf. Eine Person aus meiner Hörerschaft muss sehr flink gewesen sein die Stasi zu informieren. Nun begann eine stundenlange Prozedur mit Befragungen noch anwesender Personen, Protokollen, Durchsuchung von Akten. Ich wurde verdächtigt, die Aufklärung der Flugzettelprovokation behindert zu haben. Das war nicht ganz falsch, denn nach meinen Erfahrungen vom Studentenstreik in Greifswald wusste ich, welche Konsequenzen diese Zettelaktion für die Urheber nach sich ziehen konnte. Wenige Wochen später lagen Flugzettel desselben Inhalts in den Hörsälen von zwei Kliniken, aber auch hier blieben alle Recherchen der Stasi, wie in der Anatomie, erfolglos.

Am 13. August 1961 wurde mit dem Bau der Berliner Mauer ein neues Kapitel der DDR-Geschichte eingeläutet. Es begann die Zeit der Mauerschüsse

---

<sup>13</sup> Staatssicherheit.

<sup>14</sup> Inoffizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit.

und der Minenfelder auf dem Todesstreifen, der sich durch ganz Deutschland zog. Eine Republikflucht war jetzt nicht mehr möglich. Die Zügel wurden auf allen Ebenen straff gezogen, der internationale wissenschaftliche Reisetransfer war vollends in den Würgegriff der Stasi geraten. Als erstes mussten wir uns mit den Abkürzungen SW (sozialistisches Währungsgebiet) und NSW (nichtsozialistisches Währungsgebiet) vertraut machen. Dabei ging es nicht nur um Geld, das man zum Reisen brauchte, sondern auch um Reisebedingungen, die einen lawinenartigen Bürokratismus auslösten. Dieser begann mit der „Durchleuchtung“ des Antragstellers durch die Stasi, und endete mit den Unterschriften eines oder mehrerer Minister der DDR in Berlin. Die Kette zwischen der Stasi und den Ministerien war lang und bestand aus vielen Gliedern, das Hauptglied war das Generalsekretariat der Medizinisch-wissenschaftlichen Gesellschaften, das alle Fäden in der Hand hatte. So musste eine Antragstellung zahlreiche Kontrollposten passieren.

Vor dem Mauerbau 1961 waren Dienstreisen ins westliche Ausland wesentlich unkomplizierter. Meine erste Kongressreise unternahm ich 1956 zusammen mit meinem damaligen Chef, Prof. Wegner und seiner Ehefrau. Es ging zur 53. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft in Stockholm. Die Reisevorbereitungen waren transparent und nicht aufwändig. Prof. Wegner hatte die Organisation übernommen, das heißt den Antrag gestellt, die Genehmigung und etwas Geld (Devisen) vom Ministerium für Hochschulwesen der DDR für uns beide zu erhalten. In Stockholm trafen wir den damaligen Direktor des Anatomischen Instituts Halle, Prof. Dr. Günther Hertwig und zwei Assistentinnen. Das zeigte uns, dass wir nicht allein Reisende aus der DDR waren. Die Reisetickets konnten wir für Ostmark (aus eigener Tasche) beim Greifswalder Reisebüro kaufen, Kongressgebühren wurden uns in Absprache mit dem Veranstalter erlassen, Prof. Wegner und Gattin übernachteten in Stockholm im Anatomischen Institut, ich fand eine preisgünstige Unterkunft in einem Privatquartier. Meine Sicherheit war eine ungarische Salami, die mir bis zum Ende unserer Reisegute Dienste leistete.

Eine Kongressreise zur Teilnahme an der 56. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft in Zürich 1959, gestaltete sich in gleicher Weise; ich war mit einem bescheidenen Taschengeld ausgestattet, das sogar ausreichte eine dicke Tafel Schokolade für meine Frau zu kaufen, die im Wochenbett der Greifswalder Frauenklinik lag.

Weitere Dienstreisen folgten zu einem Symposium in Kiel 1960 mit meiner Frau per Auto sowie zum Ersten Europäischen Anatomenkongress in Strasbourg 1960 (ohne Ehefrau) zusammen mit zwei Mitarbeitern der Rostocker Anatomie. Die Reisebedingungen entsprachen im Prinzip den vorhergenannten, nur mit dem Unterschied, dass zum Reisen das eigenen Auto benutzt werden durfte, was kostensparend war, wenn sich mehrere Personen zusammen taten. Eine erste kostendeckende Reise mit „Gewinn“ machte ich nach Bonn 1961, wo ich als

Referent zur Jahrestagung der deutschen Kieferorthopäden eingeladen war. Aufenthaltskosten wurden vom Veranstalter übernommen, dazu gab es ein Vortragshonorar, das ausreichte noch die 57. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft in Hamburg zu besuchen. Damit endeten die Möglichkeiten persönlicher Begegnungen und Kommunikationen mit Wissenschaftlern im NSW. Eine Begleitperson und die Benutzung eines eigenen Autos wurden nicht mehr genehmigt.

Das Jahr 1968 begann mit dem Prager Frühling, in der DDR kam die Dritte Hochschulreform in Gang, und in Rostock gab es wie jedes Jahr eine „Ostseewoche“ mit vielen Gästen und schmucken Segelschiffen. Ich war zu einem Gespräch mit dem Ersten Sekretär der SED-Bezirksleitung Rostock, Harry Tisch, geladen. Was war der Grund? Anlässlich einer Premierenfeier im Volkstheater Rostock hatte er zu meiner Frau gesagt, dass ich wohl ein guter Fachmann wäre, aber noch nicht die richtige politische Einstellung hätte. Das veranlasste mich um einen Termin zu bitten, der mir trotz größter Fülle von Verpflichtungen in dieser Festwoche sofort gewährt wurde. In einem langen Gespräch brachte er sein Erstaunen zum Ausdruck, dass ich die Vorzüge des Sozialismus nicht zu schätzen wisse. Dann erzählte er, wie er nach der Entlassung aus englischer Kriegsgefangenschaft in der Gemeinschaft mit Arbeitern auf die rote Linie gekommen war, und dass man ihm das Parteibuch nicht in die Wiege gelegt hätte, und etwa wörtlich: „Ich weiß warum Sie nicht in unserer Partei sind, sie denken wenn es einmal anders kommt, dann wären Sie auf der falschen Seite“.

Meine Stasi-Akte musste er gut gekannt haben, denn mein Verhalten bei der Zettelaktion mit dem Text von Rosa Luxemburg über die Freiheit im Hörsaal der Anatomie bezeichnete er sehr höflich als „politische Naivität“. Schließlich verwies er auf die Dritte Hochschulreform, in der unter anderem vorgesehen sei, die Besetzung der Struktureinheiten künftig durch Wahlen vorzunehmen. Ich antwortete ihm, dass ich gegebenenfalls bereit sei ins zweite Glied zurückzutreten. Meine Frage, ob er von mir eine Parteimitgliedschaft erwarten würde, wies er mit den Worten zurück: „Aber Herr Professor, nein gar nicht!“ und entließ mich mit dem Hinweis, weitere klärende Gespräche mit mir führen zu wollen.

Im Jahr 1969 gab es zwei bedeutende Ereignisse, das 550jährige Jubiläum der Universität Rostock und die Einführung der Dritten Hochschulreform. Dem Aufruf zum Festjubiläum eine Geschichte der Rostocker Anatomie zu schreiben bin ich gern nachgekommen, denn trotz aller politischer Widerwärtigkeiten war ich stolz darauf der ältesten Universität im Ostseeraum anzugehören und Verantwortung für das Fach Anatomie zu tragen. Einen Grundstock dafür hatte bereits mein akademischer Lehrer, Prof. Wegner, mit seiner Habilitationsschrift 1917 gelegt. In meinem Mitarbeiter Dr. med. Heinzgünther Wischhusen fand ich einen historisch sehr interessierten Kollegen, der Doktoranden anwarb und sie betreute. Nach den Vorgaben der Universität sollten die „20 sozialistischen Jahre“ von 1949 bis 1969 mit ihren Vorzügen besonders herausgearbeitet werden. Durch

intensives Quellenstudium konnten wir bisher nicht beschriebene historische Zeiträume der Rostocker Anatomie aufdecken und die Geschichte bis 1969 ergänzen.

Unser Buch *Anatomia Rostochiensis* erschien im Akademie-Verlag Berlin 1970. Da wir keine professionellen Historiker waren, hatten wir gern Anleitungen und Hinweise von Fachkollegen in Anspruch genommen, das waren Professoren von der Sektion Geschichte und der Sektion Marxismus-Leninismus der Universität Rostock sowie des Instituts für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin. Die obligatorische Druckgenehmigung wurde komplikationslos erteilt, unser Buch erschien im Buchhandel, fand Interesse bei vielen Lesern und Anerkennung in Rezensionen westdeutscher Zeitschriften. Aber dann hagelte eine vernichtende Kritik von einem DDR-Ideologen auf uns nieder. Unsere fachkompetenten Ratgeber waren sprachlos. Offenbar schien das Parkett, auf dem wir uns mit unseren Ratgebern und Förderern bewegten, doch nicht ganz rutschfest gewesen zu sein.

Mit der Dritten Hochschulreform sollte die Integration des Hochschulwesens in das Gesamtsystem des Sozialismus vollzogen werden, nachdem die akademischen Freiheiten mit der Zweiten Hochschulreform bereits erheblich beschnitten worden waren. Eine Redensart, die schwer zu interpretieren war, machte die Runde, man sprach von „Prinzipien der kommunistischen Erziehung“. Was das heißen sollte, konnte keiner richtig erklären, man sollte ehrlich, pünktlich, fleißig, zuverlässig sein und vieles Andere. Das waren Tugenden von Anstand und Sitte, mit anderen Worten, man manipulierte mit einem aufgesetzten Schlagwort zur Ideologisierung.

Eine der vielen Neuerungen betraf das Betreuersystem der Studenten. In Zusammenarbeit mit der FDJ<sup>15</sup> wurde ein Betreuerkollektiv gebildet, dem auch Mitglieder des Lehrkörpers und Assistenten verschiedener Institute und Kliniken angehörten. Für jede Seminargruppe, bestehend aus 10 bis 20 Studenten, war ein Betreuer vorgesehen, der den Studenten bei der Einführung in das Studium behilflich sein und sie bis zum Staatsexamen begleiten sollte. Als Institutsdirektor war ich verantwortlich, Betreuer für Seminargruppen zu stellen. Aber die Resonanz war bei meinen Mitarbeitern nicht sehr groß, obgleich die Betreuung als gesellschaftliche Arbeit gewertet wurde. So entschloss ich mich, die Betreuung einer Seminargruppe für fünf Jahre zu übernehmen. In vielen zwanglosen Begegnungen außerhalb des Unterrichts habe ich Meinungen und Denkweisen der Studenten kennen gelernt, es war eine schöne Zeit, an die ich nach Jahrzehnten noch von Angehörigen meiner ehemaligen Seminargruppe erinnert wurde. Der Machtanspruch der Partei hatte bei den Studenten keinen fruchtbaren Boden gefunden.

---

<sup>15</sup> Freie Deutsche Jugend.



Ich habe mich stets bemüht den Studenten fundiertes, aktuelles Fachwissen zu vermitteln und ihnen in Gewissensnöten beizustehen. Obgleich mir nachgesagt wird ein strenger Prüfer gewesen zu sein, haben mich zahlreiche Immatrikulationsjahrgänge nach 20, 30, 40 und 50 Jahren als gestandene Ärzte mit einem Wiedersehenstreffen in der Rostocker Anatomie erfreut und beglückt. Horst Nizze,<sup>16</sup> Ordinarius und Direktor des Instituts für Pathologie der Universität Rostock hat in seinen besten Jahren den treffenden Spruch geprägt, der die Geschichte und das Niveau der Rostocker Medizinstudenten über 30 Jahre kennzeichnete: „In der Rostocker Vorklinik gab es drei strenge Hochschullehrer, einen Anatomen, einen Biochemiker und einen Physiologen. Wer das Physikum bestanden hatte, dem konnte nichts mehr passieren, der war schon ein halber Arzt.“

Im Zuge der dritten Hochschulreform wurden auch die akademischen Grade als gesellschaftliche Qualifikationsstufen dem sozialistischen Bildungssystem angepasst. Nach der Verordnung vom 06.11.1968 wurden drei Grade festgelegt. Der erste Grad war das Diplom eines Wissenschaftszweiges. Dazu sollten alle Studenten der Medizin und Zahnmedizin eine Diplomarbeit verfassen, die dem Niveau einer mit gut bewerteten Doktorarbeit entsprach. Mit dieser Arbeit erwarb der Medizinstudent den Grad „Dipl. med.“ und der Student der Zahnmedizin den des „Dipl. stom“. Das Diplom wurde vom Bereich Medizin verliehen. Der nächst höhere Grad war der Doktor des Wissenschaftszweiges „Dr. med.“ Dieser erforderte eine Promotionsschrift mit vertieften Kenntnissen auf dem Gebiet eines Wissenschaftszweiges sowie des Marxismus-Leninismus, außerdem setzte er eine aktive Mitarbeit bei der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft voraus. Die Erlangung des Dr. med. wurde „Promotion A“ (promovere, lat. vorrücken) genannt, und die Verleihung erfolgte von der Medizinischen Fakultät.

Als höchster Grad kam dann der Doktor der Wissenschaften „Dr. sc.“ (Promotion B), der sinngemäß einer Habilitation entsprach, von dieser aber abwich, weil der Kandidat noch zusätzlich eine erfolgreiche Tätigkeit als Leiter von wissenschaftlichen Kollektiven, eine Weiterbildung auf dem Gebiet des Marxismus-Leninismus und hervorragende Mitarbeit bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus nachweisen musste. Dieser Titel wurde von der Universität verliehen. Wie sah die Durchsetzung der Verordnung über die akademischen Grade in der Praxis aus? Nach ersten Erfahrungen wurde festgestellt, dass nur die Hälfte der begonnenen Diplomarbeiten abgeschlossen wurde.

Dafür gab es zahlreiche Gründe.<sup>17</sup> Die Studierenden beklagten, dass der Titel Diplom-Mediziner keine Akzeptanz bei der Bevölkerung finden würde, die

---

<sup>16</sup> Prof. Dr. Horst Nizze: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001471](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001471)

<sup>17</sup> Aus einem Bericht des Dekans der Medizinischen Fakultät Rostock VD DBM - 9- 73- 6.



Studienpläne keinen Zeitfond für die Bearbeitung eines wissenschaftlichen Themas enthielten, die Kapazitäten der Laboratorien für Diplomanden nicht ausreichen würden, und dass nicht der Besitz eines Diploms sondern das Staatsexamen für die Approbation als Arzt entscheidend sei.

Die Hochschullehrer mussten feststellen, dass die Studenten überfordert waren, wenn sie neben den Anforderungen des Unterrichts und der Familiengründung noch eine fundierte wissenschaftliche Arbeit verfassen sollten. Mangel an wissenschaftlichem Personal für die Betreuung habe zum Absinken der Diplomarbeiten auf das Niveau einer Belegarbeit geführt. Für ausländische Absolventen wäre der akademische Grad „Dipl. med.“ bzw. „Dipl. stom.“ ohnehin wertlos, weil diese Titel in den Heimatländern unbekannt seien.

Mehr als zehn Jahre mussten vergehen, bevor man bei der rapiden Abnahme der A-Promotionen erkannte, dass der Diplom-Mediziner keinen Status als Arzt besitzt. Zur Stabilisierung des „Arzt-Patienten-Verhältnisses“ forderte der Minister für Gesundheitswesen der DDR schließlich alle Hochschullehrer der Medizin auf, pro Jahr mindestens zwei Doktoranden zur Promotion A zu führen. Danach stieg die Zahl der Promotionen wieder an, aber nicht mehr bei den in der Praxis tätigen Kollegen, sodass es ganze Jahrgänge in der DDR gab, die statt Doktor „Diplommediziner“ bzw. „Diplom-Stomatologen“ waren.

Der Aufforderung des Ministers die A-Promotionen zu intensivieren, sind wir in der Rostocker Anatomie wie folgt nachgekommen: Diplomthemen wurden nur an fachlich gute Studenten (nach dem Physikum) vergeben, wenn sie sich bereit erklärten das Thema nach erfolgreicher Diplomierung zur Promotion A weiter zu bearbeiten. So ersparten wir den Studenten die Scheu vor der Aufnahme eines neuen Themas und viel Zeitaufwand mit dem Beginn einer neuen wissenschaftlichen Arbeit. Wir konnten unsere Betreueraufgaben vereinfachen und mit Zeitgewinn vertiefen. Da sich der Zulauf interessierter Kollegen aus der Praxis mehrte, erweiterten wir unser Betreuersystem durch die Einbeziehung älterer, bereits eingearbeiteter Doktoranden in die Anleitung jüngerer Kollegen. Vergabe der Themen und Aufgabenerteilungen erfolgten nach festgelegtem Programm und Terminen unter Einschluss von Sonn- und Feiertagen. Meist hatten wir zehn bis zwölf aktive Doktoranden im Institut, und sobald eine Promotion abgeschlossen war, wurde die Doktorandenschar durch Neuanfänger aufgefüllt. Die Organisation der praktischen Abläufe lag in den Händen meines damaliger Assistenten Dr. med. Thomas Koppe, der kurz zuvor bei mir promoviert hatte. So konnten in den letzten fünf Jahren meiner Dienstzeit (1985-1990) 30 A-Promotionen in der Anatomie erfolgreich abgeschlossen und daneben sieben B-Promotionen (Habilitationen) verteidigt werden.

Das Jahr 1970 brachte mir eine große freudige Überraschung, ich wurde in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Damit war ich Mitglied der ältesten naturwissenschaftlichen Akademie Europas, die 1652 in der

Freien Reichsstadt Schweinfurt gegründet und 1678 von Kaiser Leopold I zur Reichsakademie erhoben wurde. Ihr anzugehören war seit eh und je eine hohe Ehre, und im Alter von 45 Jahren gewählt zu werden, ein großer Vorzug. Die Mitgliedschaft gab mir viel Auftrieb in meinen wissenschaftlichen Arbeiten und Stabilität, den politischen Indoktrinationen in der DDR zu widerstehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Akademie das wichtigste Bindeglied des innerdeutschen Gedanken- und Erfahrungsaustausches. Derzeit zählt die Leopoldina 1.300 herausragende Wissenschaftler aus aller Welt als Mitglieder, darunter 32 Nobelpreisträger. Am 14. Juli 2008 wurde sie in den Rang einer Nationalen Akademie erhoben, und dieses historische Ereignis mit einem Festakt in Anwesenheit des Bundespräsidenten Horst Köhler und Repräsentanten von 40 wissenschaftlichen Akademien begangen.

Soweit es die Zeit zuließ, setzte ich meine in Greifswald begonnenen Untersuchungen über die funktionelle und vergleichende Anatomie des Kieferapparats des Menschen unter Einbeziehung von Doktoranden fort. Durch Veröffentlichungen in Zeitschriften und Herausgabe meiner Monographie im Fischer Verlag 1961 waren die Arbeiten in Fachkreisen bekannt geworden.

Der 9. Internationale Anatomenkongress in Leningrad 1970 bot die Möglichkeit, ein Symposium über *Morphology of the Maxillo-Mandibular Apparatus*<sup>18</sup> zu organisieren. Dazu hatte mich der Präsident des Weltkongresses, Prof. Dr. D. A. Shdanov, der damalige Inhaber des Lehrstuhls für Anatomie des 1. Medizinischen Instituts Moskau eingeladen, als er die Rostocker Anatomie zu einer Gastvorlesung besuchte. Die Ausschreibung dieses Themas fand eine gute Resonanz bei Anatomen, Paläontologen, Anthropologen, Zoologen, Physiologen und Klinikern aus zehn Ländern Europas und Übersee. Besonders zahlreich vertreten waren Referenten aus Deutschland (Ost und West), USA, UdSSR und England. Mit dem Druck der Beiträge im Verlag VEB G. Thieme Leipzig wurde das Symposium dokumentiert, woraus sich weltweite Wissenschaftsbeziehungen und z. T. auch Kooperationen mit Experten verschiedener Länder ergaben.

Unmittelbar nach der diplomatischen Anerkennung der DDR durch Japan entwickelte sich eine über drei Jahrzehnte währende Zusammenarbeit mit Prof. Kinziro Kubota von der Tokyo Medical and Dental University. Diese Deutsch-Japanische Kooperation wurde in der DDR gern gesehen, aber hauptsächlich von der *Japan Society for the Promotion of Science* (JSPS)<sup>19</sup> finanziert. Unsere Themen und Zielstellungen wählten wir nach eigenem Ermessen und realisierten sie in gegenseitigen Studienaufenthalten, gemeinsamen wissenschaftlichen Veranstaltungen in Tokio und Rostock, sowie in Zeitschriften- und Buchveröffentlichungen, die in deutscher und japanischer Sprache erschienen. Ein Atlas

---

<sup>18</sup> Anatomie des Kieferapparats.

<sup>19</sup> Japanische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, 1932 gegründet.

„Oberflächenanatomie des Menschen“ ist 1989 im Thieme Verlag Leipzig in deutscher, und ab 1992 in mehreren Nachdrucken bis heute in japanischer Sprache in Tokio erschienen.

Der Lehrbuchmangel in der Medizin, insbesondere im Fach Anatomie, war ein generelles Problem in der DDR. West-Importe gab es nicht, private Sendungen von „drüben“ wurden vom Zoll der DDR abgefangen, doch die Hochschulreformen propagierten Höchstleistungen. Wie konnte diese Diskrepanz beseitigt werden? Die Studenten wussten sich zu helfen. Sie schrieben einen Brief an die satirische Zeitschrift *Eulenspiegel*, in dem sie die Problematik vorbehaltlos darstellten. Da es in der DDR nicht opportun war Kritiken dieser Art zu veröffentlichen, wurde das Manuskript an das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR weiter geleitet und landete am Ende auf dem Schreibtisch des Rektors der Universität Rostock. Ich erhielt eine Einladung vom Prorektor für Erziehung und Ausbildung der Universität, Prof. Dr. Brauer<sup>20</sup> zu einer Aussprache mit den Briefschreibern. Der Prorektor fand Verständnis für dieses Problem, und die Diskussionsrunde endete friedlich mit der Empfehlung, dass die Rostocker Professoren aktuelle Lehrbücher schreiben sollten. Das bezog ich auch auf mich, denn ich war als einziger Vertreter der Medizin in dieser Diskussionsrunde. Ich erklärte mich bereit ein Lehrbuch zu schreiben, die Studenten bedankten sich, und der Prorektor atmete erleichtert auf.

Mein Versprechen habe ich eingehalten, aber mit einem Lehrbuch war das nicht getan, da die Anatomie nach didaktischen Gesichtspunkten in verschiedene Teilgebiete gegliedert wird. Grundsätzlich unterscheidet man zwischen einer mikroskopischen und makroskopischen Anatomie. Teilgebiete der letztgenannten sind zum Beispiel systematische, topographische und klinische Anatomie. Voraussetzungen für das Verstehen anatomischer Strukturen und vorhandener Abweichungen sind Kenntnisse der Entwicklungsgeschichte (Embryologie).

Mit einer Arbeitsgruppe „Lehrmittel“, bestehend aus Grafikern, einem Präparator, medizin-technischen Assistentinnen und einer Sekretärin bereiteten wir von 1972 bis 1992 zwölf Titel für Mediziner und Zahnmediziner vor. Fast alle wurden bis zum Jahr 2007 in verschiedene Sprachen übersetzt (je ein Mal japanisch, koreanisch, lettisch, litauisch, polnisch, türkisch; je zwei Mal slowakisch und spanisch).

Die Drucklegung der Lehrbücher erfolgte in den Volkseigenen Verlagen der DDR<sup>21</sup> und dem privaten J. A. Barth Verlag Leipzig. Damit konnte der Bedarf in der DDR weitgehend gedeckt werden, und es entwickelte sich ein Devisen brin-

---

<sup>20</sup> Prof. Dr. Wolfgang Brauer: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001285](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in diesem Band, S. 9-37.

<sup>21</sup> VEB Fischer Jena, VEB G. Thieme Leipzig, VEB Volk und Gesundheit Berlin.

gendes Geschäft mit der BRD. Die Höhe aller Auflagen, einschließlich Nachauflagen, belief sich auf ca. 250.000 Exemplare. Meine wissenschaftliche Publizistik (ohne Lehrbücher) umfasste weitere fünf Monographien, 18 edierte Monographien, ca. 500 Zeitschriften-Publikationen, ca. 600 Abstracts von Vorträgen und Postern.

Von 1977 bis 1991 war ich Chefredakteur der 1886 gegründeten mehrsprachigen Zeitschrift „Anatomischer Anzeiger“ (G. Fischer Verlag Jena), daneben nahm ich Aufgaben als Redaktionsmitglied in verschiedenen anderen Fachzeitschriften wahr. Damit waren uns alle Literaturquellen erschlossen, die wir für unsere Forschungsarbeiten und die Lehrbuchproduktionen benötigten. Auch von der Leopoldina konnte ich aus einem Sonderkontingent Fachliteratur erhalten. Im Gegenzug übergab ich alle Neuerscheinungen meiner Bücher der Bibliothek der Leopoldina.

Mit der Publizistik in wissenschaftlichen Zeitschriften, der Herausgabe von Monographien, der Redaktionstätigkeit für die Zeitschrift „Anatomischer Anzeiger“ sowie durch aktive Teilnahme an Kongressen des In- und Auslands, haben wir viele multilaterale Kontakte knüpfen können. Daraus entwickelten sich auch gute persönliche Beziehungen mit Einladungen bekannter Wissenschaftler zu Gastvorlesungen und Vorträgen in Rostock. Besonders schätzen wir die Nachkontakte mit ehemaligen ausländischen Studenten, die an der Universität Rostock studiert hatten.

Von 1961 bis 1990 unternahm ich Kongress- und Studienreisen in nahezu alle Länder Europas sowie nach Ostasien (Japan, Vietnam), Nord-, Mittel- und Südamerika (USA, Kanada, Kuba, Brasilien) ohne Inanspruchnahme von Devisen. Alle Studienaufenthalte wurden von den Gastgebern finanziert, mit Ausnahme der Universitäten in Kuba und Vietnam.

Die Organisation internationaler Kongresse war in der DDR mit unvorstellbar viel Kleinarbeit verbunden. Ein professionelles Kongressbüro gab es damals weder in der Stadt noch in der Universität. So waren viele Mitarbeiter des Instituts wochenlang mit der Vorbereitung des Kongresses beschäftigt. Diese begann mit dem Einholen einer Genehmigung beim Ministerium für Gesundheitswesen der DDR. Wenn eine solche erteilt wurde, erfolgte die Nominierung eines wissenschaftlichen und organisatorischen Leiters sowie eines Parteisekretärs, dazu wurde von den SED-Genossen der Kongressteilnehmer eine Parteigruppe gebildet, die eigene Beratungen durchführten. Das ganze Vorhaben stand unter dem „Begleitschutz“ der Staatssicherheit. Dieses begann bereits bei der Beschaffung der Vortragsräume und Bettenkapazitäten, setzte sich dann vor Ort mit Kontrollen der Pässe und des Devisenumtauschs ausländischer Kongressteilnehmer, insbesondere aus dem NSW, fort. Offizielle Stasi-Angehörige sowie IM begleiteten als „Zuhörer“ das wissenschaftliche Programm und waren unerkannte „Gäste“ der gesellschaftlichen Veranstaltungen. Sofern der wissenschaftliche Leiter kein Genosse



war, hatte er keine Kenntnisse von den Aktivitäten der Stasi. Erst 1993 konnte ich schriftliche Berichterstattungen des Parteisekretärs in meiner Stasi-Akte nachlesen.

Worin lagen Sinn und Nutzen eines solchen Aufwandes ? Es ging uns nicht nur um wissenschaftliche Fakten sondern auch um internationale Kommunikationen, die durch den Eisernen Vorhang für die Mehrzahl, besonders für Nachwuchswissenschaftler zum Erliegen gekommen waren. Höhepunkte internationaler Veranstaltungen in Rostock waren die 71. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft 1976 mit ca. 650 Teilnehmern und die *13th Conference of the European Teratology Society*<sup>22</sup> 1985 mit ca. 400 Personen. Beide Kongresse fanden in Warnemünde statt.

Nicht weniger bedeutend waren internationale interdisziplinäre Symposien mit Teilnehmerzahlen von ca. 50 bis 80 Wissenschaftlern. In diesen kleinen Veranstaltungen wurden nur spezielle Themen von verschiedenen Fachvertretern behandelt. Hier trafen sich Spezialisten aus aller Welt. Mit Unterstützung der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina fand in Warnemünde 1980 ein Symposium (ohne Parteisekretär !) mit dem Rahmenthema *Craniogenesis and Cranio-Facial Growth*<sup>23</sup> statt. Es wurde von Anatomen, Kieferchirurgen, Kieferorthopäden aus Ländern Europas, aus Japan und den USA besucht. Weitere Symposien über Anatomie und Klinik des Kiefer- Gesichtsbereich organisierten wir als „Satelliten-Symposien“ auf internationalen Kongressen, wie bereits erwähnt, in Leningrad 1970, und später in Tokio 1980, Timisoara (Rumänien) 1998 und Rom 1999.

Mit der Organisation regionaler Symposien in Rostock hatten wir bereits anlässlich der 550-Jahrfeier der Universität 1969 begonnen. In den Jahren von 1979 bis 1991 veranstalteten wir in zwei Jahresabständen interdisziplinäre Symposien über *Oral-Anatomy*<sup>24</sup>, die großen Zulauf fanden.

Als nächstes möchte ich noch über eine Aktion sprechen, die sich existenzbedrohend gegen mich gerichtet hat. Das waren drei Eingaben, die meinen Leitungsstil und das Betriebsklima im Institut zum Inhalt hatten. Sie wurden von meinen Mitarbeitern, IM Mikro – den Klarnamen möchte ich nicht nennen, weil Sie ihn vielleicht noch in Rostock sehen könnten – und IM Benito (†) sowie drittens Frau Dr. X, die nicht IM war, eingebracht. Zur Untersuchung meiner Leitungstätigkeit veranlasste der Rektor der Universität, Prof. Dr. Wolfgang Brauer, die Bildung einer „Arbeitsgruppe Anatomie“ (1977/78). Der Arbeitsgruppe, die von dem

---

<sup>22</sup> Europäische Gesellschaft zur Erforschung angeborener Fehlbildungen.

<sup>23</sup> Entwicklung des Schädels und Schädelwachstums.

<sup>24</sup> Anatomie des Mundbereichs.



damaligen Prorektor für Medizin, Prof. Dr. Wilhelm Haferland (†)<sup>25</sup> geleitet wurde, gehörten die Professoren Dr. Gottfried Benad,<sup>26</sup> Dietrich Mücke,<sup>27</sup> Hartmut Schill<sup>28</sup> sowie die Gewerkschaftsfunktionäre Dr. Siegfried Wiechner und Frau Dr. Erika Freund an.

In einer Betriebsversammlung kündigte Prorektor Prof. Haferland an, dass alle Mitarbeiter einzeln über Leitungsstil und Betriebsklima in der Anatomie befragt werden sollten. Über Inhalt der Eingaben und die Namen der Verfasser schwieg er.

In der Zeit vom 16.12.1977 bis zum 09.12.1978 wurden 27 Mitarbeiter des Anatomischen Instituts befragt, die Antworten protokolliert und die Befragten zur Diskretion verpflichtet. Meine Frage nach den Gründen dieses Aufwands beantwortete der Prorektor Prof. Haferland mit den Worten „dass es sich nur um eine neue (!) Routineangelegenheit“ handle. Der Parteisekretär wich einer gleichen Frage aus mit der Begründung, dass er keine Auskunft geben dürfe, weil es eine „staatliche“ Maßnahme und keine Parteiangelegenheit sei.

Das Resultat der Befragungen war so bunt, dass sich die „Arbeitsgruppe Anatomie“ außerstande sah, eine Auswertung vorzunehmen. Diese erfolgte dann von einer Justitiarin der Universität Rostock mit einem unschlüssigen Endresultat. Im Bericht vom 20. 2. 1978 werden unter anderem genannt: *Fehlen an Geschlossenheit und Stärke des Kollektivs zur Durchsetzung positiver Tendenzen mit eigenen Mitteln, Empfehlung: die Graphiker des Anatomischen Instituts dem Prorektor für Medizin zu unterstellen.*

In der abschließenden Aussprache beim Rektor, Prof. Brauer, am 05.04.1978, die in Anwesenheit von Prorektor, Prof. Haferland, einem Parteisekretär, zwei Gewerkschaftsfunktionären und einer Protokollantin stattfand, konnten keine realen Vorschläge zur Verbesserung der Leitungstätigkeit am Anatomischen Institut gemacht werden. Von einer Zentralisierung der Institutsgrafiker wurde abgesehen, nachdem ich den Rektor darauf hinwies, dass damit die Lehrbuchproduktion in der Anatomie (und das Devisengeschäft) für die DDR beendet würde. Der Vorschlag, in der Anatomie eine Parteigruppe der SED zu bilden, musste zurückgestellt werden, weil ein dazu dritter Genosse (!) fehlte, der zur Bildung einer Parteigruppe gehörte. Mir wurde vom Rektor die Auflage erteilt,

---

<sup>25</sup> Prof. Dr. Wilhelm Haferland: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002300](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002300)

<sup>26</sup> Prof. Dr. Gottfried Benad: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001588](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001588)

<sup>27</sup> Prof. Dr. Dietrich Mücke: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000869](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000869)

<sup>28</sup> Prof. Dr. Hartmut Schill: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002102](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002102)

eine Stellungnahme über die Analyse der „Arbeitsgruppe Anatomie“ zu schreiben. Ich hatte keinen Grund die Befragungsaktion durch eine „sozialistische Selbstkritik“ aufzuwerten und nahm das Ersuchen des Rektors zum Anlass, mein Unverständnis über diese spektakuläre Aktion zu äußern, die keinen beispielgebenden Leitungsstil des Rektors erkennen lasse. Der Rektor antwortete nicht, sagte mir aber einige Zeit später in einem persönlichen Gespräch sinngemäß: „Herr Schumacher, was sollte ich machen, wenn ich die Eingaben nicht hätte bearbeiten lassen, dann wären weitere nach Berlin gegangen und ich hätte auch noch den Minister befriedigen müssen.“ IM Mikro war ein bekannter Eingabenverfasser, das konnte ich später meiner Stasiakte entnehmen.

In einer ergänzenden Stellungnahme habe ich die sozialistische Demokratie zur Sprache gebracht, die sich in der Bereichsleitung Medizin zum puren Dirigismus entfaltet hatte. Entscheidende, das Anatomische Institut betreffende Fragen wie Berufungen, Neubesetzungen, Forschungsprofilierung, Auszeichnungen u. a. wurden unter Ausschluss des Institutsdirektors behandelt und vollzogen. Dazu einige Beispiele:

- Mein wohlbegründeter Antrag, Herrn Doz. Dr. med. Fanghänel zu meinem Stellvertreter zu ernennen, wurde nicht bearbeitet. Statt dessen wurde
- der Initiator aller Eingaben, IM „Mikro“, als 1. Stellvertreter im Anatomischen Institut eingesetzt.
- Vom Prorektor erhielt ich die Anweisung IM „Mikro“ zur Besetzung des 2. Lehrstuhls im Anatomischen Institut auf die erste Stelle der Berufungsliste zu setzen und namentlich genannte Gutachter vorzuschlagen.

Meine Kritik über die Leitungstätigkeit des Bereichs Medizin wurde vom Prorektor Prof. Dr. Haferland mit einem niederschmetternden Brief beantwortet, worauf ich den damaligen Parteisekretär der WPU Rostock, Herrn Doz. Dr. Koch, um seine Stellungnahme zu folgendem Text bat:

*In den letzten Jahren hat es nicht an Versuchen gefehlt, mich durch Eingaben, Anwürfe und Verleumdungen zu diskriminieren. Ich habe viele Bevormundungen hinnehmen müssen, die es mir als parteiloser Hochschullehrer nicht ermöglichten, Einfluss auf Entscheidungen in meinem Verantwortungsbereich zu nehmen und Fehler abzuwenden. Das betrifft Fragen wie ... Somit haben sich bei mir Empfindungen eingestellt, die ich als Duldung deuten muss.*

Parallel dazu habe ich in einer mündlichen Eingabe dem Mitglied der Bezirksparteileitung Rostock, Herrn Horstmann, zur Kenntnis gegeben, dass ich mich in einer Ausweglosigkeit befände, die mich zur Emigration drängt.

Diese beiden Interventionen mögen dazu beigetragen haben, dass die manipulierten Eingaben gegen mich zu keinen personellen Veränderungen in der Institutsleitung geführt haben. Gewissheit über die Absichten und Zielstellungen der

Akteure konnte ich 1993 bei der Einsicht in meine Unterlagen in der Außenstelle des MfS Rostock (Waldeck) gewinnen. Der Gesamtumfang des (unvollständigen) Materials betrug damals ca. 502 Seiten in drei Bänden mit 29 konspirativen Berichterstattem. Unzweideutig war, dass die Eingaben persönlichen Motiven entsprangen. Damit wurde das MfS (unwissend?) für subjektive Interessen in Anspruch genommen.

Über den Ausgang der Eingaben-Aktion waren die Initiatoren sehr enttäuscht, und die konspirativen Aktivitäten gingen weiter. Banalitäten, Halbwahrheiten, Verdächtigungen und Anwürfe, die bis ins Privatleben gingen, füllten viele Seiten meiner Gauck Akte. So geriet ich in die Fänge der operativen Personenkontrolle (OPK) mit dem Decknamen „Fleischer“ 1985.

Operative persönliche Personenkontrolle „Fleischer“ (OPK)

Im Übersichtsbogen (OPK) Fleischer vom 26. 9. 1985 ist zu lesen:

#### 1. Gründe für das Einleiten der OPK „Fleischer“

*Vorliegen operativ bedeutender Anhaltspunkte in Richtung einer negativen politisch-ideologischen Haltung zur DDR, des Missbrauchs seiner beruflichen Stellung und gesellschaftlichen Funktion zum persönlichen Vorteil, sowie zu bestehenden operativ bedeutsamen Kontakten zu Einrichtungen und Einzelpersonen in das NSW.*

#### 2. Zielstellung der OPK

- *Klärung operativ bedeutsamer Anhaltspunkte zu den relevanten Persönlichkeitsmerkmalen und Verhinderung des Missbrauchs der bearbeiteten Person durch feindliche Kräfte aus dem Operationsgebiet.*
- *Klärung des Umfangs und Charakters der unterhaltenen Verbindungen. Maßnahmen zur Herauslösung aus dem NSW- Reisekaderstamm und zur Entbindung von staatlichen Funktionen.*

#### 3. Eingesetzte GMS und IM

*Mikro, Paul, Birke, Stahl, Berthold, Fritz Müller, Ehrlich, Klaus Müller.*

Im Maßnahmenplan genannte Zielstellung:

*Erarbeitung offiziell auswertbarer Informationen zur Übergabe an Staats- oder Parteiorgane bzw. zur Einleitung strafprozessualer Maßnahmen mit der Zielstellung der Herbeiführung positiver Veränderungen im Bereich des Instituts für Anatomie.*

Einsatz GMS „Mikro“

*Der GMS verfügt über Möglichkeiten der Aufklärung und Kontrolle des Sch. im Arbeitsbereich. Es ist jedoch bei seinem weiteren Einsatz zu beachten, dass zwischen Sch. und „Mikro“ eine starke Antipathie besteht. Dadurch sind die Möglichkeiten des GMS eingeschränkt.*

Kontenüberprüfungen 14. 8. 1985.

*Aus inoffiziellen Hinweisen geht hervor, dass Sch. über ca. 8 Konten verfügt, auf denen bis zu 120.000,- M (insgesamt 1 Mio. Mark) angelegt wurden. Ergebnis der Überprüfung bis zum 10. 10. 1985.*

*Inoffiziell wurde erarbeitet, dass Sch. über umfangreiche Valutamittel verfügt und im Besitz eines Kontos in der Schweiz sein soll. Ergebnis der Überprüfung bis zum 24. 10. 1985.*

*Im Bericht vom 09.12.1985 heißt es: Es wurden die Konten und Bestände von 3 Sparbüchern (Prof. Schumacher, Ehefrau und Sohn) nachgewiesen, jedoch konnte die Summe von 1 Mio Mark nicht bestätigt werden, und ein Konto in der Schweiz war nicht zu ermitteln.*

Ein solches gab es auch nicht, allerdings hatte ich ein Valuta-Anrechtskonto bei der Staatsbank der DDR. Auf dieses Konto wurden Lizenzanteile meiner Bücher von ausländischen Verlagen (zu negativen Umrechnungskursen von 1 zu 5) überwiesen, der größere Teil der Valutaeinkünfte floss in die Staatskasse der DDR.

Gründe für den Abschluss/das Einstellen der OPK:

*Sch. hat eine loyale, jedoch keine feindl. Neg. Einstellung zur DDR. Im Bearbeitungszeitraum wurden durch Sch. keine feindl.-neg. Handlungen und Aktivitäten begangen. Da der Nachweis für kriminelle Handlungen durch Sch. nicht erbracht werden konnte, ist die weitere Bearbeitung mittels OPK nicht gerechtfertigt.*

Im Abschlussbericht (BV Rostock, Abt. XX/80) steht zur OPK „Fleischer“ Reg. Nr. 1550/85 vom 25.5. 1987 (12 Seiten Handschrift) unter anderem:

*Aufgrund der fachlichen Fähigkeiten und des Devisengewinns für die DDR durch den Export der von Sch. erarbeiteten Fachbücher werden seine Schwächen und Mängel in der Leitungstätigkeit nicht primär gesehen.*

Diese Auffassung wurde auch vom ZK der SED bestätigt: “Weil er ein Devisenbringer für die DDR ist.“ Damit entfielen die in der Zielstellung der OPK genannten Maßnahmen „Herauslösung aus dem NSW- Reisekaderstamm und zur Entbindung von staatlichen Funktionen.“

Abschließend heißt es zur Archivierung der OPK-Akte: „Die OPK-Akte bestehend aus drei Bänden mit 504 Blatt ist nicht gesperrt abzulegen. Bestätigt 22. 6. 1987 Rettig, Hptm.“ und eine weitere nicht lesbare Unterschrift.

In den letzten Jahren meiner aktiven Dienstzeit (1985 bis 1990) war es zu einer Anhäufung von Vorträgen und Gastvorlesungen gekommen. Im Jahr 1985 stand eine USA- und Kanadareise auf dem Programm. Das erste Ziel war die University of California Los Angeles (UCLA), wo ich auf einem Symposium *On Clinical and Basic Factors Influencing Bone Growth* den einleitenden Vortrag halten sollte. Die nächste Station war Ann Arbor (Michigan), wo mich Prof. Dr. Carl Gans, ein international bedeutender Biologe erwartete, mit dem ich seit ca. 20 Jahren kooperierte. Mit Seminaren bei den Biologen und Gastvorlesungen in der Zahnklinik wurden alte Freundschaften aufgefrischt und neu begonnen. Weitere Aufenthalte mit Vorträgen oder Gastvorlesungen folgten dann in Cleveland (Ohio), New York, Stony Brook, bevor ich nach Montreal und Toronto weiterreiste. Die Endstation war Winnipeg in Kanada, hier war ich Gast bei Prof. Dr. T. V. Persaud, der in Rostock studiert hatte und seit einigen Jahren Chef der Anatomie an der University of Manitoba war. Seine Frau Gisela hatte ihre akademische Laufbahn auch in Rostock begonnen, beide waren beglückt als ich ihnen wunschgemäß eine „Ostsee-Zeitung“ mitbrachte. 1985/86 besuchte ich vorwiegend anatomische Kongresse in Vilnius und Kaunas (Litauen), Helsingör (Dänemark), Prag, Szeged (Ungarn), Winnitza (Ukraine), Lübeck und Wien. 1987 flog ich nach Havanna zu einem Kongress-Vortrag und zum Vertragsabschluss für die Übersetzung meiner Lehrbücher. Mit einer Vortragsreise durch Finnland endeten meine Reiseaktivitäten für dieses Jahr. 1988 folgte ich einer Einladung nach Tbilissi (UdSSR) zu einem Symposium und wenige Tage später einer solchen nach Brasilien, wo ich auf dem *13th Federative International Congress of Anatomy* in Rio de Janeiro den einleitenden Vortrag hielt, und anschließend an verschiedenen Universitäten Einladungen zu Gastvorlesungen annahm.

Erfolge: Im Ergebnis meiner 31jährigen Dienstzeit hatte sich das Anatomische Institut Rostock von 1959 bis 1990 auf den Gebieten der Lehre, Forschung und Wissenschaftsorganisation zu einer leistungsstarken Einrichtung mit internationaler Anerkennung entwickelt.

- ca. 10 000 Studenten wurden im Fach Anatomie ausgebildet,
- 150 Doktoranden zur Promotionen geführt und
- 10 Habilitationen erfolgreich abgeschlossen.
- Anzahl und Umfang der Publikationen standen an der Spitze aller Einrichtungen der Rostocker Medizinischen Fakultät,<sup>29</sup>

---

<sup>29</sup> Verzeichnis der wiss. Veröffentlichungen u. Vorträge des Anatomischen Instituts (1.1.1960 bis 31.12.1975), Rostock 1976. – Siehe auch: Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 1981 ff.: Bearb. v. Elfriede Rohde. Rostock 1983 ff. (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Rostock 70 ff.). Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 1986. Bearb. v. Cornelia Kubitz. Rostock 1988 (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Rostock 101).



- ca. 20 nationale und internationale Kongresse bzw. Symposien sowie zahlreiche internationale Kooperationen trugen dazu bei die Universität Rostock bekannt zu machen.

Viele Absolvententreffen ehemaliger Rostocker Studenten der Medizin und Zahnmedizin bezeugen die Verbundenheit mit ihrer Universität. In der Regel begannen die Meetings in der Anatomie und endeten mit einem Erinnerungsfoto vor dem Portal des Institutsgebäudes.

Neben meinen Institutsaufgaben nahm ich verschiedene Funktionen in nationalen und internationalen wissenschaftlichen Gesellschaften wahr, zum Beispiel als Gründungspräsident, District Director, Senator, Council Member, Präsidiumsmitglied und an anderen. Staatliche Funktionen blieben mir als Nicht-Genossen weitgehend erspart. Hatte ich das anfänglich als eine Zurücksetzung empfunden, erkannte ich zunehmend den Vorzug, Zeit für fachbezogene Aufgaben zu haben. Als parteiloser Hochschullehrer von Stasi-Agenten bespitzelt lebte ich von den Anerkennungen meiner Studenten, Kollegen und Freunde. Die Mitgliedschaft in der Leopoldina sowie die Ehrenmitgliedschaft in zehn wissenschaftlichen Gesellschaften waren für mich stets Verpflichtungen als Hochschullehrer.

Nachteile und Misserfolge waren systemimmanent, sie entstanden nicht nur auf Grund mangelhafter materieller Ausstattungen sondern beruhten hauptsächlich auf ideologischen Zwängen, mit nachhaltigen Depressionen. Der Unterricht mit den Studenten war für mich stets eine heilsame Therapie.

Vorzüge der Rostocker Universität sehe ich darin, dass sie als Hochschule mittlerer Größe mit kleineren Studentenzahlen arbeiten kann, die engere Verbindungen zwischen Hochschullehrern und Studenten ermöglichen. Die Pflege interdisziplinärer Kontakte sowie auch Geselligkeiten, und nicht zuletzt die Nähe der Ostsee verschaffen ihr einen guten Ruf.

Stärken der Anatomie bestehen nicht nur darin, den Studenten Grundkenntnisse für die ärztliche Praxis zu vermitteln, sondern sie auch mit akademischen Arbeitsweisen und Prinzipien der ärztlichen Ethik vertraut zu machen, sowie zur Achtung vor der Würde des Menschen und zur Ehrfurcht vor dem Tode zu erziehen.

Den Fall der Berliner Mauer am 09.11.1989 hatte ich in Bad Homburg beim Herbstsymposium der Deutschen Gesellschaft für Kieferorthopädie erlebt und im darauf folgenden Jahr der Wende wurde ich zum 01.09.1990 emeritiert.

Anlässlich meines 65. Geburtstags am 21.05.1990 hatten Mitarbeiter des Anatomischen Instituts unter der erfahrenen Leitung meiner Schüler, Prof. Dr. Jochen Fanghänel und Dr. Thomas Koppe, ein Festsymposium für meine Verabschiedung vorbereitet. Es fehlte nicht an akademischer Prominenz der Universität Rostock, der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, an

Repräsentanten wissenschaftlicher Gesellschaften und akademischer Verlage sowie an Gästen des In- und Auslands, an ehemaligen Habilitanden, Doktoranden und zahlreichen Studenten. Das Festsymposium im voll besetzten Hörsaal, in dem ich 62 Semester doziert hatte, empfand ich als überdimensionierte Anerkennung und die Anwesenheit vieler Freunde als ein schönes Geschenk. Es machte mich aber auch befangen, dass dies der Schlusspunkt meines aktiven Dienstes war, den ich vor 31 Jahren an der Universität aufgenommen hatte.

Nur zögernd war ich als junger Dozent mit 34 Jahren dem Ruf auf den Lehrstuhl für Anatomie der Alma mater Rostochiensis gefolgt. Weitaus jünger als meine beiden Oberärzte hatte ich eine Aufgabe übernommen, die meinen vollen Einsatz forderte, mich auch manchmal überforderte und schließlich mein Lebenswerk wurde.

Bei meinen zahlreichen Kontakten mit Kollegen der westlichen Welt bin ich manchmal auch gefragt worden, warum ich unter den politischen Zwängen in der DDR geblieben bin. Diese Frage habe ich mir auch oft gestellt und im Freundeskreis diskutiert. Aber in Übereinstimmung mit meiner Frau war ich der Meinung, dass man sich seiner Verantwortung nicht zum eigenen Vorteil entziehen darf. Eine „Republikflucht“ hätte die Rostocker Medizinische Fakultät in große Schwierigkeiten versetzt mit weitläufigen Konsequenzen für Studenten, Mitarbeiter und Patienten. Das konnte ich weder mit meinem Pflichtgefühl als Hochschullehrer noch mit meiner Verantwortung als Arzt vereinbaren. In der Rückschau auf die Abschnitte meines Lebens waren die Jahre in Rostock nicht immer die schönsten, aber die effektivsten in der Verwirklichung meines Berufs als Hochschullehrer und Arzt. Nun sollte für mich ein neuer Lebensabschnitt beginnen, der Ruhestand genannt wird, mir aber wie ein Vakuum erschien.

Die Vereinigung der beiden ungleichen Teile Deutschlands brachte für die Universitäten der ehemaligen DDR eine tiefe Zäsur. Die Hochschulen der ehemaligen DDR, die aus dem Staatshaushalt finanziert wurden, gerieten mit der Wiedereinführung der föderativen Strukturen unter die Hoheit der Bundesländer, was bedeutete, dass diese für die Unterhaltung der Universitäten zuständig waren. Danach hatte das strukturschwache Land Mecklenburg-Vorpommern für die Universitäten Rostock und Greifswald sowie für die Fachhochschulen Stralsund, Wismar, Neubrandenburg und Schwerin aufzukommen.

Eine Hochschulerneuerung nach 1990 ergab sich zwangsläufig aus der jahrzehntelangen totalitären Dominanz der Staatspartei SED, die ihre Macht und Privilegien durch das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) abgesichert hatte. Zur personellen Erneuerung wurden an den Hochschulen des Landes Mecklenburg-Vorpommern Ehrenkommissionen gebildet, die den Auftrag hatten, die politische Integrität der hauptamtlichen Universitätsmitglieder zu beurteilen. Nach der Evaluierung konnten sich alle Mitarbeiter für eine Weiterbeschäftigung im Rahmen eines neuen Stellenplans bewerben. Obgleich ich als Emeritus nicht mehr

Mitarbeiter der Universität Rostock war, sondern den Status eines Universitätsangehörigen hatte, meldete ich mich freiwillig zur Überprüfung, und mit dem „Persilschein“ in der Tasche begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, frei vom Routinestress täglicher Pflichten. Die Raumverhältnisse ermöglichten es, dass ich im Institut ein kleines Arbeitszimmer beziehen und mit fleißigen Helfern die im Druck befindlichen Buchtitel zu Ende bringen sowie das 7. Symposium der Oral-Anatomie (das letzte in Rostock) durchführen konnte. Im Vergleich zu allen vorangegangenen Jahren hatte dieses Symposium, den größten Zulauf aus Ost und West, das mit 120 Präsentationen (Vorträge und Poster) ein umfangreiches vielseitiges Programm bot.

Eine baldige Maßnahme der Vergangenheitsbewältigung war die Abschaffung des Namens Wilhelm Pieck (erster Präsident der DDR), mit dem die Universität Rostock am 08.01.1976 von SED-Aktivisten gegen den Widerstand vieler Universitätsangehöriger etikettiert wurde.

Noch im Jahr der Wende und danach hatte ich Einladungen zu Kongressen, Symposien und Gastvorlesungen in Deutschland, Belgien, China, Finnland, Japan, Kanada und USA erhalten.

Ein Kapitel für sich war die Altersversorgung der Emeriti in den neuen Bundesländern, die viele Irritationen verursachte. Im Zuge der Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands wurde im Einigungsvertrag die Entscheidung getroffen, alle in der DDR bestehenden und erworbenen Rentenansprüche unterschiedslos in die gesetzliche Rentenversicherung zu überführen. Neben der Sozialpflichtversicherung gab es für bestimmte Berufsgruppen verschiedene Zusatz- und Sonderversorgungssysteme, die den Berechtigten eine über die Leistungen der Sozialpflichtversicherung hinausgehende Versorgung im Alter sichern sollten. Eines der Versorgungssysteme war die 1951 eingeführte *Altersversorgung der Intelligenz an wissenschaftlichen, künstlerischen, pädagogischen und medizinischen Einrichtungen* (AVI). Zugang zu dieser Altersversorgung hatten Hochschullehrer und hauptamtlich tätige wissenschaftliche Mitarbeiter an Universitäten und Hochschulen.

Für Emeriti, die zum Zeitpunkt des Beitritts, am 3. Oktober 1990, bereits als Rentner Ansprüche auf Versorgungsleistungen hatten, sah der Einigungsvertrag die Garantie eines bestimmten Zahlbetrags vor. Diese Rentner sollten weiterhin den Rentenbetrag erhalten, der ihnen im Juli 1990 gezahlt worden war, gleiches galt auch für Personen, die in der Zeit vom 4. Oktober 1990 bis 30. Juli 1995 Rentenempfänger wurden. Die damaligen Altersbezüge für Professoren, leitende Wissenschaftler und Mediziner lagen zwischen 30 und 40% der entsprechenden Bezüge von Kollegen in vergleichbaren Positionen der alten Bundesländer.

Im Zuge der Rentenüberleitung wurde der garantierte Zahlbetrag durch § 10 Abs. 1 des *Anspruchs- und Anwartschaftsüberführungsgesetzes* (AAÜG) ab dem 1. August 1991 begrenzt. Danach sollten die Altersbezüge für Hochschullehrer der

neuen Bundesländer, bestehend aus Altersrente und Altersversorgung der Intelligenz (AVI), nicht mehr als 2.010,00 DM monatlich betragen. Die Leistungen an Hinterbliebene sollten für Witwenrenten 1.206,00 DM, für Vollwaisen 804,00 DM und für Halbwaisen 603,00 DM betragen.

Diese Rentenklappung löste bei den Betroffenen in den fünf neuen Bundesländern eine große Verunsicherung aus. Anstelle einer zu Recht erhofften allmählichen Anpassung kam es zu einer Absenkung auf 20 bis 25 % im Vergleich zu den Altersbezügen der Westkollegen. Unter den gänzlich veränderten Verhältnissen nach der Wiedervereinigung bedeutete das angesichts der gestiegenen Lebenskosten und Mieten in den neuen Bundesländern eine Entlohnung, die unter der Existenzgrenze lag. In einer ausführlichen, juristisch fundierten Stellungnahme erhob der Deutsche Hochschulverband (DHV) Einspruch bei den Mitgliedern des zuständigen Ausschusses des Bundestages, dem etwa zeitgleich ein *Offener Brief* des Präsidiums der Leopoldina folgte, der an Freunde, Kollegen sowie an Persönlichkeiten des öffentlichen und politischen Lebens verschickt wurde. Außerdem erhielten alle Betroffenen für individuelle Eingaben bei der Bundesanstalt für Angestellte (BfA) sowie für Klagen bei den örtlichen Gerichten und Petitionen beim Deutschen Bundestag Textvorlagen.

Argumente aus den Textvorlagen waren unter anderem: *Nach einem Berufsleben in Forschung und Lehre haben viele Betroffene einen bedeutsamen und anerkannten Beitrag zur Wissenschaft und Ausbildung geleistet. Die Dienste wurden nicht für den Staat der DDR und nicht für die vorherrschende Partei erbracht, sondern im Bemühen Lehr- und Forschungstätigkeit frei von staatlichen und politischen Einflüssen zu halten. Sie fühlten sich der Idee der freien Forschung und Lehre in dem Art. 5, Abs. 3 Grundgesetz gemeinten Sinn verpflichtet, wobei sie sich der Indienstnahme für Ideologie und Partei entzogen und Zurücksetzungen, Demütigungen sowie Nachteile in Kauf nehmen mussten. Auf unspektakuläre Weise haben sie den Gedanken der Freiheit und Zusammengehörigkeit unter schwierigsten Bedingungen wach gehalten und so einen Beitrag zur Wiedervereinigung geleistet. Prinzipiell sind die Investitionsleistungen nicht geringer zu bewerten, als die der westdeutschen Professoren, die bei ihrer Emeritierung weit höhere Bezüge erhalten.*

Auf Grund einer Entscheidung des Bundessozialgerichts von 1993 wurde dann die Begrenzung der Altersbezüge für Hochschullehrer auf monatlich 2.010,00 DM und ihren Witwen auf 1.206,00 DM aufgehoben und rückwirkend zum 1. August 1991 auf 2.700,00 DM bzw. 1.620,00 DM erhöht. Die Zahlbetragsbegrenzungen wurden als vorläufig bezeichnet, weil der Höchstbetrag nur so lange gezahlt werden sollte, bis der neu errechnete Rentenanspruch, der im Gegensatz zu dem garantierten Zahlbetrag an den Rentenerhöhungen teilnahm, dieselbe Höhe erreichte.



Das Aussetzen der Dynamisierung widersprach nach Auffassung des Bundesverfassungsgerichts den Intentionen des Einigungsvertrages, *da die garantierte Weiterzahlung des für Juli 1990 geltenden Betrages lediglich als Übergangsmaßnahme bis zur endgültigen Eingliederung in die gesetzliche Rentenversicherung dienen sollte. Ein über den 31. Dezember 1991 hinausgehender Ausschluss beseitige die relative versorgungsrechtliche Position der Empfänger von Zahlbetragsrenten aus Zusatzversorgungssystemen und der Wert ihrer Ansprüche verringere sich stetig.* Das war nach Auffassung des Bundesverfassungsgerichts verfassungswidrig und Anlass, den garantierten Zahlbetrag ab dem 1. Januar 1992 an die Lohn- und Einkommensentwicklung anzupassen sowie die Beschränkung der Zahlbeträge aufzuheben.

Am 28. April 1999 hat das Bundesverfassungsgericht seine von vielen Rentenempfängern in den neuen Bundesländern seit Jahren mit Spannung erwartete Entscheidung verkündet. Die Überleitung der in der ehemaligen DDR erworbenen Rentenansprüche verstieß nach Auffassung des Gerichts zum Teil gegen das Grundgesetz. Das Bundessozialgericht hat die verfassungsgerichtliche Entscheidung konkretisiert und entschieden, die garantierten Zahlbeträge ab dem 1. Januar 1992 in gleichem Maß wie die West-Renten mit – niedrigeren – Anpassungssätzen an die Lohn- und Einkommensentwicklung zu behandeln. Damit hat es der Auffassung der Betroffenen und ihrer Rechtsvertreter widersprochen, die meinten, der Maßstab für die Dynamisierung müsse die Entwicklung der „normalen“ Ost-Rente mit den – höheren – Anpassungssätzen sein.

Obleich die Rentenüberleitung vom Bundesverfassungsgericht 1999 weitestgehend „abgesegnet“ war, blieben noch einige Fragen offen, um die Versorgung der Hochschullehrer in den neuen Bundesländern nachhaltig zu verbessern. Es wäre wünschenswert gewesen, dass das Bundesverfassungsgericht die Zahlgarantie des Einigungsvertrags über den 30. Juni 1995 hinaus ausgedehnt hätte. So blieben diejenigen, die erst nach dem 30. Juni 1995 leistungsberechtigt wurden, von dem Anwendungsbereich der begrüßenswerten Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts ausgenommen. Hierdurch trat eine vom Bundesverfassungsgericht in ständiger Rechtsprechung für zulässig erachtete „Stichtagsungerechtigkeit“ ein. Ein einziger Tag früheren oder späteren Rentenzugangs konnte die Höhe der Rente in erheblichem Maß beeinflussen. Es darf nicht verkannt werden, dass dies von den Betroffenen, den Angehörigen der nicht rentennahen Jahrgänge, mit guten Gründen als ungerecht empfunden wurde.

Nach Abschluss der noch anhängigen Gerichtsverfahren wurde das Fazit gezogen, dass die Vereinigung der beiden deutschen Staaten eine ungelöste Versorgungsfrage hinterlassen hat.



Während der Interimzeit (01.09.1990-01.02.1992) bis zur neuen Besetzung des Lehrstuhls wurde das Institut kommissarisch von Prof. Dr. Stach<sup>30</sup> geleitet. Der Ernennung ging eine Institutsversammlung voraus, auf der die Mitarbeiter einen kommissarischen Institutsdirektor wählen sollten. Einziger anwesender Kandidat war Prof. Stach, der durch Handheben mehrheitliche Zustimmung erhielt. Ein weiterer Kandidat stand nicht zur Diskussion. Es war sicher kein Zufall, dass mit dieser Abstimmung die vorläufige Ordnung der Medizinischen Fakultät der Universität Rostock vom 24.09.1991 unterlaufen wurde, welche die Wahlvorschriften beinhaltete (§ 1, Abs.4). Die Ernennung von Prof. Stach zum kommissarischen Direktor des Anatomischen Instituts durch die Fakultät für Medizin löste bei vielen Mitarbeitern Irritationen aus. Aber auch von außerhalb gingen schriftliche Einwände beim Rektor und Dekan der Medizinischen Fakultät ein, sie kamen von Einzelpersonen und Vertretern wissenschaftlicher Organisationen, zum Beispiel vom *Hartmannbund* und der *Gesellschaft für Anatomie der DDR*. In einem der Schriftstücke heißt es, *dass mit der Nominierung von Prof. Stach ein Kader alter Prägung mit seinen SED-Anhängern im Institut weiterhin administrative Funktionen ausüben könnte*. Dieses Problem löste sich nach der Evaluierung durch die Ehrenkommission, die keine Empfehlung für eine weitere Beschäftigung von Prof. Stach an der Universität geben konnte.

Mit der Neubesetzung des Lehrstuhls für Anatomie endete die kommissarische Leitung des Anatomischen Instituts. Die Ausschreibung für den vakanten Lehrstuhl der Rostocker Anatomie hatte ein lebhaftes Echo gefunden. Einer Liste vom 24.01.1991 ist zu entnehmen, dass mehr als 20 schriftliche Bewerbungen eingegangen waren. Mein Nachfolger wurde Prof. Dr. Andreas Wree,<sup>31</sup> der am 01.02.1992 seinen Dienst antrat.

Bei ersten persönlichen Kontakten hatte ich meinem Amtsnachfolger meine Unterstützung im Unterricht angeboten, sofern Bedarf dafür bestehen würde. Des weiteren empfahl ich ihm die interdisziplinären Symposien der Oral-Anatomie fortzuführen, die sich als Forum für den wissenschaftlichen Nachwuchs bewährt hatten. Beides lehnte Prof. Wree ab. Damit hatten die bewährten Symposien in Rostock – entgegen der Emeritierungszusage des Rektors – ihr Ende gefunden. So setzten wir die Veranstaltungen an anderen Universitäten oder als Satellitensymposien im Rahmen größerer Kongresse fort. Das vorerst letzte Symposium wurde mit dem Rahmenthema *Kiefergelenk* als Satellitensymposium auf der 102. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft 2007 in Gießen von meinem ehemaligen Schüler, Prof. Dr. Jochen Fanghänel, organisiert. Die Thematik fand

---

<sup>30</sup> Prof. Dr. Werner Stach: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002159](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002159)

<sup>31</sup> Prof. Dr. Andreas Wree: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002159](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002159)

allgemeinen Anklang mit Vorschlägen, ähnliche interdisziplinäre Themen bei künftigen Anatomenkongressen in das Programm aufzunehmen.

Da mein Nachfolger keine Verwendung für mich hatte, übernahm ich Einladungen für Lehraufgaben an verschiedenen Universitäten in Greifswald, Mainz, Marburg (1992-1996), in Pitsanulok (Thailand 1996-1997), in Turku (Finnland 1998-1999), in Riga (Lettland 2000-2001) sowie in Hong Kong (2005-2009), wo ich noch eine Ehrenprofessur innehave.

Mit dem *Aufschwung Ost* begann für die Universität Rostock eine Periode der Erneuerungen. Davon partizipierte auch das unter Denkmalschutz stehende, Medizinische Studiengebäude in der Gertrudenstraße, das immer noch Bombenschäden vom Zweiten Weltkrieg aufwies. Es taten sich Geldquellen auf, die es ermöglichten, die so dringend notwendige Sanierung des Studiengebäudes in Angriff zu nehmen, die Funktionsräume der Institute für Anatomie und Physiologie zu modernisieren und mit neuen Geräten auszustatten. Aber in gleichem Maß wie der Geldstrom floss, reduzierte sich der Personalbestand am Institut. Dafür gab es verschiedene Gründe, wie Kündigungen auf Empfehlung der Ehrenkommission, Frühberentungen, Umsetzungen von Mitarbeitern in andere Einrichtungen. So kam es zu Fluktuationen, die trotz der vorherrschenden Vereinigungseuphorie Unsicherheiten und Ängste unter den Mitarbeitern verbreiteten, was das Zusammenwachsen zwischen Ost und West nicht förderte. Besonders gravierend war jedoch der Verlust hochbegabter Nachwuchswissenschaftler, die unter dem neu berufenen Amtsträger keine Entwicklungsmöglichkeiten sahen. So wurden bewährte Aktivitäten in der Lehre und Forschung zum Erliegen gebracht.

Leider hinterließen Unkenntnis in Leitungsfragen und Menschenführung des neuen Amtsträgers gravierende Spuren. Im Zuge der Lehrstuhlbesetzung war auch der künftige Stellvertreter des Institutsdirektors, Dr. med. Ulfig<sup>32</sup> aus Frankfurt am Main nach Rostock gekommen. Zunächst bekleidete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter eine zeitlich begrenzte Stelle. Schon bald habilitierte er sich mit Arbeiten, die er in der Frankfurter Anatomie begonnenen hatte und rückte in die freie Professorenstelle C3 der Rostocker Anatomie auf, die nach der ersten Ausschreibung nicht besetzt werden konnte. Mit dieser Doppelspitze wurden das Potenzial und die Ressourcen des Instituts geteilt, was sich weder für die Forschung noch für die Lehre als Vorteil erwies, zumal Prof. Wree und Prof. Ulfig keine Drittmittel von der DFG eingeworben hatten.

Ein Interview von Prof. Wree in der *Zeitschrift der Fachschaft Zahnmedizin der Universität Rostock* (orofatz, Nr. 2,1 Jahrgang 1994) ließ Grundzüge der neuen Leitung transparent werden. Studenten hatten das Zeitungsinterview mit einem Kommentar in das Postfach unseres Hauses gesteckt, das mir meine Frau

---

<sup>32</sup> Prof. Dr. Norbert Ulfig: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001956](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001956)

nach Marburg schickte, wo ich mich als Gastprofessor aufhielt. Die Sendung überraschte mich, nach Stil und Inhalt konnte man den Zeitungsdruck für einen Bierulk halten, wenngleich die Antworten des Befragten wenig spaßig waren. Die Selbstdarstellungen meines Amtsnachfolgers und seine Visionen für die Weiterführung des Anatomischen Instituts ließen erkennen, dass er sich nach zwei Jahren Aufenthalt in Rostock weder in den örtlichen Verhältnissen auskannte noch mit akademischen Gepflogenheiten vertraut war.

orofatz: *Herr Prof. Wree, warum sind Sie nach Rostock gekommen?*

Prof. Wree: *Es ist sicher ein edles Ziel Solidarität zu üben, aber davon kann man nicht leben. Die Aufgabe in Rostock ist ein Abenteuer, ein partielles Abenteuer, das ist völlig klar... Es muss praktisch ein komplett neues Institut geschaffen werden.*

orofatz: *Sie sprachen eben die maroden baulichen Bedingungen im Institut an. Ist trotzdem ein effektiver Lehrbetrieb möglich?*

Prof. Wree: *Ich hoffe, dass wir mit der Personalkonzeption richtig liegen, sodass wir genügend Persönlichkeiten haben, die den Studenten einen guten und interessanten Unterricht aufbereiten können.*

orofatz: *Wie würden Sie das Verhältnis zu Ihren Mitarbeitern einschätzen?*

Prof. Wree: *... mit mir ändert sich der Führungsstil... Ich habe da wenig Probleme, und es läuft eigentlich recht gut.*

orofatz: *Hat Ihrer Meinung nach Rostock berechtigterweise hintere Plätze belegt?*

Prof. Wree: *Man hat in Literaturrecherchen herausbekommen, dass aus dem Bereich der Medizinischen Fakultät... im Vergleich zu allen anderen Universitäten wenig in Zeitschriften publiziert wird... Hier im Institut für Anatomie tun wir unser Bestes das zu verbessern. Wir haben junge innovative Mitarbeiter und sind relativ publikationsfreudig... Die Wahl eines Studienortes ist ... auch abhängig von der Möglichkeit, dort renommierte Wissenschaftler zu treffen... Da fehlt Rostock z. B. das positive Image.*

orofatz: *Was halten Sie von Ihren Vorgängern hier im Anatomischen Institut?*

Prof. Wree: *Ich muss sagen, dass meine Vorgänger es geschafft haben, dieses Institut komplett herunterzuwirtschaften und es in einem Zustand zu hinterlassen, der eigentlich jeder Beschreibung spottet. Da erübrigt sich jeder weitere Kommentar.*

Das Interview wurde nicht nur in Rostock sondern auch bei meinen Fachkollegen in den alten Bundesländern als „abartig“ bezeichnet. Zuerst waren es Rostocker Studenten, die über die Marburger Fachschaft Zahnmedizin bei mir

anfragten, ob ich ein Gegen-Interview zur Rostocker Anatomie geben wolle, was ich ablehnte, weil inzwischen zahlreiche Proteste eingegangen waren. Dazu einige Beispiele: Im Schreiben eines einstigen Studenten und späteren Fakultätskollegen aus Rostock an Prof. Wree heißt es unter anderem:

*Ich will Ihnen sogleich meine Empörung über Ihre im Text festgehaltene Bemerkung bekunden, „dass meine Vorgänger es geschafft haben dieses Institut komplett herunterzuwirtschaften.“ Sie können Ihren Vorgängern wohl nicht im Ernst den Verfall der Bausubstanz des Anatomiegebäudes anlasten. Nach zwei Jahren in Rostock sollten Sie doch wissen, dass dafür andere Umstände verantwortlich zu machen sind. Menschlich beleidigen Sie Schumacher in einer Weise, die jeglicher Grundlage entbehrt. Er hat nach Amtsantritt in Rostock – seinerzeit jünger als Sie – das Institut souverän geleitet... Herrn Schumacher sollten Sie von sich aus schreiben, bevor ihm das Interview von anderer Seite bekannt gegeben wird. Gern würde ich Ihre Entgleisung als „Ausrutscher“ ansehen, wenn sie nicht geradezu exemplarisch für das oft registrierte Unverständnis neu berufener (westlicher) Kollegen für die hiesigen Verhältnisse wäre.*

Ein hoch angesehener Anatom bezeichnete das Interview empörend. In seinem Brief an mich schreibt er unter anderem:

*Es geht wirklich nicht, dass ein Lebenswerk mit schnöden Worten abgetan wird. Das Problem ist nun, wie man damit fertig wird. Das Ziel sollte sein, Achtung vor dem zu zeigen, was Sie und Ihre Rostocker Fakultät unter schwierigen Bedingungen geleistet haben, den Schaden zu begrenzen. Aus meiner Sicht scheint mir ... die (gemeinsame) Veröffentlichung eines Interviews mit Ihnen, in dem Sie darstellen, wie die Zusammenhänge wirklich waren. Ihre teratologischen Studien sind doch z. B. weltbekannt. Dann wird es an Herrn Wree sein, in einem offenen Brief alles zu bereinigen- und abzuschließen.*

Meine Bitte an Prof. Wree, die Aussagen seines Interviews zu begründen, wurde trotz nochmaliger Erinnerung nicht beantwortet. Erst nach Einholen von Stellungnahmen der Rektors, Prof. Dr. Maeß,<sup>33</sup> und des Dekans, Prof. Dr. Benad sowie seines akademischen Lehrers Prof. Drs. Schiebler bekannte er sich zum Inhalt seines Interviews. In einer Aussprache beim Dekan erklärte ich mich bereit auf eine öffentliche Entschuldigung zu verzichten. Um diesen abartigen Auftritt nicht weiter publik werden zu lassen, schlug ich vor, dass Prof. Wree eine auf Quellen beruhende Veröffentlichung über die Rostocker Anatomie vorbereiten sollte. Eine solche schrieb er für die Zeitschrift *orofatz*, ohne jedoch auf das vorangegangene Interview Bezug zu nehmen.

---

<sup>33</sup> Prof. Dr. Gerhard Maeß: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000772](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000772)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, s. 47-77.



Die Diskussionen um das „Wree-Interview“ waren noch nicht abgeklungen, als die Vorstandswahl der Verbandsgruppe Rostock des Deutschen Hochschulverbandes am 14.12.1994 stattfand. In Vorbereitung dieser Veranstaltung wurde der Antrag gestellt, Prof. Wree von der Kandidatenliste zu streichen, was sich erübrigte als er zu dieser Veranstaltung nicht erschienen war.

Die „Deklamationen“ meines Amtsnachfolgers über die weitere Entwicklung der Rostocker Anatomie hätte man als realitätsfremd vergessen können, wenn sie nicht mit erheblichen Insuffizienzen behaftet wären. In Verkennung der Wertigkeit vorhandener Substanzen wurden bewährte Aktivitäten in der Lehre und Forschung ignoriert. Das betraf zum Beispiel den Anatomieunterricht für Zahnmediziner, die Weiterführung der Oral-Symposien, sowie die Forschungen über das Oro-faziale System. Die Liquidierung dieser in Deutschland führenden Position traf in eine Zeit lautstarker Proteste und umfangreicher Unterschriftaktionen, die den Erhalt des Studiengangs Zahnmedizin an der Medizinischen Fakultät der Universität Rostock retten sollten. Das unmöglich Geglaubte ließ nicht auf sich warten; in den Jahren 2000 bis 2004 wurden keine Studenten für das Studium der Zahnmedizin immatrikuliert, was einer Amputation der Medizinischen Fakultät gleich kam.

Lehrbücher aus der Rostocker Anatomie, die an vielen Universitäten zur Standardausrüstung der Studenten gehörten, wurden von Prof. Wree nicht mehr empfohlen. Bei seiner Voraussage zur Verbesserung der Zeitschriftenpublizistik am Institut hatte Prof. Wree übersehen, dass die Wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Universität Rostock jährlich vom Direktor der Universitätsbibliothek, Prof. Dr. Karl-Heinz Jügelt<sup>34</sup> veröffentlicht wurden. Es wäre leicht feststellbar gewesen, dass die Anzahl der Publikationen des Anatomischen Instituts während der zweijährigen Amtszeit von Prof. Wree auf ca. 10 bis 20% im Vergleich zu seinen Vorgängern gesunken war. Diese Relationen blieben im Prinzip bis heute bestehen. Das Promotionsgeschehen wurde nach anfänglichen Überhängen zur Seltenheitswert deplatziert und Habilitationen sowie Qualifizierungen von Fachanatomien waren nach 16jähriger Amtsperiode komplett zum Erliegen gekommen. Desgleichen hatte sich die Rostocker Anatomie mit dem Rückgang der Vortragsaktivitäten auf nationalen und internationalen Kongressen in die historischen Tiefen Mecklenburgs verzogen.

Quo vadis Anatomia Rostochiensis?

---

<sup>34</sup> Prof. Dr. Karl-Heinz Jügelt: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001946](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001946)



## Diskussion

Transkription und Protokoll: Christian Abel und Martin Heine

Catharina Trost:

Ich habe zwei Fragen, eigentlich ein paar mehr. Aber ich bleibe erst einmal bei zwei. Die erste: Wie waren die Reaktionen nach Stalins Tod? Und die Zweite Frage, die sich mir aufdrängt: Warum sind Sie nicht gegangen?

Gert-Horst Schumacher:

Nach Stalins Tod gab es eine gewisse Erleichterung und Lockerung. In Greifswald war es uninteressant, ob er lebte oder nicht. Aber die Verehrung für ihn war ganz grausam, zum Beispiel bei seinem fünfzigsten Geburtstag, da kamen die Kinder schon mit Blumensträußen in die Schulen für Väterchen Stalin. Ich fand das unterwürfig, eine Propagandasache. Die zweite Frage habe ich des öfteren zu beantworten gehabt, die kam von guten Bekannten, Freunden, glaubwürdigen Personen. Ich denke da zum Beispiel an Hamburg. Es gab aber auch Andere. Ich bin mit 34 Jahren als unbeschriebenes Blatt nach Rostock gekommen, und ich muss ihnen ganz ehrlich sagen, die Schuhe, die mir hier verpasst wurden, waren mir zu groß. Ich spürte immer einen riesengroßen Aufholbedarf, um mit all den Problemen fertig zu werden und auch für die Studenten glaubhaft zu sein.

Wir mussten alles neu organisieren, und der Unterricht war gut in Fluss gekommen. Wenn ich weggegangen wäre, bei der Ausbildung von 800 Studenten in einem und 550 im anderen Semester, wie sollte das weiter gehen? Da habe ich mich verantwortlich gefühlt und hätte mich geschämt vor allen Studenten die mir hier vertrauten. Wenn wir in der Kneipe saßen, haben wir im Spaß gesagt: „Machst Du zweimal einen Doktor und holst Dir einen Professorentitel, dann gehst Du an den Kurfürstendamm, machst eine Praxis auf und wirst Millionär.“ Das war die Alternative. Meine Frau meinte auch: „Das kannst du nicht machen. Mit Anstand kannst du das nicht tun.“ Dann hättest Du den Ruf nach Rostock nicht annehmen dürfen.

Hilde Michael:

Meine erste Frage bezieht sich auf diesen Zusammenhang. Gab es nach diesem kurzen Dialog in Hamburg, den Sie mit Schuchardt hatten, noch eine Fortsetzung? Die zweite Sache lautet: Wie erlebten Sie die Umbruchphase an der Universität Rostock 1989/90?

Gert-Horst Schumacher:

Ob es eine Fortsetzung gegeben hat mit Herrn Schuchardt – nein. Aber Herr Schuchardt war als Mitglied der Leopoldina des öfteren in Halle, da haben wir uns

des öfteren gesehen. Anlässlich eines solchen Treffens sagte er mir: „Herr Schumacher, es ist sehr schade, dass Sie nicht zu uns rüber gekommen sind.“ Natürlich hat er jemanden gefunden, der diese Stelle übernahm und diese Lücke ausfüllte. Dieser wurde auch sein Nachfolger. Schuchardt kommentierte: „Das hätten Sie auch werden können!“ Das hat er so lässig in einer Bierlaune gesagt. Es hat also keine Fortsetzung gegeben, denn ich war nachher zu sehr in Rostock verankert.

Am Beginn des Umbruchs war ich in Frankfurt am Main zu einem einleitenden Vortrag auf dem Kongress der deutschen Kieferorthopäden und Zahnmediziner eingeladen. Der Tag endete mit einem Gesellschaftsabend, auf dem ich mehrfach angesprochen wurde: „Warum haben Sie Ihre Frau nicht mitgebracht?“ Das fand ich etwas provokativ, denn sie durfte ja nicht mitkommen, einer musste doch zu Hause bleiben. Danach ging ich auf mein Zimmer und stellte den Fernseher an. Ich sah Klamauk, da wurde die Mauer abgebrochen, aber das habe ich nicht für bare Münze genommen. Am nächsten Morgen beim Frühstück kam wieder die Frage nach meiner Frau: „Rufen Sie doch einfach an, sie kann nachkommen.“ Da sagte ich: „Wieso? Warum?“ „Na, wissen Sie das nicht?“ Ja, so habe ich die Maueröffnung erlebt.

Hilde Michael:

Und direkt an der Universität?

Gert-Horst Schumacher:

An der Universität habe ich es gut gehabt, kann ich sagen. Ich wurde emeritiert und bin irgendwie in ein Loch gefallen. Aber letztlich war ich doch auch ganz froh, denn dann kamen die Evaluierungen und alles klammerte sich an eine Person. Ich konnte niemandem helfen. Es ging nicht um die Belasteten, das nicht. Aber mit der Wende war auch ein neuer Stellenplan verbunden. Wer geht freiwillig weg, wer muss gehen, wer bleibt, es gab viele Enttäuschungen. Selber war ich nicht mehr zuständig und froh, dass ich noch einen Arbeitsplatz im Institut erhalten konnte – ganz oben unter dem Dach. Das hatte ich mit dem damaligen Rektor Prof. Maeß ausgehandelt. Als Gastprofessor ging ich dann nach Mainz und später nach Marburg, so erlebte ich die Umstrukturierung mit der ganzen Abwicklung nur aus der Peripherie. Wenn ich dann zum Wochenende nach Hause kam, hörte ich im Institut nur Heulen und Zähneklappern. Aber ich konnte auch nichts machen.

Heiko Marski:

Ich habe auch zwei Fragen. Die erste bezieht sich auf ihre Äußerung, dass Sie über 250.000 Lehrbücher verkauft haben. Wie viel von den dortigen Einnahmen gingen wirklich an Sie? Waren Sie gezwungen, ausländisches Geld zwangsweise

tauschen zu müssen, da Sie ja auch als Devisenbeschaffer bezeichnet wurden? Wie stark war da der Druck, weitere Publikationen vorzunehmen?

Gert-Horst Schumacher:

Die Abrechnungen waren in der DDR typisch laienhaft. Bevor ein Buch auf den Ladentisch kam, habe ich das Honorar per Scheck bekommen. Das macht kein vernünftiger Kaufmann. Der rechnet ab über das, was er verkauft hat, und danach bezahlt er. Die Prozente standen fest. Ich habe zehn Prozent bekommen; wenn die Auflagen sehr hoch waren, auch nur sieben Prozent in Ostwährung. Für die Bücher, die mit Lizenz rüber gegangen sind, habe ich Anteile bekommen nach dem Schwindelkurs, wie man bei uns sagte. Also wenn es acht Prozent Ostmark waren, konnte man diese durch vier teilen und es blieben zwei Prozent Westmark übrig. Diese wurden mir dann auf mein Valutaanrechtskonto bei der Staatsbank der DDR überwiesen. Von diesem Konto konnte ich mir bei dieser Bank „Forumschecks“ abholen. Wissen Sie, was das war? Das war Monopoly-Geld. Kleine Scheinchen, auf denen Summen standen, zum Beispiel fünf, 50, 100 D-Mark oder so. Aber die Forumschecks waren nur in den Intershop-Läden der DDR verwertbar. Und was es da zu kaufen gab, das ist ja heute nicht mehr der Rede wert. Das waren Woolworth-Artikel, die aus dem Westen für nichts importiert wurden. Solche Sachen konnte man auch hier in einem Kramladen kaufen. Im Angebot waren auch Zigaretten und Kaffee, aber als Nichtraucher interessierten mich keine Zigaretten, und Kaffee kauften wir lieber in einem HO-Geschäft, weil uns die Forumschecks dafür zu schade waren. Das einzig Nützliche, was wir uns geleistet haben, war ein Kofferradio mit einigen Extras. Das hat 300 D-Mark gekostet und war der Gegenwert für das Honorar meiner Monographie über die Anatomie und Biochemie der Zähne<sup>35</sup>, an der ich mit einem Co-Autor etwa drei Jahre gearbeitet hatte. Das waren die Abrechnungen in Ostmark und Westgeld.

Ich habe, das gebe ich zu, ein gutes Ostmark-Konto gehabt, das ausreichte noch vor der Wende das Haus zu kaufen, in dem wir wohnten. Da es sanierungsbedürftig war, nahmen wir nach der Wende zwei Kredite auf, um es in Ordnung zu bringen. Es war ca. 100 Jahre alt und unter der Verwaltung der Stadt Rostock nur notdürftig instand gehalten worden. Als wir mit der Sanierung und Renovierung fertig waren, meldeten sich die Erbberechtigten des Vorbesitzers mit Rückführungsansprüchen. Und was passierte dann? Das Haus wurde geschätzt und der Verkehrswert mit nahezu einer Million D-Mark festgelegt. Jetzt konnten wir unser Haus abzüglich der Sanierungskosten noch einmal kaufen. Wir nahmen wieder Kredite auf und kauften es zum zweiten Mal. Nun waren wir echte Haus-

---

<sup>35</sup> Schumacher, Gert-Horst: Anatomie und Biochemie der Zähne. Mit 109 Tabellen. Berlin 1972. 4. Auflage Berlin 1990.

besitzer mit einem hohen Schuldenberg, den wir mit unseren Renteneinkünften nicht tilgen konnten.

Heiko Marski:

Sie haben ja auch von den engagierten Studenten berichtet, die etwas bewegen wollten, dafür verhaftet und auch teilweise erschossen wurden. War den Studenten vorher bewusst, dass sie dafür verhaftet werden konnten, haben sie damit gerechnet? Haben sie es darauf ankommen lassen oder es eher bei Seite geschoben nach der Devise: uns wird schon nichts passieren?

Gert-Horst Schumacher:

Nein, wissen Sie, das war eine wilde Zeit, oder sagen wir eine rechtlose Zeit. Wir waren in der SBZ ein okkupiertes Land, da galten Gesetze der SMAD, der Sowjetischen Militäradministration, und diese waren verbindlich. Man konnte den Russen so manches zutrauen, sie waren unberechenbar. Es ist unglaublich, welche Begründungen es für Verhaftungen auf Nimmerwiedersehen gab. Man kann das nachlesen am Beispiel meines Studienkollegen Gerhard Süß, der wegen Spionage und Mitgliedschaft einer konterrevolutionären Organisation zum Tode verurteilt wurde. Ich weiß nicht, was es in Greifswald für Studenten zu spionieren gab. Das Schlimme war, man musste mit allem rechnen.

Ich habe es erlebt, wie sich die Gewerkschaft etablierte und die FDJ gegründet wurde. Das hat mich alles angewidert. Von einer Mitgliedschaft in der FDJ konnte ich mich gut raushalten, weil ich älter als 20 Jahre war. Unter dem politischen Druck wurden wir mundtot gemacht. Wenn es jemand wagte sich in freier Meinung zu äußern, riskierte er viel. Öffentlich angeprangert zu werden war noch die harmloseste Form einer Sanktion. In der Zahnklinik passierte folgendes: Eine Studentin hatte vor Aufnahme des zweiten Vierjahresplans der DDR gesagt: „Na wenn der zweite genauso mies ausfällt wie der erste, dann...“ Das gab Anlass, eine Versammlung einzuberufen, in der die Studentin von mehreren Sprechern kritisiert und aufgefordert wurde sich zu entschuldigen. Die Versammlung bestand aus Mitarbeitern und Studenten der Zahnklinik sowie aus Vertretern der Gewerkschaft, der FDJ und einigen bestellten Arbeitern. Es war ein spannungsgeladenes Exerzitium, das uns in unsere Schranken wies.

Christian Abel:

Ich habe eine Frage zu den Stasi-Akten, in die Sie ja Einblick hatten. Sie sagten, Sie haben dort viele Namen, teilweise auch von bekannten Leuten wieder gefunden, von denen Sie dann ziemlich im Nachhinein enttäuscht waren. Gab es den Versuch einer Aussprache mit diesen Leuten? Sind diese Leute auf Sie zugekommen oder haben Sie versucht, auf diese Leute zuzugehen um vielleicht einmal mit ihnen zu klären, was der Hintergrund war?

Gert-Horst Schumacher:

Es sind 28 Informanten, die ich gezählt habe. Das sind enorm viel. Das kam so zustande: Ich war 31 Jahre Institutsdirektor und hatte jedes Jahr neue Studenten. Wenn ich davon ausgehe, dass in jedem Studienjahr nur ein IM war, dann waren es schon mehr als 28 Informanten. Jetzt war es mir nicht mehr möglich, alle Decknamen zu dekodieren. Keiner hat sich zu erkennen gegeben. In meiner allernächsten Nähe gab es IM, die haben mich gemieden, sicherlich, weil sie befürchteten, dass ich mich äußern könnte. Doch habe ich meinerseits nichts unternommen.

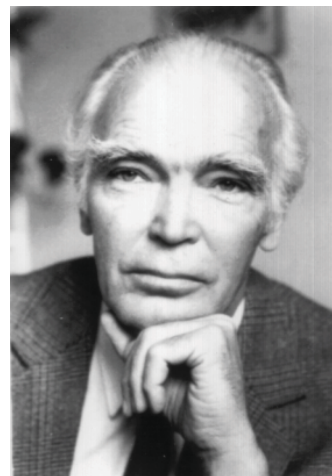
Einmal war ich aber drauf und dran. Der eine IM hat zum Beispiel eine Praxis in Augsburg, eine Goldgrube, als Zahnarzt. Er hatte in Ungarn studiert, war Assistent im Anatomischen Institut und von mir beauftragt, alle technischen Angelegenheiten mit dem Direktorat für Internationale Beziehungen (DIB) zu erledigen. Das war so üblich, jede Klinik und jedes Institut hatte einen solchen Auslandsbeauftragten. Dieser IM war eine Metastase im Institut. Da ich genug Erfahrungen mit der Stasi gemacht hatte, interessierte es mich nicht mehr, von ihm zu hören, warum er Berichterstatter für die Stasi war.

Kersten Krüger:

Wir könnten noch weiter diskutieren. Aber die Zeit ist überschritten. Wir danken unserem Zeitzeugen ebenso wie den teil-, ja anteilnehmenden Studierenden und schließen die Sitzung.



## Seemann, Ulrich



Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001327)  
[/cpr\\_professor\\_000000001327](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001327))  
vom 19.09.2008

---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. phil. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1948-51 Dozent an der ABF, Studentendekan 1953-64 Dozent für Grundlagen des Marxismus-Leninismus 1964-69 Professor mit Lehrauftrag für Dialektischen und Historischen Materialismus 1969-86 o. Professor für Dialektischen und Historischen Materialismus
<i>Fakultät:</i>	Institut für Gesellschaftswissenschaft (1951-1960) Institut für Marxismus-Leninismus (1960-1969) Sektion Marxismus-Leninismus (1969-1990)
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Gesellschaftswissenschaften, Dialektischer und Historischer Materialismus, Geschichte der Medizin

---

<i>Weitere Vornamen:</i>	Ernst Adolf
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 27.06.1921 in Macuto (Venezuela)
<i>Vater:</i>	Rolf Seemann, Kaufmann
<i>Mutter:</i>	Helene Seemann, geb. Ehlers
<i>Kurzbiographie:</i>	
1939	Abitur in Rostock, anschließend bis 1945 Kriegsdienst (Luftwaffe, 1942-44 Fluglehrer)
1946	Neulehrerausblidung, Neulehrer
1946-50	Studium Pädagogik an der Univ. Greifswald, ab 1948 Sozialwissenschaften an der Univ. Rostock
1951-53	Dozent am Institut für Gesellschaftswissenschaften, Univ. Leipzig
seit 1953	Dozent am Institut für Gesellschaftswissenschaften, Univ. Rostock, vornehmlich an der Medizinischen Fakultät

1964	Professor mit Lehrauftrag, ab 1969 o. Professor für Dialektischen und Historischen Materialismus
1986	Emeritierung

*Akademische Abschlüsse:*

Studienabschluss:	1949 Staatsexamen, Univ. Rostock
Promotion:	1957 Dr. phil., Univ. Rostock
Habilitation:	1964 Dr. phil. habil. (Philosophie und Studien zur Ideologieggeschichte), Univ. Rostock

*Akademische Selbstverwaltung:*

1949-51	Studentendekan, Mitglied des Senats
1956-59,	
1964-67	Direktor des Instituts für Gesellschaftswissenschaften
1965-66	Kommissarischer Prorektor für Gesellschaftswissenschaften
1968-86	Mitglied des Wissenschaftlichen Rates
1974-83	Dekan
1974-83	Mitglied des Senats
1983-87	Wahlsenator
1953-86	Mitglied der Medizinischen Fakultät bzw. des Bereichsrates Medizin Mitglied verschiedener Senatskommissionen

*Funktionen:*

1965-74	Stadtverordneter der Stadt Rostock
3 Jahre	Mitglied Kreisvorstand "Urania"
15 Jahre	Vorsitzender Bezirksausschuss für Jugendweihe
5 Jahre	Mitglied beim Beirat für medizinisch relevante gesellschaftswiss. Forschung beim Ministerium für Gesundheitswesen
2 Jahre	Mitglied der Universitätsgewerkschaftsleitung
4 Jahre	Mitglied Konfliktkommission Leiter/ Mitglied verschiedener Stipendien- und Zulassungskommissionen

*Ehrungen:*

1969	Ehrennadel der Univ. Rostock
1976	Universitätspreis
1977	Arthur-Becker-Medaille in Gold
1983	Humboldt-Medaille in Silber
1961	Verdienstmedaille der DDR
1974	Verdienter Aktivist

*Werke (Auswahl):*

Rostocker Arbeiter schlugen den Kapp-Putsch nieder (Mitautor), Rostock 1955.  
Über das politische Verhalten der Ärzteschaft im Kampf des deutschen Volkes um die Lösung der nationalen Frage während der Zeit der Weimarer Republik, Habilitationsschrift Rostock 1964.

Geschichte der Universität Rostock 1419-1969, 2 Bde. (Mitglied der Forschungsgruppe Universitätsgeschichte), Berlin 1969.

Über den Anteil naturwissenschaftlicher Theorieentwicklung an der politischen Theoriebildung am Beispiel der rassistischen Theorie und Praxis des deutschen Faschismus, Rostock 1979.

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Kürschners Gelehrten-Kalender.

Seemann, Ulrich. In: Lexikon der DDR-Historiker. München 2006, S. 567.

## **Zeitzeugenbericht von Herrn Prof. Dr. Ulrich Seemann am 11. Januar 2008**

Kersten Krüger:

Meine Damen und Herren, wir eröffnen die vorletzte Sitzung des Seminars und begrüßen ganz besonders herzlich unseren Gast, Herrn Prof. Dr. Ulrich Seemann. Sie werden ihn im *Catalogus Professorum Rostochiensium* finden. Herr Prof. Seemann ist Jahrgang 1921 und dass er hierher gekommen ist, verdient unsere besondere Anerkennung. Als Referent für den Diskussionsteil steht Herr Björn Gehrke bereit, er wird das Diskussionsprotokoll führen. Es geht um das Fachgebiet Gesellschaftswissenschaften/Marxismus-Leninismus. Lieber Herr Seemann, Sie haben das Wort.

Ulrich Seemann:

Ich möchte versuchen aus der Sicht der eigenen Entwicklung die Vorgänge an der Universität darzustellen. Zunächst ein paar Bemerkungen zu meiner Person. Herr Krüger hat es schon gesagt: ich bin Jahrgang 1921, und somit, wie ich das übersehe, wohl der Älteste der Teilnehmer hier. Mein Berufsleben hat sich komplett in der Deutschen Demokratischen Republik vollzogen. Ich bin geboren in Venezuela. Mein Vater war Überseekaufmann, mein Großvater, also sein Vater, war Gutspächter hier in Mecklenburg, wurde übrigens 1919 beim Universitätsjubiläum mit dem Dr. h. c. geehrt. Meine Mutter war Angestellte hier an der Universität, in der Ohrenklinik bei Professor Otto Körner<sup>1</sup>. Ihr Vater war auch Landwirt, also wir kommen aus dem ländlichen Hintergrund. 1924 kehrten wir von Amerika zurück. Zunächst haben wir in Hamburg gewohnt, ab 1929 dann in Rostock, und hier bin ich im Wesentlichen aufgewachsen. Beide Eltern, das muss ich auch dazu sagen, waren Mitglieder der NSDAP und ich selbst gehörte zum Deutschen Jungvolk, also der Jugendorganisation.

Zur Schulausbildung: Ich habe in Hamburg zwei Jahre die Grundschule besucht ab 1927, und ab 1929 dann in Rostock weitere zwei Jahre Grundschule und anschließend das hiesige Realgymnasium mit Abitur Ostern 1939. Danach habe ich noch ein halbes Jahr als Praktikant gearbeitet. Ich hatte ursprünglich vor, ein technisches Studium zu machen und machte hier in Rostock beim RAW, also Reichsbahnausbesserungswerk, ein technisches Praktikum, zum Teil auch in

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Otto Körner: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001113](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001113)

Bremen. Nach dem Abitur und dem Praktikum meldete ich mich zusammen mit meinem Bruder, der ein Jahr jünger war, bei Kriegsbeginn freiwillig zur Luftwaffe, aus einem besonderen Grund. Es war ja damals üblich, ein halbes Jahr Arbeitsdienst abzuleisten und dann zur Wehrmacht zu gehen. Das halbe Jahr Arbeitsdienst wollte ich mir schenken und habe mich gleich bei der Wehrmacht gemeldet.

So ging ich zur Luftwaffe, wurde am 15. November 1939 eingezogen, war zunächst in Güstrow und habe dann von 1940 bis 1942 die Ausbildung als Flugzeugführer auf verschiedenen Flugzeugführerschulen durchgemacht. Anschließend kam ich als Fluglehrer nach Neubrandenburg. Dort blieb ich mehrere Jahre. Gegen Kriegsende wurden wir dann aussortiert. Ich führte Transportflüge durch und erlebte das Kriegsende an einer ganz anderen Ecke, und zwar bei Innsbruck. Am 4. Mai kam für uns das Ende. Unser Chef erklärte, der Krieg ist aus, geht nach Hause, und dann sind wir losgezogen. Er hatte das ganze Mobiliar verteilt, aber wir wurden schnell von den Amerikanern aufgegriffen. So kam ich vom 08.05. bis 24.08.1945 in amerikanische Gefangenschaft in Bayern und wurde dann nach Lübeck entlassen, wohin meine Eltern gekommen waren, nachdem sie aus dem Osten hatten weggehen müssen.

Von Lübeck aus habe ich vergeblich versucht, irgendwo einen Studienplatz zu bekommen. Das war damals insofern schwierig, als die Hochschulen – es kam ja vor allem Hamburg in Betracht – nur solche nahmen, die dort wohnten. Also kam ich damit nicht zurecht, und auch andere Möglichkeiten Arbeit zu finden, gab es nicht. Daher entschloss ich mich zur Rückkehr nach Mecklenburg, wo ich ja herkam. Wie Sie sich vorstellen können, von den Umgebenden mit ein bisschen Ängsten begleitet: „Bist du bekloppt, zu den Russen!“ Dennoch ging ich und erfuhr, dass Neulehrerlehrgänge liefen. Ich hatte ja als Fluglehrer gewisse pädagogische Erfahrungen und auch gemerkt, dass mir das Lehren liegt.

Da machte ich eine Rundreise durch die damalige Zone und klapperte die Landeshauptstädte ab, aber es wurde nichts, weil die Lehrgänge schon liefen. Da wurde ich nicht mehr genommen. Als ich dann zum Schluss schon etwas verzagt in Schwerin auftauchte, da klappte es, und zwar mit besonderen Begleitumständen. Der zuständige Regierungsrat im Ministerium, zu dem ich ging, war ein Bekannter. Er war unser alter Flugplatzmeteorologe und kannte mich von Neubrandenburg. Das war sozusagen ein glücklicher Zufall. Über diesen Weg hat er mich dann noch in den Neulehrerlehrgang eingeschleust, der schon von Anfang des Jahres in Putbus lief. Ich habe dann bloß den letzten Rest bis Ende Juli mitgemacht. Das ging deswegen einigermaßen gut, weil ich Abitur hatte und insofern doch den Anschluss finden konnte, und offensichtlich ja auch nicht schlecht, denn zum Abschluss wurden einige, darunter ich, zum Studium der Pädagogik nach Greifswald delegiert. So kam ich nach Greifswald.

Nun komme ich zum Eigentlichen, meinem Universitätsleben. Ich habe 40 Jahre an den Universitäten gearbeitet, also mein ganzes Berufsleben. Zunächst



möchte ich zu den allgemeinen Umständen bemerken, dass ja nach Kriegsende, im Potsdamer Abkommen festgelegt war, wie die Entwicklung in Deutschland weitergehen sollte, geteilt in vier Zonen. Die russische Zone war unter der Leitung der SMAD, der Sowjetischen Militäradministration, die hier die Entwicklung steuerte und sich auch darum bemühte, die Entwicklung des Bildungswesens wie des Hochschulwesens zu steuern. Auf dieser Grundlage und initiiert durch die SED, wurden die Schulreform und die Hochschulreform durchgeführt. Die Grundfrage war, ob man zur Weimarer Republik zurückkehren und daran anknüpfend die weitere Entwicklung führen, oder etwas Neues gestalten wollte. Hier hatte man sich für die neue Orientierung entschieden. Das war, wenn Sie so wollen, der wesentliche Inhalt der Auseinandersetzung in den Universitäten, auch in den Schulen um die antifaschistisch-demokratische Reform.

Wie gesagt, ich bin dann im Herbstsemester 1946, mit der Wiedereröffnung der Greifswalder Universität dort immatrikuliert worden, und zwar an der Pädagogischen Fakultät mit den Fachrichtungen Englisch und Französisch als Lehrerausbildung. Die Pädagogische Fakultät war ein Stück der antifaschistisch-demokratischen Hochschulreform, sie war eine neue Fakultät, die vornehmlich mit antifaschistischen Lehrern besetzt wurde. Das eigentliche Ziel dieser Hochschulreform war a) die Beseitigung jeglicher faschistischer Überbleibsel in den Personen, in den Köpfen und im Denken und b) die so genannte Brechung des Bildungsprivilegs, also die Ermöglichung des Zuganges zur Bildung aller Arten für alle Kräfte, vor allem eben auch für die bisher Benachteiligten aus den anderen Gruppen der Gesellschaft.

Im Zusammenhang mit dieser Hochschulreform und dieser neuen Orientierung gab es einen Vorlesungszyklus für alle über „Politische und soziale Probleme der Gegenwart“. Das war an allen Universitäten so eingeführt, bei uns in Greifswald machte das Prof. Heinz Herz.<sup>2</sup> Er war Dr. rer. pol., hatte vorher einige Zeit im Statistischen Amt gearbeitet und war dann hierher berufen worden. Er hielt diese Vorlesungen in Greifswald, außerdem Seminare zu Marxschriften, unter anderem zu „Lohnarbeit und Kapital“, zum Kommunistischen Manifest. Ich selbst habe an diesen Seminaren teilgenommen. Während dieser Zeit war ich dann auch zwei Semester gewähltes Mitglied des Studentenrates. In dieser Zeit war die politische Auseinandersetzung sehr heftig, einerseits Rückkehr nach Weimar und dort anknüpfen, andererseits etwas Neues gestalten. Es ist verständlich, dass an allen Universitäten – vor allem unter den älteren Lehrkräften – die Tendenz vorherrschte, dort wieder weiter zu machen, wo man bei Beginn des Faschismus

---

<sup>2</sup> Prof. Dr. Heinz Herz: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002208](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002208)

aufgehört hatte. Diese heftigen Auseinandersetzungen zeigten sich auch bei den Studentenratswahlen.

Eine persönliche Einfügung darf ich einschieben. Im Mai 1947 heiratete ich eine Kommilitonin, die in dieser Zeit in Greifswald Lehrerin war. Wir haben die ganzen Jahre alles gemeinsam durchgestanden, hatten vergangenes Jahr Diamantene Hochzeit. Wir haben vier Kinder bekommen, vier Jungen, die meine Frau im Wesentlichen betreut und groß gezogen hat. Sie sind alle etwas geworden, auch heute noch.

Die Erste Hochschulreform wurde im Herbst 1947 durch Bildung der so genannten Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten fortgeführt; es gab drei: eine in Rostock, eine in Jena und eine in Leipzig. Das war ein Stück der Entwicklung, die ich angedeutet habe, der Neugestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse. An diesen Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten sollten vor allem tätige Funktionäre, Landräte – Leute, die schon im Dienst waren – zusätzlich eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, um danach auf dieser Basis weiter arbeiten zu können. Während dieser Zeit, im Herbst 1947, wurde Professor Herz aus Greifswald nach Rostock berufen, um an der dortigen Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät als Prodekan tätig zu werden – zur Unterstützung des Dekan, des Professors Hermann Duncker,<sup>3</sup> einem alt gedienten Arbeiterfunktionär. Er hatte als Wanderlehrer an verschiedenen Schulen gearbeitet, war dann beim Beginn des Faschismus in die USA emigriert und wurde von dort zurückberufen mit dem Anliegen, hier die Fakultät zu leiten. In diesem Zusammenhang machte Herr Herz mir den Vorschlag, ihm nach Rostock als Hilfsassistent zu folgen.

Das akzeptierte ich und ging zum Sommersemester 1948 nach Rostock an die Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät. Hier wurde ich in den laufenden Lehrgang eingegliedert, das erste Semester war vorbei. Diese Ausbildung dauerte vier Semester, drei hatte ich schon in Greifswald studiert. Diese wurden mir angerechnet, so dass ich hier die Ausbildung im Sommersemester 1949 abschließen konnte. Bei der anschließenden Einsatzbesprechung – wo beraten wurde, wer wo was macht – stellte sich für mich überraschend heraus, dass einige – dazu gehörte auch Günter Heidorn<sup>4</sup> – zwei Semester weiter studieren sollten. Für mich persönlich kam der Hammer: ich sollte den Posten übernehmen, der damals im Zusammenhang mit dieser Hochschulreform eingerichtet worden war, den des so genannten Studentendekans. Das war eine nach den Erfahrungen der Sowjetunion

---

<sup>3</sup> Prof. Dr. Hermann Duncker: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002207](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002207)

<sup>4</sup> Prof. Dr. Günter Heidorn: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001456](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001456)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 19-43.

engerichtete Funktion. Der Studentendekan sollte ein Vertreter des Rektors für Studienangelegenheiten sein. Aufgaben waren vor allen Dingen Zulassungen zum Studium, Vergabe von Stipendien und Betreuung der Studenten. Das war für mich, können Sie sich vorstellen, eine völlig überraschende und ungewöhnliche Aufgabe. Ich habe nie herausbekommen, wie sie auf mich verfallen waren. Denn diese Funktion war an allen anderen Universitäten mit Professoren besetzt. Damit war ich Mitglied des Senats und saß da den alten Herren gegenüber, die ja zum Teil, was ich ja vorhin andeutete, in Richtung auf Rückkehr nach Weimar orientiert waren. Und nun dieser junge Mann dazwischen – keine Bildung, kein nichts, gar nichts – der sollte nun mitbestimmen. Es gab natürlich im Senat Auseinandersetzungen, vor allem von Seiten der Mediziner und der Theologen. Die Theologische Fakultät stellte sogar einen Antrag an den Rektor, man möge mir eines ihrer Mitglieder beordnen, wenn es um Angelegenheiten der Theologischen Fakultät gehe. In diese ziemlich heftigen Auseinandersetzungen musste ich nun hinein. Um die Sache abzustützen, wurde ich Assistent bei Professor Herz und gleichzeitig auch noch Dozent an der ABF, der Arbeiter- und Bauernfakultät, damit ich sozusagen eine Grundlage habe und dass sie offiziell mir ein bisschen Geld geben konnten. Aber im Übrigen war das natürlich ein sehr aufwendiges und kompliziertes Unternehmen mit viel Anfechtungen und Streitereien wie man sich vorstellen kann.

Trotzdem habe ich auch in dieser Zeit schon Lehrveranstaltungen gehalten. Das ging bis 1951. Dann kam die Vorbereitung der Zweiten Hochschulreform. Zu dieser gehörte die Einführung des so genannten Gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums. Um es einzurichten, ließ das Staatssekretariat für das Hochschulwesen im Sommer 1951 einen Lehrgang in Eberswalde durchführen, für den aus den drei in Betracht kommenden Universitäten Kader ausgewählt wurden. Hier aus Rostock waren es neben Prof. Heidorn ich und noch einige andere. Das war eine Vorbereitung auf die Zweite Hochschulreform. Man kann erkennen, dass diese Schritte einer klaren Linie folgten, die zentral vorgegeben wurde, eben in Richtung auf die Zielsetzung: Beseitigung des Faschismus, Brechung des bürgerlichen Bildungsprivilegs, Zugang aller zu den Hochschulen.

Am Ende dieses Lehrganges Sommersemester 1951 wurde dann wieder wie üblich überlegt, wer wohin gehen und was machen solle. Abschluss war sowohl die Diplomprüfung als auch eine Dozentenprüfung, die wir im Anschluss an diesen Lehrgang ablegten. Der Lehrgang bestand wesentlich daraus, die kommenden Vorlesungen vorzubereiten und die Lehrkräfte darauf einzustimmen. Ich wurde 1951 auf Grund dieser Prüfungen zum Dozenten ernannt und zum Einsatz in der Universität Leipzig, an der Juristische Fakultät bestimmt. Das war für mich insofern mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, als die Juristen im Unterschied zu den anderen Fakultäten das doppelte Pensum bekamen, so dass ich also in dieser Zeit in Leipzig jeweils vier Stunden Vorlesung und acht Stunden Semi-

nar zu halten hatte – mit der, will ich heute sagen, dürftigen Vorbildung, die wir durch diesen Lehrgang gewonnen hatten. Zwar hatten wir Lehrpläne und Inhalte schon diskutiert, aber nun musste man vor Ort das von einem Tag zum anderen vorbereiten. Das war natürlich eine etwas schwierige Situation, die mich zum Teil auch überforderte. Da bin ich auch einmal zusammengeklappt. Insgesamt gefiel mir die Atmosphäre in Leipzig nicht, weil mir der Laden einfach zu groß war, zu unübersichtlich. Die Juristische Fakultät war ein riesiges Unternehmen und über die ganze Stadt verteilt.

Daher stellte ich an das Staatssekretariat den Antrag nach Rostock zurückzukehren, und zwar mit der Begründung, da ich während des Krieges als Flugzeugführer gearbeitet habe, wolle ich in Rostock an der dort entstandenen Luftfahrttechnische Fakultät eingesetzt werden. Das wurde dann auch genehmigt. Da allerdings diese Fakultät nach Dresden verlagert wurde, war ich bloß ein Studienjahr bei den Luftfahrern. So kam ich an das Institut für Gesellschaftswissenschaften an der hiesigen Universität. Anfang 1953/1954 hatte das Institut insgesamt zehn Lehrkräfte M/L – Marxismus-Leninismus und Philosophie – und fünf Lehrkräfte Politische Ökonomie, also 15 Lehrkräfte für sieben Fakultäten. Das war eine hohe Belastung, aber es blieb uns nichts weiter übrig als es anzupacken.

Das bedeutete, dass jeder von uns an verschiedenen Fakultäten Lehrveranstaltungen halten musste, so wie es gerade erforderlich war. Aber wir machten es dennoch anders als die entsprechenden Institute an den anderen Universitäten. Wir haben von Anfang an eine wissenschaftliche Orientierung verfolgt, das heißt unsere akademische Ausbildung abzuschließen und unsere Lehrkräfte jeweils auf eine Fakultät zu spezialisieren. Das brachte zusätzliche Belastungen mit sich, weil wir neben der Lehre Promotionen vorzubereiten und auch die Einarbeitung in die Fachgebiete der Fakultäten zu leisten hatten.

Im Jahr 1955 bekamen wir die ersten ausgebildeten Assistenten. In Leipzig fand eine Ausbildung für Assistenten des Gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums statt, die ersten zwei von ihnen, vor 55 Jahren, waren Heinrich Vogel<sup>5</sup> und Hannes Steier. Im Zusammenhang mit unserer Grundorientierung haben wir uns von Anfang an auch bemüht, auf wissenschaftlichem Gebiet tätig zu werden. Wir begannen mit Publikationen und Veranstaltungen. Die erste größere Gemeinschaftspublikation war die Schrift über die Rostocker Arbeiter und den Kapp-Putsch.<sup>6</sup> Dann schrieben wir Artikel in der Wissenschaftlichen Zeitschrift. Wir haben uns bemüht, diese Dinge wirklich zu untermauern, was sich dann auch

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Heinrich Vogel: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002301](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002301)

<sup>6</sup> Heidorn, Günter u. a.: *Rostocker Arbeiter schlugen den Kapp-Putsch nieder*. Rostock (Bezirksleitung Rostock der SED, Abt. Agitation und Propaganda) 1955.

letztendlich auszahlte. Im Zusammenhang mit der Spezialisierung kam heraus, dass ich auf die Medizinische Fakultät angesetzt wurde, andere auf die anderen Fakultäten, was aber zunächst noch nicht ausschloss, dass wir in anderen Fakultäten auch noch unterrichten mussten, weil wir nicht so viele waren.

Im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Qualifikation gelang es uns, an den Fachfakultäten Fuß zu fassen und allmählich Anerkennung zu finden. Im Unterschied zu den allgemeinen Vorgaben, das Pensum Marxistische Lehre zu vermitteln, versuchten wir nach Fachgebieten zu differenzieren, also nicht nach dem Motto, wie es von Berlin verlangt wurde, M/L könne jeder überall. Vielmehr versuchten wir, in Verbindung mit den Studiengängen der Fakultäten auch unsere Lehrveranstaltungen zu gestalten.

Das Ziel der Promotion erreichte ich auch. Am 22. Januar 1958 erhielt ich meine Promotionsurkunde – das wäre jetzt ein goldenes Jubiläum. Dann ging es mit der Vorbereitung auf die Habilitation weiter. Inzwischen war ich Direktor des Instituts, zeitweise Fachrichtungsleiter. Die Funktionen tauschten wir untereinander aus, je nachdem, wie weit der Einzelne war. Richtige Freistellungen konnten wir uns nicht leisten. Wir begannen in dieser Zeit im Zusammenhang mit unserer wissenschaftlichen Orientierung mit dem Ausland zu kooperieren und dort wissenschaftliche Veranstaltungen zu halten. Die erste fand 1958 in Polen statt, es war eine Historikerkonferenz, zu der wir eingeladen waren, und wo wir auch vorgetragen haben. Diese Verbindung kam über die Ostsee-Woche zustande, als einige Kollegen aus Thorn hier weilten. Dann fuhren wir in die Sowjetunion, in die ČSSR, und ich bin verhältnismäßig frühzeitig ins so genannte kapitalistische Ausland gereist, also nach Finnland 1972, nach Dänemark 1974. Dort hielt ich Vorträge und führte Diskussionen.

Später war ich in Kuba. Dabei ging es um Wissenschaft ebenso wie um Solidarität zwischen unseren Ländern. Wir haben uns bemüht, den kubanischen Genossen Hilfestellungen für ihre wissenschaftliche Arbeit zu geben. Unsere Universität hatte mit Kuba verschiedene vertragliche Verbindungen mit der Medizin, auch mit der Landwirtschaft.

Meine Habilitation erreichte ich 1964 und wurde zum 1. September 1964 zum Professor mit Lehrauftrag, 1968 zum Ordinarius für Dialektischen und Historischen Materialismus berufen.

Seit 1957/1958 änderte sich die Zusammensetzung der Studierenden. Die Studierenden waren jetzt fast alle Absolventen unserer Schule. Die hatten also nur unsere Schule durchlaufen, insofern wandelte sich die soziale Struktur der Studierenden. Wir orientierten darauf, Jugendliche aus allen Schichten in die Hochschulen zu bekommen. Gleiches vollzog sich im Lehrkörper. So setzte seit 1957 ein Generationenwechsel ein. Wenn die alten Herren, soweit sie noch im Amt waren, ausgedient hatten, kamen junge Kräfte auf fast allen Lehrgebieten zum Zuge – wiewohl nicht immer ohne Komplikationen. Die Medizin war dafür



besonders berüchtigt wegen der Kräfte, die am Alten hingen, das Alte wollten. Einer der ersten neuen Ordinarien, der in die Medizin kam, war Professor Karl-Heinz Mehlan,<sup>7</sup> der Sozialhygieniker, der mächtig abgelehnt wurde, zum einen wegen des Faches, zum anderen weil er Mitglied der Partei war. Aber das nützte nichts, es entwickelte sich und so kam im Laufe dieses Wechsels auf den verschiedenen Lehrgebieten die nächste Generation ins Amt und unter ihnen auch eine Reihe von Mitgliedern der Partei.

Parallel waren unsere Genossen – ich auch – ständig im Einsatz in den so genannten gesellschaftlichen Aktivitäten mit Vorträgen und Funktionen. Ich habe seit 1954 den Bezirksausschuss für Jugendweihe geleitet und Jugendstunden gehalten. Von 1967 bis 1974 war ich Stadtverordneter hier in Rostock, habe dort vor allem im Bereich Volksbildung gearbeitet, natürlich auch Differenzen und Schwierigkeiten gehabt.

Parallel dazu hielt ich die vielfältigen Lehrveranstaltungen. Mittlerweile hatte sich die Lehre so weit stabilisiert, dass wir tatsächlich speziell an einer Fakultät arbeiteten, und damit fanden wir an den Fakultäten allmählich auch Anerkennung. Das führte dann bei mir in der Medizin dazu, dass ich als Gutachter zu Dissertationen herangezogen wurde, dass ich von den einzelnen Kollegen in dem einen oder anderen Fall wissenschaftlicher Probleme konsultiert wurde. Bisweilen baten sie mich um Rat und Hilfe, wenn sie etwas publizieren wollten. Also man war doch langsam angekommen.

Nun ging es auf die Dritte Hochschulreform (1968) zu. Die Dritte Hochschulreform schließt sich natürlich an das an, was ich hier schon angedeutet habe, die allmähliche Durchsetzung der neuen Grundorientierung. Die Umbildung der Universitäten war so weit gediehen, dass jetzt eine weitere Reform möglich war. Diese bestand in wesentlichen Strukturveränderungen. Es wurden so genannte Wissenschaftliche Räte gebildet, die sich in Fakultäten gliederten. Das waren aber nicht mehr die alten Fakultäten. Es gab im Wissenschaftlichen Rat eine Fakultät für Gesellschaftswissenschaften, eine Fakultät für Naturwissenschaft und Technik und eine Fakultät für Medizin. Unsere Universität fiel insofern aus dem Rahmen, als wir hier eine Schiffbautechnische Fakultät aufgebaut hatten. Was früher auseinander lief, Technische Hochschulen und Universitäten, wurden hier an einer Universität zusammen geführt.

An die Stelle der bisherigen Fakultäten und Institute traten Sektionen für die einzelnen Fachgebiete; und die Medizin wurde als Bereich Medizin konstituiert mit einem Bereichsdirektor. Im Zusammenhang mit dieser Neustrukturierung wurde neben dem Wissenschaftlichen ein so genannter Gesellschaftlicher Rat gebildet. Das zielte darauf, die Universität in das gesamtgesellschaftliche Gefüge

---

<sup>7</sup> Prof. Dr. Heinz Mehlan: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001881](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001881)

noch stärker einzubinden. Es waren also Vertreter aus den Betrieben, aus der Verwaltung, auch aus anderen Universitäten, die diesen gesellschaftlichen Rat bildeten. Als Aufgabe der Fakultäten verblieben die akademischen Graduierungen sowie Beratungen zu Forschungsaufgaben und Forschungsentwicklung der Universität auf den verschiedenen Gebieten. Die akademischen Graduierungen machten einen erheblichen Anteil aus, denn mittlerweile war die Universität gewachsen. Es waren Hunderte Promotionen und Habilitationen, die wir durchgeführt haben. Jeweils in den Fakultätssitzungen wurde jede einzelne Promotion durchberaten, akzeptiert oder nicht akzeptiert, und dann folgte nach erfolgreicher Verteidigung die feierliche Urkundenverleihung in der Aula. In der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften wurde ich ab der dritten Wahlperiode, das war 1974, Dekan dieser Fakultät und übte dieses Amt drei Wahlperioden bis 1983 aus. Danach schlug mich der Rektor, Professor Wolfgang Brauer,<sup>8</sup> als Wahlsenator vor. Er wollte eine gewisse Festigung des gesellschaftswissenschaftlichen Flügels im Senat haben. Bis 1988, also über die Emeritierung hinaus, blieb ich im Senat.

In jedem Jahr fanden so genannte Universitätstage statt, an denen die Fakultäten zu ihren spezifischen Themen Konferenzen durchführten. Selber veranstaltete ich eine Tagung meiner Fakultät zu den Risiken bei der Entwicklung gesellschaftlicher Prozesse. Es war also ein durchaus lebendiges wissenschaftliches Leben an der Universität. Die Fakultäten und die Sektionen hatten darüber hinaus Auslandsverbindungen mit eigenen Kongressen.

Im Zusammenhang mit den neuen Promotionsordnungen wurde die marxistisch-leninistische Weiterbildung der Doktoranden festgelegt, was arbeitsmäßig wieder auf uns zurückfiel. Wir haben also Doktorandenseminare gemacht und die Doktorandenseminarprüfungen für die Promotion. Selber hielt ich in der ärztlichen Weiterbildung marxistischen Unterricht. Wir richteten an der Universität gemäß einer zentralen Weisung eine marxistisch-leninistische Weiterbildung der Hochschullehrer ein. Da gab es einen gewissen Rhythmus, meistens kamen wir einmal monatlich zusammen, wo ich dann mit unseren Medizinprofessoren zu philosophischen und weltanschaulichen Themen auf der Grundlage des Studiums Marxscher Schriften diskutierte. Später gab es einmal im Jahr eine zweiwöchige Weiterbildung für Hochschullehrer in Heiligendamm, also außerhalb von Rostock mit internatsmäßiger Unterbringung. Das hatte einen großen Vorteil, man lernte sich untereinander auch interdisziplinär kennen, konnte dort diskutieren. Ein erheblicher Teil des Erfolges dieser Tätigkeiten lag darin, dass wir uns ja, wie ich schon sagte, bemüht hatten, uns in die Fachproblematik der anderen Fakultäten einzuarbeiten, so dass wir das doch sehr differenziert durchführen konnten, nicht

---

<sup>8</sup> Prof. Dr. Wolfgang Brauer: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001285](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in diesem Band, S. 9-37.

nach einem einfachen Schema. Diese Veranstaltungen sind überwiegend sehr gut angenommen worden.

Im Jahre 1977 wurde durch das Ministerium festgelegt – nach Rücksprache mit den oberen Fachgremien –, dass an den Medizinischen Fakultäten die Vorlesung Geschichte der Medizin wieder eingeführt werden sollte, die es ja früher an den alten Fakultäten auch gegeben hatte. Der Beschluss war schnell gefasst da oben, aber die Leute dafür, die lagen ja auch nicht herum. Es gab keine ausgebildeten Medizinhistoriker. Früher hatten das immer einige Professoren aus Spaß und Liebe gemacht, aber die waren nicht mehr da. Da hieß es einfach: „Seemann, das kannst du machen.“ Es kam die Rostocker Fakultät zu mir und bat mich, das zu übernehmen. Nach einigem Überlegen stimmte ich zu, weil mich eine solche Aufgabe wegen meiner philosophischen und historischen Kenntnisse und der inzwischen gewonnenen Einsichten in Probleme der Medizin anzog. Da es überall eng war, fragten unsere Greifswalder Kollegen bei uns in Rostock an, ob wir ihnen helfen könnten. So bekam ich in Greifswald einen zusätzlichen Auftrag, so dass ich also eine Vorlesung Geschichte der Medizin aufbauen und in Rostock wie Greifswald durchführen musste. In Greifswald habe ich es drei Studienjahre mitgemacht, ich musste also immer dorthin fahren.

Zur Unterstützung dieser Aufgaben bildeten wir zentrale Arbeitskreise für Medizin, in denen wir dann zusammen kamen, über diese Probleme diskutierten und uns gegenseitig unterstützen konnten. Zusätzlich gab es zentrale Arbeitskreise beim Gesundheitsministerium, an denen ich auch beteiligt war, wo gesellschaftliche Aspekte der medizinischen Forschung und Entwicklung diskutiert wurden, auch mit den Vertretern des Zentralkomitees. Diese Diskussionen waren wie so oft, wenn man mit entsprechenden Leuten zusammen kam, durchaus vernünftig und befriedigend. Es gab kein Abbürsten oder Befehlen. Allerdings sind die Ergebnisse, soweit ich das überblicke, nur bedingt in die Realität umgesetzt worden.

Am 01. September 1986 wurde ich emeritiert, aber das hieß noch nicht Ende. Die Vorlesung Geschichte der Medizin lief noch weiter, und Wahlsenator war ich noch bis 1988, so dass ich also der Universität immer noch verbunden war und mich darüber hinaus hier und da mit Vorträgen noch am akademischen Leben beteiligte.

In einer Bilanz ist positiv festzuhalten, dass es uns gelungen ist, die akademische Qualifizierungsanforderung im Nachhinein bis zum Beginn der dritten Hochschulreform zu erfüllen. Wir haben 1968 fünf Habilitierte, davon drei Professoren, 15 Promovierte und 21 andere, von denen zehn aber im Promotionsprozess standen. Mit einem gewissen Stolz kann ich sagen – im Unterschied zu den anderen entsprechenden Instituten – waren wir wirklich Vorreiter in der Wissenschaft, waren vorn. Als positiv bewerte ich auch, dass durch unsere Grundorientierung auf feste Bindung unserer Lehrkräfte an Stammfakultäten die Lehre sich auf

die Fachrichtung der Studenten bezog. Damit entwickelte sich eine Bindung unserer Lehrkräfte an die Fakultäten, verbunden mit Anerkennung. Es ergab sich ein wissenschaftlicher Zusammenhalt, auch in der Medizin. Immerhin ist aus unserem Institut ein Rektor und Stellvertretender Hochschulminister, Günter Heidorn, hervorgegangen. Ich will damit die Personen nicht glorifizieren, aber es ist ein Zeichen dafür, dass wir differenziertere Arbeit geleistet haben, die dazu führte, dass unsere Kräfte nicht nur durch Weisung von oben, sondern aus der Universität heraus akzeptiert wurden. Als negativ möchte ich festhalten, dass es uns nicht gelungen ist, vor allem gesellschaftswissenschaftliche Forschungsergebnisse und Erkenntnisse so in die politischen Entscheidungsprozesse einzubringen, dass die immer stärker sich herausbildenden gesellschaftlichen Fehlentwicklungen hätten verhindert werden können. Allgemein gelang es ja nicht, mit wissenschaftlichen Erkenntnissen die zementierte Haltung und immer härter werdende Haltung der oberen Führung und der dahinter stehenden Sowjetunion zu durchbrechen. Das führte letztendlich zu dem, was wir erlebt haben, dass die Sache dann zu Bruch gegangen ist.

## **Diskussion**

Transkription und Protokoll: Björn Gehrke

Catharina Trost:

Mir stellen sich einige Fragen: 1. Wie verträgt sich ihre Zeit bei der Hitlerjugend mit dem politischen Umdenken während der SED-Zeit? 2. Worüber redet man in Finnland; Bringt man den Menschen dort ML näher? 3. Wie vertragen sich Marxismus-Leninismus und Medizin; Gab es dort Einsparungen etwa bei Tupfern oder neuem Operationsbesteck?

Ulrich Seemann:

Zur ersten Frage: Sie müssen bedenken, dass es Krieg war. Das Kriegserlebnis und der Zusammenbruch des gesamten faschistischen Systems bestärkten mich in der Auffassung, das es nie wieder Krieg geben dürfe. Der Krieg war für mich immer deutlicher ein Ergebnis der faschistischen Herrschaft. Ich kam aus dem Krieg zurück, ich war ja noch einige Zeit in der Kriegsgefangenschaft, wo ich auch einiges mitgemacht hatte. Das war somit für mich ein abgeschlossenes Kapitel. Außerdem war ich auf einer Lehrerweiterbildung in Putbus. Dort hatte ich nun erstmals die Möglichkeit, neue Gedanken und Gesichtspunkte kennen zu lernen. Ich hatte die ersten Geschichtsvorlesungen mit den Mitgliedern im Kollektiv. Das alles sind Faktoren, die mich davon abgebracht haben. Die ganze Atmosphäre in der Lehrerweiterbildung, es war ja eine Internats-mäßige Ausbildung,

das ganze Klima war so aufs Neue orientiert, so dass ich mich nach der Aussprache mit Kommilitonen und Lehrern dazu bereit erklärte, in die Partei einzutreten.

Zur Sache mit Finnland: Es gibt in Finnland eine Art gesellschaftswissenschaftliches Institut, mit dem wir in Verbindung gekommen waren. Sie waren ihrerseits daran interessiert, von uns Unterstützung zu bekommen in Ausbildungsfragen.

Drittens: Ich habe mich bei meiner Arbeit in der Medizin stets darum bemüht, die marxistische Theorie und die Philosophie aufzubereiten und gezielt anzuwenden. Es ging also nicht um Tupfer, sondern um die geistige Auseinandersetzung. Es dürfte bekannt sein, dass gerade die älteren Mediziner oft einen Hauch von philosophischer Orientierung und philosophisches Interesse besitzen. Sie haben mit Tod und Leben zu tun. Über diesen Punkt habe ich zum Beispiel in den medizinischen Vorlesungen und Weiterbildungsveranstaltungen sowie den ärztlichen Fortbildungen oft referiert, also über die Beziehung vom Arzt zum Problem des Todes. Es ging somit um solche weltanschaulichen und philosophischen Probleme. Natürlich war die Medizin nicht frei von den Notwendigkeiten der ökonomischen Prozesse. Damit habe ich mich aber nicht befasst, dass war die Aufgabe der Ökonomen. Dazu zählt sicherlich eine gewissen Steuerung der Materialien. Dazu möchte ich noch eine etwas bissige Anmerkung machen: Ich halte das, was heute unter dem Begriff „Gesundheitswirtschaft“ um die Welt geht, für verheerend. Gesundheit ist nichts zum verkaufen oder kaufen.

Hilde Michael:

Herr Prof. Seemann, Sie haben ihre gesamte berufliche Laufbahn an der sozialistischen Universität verbracht. Wie wirkte gerade auf Sie als Geisteswissenschaftler der Umbruch 1989/90, besonders hier an der Universität Rostock.

Ulrich Seemann:

Da ich bereits emeritiert war, hat mich das ganze persönlich zunächst nicht wirklich betroffen. Alle meine Genossen am Institut wurden ja alle sofort liquidiert. Da ich bereits draußen war, habe ich das nicht mitbekommen. Ich habe das ganze aus der Ferne aber mit verfolgen können. Ich wohnte damals nicht in Rostock, ich bin aufs Land gezogen. Für mich war das ein totaler Bruch und vor allem, also die Art und Weise, wie das geschah, blieb mir unverständlich. Ich erinnere mich an ein kurzes Gespräch mit Professor Kyank<sup>9</sup> aus der Frauenklinik. Wir trafen uns 1990. Dann sagte Kyank, der kein Parteimitglied war und trotzdem unsere Veranstaltung gerne besuchte, zu mir: „Herr Seemann, das ist nicht unsere Welt.“

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Helmut Kyank: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002221](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002221)



Christian Pauer:

Prof. Seemann, Sie sagten, dass Sie bereits seit Anfang der 1950er Jahre als Dozent für Marxismus-Leninismus tätig waren. Sie erwähnten auch, dass sich die Zusammensetzung der Studentenschaft erst später änderte. Gab es in den Anfangsjahren Widerstände bei den Studenten oder den Kollegen gegen ihre Lehre?

Ulrich Seemann:

Nein, denn die Masse der Teilnehmer waren Angehörige der gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät. Es gab auch Interessierte aus anderen Fachgebieten.

Christian Pauer:

War das keine Pflichtveranstaltung für alle Studenten?

Ulrich Seemann:

Nein, es war keine Pflichtveranstaltung. Das waren Seminare, die so angeboten wurden. Ich habe noch die Anwesenheitsliste und Strichliste zu Hause von den Teilnehmern.

Jörn Wüstenberg:

Gab es von außen, also durch den Staat, eine Kontrolle ihres Instituts? Hat man versucht, bei eventuellen Problemen im Zusammenhang mit ihrer Lehre von außen einzuwirken? Gab es zwischen den Assistenten und der Führung in der Anfangszeit Konflikte, die ausgetragen wurden?

Ulrich Seemann:

Die Struktur unseres Instituts hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. Wir haben verschiedene Umschichtungen vorgenommen. Innerhalb des Instituts gab es sicherlich auch Diskussionen und Auseinandersetzungen über die aktuellen Probleme. Besonders meine Abteilung hat sich in der Zeit wirklich zu einem freimütigen „Diskutierclub“ entwickelt. Wir haben über alle Probleme diskutiert. Heinrich Vogel hat besonders von der naturwissenschaftlichen Seite aus Arbeitskreise gehabt und Konferenzen gehalten. Innerhalb des Instituts gab es aber auch Hardliner. Ich erinnere mich, dass ich zum Frauentag einmal die Ansprache am Institut gehalten habe. Darin habe ich mich etwas polemisch gegen Krieg und Militär ausgesprochen. Das haben mir einige übel genommen.

Die Frage zur Kontrolle von außen ist natürlich eine etwas schwierige Sache. Grundsätzlich waren unsere Institute dem Staatssekretär für Hochschulwesen und der entsprechenden Abteilung unterstellt. Die war ihrerseits wieder mit dem ZK verknüpft. Die Lehrprogramme wurden dort abgesprochen und genehmigt oder nicht genehmigt. Die Genossen des Ministeriums haben gelegentlich Kontrollen bei uns durchgeführt. Einmal war eine Arbeitsgruppe bei uns und hat die Lehre

untersucht und uns dabei so fertig gemacht, dass Günter Heidorn hinterher draußen saß und heulte, und der ist ja wirklich hart. So etwas hat es natürlich gegeben. Es bestand ja die fehlerhafte Auffassung, dass der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft nach einem Muster praktiziert werden kann. Dass es sich dabei um ein Unternehmen im Neuland handelte, ist dabei von oben wenig reflektiert worden. Es gab aber auch eine Reihe von Funktionären und Genossen in der Bezirksleitung, die speziell für uns zuständig waren und mit denen man durchaus reden konnte und die keine Hardliner waren. Es gab aber auch andere.

Heiko Marski:

Ohne ihre Lebensleitung in irgendeiner Art und Weise bewerten, angreifen oder kritisieren zu wollen – Sie haben ausgeführt, dass Sie Mitglied im Studentenrat und des Senats waren, dass Sie teilweise auch im Dekanat saßen. Das sind ja alles Gremien, die Überreste aus einer Zeit sind, welche sehr demokratisch und pluralistisch aufgebaut waren; und die Gremien sollten das widerspiegeln. In dieser neuen Situation, in der es einen Staat gab, eine Partei und einen ganz klaren Parteauftrag, an den jedes Mitglied gebunden ist, wie geht man mit einem solchen Auftrag im Rücken um?

Wie geht man mit Medizinern um, die unter Umständen humanistisch oder religiös gebunden sind, welche nicht unbedingt offene Gegner sind aber große Zurückhaltung gegenüber dem Staat zeigen?

Wie sind Sie persönlich mit solchen Mitgliedern der Universität umgegangen, obwohl sie gleichzeitig an einen eindeutigen Parteauftrag gebunden waren?

Ulrich Seemann:

Die eindeutige Bindung an die Parteaufträge ist auch ein Kapitel, welches meistens nicht richtig gesehen wird. Letztendlich sind es einzelne Menschen, die an dem jeweiligen Platz tun, was sie für richtig halten. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass es Auseinandersetzungen gab. Ich hab mich aber immer bemüht, möglichst differenziert auf die konkrete Situation einzugehen. Ich habe zum Beispiel ein sehr gutes Verhältnis zu einigen unserer Theologen gehabt. Ich wurde auch als Redner zu theologischen Konferenzen eingeladen. Meine Linie im Unterricht war es, dass jeder Student seine Meinung frei äußern konnte. Er musste seine Meinung nur begründen können. Jeder konnte seine Meinung vortragen und wir haben darüber diskutiert. Von einigen Ausnahmen abgesehen, hat es eigentlich nie größere Differenzen gegeben, da ich von Natur aus auf Ausgleich orientiert bin. Vor allem in der ersten Zeit habe ich dadurch Probleme bekommen, da die Mediziner zunächst als reaktionär eingeschätzt wurden. Nachdem ich mich für sie eingesetzt habe, bekam ich anschließend einige Schwierigkeiten. Im ersten Moment ist man darüber natürlich verärgert, aber ich habe immer versucht, das alles

in die Umstände einzuordnen. In meinen Lehrveranstaltungen habe ich immer auf die Meinung der anderen und die Diskussion darüber Wert gelegt.

Catharina Trost:

Wie sah es mit der Staatssicherheit aus? Ist dieses Ministerium an Sie herangetreten? Haben Sie während ihrer Arbeit als Studentendekan bei der Zulassung zum Studium selektiert?

Ulrich Seemann:

Das Selektieren lag in der Sache selbst. Es gab eine bestimmte Anzahl von Studienplätzen. Es gab Richtlinien über Zulassungskriterien. Insofern wurden einige nicht angenommen. Ehemalige Wehrmachtsoffiziere hatten zum Beispiel Schwierigkeiten bei der Zulassung. Es gab aber auch das Leistungsprinzip, mit den Abiturnoten als Grundlage. In den meisten Fällen haben wir bei der Zulassung es so praktiziert, das Leistung vor sozialer Herkunft kam. Das haben wir aber nicht immer durchhalten können, was ein Fehler war. Es gab schon eine Selektierung, weil die Anzahl der Studienbewerber meistens höher war als die Anzahl der festgelegten Studienplätze.

Die zweite Frage nach der Staatssicherheit habe ich erwartet, sie werden staunen! Außer gelegentlichen Besuchen im Institut oder in der Universität habe ich persönlich und zu meiner eigenen Überraschung nie was mit denen zu tun gehabt. Ich bin nicht vorgeladen worden. Ich kannte sie sicherlich, wir haben uns begrüßt. Aber es gab weder einen dienstlichen noch einen anderweitigen Kontakt. Während meiner Zeit als Studentendekan wurde ich einmal nachts von zu Hause abgeholt und zur entsprechenden Stelle gebracht. Da wurde ich zu meiner Arbeit als Studentendekan und über die Zulassung im allgemeinen verhört. Der genaue Inhalt ist mir aber nicht mehr bekannt. Dort saß ich die halbe Nacht und konnte dann wieder nach Hause. Direkt habe ich mit ihnen aber nie was zu tun gehabt. Vielleicht noch eine Bemerkung am Rande: einer von meinen Jungs wurde einmal auf eine Mitarbeit angesprochen. Im Familienrat überlegten wir dann, wie wir das verhindern konnten. Mein Sohn sollte dem Betreffenden dann sagen, dass er die Tätigkeit nicht ausüben könne, da in der Familie alles gleich herumerzählt wird.

Kersten Krüger:

Ich habe eine Frage zum Fach. Es gab philosophische Institute, in der Bundesrepublik war es der Kreis um Adorno und Horkheimer in Frankfurt am Main, also linke Marxisten, welche von der eher dogmatisch orientierten DDR-Führung nicht anerkannt waren. Der Marxismus war aber eine Philosophie, welche sich in der Wissenschaft fortentwickelte. Wie sehen Sie Ihre Rolle in der Wissenschaft? War es eher ein Verkünden der dogmatisch festgelegten Weisheiten in der Praxis Ihrer Hochschule oder haben Sie eher versucht, den Marxismus-Leninismus weiter zu

entwickeln zu einer Gesellschaftstheorie, die auch den Wandel und die Akzeptanz in der Bevölkerung berücksichtige?

Ulrich Seemann:

Das ist richtig. Ich habe mich nie als ein orthodoxer Theoretiker verstanden. Ich habe die griechische Philosophie studiert und auch westliche Autoren gelesen. Wir hatten im Institut Promotionsthemen zu den philosophischen Entwicklungen im westlichen Ausland. Viele meiner Genossen und ich haben sich immer bemüht, die Sache lebendig zu machen. Im Seminar habe ich oft gesagt, dass mich nicht interessiert, was Marx gesagt, sondern warum er es gesagt hat. In manchen Überlegungen sind wir sicherlich auch über das hinausgegangen, was formuliert war, etwa in unseren Konferenzen zum Beispiel zur wissenschaftlich-technischen Revolution. Das waren alles Probleme, die eigentlich jenseits der offiziellen Meinung lagen. In meiner Zeit als Stadtverordneter gab es ein Gespräch zwischen meinem damaligen Assistenten und dem Oberbürgermeister. Sie kamen und dabei auf mich zu sprechen und der damalige Oberbürgermeister fragte, ob ich derjenige sei, der immer diese unangenehmen Fragen stellte.

Heiko Marski:

Wir sind Ihnen alle sehr dankbar, dass Sie uns die Möglichkeit gegeben haben, einen sehr menschlichen Dozenten aus dem Bereich Marxismus-Leninismus kennen zulernen. Sie entsprechen gar nicht den Vorstellungen, die man an solche Dozenten hat. Sie haben beschrieben, dass Sie immer auf Ausgleich zwischen den Menschen bedacht waren. Die Studenten sollten ihre eigene Meinung sagen und begründen, weil das wissenschaftliches Arbeiten auszeichnet. Wie war ihre Haltung zu Studenten, die nicht zugelassen werden konnten, weil Kinder von Parteifreunden der Vortritt gewährt wurde oder dass auch einzelne Studenten erschossen wurden weil diese sich zu Zeiten der SBZ/DDR hier engagiert haben.?

Sie waren zu Zeiten des Faschismus in einer Massenorganisation und Sie waren in der DDR in der Partei und gesellschaftlich engagiert. Ist Ihnen in der gesamten Zeit einmal der Gedanke gekommen, dass einige der damaligen Ideale vielleicht nicht verkehrt sind, aber deren Umsetzung in die Praxis in eine ganz falsche Richtung verläuft, so dass die Gesellschaft in dieser Art und Weise vielleicht nicht mehr tragbar ist?

Ulrich Seemann:

Darauf bin ich in meiner Bilanzierung bereits eingegangen. Wir haben wohl gesehen, dass die Entwicklung in mancher Hinsicht negativ zu bewerten ist. Es ist uns aber nicht gelungen, in die politischen Entscheidungsprozesse einzudringen und auf diese einzuwirken. Das betrifft auch andere. Manche haben dann den Entschluss gefasst, in die BRD zu gehen. Für mich persönlich war diese kapita-

listische Gesellschaft jedoch keine Alternative. Ich hätte gehen können, da meine Eltern ja in der BRD wohnten, das wollte ich aber nicht. Wir haben uns immer bemüht, mit unseren Möglichkeiten das anvisierte Ziel zu unterstützen und durchzusetzen. Mit zunehmender Entwicklung und Verhärtung in der Führungsebene waren wir aber auch frustriert. Zu meiner Charaktereigenschaft gehörte es aber nicht, einfach alles hinter mir zu lassen und das Land zu verlassen.

Catharina Trost:

Haben Sie sich selbst als privilegiert angesehen? Sie konnten die Theorien zwar vermitteln, obwohl deren Umsetzung funktioniert hat? Wie konnten Sie damit im Alltag umgehen?

Ulrich Seemann:

Das haben Sie schon richtig getroffen. Nachdem ich Professor wurde, hatte ich ein Privileg und eine gewisse Narrenfreiheit. In dieser Stellung war ich weniger angreifbar und konnte mir mehr erlauben. Wir haben jedes Jahr zum Beginn des Studiums einen Fortbildungskurs angeboten, da habe ich mich abgemeldet und einfach Urlaub gemacht. Das wurde auch akzeptiert, solche Privilegien waren natürlich vorhanden. Die Tatsache, dass ich Dekan war, konnte ich auch ausnutzen, um dieses oder jenes nicht zu machen.

Kersten Krüger:

Dann dürfen wir uns bedanken. Einen so menschlichen und angenehmen Vertreter haben wir aus dieser Richtung bisher nicht gehabt, insofern sind wir alle sehr bereichert. Wir sind Ihnen sehr dankbar. Sie haben Terrain gewonnen, denke ich. Damit schließen wir die Sitzung.



## Kantorczyk, Ursula

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001492](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001492))  
vom 17.03.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. phil. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1992-2008    Professorin (C3) für Russische Sprache der Gegenwart
<i>Fakultät:</i>	Philosophische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Institut für Slawistik

---

<i>Weitere Vornamen:</i>	Marianne
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 03.05.1943 in Stettin
<i>Vater:</i>	Johannes Troschke
<i>Mutter:</i>	Erna Troschke, geb. Steinhöfel
<i>Kurzbiographie:</i>	
1961	Abitur, Barth
1961-68	Studium der Slawistik (Polonistik, Russistik), Univ. Rostock
1968-92	Lehrerin im Hochschuldienst, Lektorin, wiss. Oberassistentin an der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaften, Univ. Rostock
1992	Berufung zur Univ.-Professorin für das Gebiet "Russische Sprache der Gegenwart"
2008	Ruhestand
<i>Akademische Abschlüsse:</i>	
Studienabschluss:	1968 Dipl.-Slawistin (mit Lehrbefähigung bis zur Abiturstufe), Univ. Rostock
Promotion:	1975 Dr. phil., Univ. Rostock
Habilitation:	1983 Facultas docendi für Hochschulmethodik der sprachpraktischen Ausbildung Russisch
Habilitation:	1989 Dr. sc. phil. (Slawische Sprachwissenschaft), Univ. Rostock

---

*Akademische Selbstverwaltung:*

1968-80	Leiterin des Fachbereichs "Russische Sprachpraxis" am Institut für Slawistik
1990-92	Leiterin des Bereichs "Sprachkommunikation Slawische Sprachen" am Institut für Slawistik
1994-98	Mitglied des Akademischen Senats
1995-96	Mitglied der Senatskommission Studium und Lehre
1995-97	Leitung der Senatskommission Akademische Auslandsangelegenheiten
1998-2000, 2002-04	Mitglied des Rates der Philosophischen Fakultät
1998-2008	Direktorin des Instituts für Slawistik

*Funktionen:*

1969-89	Mitglied der Fachkommission Russisch
seit 2004	Mitglied der Auswahlkommission des DAAD (Evaluierung der Ostpartnerschaften)
seit 1996	Fachprüfer für Dolmetscher / Übersetzer beim Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur M-V

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Mitglied des Deutschen Hochschulverbandes

*Ehrungen:*

Johann-Gottfried-Herder-Medaille  
Wissenschaftsstipendium "Alexander von Humboldt" der Polnischen  
"Fundacja na rzecz nauki polskiej"

*Werke (Auswahl):*

Der Satztyp V gorode (est') universitet/U Igorja (est') masina in der russischen Sprache der Gegenwart. Eine Komplexbeschreibung unter formal-grammatischem, semantischem, kommunikativem und referentielltem Aspekt. Slavistische Beiträge, Bd. 300, Verlag Otto Sagner, München 1993.

*Weitere Literatur:*

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1996.

## **Zeitzeugenbericht von Frau Prof. Dr. Ursula Kantorczyk am 21. November 2008**

Transkription: Gina Schäfer, Anne Litzenbauer

Kersten Krüger:

Meine Damen und Herren, ich darf Sie begrüßen, vor allem unsere Gäste. Heute ist die Hauptperson Frau Professor Kantorczyk, die Sie bereits im Catalogus Professorum Rostochiensium finden. Die Gäste sind ihr Mann, Herr Rudolf Jurkschat, und Professor Gert Haendler<sup>1</sup>, der hier auch schon als Zeitzeuge berichtete. Wir haben vier Referenten, die für die Transkription sorgen. Die möchte ich Ihnen jetzt kurz vorstellen. Da haben wir Kathrin Altmann, Julia Harder, Anne Litzenbauer und Tobias Schneider. Frau Kantorczyk ist in Rostock bekannt als die Fachvertreterin für Osteuropäische Sprachwissenschaft. Jetzt haben Sie, liebe Frau Kantorczyk, das Wort.

Ursula Kantorczyk:

Ich bedanke mich für diese Einladung. Mein Fachgebiet ist die Slawistik, vorwiegend die Sprachwissenschaft, aber ich beschäftige mich in Forschung und Lehre auch mit interkultureller Kommunikation und damit mit Themen, die Russland und Polen betreffen. Das Konzept dieser Veranstaltungen ist mir bekannt, und ich bin fasziniert, wie viel Resonanz diese Seminare bei den Zuhörern haben. Ich hatte ein paar Daten vorgegeben bekommen und habe mich deshalb entschlossen, diese Sitzung folgendermaßen zu benennen und entsprechend zu strukturieren: „Kantorczyk und die Slawistik auf dem Hintergrund politischer Ereignisse“. Dieser mein Lebenslauf und alles, was ich darüber hinaus sagen werde, mag genügend Anhaltspunkte zum Fragen und Diskutieren geben. Darauf freue ich mich.

Meinem in der Power-Point-Präsentation abgebildeten Lebenslauf – das ist also der kurz gefasste von 1943 bis 1994 – entnehmen Sie, dass ich 1943 in Stettin geboren bin und daher natürlich das entscheidende Datum, den 8. Mai 1945, nicht bewusst erlebt habe. Im April 1945 ist meine Mutter mit ihren beiden kleinen Kindern, mit einem Schiff aus Stettin kommend, über das Oderhaff nach Rügen gelangt. Wir waren „Umsiedler“. Meine Verwandten in Westdeutschland waren

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Gert Haendler: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001544](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001544)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 295-332.

Flüchtlinge, Vertriebene, wir blieben „Umsiedler“. Auch das Datum des 7. Oktober 1949 ist an mir unbewusst vorübergegangen. Ich war gerade in Parow bei Stralsund in die Schule gekommen – einem Dorf, das an einem Militärstützpunkt lag. Parow war Militärstützpunkt im Dritten Reich, es wurde dann zu einem Militärstützpunkt in der DDR, und es ist auch jetzt wieder eine gut funktionierende militärische Einrichtung der Bundesrepublik Deutschland. Wir Umsiedler waren in Kasernen untergebracht, später dann, als die Kasernierte Volkspolizei gegründet werden sollte, brauchte man die Kasernen wieder und die Familien wurden – diesmal im wahrsten Sinne des Wortes – umgesiedelt, aber das geschah natürlich unter ganz anderen Vorzeichen und unter gänzlich anderen Bedingungen.

Eingeschult wurde ich in einer Dorfschule, in der eine Lehrerin Kinder dreier Klassen gleichzeitig unterrichtete. Wenn ich lese, dass Berlin gegenwärtig in der Unterstufe ein klassenübergreifendes Schulkonzept erprobt, stellen sich bei mir verständlicherweise ungute Assoziationen ein. Vor sechzig Jahren, kurz nach dem Kriege, bestand eine Notsituation: Es gab wenig Lehrer, viele Schüler, kleine Klassenräume, und der klassenübergreifende Unterricht bildete eine Notlösung. Meine Erfahrungen waren damals wahrscheinlich nicht die besten, aber ich habe dennoch lesen, schreiben, rechnen gelernt. Meine Begleiter im Schulranzen waren ein Griffelkasten, eine Schiefertafel, ein feuchter Schwamm und ein Läppchen. Ich erinnere mich an eine Episode am Ende der ersten Klasse, das muss im Sommer gewesen sein, als die Kartoffeln noch blühten, da wurden wir Kinder auf die Felder geschickt, um Kartoffelkäfer zu sammeln. Wie ich in unlängst aus der OSTSEE-ZEITUNG erfuhr, erinnert man sich bis heute an diese Zeit. Angeblich hatten die Amerikaner von ihren Flugzeugen Kartoffelkäfer abgeworfen, um die Landwirtschaft der neu gegründeten DDR zu schädigen. Für uns Kinder war ein solcher Einsatz auf dem Feld natürlich eine interessante Sache. Jeder bekam ein Weckglas in die Hand und füllte es mit Kartoffelkäfern. Dafür bekamen wir unsere ersten Schreibhefte und lernten nun, mit Füllfederhaltern zu schreiben.

Das nächste für dieses Seminar vorgegebene Datum ist der 17. Juni 1953. Ich kann mich erinnern, dass in der vierten Klasse über Politik nicht gesprochen wurde. Unsere Klassenlehrerin war eine ältere Dame mit humanistischer Bildung, auch eine „Umsiedlerin“, die nach den Erfahrungen mit Krieg und Vertreibung offensichtlich kein Interesse für Politik hatte oder nicht über politische Themen mit uns Kindern reden wollte oder konnte. Auch die anderen Lehrer vermieden es weitgehend, mit uns zu sprechen. Ich weiß nur, dass wir an diesem Tage sehr früh nach Hause geschickt wurden und die Lehrer irgendwie geheimnisvoll taten. Was eigentlich da passiert war, darüber wurde in der Schule nicht gesprochen. Auch über das nächste politische Ereignis, den 23. Oktober 1956, die „Konterrevolution“ in Ungarn, das war der Wortschatz der DDR, wurde in der Schule nicht gesprochen. Mit Euphemismen, mit denen ich mich in den letzten 10 Jahren im

Rahmen meines Forschungsthemas „Sprachwandel des Russischen“ beschäftigt habe, bin ich also aufgewachsen. Über den ungarischen Volksaufstand habe ich eigentlich erst während meines Studiums Näheres erfahren, und später, als in der Sowjetunion Gorbatschow an der Macht war, erzählten mir meine russischen Kolleginnen, deren Männer zu jener Zeit als Diplomaten oder Offiziere in Ungarn waren, wie sich das Verhältnis zwischen der Sowjetunion und Ungarn entwickelt hatte. Politische Bildung wurde – zumindest kann ich das für mich und meine Klasse behaupten – in meiner Schule in Barth nicht durchgeführt. Andere Informationsquellen wie Tageszeitungen oder Radio gab es in unserer Familie nicht.

Ich habe den klassischen DDR-Bildungsweg durchlaufen, acht Klassen Grundschule und dann vier Klassen Oberschule, später hieß es Erweiterte Oberschule. Mit dem Abschluss der 8. Klasse konnte man eine Lehre aufnehmen. Man hatte auch die Möglichkeit, in der Oberschule nach der 10. Klasse die Schule zu verlassen, um mit der Mittelschulreife eine Fachschule zu besuchen. Dieses System war einheitlich in der ganzen DDR, es gab da kaum Ausnahmen, bis auf ein paar Spezialschulen, die es gegeben hat. Ich gehöre noch zu denen, die einen Religionsunterricht hatten bei einem sehr guten Pfarrer, der uns zum Beispiel etwas vom Wirken Albert Schweitzers in Lambarene erzählte und Dias zeigte – etwas, was wir in dieser Zeit gar nicht kannten. Ich habe erst später begriffen, dass mir mein Religionsunterricht auch im Studium – und in meinem weiteren Leben – dienen konnte, denn während des Studiums, in einer der ersten Stunden des Literaturunterrichts fragte mich Professor Raab,<sup>2</sup> über den ich noch sprechen werde: „Wer von Ihnen hatte denn Religionsunterricht?“ Ich guckte mich vorsichtig um und sah, dass niemand sich rührte, dachte mir aber: „Das habe ich ja im Religionsunterricht gelernt, die Wahrheit zu sagen.“ Also meldete ich mich ganz vorsichtig und sagte: „Ja, ich.“ „Ja,“ sagte er „wie wollen Sie Puschkin verstehen, wenn Sie keinen Religionsunterricht hatten? Wir behandeln heute den „Postmeister“ und die Erzählung beginnt so: Der Postmeister kommt rein, an der Wand hängen die Stiche zum Gleichnis vom verlorenen Sohn. Wenn Sie das nicht kennen, wie können Sie das dann verstehen, was Puschkin mit dieser Einführung meint? Sie können die russische Geschichte, die russische Kunst, ja, auch die Weltliteratur nicht begreifen, Sie brauchen einfach Kenntnisse auf dem Gebiet der Religion.“ Das war für mich eine ganz neue Erfahrung, weil bisher in der Oberschule die Lehrer natürlich anders reagiert hatten.

Politischer Unterricht fand vorwiegend in der Oberschule statt, und hier merkte ich, herrschte ein anderer Ton. Das hing ganz sicherlich auch von den Personen ab, wie immer im Leben – gleichgültig, welcher Konfession, Nationalität oder Religion die Menschen angehören. Der Unterricht in Staatsbürger-

---

<sup>2</sup> Prof. Dr. Harald Raab: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002294](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002294)



kunde wurde von unserem Direktor gegeben, Staatsbürgerkunde und Geschichte zugleich. Geschichtliche Ereignisse wurden grundsätzlich vom Klassenstandpunkt aus bewertet. Seitdem war mir der Geschichtsunterricht in der Schule verhasst. Diese Kombination – Geschichte und Staatsbürgerkunde – war nicht ungewöhnlich. Ja, es gab Funktionäre, die die Parteilaufbahn gewählt hatten und dann überzeugt wurden, Lehrer zu werden, weil Lehrer gebraucht wurden. Unser Lehrer verstand von Pädagogik sicherlich nicht viel, vom Fach so sehr viel wohl auch nicht, und wir hatten immer den Eindruck, er hatte gerade das NEUE DEUTSCHLAND gelesen, oder damals noch die FREIE RUNDSCHAU, und hat uns dann stark ideologisierte Phrasen über den Staat und vor allem über die verfeindeten deutschen Staaten beizubringen versucht. Das war ziemlich gräulich und seit dieser Zeit bewunderte ich Leute, die sich mit Geschichte befassen und das zu ihrem Beruf machen. Natürlich weiß ich inzwischen, dass Geschichte auch anders sein kann, anders vermittelt werden kann, und die Beschäftigung mit der Geschichte Russlands und der UdSSR während des Studiums und in meiner gesamten Berufstätigkeit war dann schon spannend und äußerst interessant.

In der Oberschulzeit waren nach den Ferien regelmäßig ein paar Lehrer verschwunden, oder wie es in unserem Wortschatz hieß, sie waren abgehauen, sie hatten Republikflucht begangen, sie hatten den Staat verlassen, sie hatten den Staat verraten. Das waren die ideologieträchtigen sprachlichen Ausdrücke für diese Handlung. Für die Schule war das eine Belastung, denn man musste plötzlich einen neuen Lehrer besorgen, Stunden verlegen, Klassen zusammenlegen. Das war auch für die Schüler häufig schwierig. Die Ideologisierung in der Oberschule hatte ganz eigenartige Tendenzen. Wir hatten einen FDJ-Sekretär, der alles „sehr ernst nahm“ und mit uns Fahnenappelle durchführte, das Aufstellen und Exerzieren übte. Er übte mit uns Sprüche ein, die wir auf der Demonstration zum 1. Mai dann skandieren sollten. Einen habe ich mir gemerkt, den konnte man einfach nicht laut aussprechen: „Wir brauchen einen Vogelbauer für den Herrn Konrad Adenauer, ein Vogelbauer ist zu klein, es muss ein Raubtierkäfig sein“. Da war ich 16 oder 17 Jahre alt und fand das einfach zu niveaulos für Jemanden, der eine Oberschule besucht. Natürlich habe ich mich nicht getraut zu sagen, das mache ich nicht, ich bin natürlich mit marschiert und habe nur die Lippen bewegt und gehofft, dass mich keiner sieht und beobachtet. Eine andere Situation: Alle Schüler, die zu Hause die Bände „Trotzköpfchen“ oder Bücher von Karl May hatten, sollten die Bücher in die Schule bringen, um sie zu verbrennen. Ich hatte von der Bücherverbrennung im Jahre 1933 noch nichts gehört und diese Parallele natürlich erst später gesehen, um zu erkennen, wie politisch unklug so etwas in einer Zeit kurz nach dem Krieg sein kann. Bücher waren für mich heilig. Wir hatten zu Hause selbst kaum Bücher, ich ging in die Bibliothek oder borgte mir die Bücher von Freunden, und selbst wenn ich „Trotzköpfchen“ und Karl May zu

Hause gehabt hätte, hätte ich sie natürlich nicht mitgebracht, weil ich fand, ein Buch kann man nicht verbrennen, das geht einfach nicht.

Ansonsten hatten wir aber einen sehr guten Fachunterricht, wir hatten sehr gute Lehrer – in der 11. Klasse dann auch einen hervorragenden Geschichtsunterricht mit einer jungen Lehrerin – und das Abitur, das damals abgelegt wurde, denke ich, hat uns sehr gut auf unser Studium und auf das Leben vorbereitet. Die Wahl einer sprachlich oder naturwissenschaftlich orientierten Oberschulbildung (A-Zweig bzw. B-Zweig) hielt ich damals für eine hervorragende Entscheidungsmöglichkeit und würde sie auch heute als sehr empfehlenswert einstufen. Aus den beiden Klassen der Barther Oberschule haben fast alle studiert, alle sind etwas geworden, haben sich in ihrem Leben und in ihren Berufen behauptet, und auf unseren Abiturtreffen wurde immer betont, dass die frühe Orientierung auf Sprachen oder auf Naturwissenschaften in fast allen Fällen positive Auswirkungen für die Berufswahl hatte.

Den 13. August 1961, das ist das nächste Datum, habe ich auf dem Zeltplatz in Prerow erlebt, wo ich im Sommer arbeitete, um Geld zu verdienen. Dort erfuhr ich von jungen Leuten, die mit dem Motorrad aus Westberlin gekommen waren und die Nachrichten des RIAS gehört hatten, dass eine Mauer gebaut werde und sie ganz dringend zurück müssten. In den Diskussionen hieß es damals – und ich muss ehrlich sagen, das hat mich überzeugt –, es müsse eine Mauer gebaut werden, um zu verhindern, dass unsere gut ausgebildeten Fachkräfte diesen Staat verlassen. Sie hatten schließlich auf Staatskosten studiert. Selber befand ich mich in einer ähnlichen Situation. Von zu Hause aus hätte ich nicht studieren können, weil die finanziellen Möglichkeiten fehlten. Ich sagte mir: „Der Staat, in dem du studieren kannst, der dir diese Möglichkeit bietet, ist dein Staat.“ Ich bin eigentlich erst viel später, während des Studiums, mit Fragen konfrontiert worden, die ich mir vorher selber gar nicht gestellt hatte, nämlich dass es in diesem „meinem“ Staat Probleme gibt, die nicht zu akzeptieren sind.

Mein Studium dauerte von 1961 bis 1966. Ich hatte den Wunsch, Dolmetscher zu werden, Dolmetscher für Russisch und Englisch. Studieren wollte ich nach dem Abitur auf jeden Fall, und zwar ein Fach, in dem es weder Mathematik noch Physik gab – schließlich hatte ich ja in der Oberschule den A-Zweig gewählt, und Fremdsprachen (Russisch, Latein, Englisch) wurden zu meinen Favoriten. Dolmetscher wurde mir sehr schnell als Berufswunsch ausgedrückt, weil es schwierig war, einen Studienplatz für Dolmetscher zu bekommen. Diese Studiengänge gab es bei uns nur in Berlin und Leipzig, und die Anzahl der Bewerber war sehr groß. Meine Lehrer rieten mir, dieses Ziel nicht weiter zu verfolgen. Als zweiten Berufswunsch hatte ich Lehrer für Englisch und Russisch angegeben und mich in Greifswald beworben, weil Greifswald nicht so weit von meiner Heimatstadt Barth entfernt war. Dort wurde ich abgelehnt, wahrscheinlich, weil diese Fachrichtung sehr stark überlaufen war. Meine Bewerbungsunterlagen

landeten dann in Rostock für ein Studium, das mir nichts sagte: Diplom-Slawistik. Davon hatte ich noch gar nichts gehört, habe mich mit meiner Russischlehrerin beraten, die mir sagte: „Das ist das Beste, was dir passieren kann! Ein Diplomstudium gibt es heute ganz selten, diesen Studienplatz musst du unbedingt annehmen.“ So kam ich nach Rostock. Zur Geschichte der Slawistik werde ich später noch etwas sagen, schließlich bin ich der letzte Slawist, den Sie hier in Rostock sehen, denn nach meiner Pensionierung wurde das Institut geschlossen. Darauf muss ich einfach immer wieder hinweisen.

Wir hatten hervorragende Hochschullehrer in dieser Zeit, in der ich studierte, allen voran Professor Raab, der unsere Seminargruppe betreute. Er war Literaturwissenschaftler mit humanistischer Bildung, geboren in Böhmen, hatte Russisch in der Kriegsgefangenschaft gelernt und kam 1959 nach Rostock. Die Slawistik war 1946 in Rostock eröffnet worden, aber es gab hier nur Interimslösungen in der Leitung des Institutes. Professor Raab war der erste „richtige“ Direktor, er leitete das Institut bis zu seinem Tode im Jahre 1969.

Er prägte uns Studenten mit seinem Wissen, seiner Ausstrahlungskraft und mit ungeheuren Anforderungen. Für diesen Studiengang Diplomslawistik waren sechs Studenten immatrikuliert. Bis heute weiß ich nicht, wie ich da hineingekommen bin, wahrscheinlich weil ich „Arbeiterkind“ war. Die Auslese bevorzugte natürlich immer Arbeiterkinder, erst in zweiter Linie die „Kinder der Intelligenz“. Als Arbeiterkind zählte ein Bewerber der Gruppen a) und b). Die ersten und besten Arbeiterkinder waren die, deren Eltern in der Staatssicherheit, in der Armee, im Partei- oder Staatsapparat arbeiteten – sie galten als Arbeiterkinder der ersten Gruppe (a). Dann erst kamen die „richtigen“ Arbeiterkinder so wie ich, das heißt Kinder von Arbeitern oder Bauern. Danach kam die andere gesellschaftliche Gruppe („Schicht der Intelligenz“). Für einen „Arbeiter- und Bauernstaat“ war diese Einteilung und Einstufung sicherlich korrekt, und ich konnte diesem Kriterium ohne Einschränkung zustimmen. Nicht nur, weil ich selbst dadurch eine enorme Bildungschance erhielt, sondern weil generell begabte Kinder aus sozial schwächer gestellten Familien eine Bildungschance erhielten. In meinem Falle sprach meine Klassenlehrerin mit meiner Mutter und überzeugte sie, dass ich auf jeden Fall auf die Oberschule gehen, mein Abitur ablegen und danach studieren sollte. Die Einstufung als Arbeiterkind hatte im Studium übrigens auch Auswirkungen auf die Höhe des Stipendiums. Als Arbeiterkind erhielt man 220 Mark im Monat. Davon konnte man gut leben bei zehn Mark Miete für das Wohnheim und billigen Lebenshaltungskosten. Die anderen bekamen nur 180 Mark, allein auf Grund der sozialen Herkunft. Übrigens verdienten die Eltern als Arbeiter oftmals mehr als die Eltern, die der sozialen Schicht der Intelligenz angehörten, z. B. Lehrer, Ärzte oder Ingenieure waren.

Nach dem XXII. Parteitag der KPdSU im Oktober 1961 wurde unsere Gruppe durch weitere vier Studenten aufgestockt. Wir waren dann also zehn

Studenten, von denen acht den Abschluss erreichten. Mein Studium war insgesamt immer sehr stark mit der Sowjetunion verbunden, vor allem mit den Parteitagern der KPdSU, die bei uns immer eine große Rolle spielten. Das konnte man mit dem Studium ganz gut verbinden – die Pressesprache eignete man sich durch das ständige Lesen der „PRAWDA“ sehr gut an, und auch die Diskussionen zu politischen Themen förderten den Erwerb der fremdsprachlichen Kompetenz. Professor Raab stellte hohe Forderungen an uns. So führte er im dritten Studienjahr ein Spezialseminar zum „Igorlied“ aus dem 12. Jahrhundert durch. Der Verfasser war unbekannt. Professor Raab sagte, es gebe eine Übersetzung, die aber schlecht sei. Er müsse eine neue machen und wir sollten eine neue Rohübersetzung anfertigen. Daraus entstand seine Edition,<sup>3</sup> in der er auch erwähnte, dass Studenten in einem Spezialseminar die Übersetzung vorbereitet hätten. Die Rohübersetzung mussten wir aus dem Altrussischen erstellen. Das ist so, als wenn Sie heute einen Text lesen sollten, der in Althochdeutsch geschrieben ist. Wir beherrschten das Altrussische im dritten Studienjahr – dank der hervorragenden sprachwissenschaftlichen Ausbildung durch Dr. Oskar Müller – schon ganz gut und begannen mit der Arbeit. Die Ergebnisse haben wir dann in dem Seminar besprochen, und daraus entstand die Neuauflage des Igorliedes. Das war für uns eine sehr gute Vorbereitung auf eine praktische Tätigkeit als Übersetzer oder Lektor. Übrigens brachte Harald Raab auch die sechsbändige Puschkinausgabe heraus, die in der ganzen Welt berühmt wurde und heutzutage noch immer die Standardausgabe ist.<sup>4</sup>

Während des Studiums machten wir nach jedem Semester Praktika, was mir auch im Nachhinein als sehr positiv erscheint. Ich arbeitete unter anderem im Hinstorff-Verlag als Lektorin, wir Studenten hielten Buchlesungen im Haus der Deutsch-Sowjetischen-Freundschaft, führten Kulturabende für Brigaden aus Rostocker Betrieben durch. Schon im zweiten Studienjahr musste ich zur Propagierung der Sowjetliteratur Buchdiskussionen leiten. Unglücklicherweise wurde ich in der Bezirksbibliothek, der Willi-Bredel-Bibliothek, eingesetzt. Ich war anfangs sehr aufgeregt, weil ich Fachleute vor mir hatte und mich als ein kleiner Student mit geringen Kenntnissen fühlte. Die Bibliothekare waren aber sehr nett zu mir, halfen mir bei schwierigen Fragen, so dass die Veranstaltungen insgesamt als gelungen eingestuft werden konnten. Durch die Anforderungen, die unsere Hochschullehrer stellten, wurden wir ständig mit praktischen Fragen konfrontiert. Das gab uns so ungefähr eine Vorstellung, was wir einmal nach dem Studium

---

<sup>3</sup> Das Lied von der Heerfahrt Igors, des Sohnes Swjatoslaws, des Enkels Olegs = Slovo o polku Igorevë, Igorja syna Svjatoslavlja, vnuka Ol'gova. Hrsg. und übers. von Harald Raab. Aufbau-Verlag Leipzig 1965.

<sup>4</sup> Puschkin, Alexander Sergejewitsch: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Harald Raab. Aufbau-Verlag Leipzig 1964.



anfangen könnten. Professor Raab delegierte mich als Studentin zu einer Lehrerweiterbildung nach Greifswald, und er schickte mich im vierten Studienjahr für ein paar Monate in eine Schule, wo ich den Russischunterricht durchführte, weil dort ein Lehrer fehlte. Oder er organisierte über das Reisebüro INTOURIST – die hatten sich auf Jugendreisen spezialisiert – die erste Reise von Rostocker Studenten in die Sowjetunion, auf die Krim, nach Kiew und nach Moskau. Dadurch lernten wir bereits im Studium, unsere theoretischen Kenntnisse auf dem Gebiet der russischen und polnischen Literatur, Kultur und Sprache in unterschiedlichen Situationen anzuwenden. Ich musste im vierten Studienjahr als erste Studentin überhaupt einen wissenschaftlichen Artikel schreiben und war dann durch diese Erfahrung für mein Leben geprägt, lernte, wie schwierig es ist, einen wissenschaftlichen Artikel zu verfassen und druckreif (auf zwei Schreibmaschinen – mit kyrillischen und lateinischen Lettern – und mit drei Durchschlägen) zu schreiben. Nach dem ersten Studienjahr haben wir als Dolmetscher, Übersetzer und Betreuer mit sowjetischen und polnischen Touristengruppen gearbeitet. Obwohl ich Polnisch erst in der Universität gelernt hatte, war ich nach einem Jahr so weit, dass ich eine polnische Gruppe auf ihrer 14-tägigen Reise durch die DDR führen konnte. Es war Brygida Kirsten, bei der wir mit Erfolg Polnisch gelernt hatten. Die sprachwissenschaftliche Ausbildung führte Dr. Oskar Müller durch.<sup>5</sup> Er war nicht Mitglied der SED, und bei ihm dauerte es sehr lange, bis er eine Professur bekam. Er führte uns an die Sprachwissenschaft heran, lehrte uns, die Gesetzmäßigkeiten der Sprachentwicklung zu verstehen, Kenntnisse in Altrussisch und Altkirchenslawisch zu erwerben, aus dem Vergleich slawischer Sprachen Entwicklungstendenzen zu erkennen, und er führte uns in die noch junge generative Transformationsgrammatik von Chomsky ein, die in der DDR (und auch an der Universität Rostock) sehr bald auf Ablehnung stieß – vor allem bei Leuten, die nichts von Sprachwissenschaft verstanden. Wir erhielten eine sehr breite und fundierte Ausbildung. Die heute anzutreffende sehr starke Spezialisierung von Professoren gab es damals nicht, die Professoren waren alle breit ausgebildet und kannten sich in mehreren Disziplinen aus. Ein Literaturwissenschaftler konnte auch etwas zu Übersetzungstheorien sagen oder zur Sprachgeschichte und umgekehrt. Das ließ dann nach bei allen, die nach 1968, nach der Hochschulreform, an die Universität kamen.

Wir hatten hervorragende Lektoren, die die russische Sprache vermittelten: Herrn Witte, Herrn Janetzko, Frau Chudy – und ich habe erkannt, dass die heute an Universitäten geltende Forderung, eine Fremdsprache nur von Muttersprachlern vermitteln zu lassen, nicht die optimale Variante sein kann, weil man gerade in den Grundkursen eine Sprache effektiver erlernt, wenn der Sprachlehrer im

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Oskar Müller: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001506](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001506)



besten Falle beide Sprachen als Muttersprachler spricht, und wenn nicht, dann aber die Fremdsprache so spricht, dass er auch immer Regeln, Gesetzmäßigkeiten aus dem Vergleich beider Sprachen erklären kann.

Professor Raab, der mich sehr stark gefordert und gefördert hat, war es auch, der mich eines Tages fragte, ob ich nicht Mitglied der SED werden wollte. Das war für mich kein Problem. Ich kannte Parteimitglieder, die ich akzeptierte: meinen Mann, den ich als Studenten kennen gelernt hatte, meinen Schwiegervater, der Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gewesen war, meine spätere Kollegin Irene Meliß. Das waren Menschen, die ich akzeptierte, die für mich in irgend einer Weise einen Vorbildcharakter hatten und die ich vor allem als Menschen schätzte. Eine Mitgliedschaft in der SED war für mich auch deshalb kein Problem, weil ich mir sagte, als Parteimitglied kann man das, was einem nicht gefällt, beeinflussen, korrigieren, man kann etwas verändern. Ich sehe es aus heutiger Sicht anders, denke aber, dass man, wenn man jung ist, einfach eine solche Illusion haben sollte. Man muss das Gefühl haben, dass man in der Lage ist, etwas zu verändern. Ein weiteres Argument kam von meinem Professor: „Sie als Arbeiterkind hatten in unserem Staat die Möglichkeit zu studieren, zeigen Sie Ihre Dankbarkeit.“ Ich fühlte mich eigentlich nicht geworben, sondern nahm diese Frage als Anstoß, als Anregung auf, fühlte mich vielleicht auch ein wenig geehrt. Ich bin also in die Partei eingetreten. Das war 1964.

Nach dem Studium arbeitete ich zwei Jahre lang in der Betriebs-Berufsschule des Handels in Rostock, unterrichtete Russisch und Deutsch. Mein Direktor meinte, wenn man eine Fremdsprache studiert hat, muss man auch seine Muttersprache unterrichten können. Die Arbeit hat mir sehr viel Freude gemacht, sie war anspruchsvoll, weil ich Lehrlinge verschiedener Berufe unterrichtete – Köche, Kellner, Verkäufer, Sekretärinnen. Da ich mir die Lehrinhalte aussuchen konnte – einen allgemein gültigen Lehrplan Russisch für Berufsschulen gab es zu der Zeit nicht –, wählte ich für jede Berufsgruppe Themen aus, die für die Lehrlinge in ihrer beruflichen Qualifikation von Interesse sein konnten. Für den Deutschunterricht benötigte ich natürlich besonders viel Zeit, weil ich kein Germanistikstudium absolviert hatte und eine Klasse „Berufsausbildung mit Abitur“ auf das Abitur vorbereiten sollte. Da wollte ich mich natürlich nicht blamieren und habe viel Kraft in die Vorbereitung der Deutschstunden gesteckt.

Professor Raab hatte zum Abschluss des Studiums mit mir einen Vorvertrag abgeschlossen, der mir die Möglichkeit eröffnete, nach zweijähriger Schultätigkeit in der Universität arbeiten zu können. Dass „man“ inzwischen – ohne Wissen Professor Raabs – versucht hatte, diesen Vorvertrag zu vernichten, erfuhr ich viele Jahre später. Das Ziel, wissenschaftlich zu arbeiten und zu promovieren, hatte sich in mir schon längere Zeit festgesetzt, weil mir neben der Lehrtätigkeit auch die wissenschaftliche Arbeit Spaß machte. Die Arbeit an der Schule war für mich eine Art Test, um herauszufinden, ob ich mich eher für eine Lehrtätigkeit an der Schule

oder für eine wissenschaftliche Arbeit begeistern kann. Nach den zwei Jahren stand mein Entschluss fest – ich kehrte zurück an die Universität Rostock und wurde als Lehrerin im Hochschuldienst für die Sprachausbildung Russisch in der Ausbildung von Russischlehrern angestellt. Das war 1968, als die Dritte Hochschulreform im Gange war. Ich merkte sehr schnell, dass sich vieles verändert hatte. Das Klima im Institut war anders, es war nicht mehr so sympathisch kollegial, es waren inzwischen auch andere Lehrkräfte da, darunter einige, die offensichtlich Politik und Ideologie an die Stelle der Menschlichkeit setzten, die mir bei einem Menschen immer sehr wichtig war und ist. Das war hin und wieder sehr schwierig. Der Ton wurde schärfer, es gab eine Trennung zwischen Parteiangehörigen (Mitgliedern der SED) auf der einen Seite und Parteilosen sowie Mitgliedern der Blockparteien auf der anderen Seite. Es wurden Parteilehrjahre für die Mitglieder der SED durchgeführt: Die Genossen hatten eben ein viel besseres Verständnis von der Politik und der Gesellschaft zu haben, während die Nichtgenossen ja nicht so viel wissen konnten und auch nicht alles wissen sollten – für sie gab es eben eine andere Form der politischen Schulung, die „marxistisch-leninistische Weiterbildung“.

Ich merkte bald, dass einige Mitarbeiter des Instituts, zum Beispiel der parteilose Dr. Oskar Müller, es schwerer hatten, in der wissenschaftlichen Laufbahn aufzusteigen. Ein Kollege, bei dem ich die Sprachausbildung gemacht hatte, Herr Janetzko, wurde entlassen, weil er sich geweigert hatte zu unterschreiben, dass er mit dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei einverstanden sei. Und es gab ziemlich scharfe politisch-ideologische Diskussionen, bei denen ich merkte, dass es sinnvoller sein kann, sich nicht zu Worte zu melden. Das alles beeinflusste mich allmählich, so dass ich langsam zu der Überzeugung kam, dass ich nicht hundertprozentig für diesen Staat eintreten kann, was ich bis dahin durchaus geglaubt hatte. Es gab Umbenennungen, die für mich als Philologin, die sich ja nun mal mit Sprachen befasst, einfach unmöglich waren. Der gute alte deutsche und auch in anderen Ländern bekannte Begriff der Philosophischen Fakultät wurde ersetzt durch „Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft“, der Dekan nannte sich jetzt „Sektionsdirektor“. Wir hielten dagegen, Sektion sei ein Begriff aus dem Sport, dort sei er geläufig, warum müsse die Fakultät umbenannt werden? Es tauchten Sektionssekretäre auf, das waren meistens junge Männer, die aus irgendwelchen – wir wissen nicht welchen – Fächern kamen, wahrscheinlich hatten sie etwas mit diesem Gebäude [der Staatssicherheit] zu tun, und sie hatten sicherlich entsprechende Aufgaben.

Für meine weitere Entwicklung an der Universität war folgendes Ereignis von Bedeutung: Professor Raab, der schwer erkrankt war, fragte mich kurz vor seinem Tode, ob ich ihn in der Fachkommission Slawistik des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen der DDR vertreten wolle. Es gab in der DDR sechs

Universitäten und sechs Pädagogische Hochschulen, und alle bildeten Russischlehrer aus. Nach 1968 existierte an den Universitäten, außer in Berlin und Leipzig, keine Slawistik im klassischen Sinne mehr, sondern nur noch die auf die Ausbildung von Russischlehrern reduzierte Slawistik, die eigentlich „Russistik“ hätte heißen müssen. Wie für alle Fächer gab es in den zuständigen Ministerien eine Kommission für Slawistik, der immer ein Vertreter jeder dieser Einrichtungen, also zwölf angehörten, sechs vom Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen für die Universitäten und sechs vom Ministerium für Volksbildung für die Pädagogischen Hochschulen. Dort wurden einheitliche Lehrpläne erarbeitet, die in Erfurt ebenso galten wie in Güstrow oder in Rostock. Für jedes Studienjahr galt der einheitliche Lehrplan. Es wurden im Rahmen dieser Fachkommissionen Lehrbücher erarbeitet, Lehrbuchautoren ausgewählt. Die für alle Studierenden verbindlichen Hochschullehrbücher, etwa für die sprachwissenschaftliche Ausbildung ein vierbändiges Werk, in der alle Gebiete (Phonetik/Phonologie, Morphologie, Syntax, Lexikologie) enthalten waren oder die Lehrbücher *Russkij jazyk* für die sprachpraktische Russischausbildung, wurden von unseren Wissenschaftlern erarbeitet.<sup>6</sup> Studenten, die ein Semester in der Sowjetunion studierten, arbeiteten ebenfalls nach diesen Lehrbüchern und legten auf dieser Grundlage ihre Prüfungen ab. 1990 stellte ich fest, dass unsere Fachkollegen in der BRD freudig auf diese Bücher zurückgriffen. Wenn ich mir allerdings heute die Bücher für die sprachpraktische Ausbildung von Russischlehrern ansehe, an denen ich selbst mitgearbeitet habe, ist es mir peinlich festzustellen, wie stark die Themenwahl von politischen Motiven diktiert worden war. Ich hatte mich zwar erfolgreich davor drücken können, solche Themen wie etwa „Komsomol“ oder „Die Große Sozialistische Oktoberrevolution“ – zu bearbeiten, war aber immerhin Mitglied des Autorenkollektivs und somit verantwortlich auch für solche Themen. Mein eigener Beitrag bestand in der Erarbeitung einer Einführungslektion für Studenten des 1. Studienjahres, die 2 Wochen vor Studienbeginn (!) einen sprachpraktisch-sprachwissenschaftlichen Intensivkurs absolvierten und damit – auch das galt wieder für die Russischlehrer-Studenten aller Universitäten und Hochschulen in der DDR – einen hervorragenden Einstieg in das erste Semester erhielten.

Sie werden sich wundern, wenn Sie hören, dass ich 1975 meine Promotion abschloss und mich erst 1989 habilitierte. Warum das so lange dauerte, hing damit zusammen, dass ich als Lehrerin im Hochschuldienst tätig war, auf einer Stelle also, für die keine Promotion vorgesehen war. Promovieren aber wollte ich, musste zwar darum kämpfen, aber letztlich konnte mein Antrag nicht abgelehnt werden. Allerdings musste ich mich damit abfinden, dass mir keine Aspirantur

---

<sup>6</sup> Russische Sprache der Gegenwart. Hrsg. von Kurt Gabka et al. Verlag Enzyklopädie Leipzig, 1987. *Russkij jazyk. Posobie dlja studentov – buduščich učitelej russkogo jazyka*. Hrsg. von G. Böhme u. a. Verlag Volk und Wissen Berlin 1985.

gewährt wurde. Meine Unterrichtsverpflichtung betrug 20 Wochenstunden, die vorlesungsfreie Zeit war geringer als heute, und wir führten in dieser Zeit freiwillig Sprachpraktika und Hospitationen für unsere Studenten durch. Zum Abschluss meiner Promotion hatte ich bereits zwei Kinder im Alter von zehn und fünf Jahren, war Betreuer von Studentengruppen und hatte – wie alle Mitarbeiter – immer irgendeine „Funktion“ in der Parteigruppe, oder in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische-Freundschaft, und ich nahm meine Mitgliedschaft in der Fachkommission Russisch in Berlin nach wie vor aktiv wahr, war beteiligt an der Erarbeitung von Lehrprogrammen und Lehrbüchern. Abends, wenn die Kinder im Bett waren, und an den Wochenenden habe ich an meiner Promotion gearbeitet.

In den 90er Jahren habe ich mehrfach (allerdings ohne Erfolg) dem Fakultätsrat vorgeschlagen, das leidige Problem mit den Lehraufträgen für die sprachpraktische Ausbildung in den philologischen Fächern zu lösen, indem man das Deputat der Mitarbeiter von acht bzw. zwölf Stunden auf 16 Stunden erhöht. Aber darauf wollte keiner eingehen.

Als Mitglied der Fachkommission Russisch nutzte ich die Möglichkeit, alle zwei Jahre für vier Wochen zu Sprachlehrgängen in die Sowjetunion zu fahren. Irgendwann wurde ich dann als Delegationsleiter einer solchen Sprachgruppe aus der DDR eingesetzt, und von da an brauchte ich nicht alle Veranstaltungen zu besuchen, arbeitete dafür in den hervorragenden Moskauer Bibliotheken an meinem Promotionsthema und später an meiner Habilitation. In den Moskauer Bibliotheken kam ich an die Fachliteratur heran, die mir in meinem Lande nicht zugänglich war: An Veröffentlichungen russischer Wissenschaftler, an Fachzeitschriften sowjetischer Hochschulen aller Unionsrepubliken, an unveröffentlichte Dissertations- und Habilschriften.

Über meine Kontakte zu Slawisten der Moskauer Universität (MGU) besuchte ich Vorlesungen berühmter russischer Slawisten, nahm an Seminaren teil, lernte die hohen Ansprüche an die Ausbildung und an die wissenschaftliche Arbeit an der MGU kennen. Durch die persönlichen Kontakte mit Fachkollegen und privaten Freunden in Moskau konnte ich eine russischsprachige kommunikative Kompetenz entwickeln, die ich auf keiner Schule oder Hochschule hätte erwerben können.

Meine Forschungen betrafen nicht nur die Systemgrammatik, sondern auch die Textgrammatik und die sog. kommunikative Wende, die in den 70er Jahren begann. Aber ich kam in Rostock an die Literatur westdeutscher oder amerikanischer Autoren nicht heran. Daher fuhr ich zu einem Freund nach Berlin, der in der Akademie der Wissenschaften der DDR arbeitete, und dort konnte ich Austins „Theorie der Sprechakte“ und Searles „Sprechakte“ lesen oder die Arbeiten von Dressler, Gülich, Rehbein, Raible. Zu meiner großen Verwunderung musste ich feststellen, dass diese Autoren die theoretischen Ansätze der russischen oder der DDR-Linguistik kaum oder gar nicht berücksichtigten – eine Feststel-



lung, die sich in den 90er Jahren in Gesprächen mit westdeutschen Fachkollegen bestätigte und die sich selbst heute noch bestätigt. Die Arbeiten von Galperin, Leontjew, Bierwisch, Hartung, Frohne, Michel, Wilske u. a. wurden und werden nicht zur Kenntnis genommen.

Damals – bis zum Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre – musste man Exzerpte schreiben, denn es gab keine Möglichkeiten zu kopieren. Man las und schrieb auf, das festigte sich zwar im Gedächtnis, aber wenn man das Geschriebene zu Hause durchdachte, stellte man fest, dass man ganz sicher irgendetwas Wichtiges überlesen hatte, weil irgend etwas nicht zusammen passte. In der Staatsbibliothek Berlin bestand Ende der 80er Jahre die Möglichkeit, 30 Seiten eines Buches zu kopieren. Jedes Mal, wenn ich zu der Sitzung der Fachkommission nach Berlin fuhr, arbeitete ich nach den Beratungen in der Staatsbibliothek und kam mit 30 kopierten Seiten zurück.

Es war in der DDR schwierig zu publizieren. Ich erhielt häufig eine Einladung zu einer slawistischen Fachkonferenz, aber meistens konnte man von seinem Vortrag nur drei bis maximal sieben Seiten zur Publikation einreichen. Das stellte sich 1990, als alle Mitarbeiter der Universität Rostock ihre Unterlagen für die Überleitung auf eine Stelle einzureichen hatten, als großer Nachteil heraus, denn in den Kommissionen zur Überleitung und unter den Fachgutachtern gab es – bis auf wenige Ausnahmen – nur Wissenschaftler aus der BRD, die unter ganz anderen Bedingungen ihre Arbeiten publizieren konnten. Wir Rostocker Slawisten konnten nur wenige und vor allem nur kurze Publikationen aufweisen. An unserer Fakultät hatte wahrscheinlich nur Professor Nerijs, der Germanist, die Möglichkeit, sein Buch zu veröffentlichen. Das hing offensichtlich damit zusammen, dass er in der Orthographie-Kommission arbeitete und immer Kontakt zum Ausland hatte – ihm konnte man das Publizieren nicht verwehren. Ich selbst hatte keine Möglichkeit, meine Dissertation zu veröffentlichen, auch die Habilschrift nicht. Das gelang erst nach 1990.

Einschnitte in meiner Einstellung zu diesem Staat ergaben sich auf verschiedenen Gebieten. Alle Slawisten hatten irgendeine Funktion wahrzunehmen. Diejenigen, die nicht in der Partei waren, hatten normalerweise Funktionen in der Gewerkschaft oder in der DSF, der Deutsch-Sowjetischen-Freundschaft, oder auf irgendeiner zentralen Ebene. Sie wurden aber nicht Institutsdirektoren. Ich war Leiterin des Fachbereiches „Russische Sprachpraxis“, wurde allerdings 1980 abgesetzt. Das war eigentlich die Funktion, die ich gerne ausübte. Alle Parteimitglieder wurden der Reihe nach in Parteischulen „geschult“. Irgendwann war ich auch an der Reihe – ich wurde an die Kreisparteischule Rostock delegiert.

Es gab Kreisparteischulen, Bezirksparteischulen und die Parteihochschule Karl Marx, die offensichtlich mit sehr guten Professoren und Dozenten besetzt war. Die Kreisparteischule hingegen war furchtbar, dort unterrichteten Parteifunktionäre. Gut erinnere ich mich an die erste Veranstaltung. Es saßen da unge-



fähr 600 Personen im Klubhaus der Neptun-Werft Rostock, und ein Funktionär der Kreisleitung der SED sagte mit forschem Ton: „Genossen, heute werden wir uns mit dem Kommunistischen Manifest befassen. Als Erstes werdet ihr unter Anleitung im Selbststudium heute Nachmittag die Kapitel zählen, die einzelnen Abschnitte. Und ihr müsst auf 245 kommen. Genossen, wenn ihr nicht auf 245 kommt, dann müsst ihr noch mal von vorne anfangen“. Der Seminarleiter der Universität arbeitete am Institut für Marxismus-Leninismus, und er führte mit uns interessante und niveauvolle Diskussionsrunden durch. Zum Ende der Parteischulung hatte man eine schriftliche Arbeit einzureichen. Ich hatte mir mein Thema selbst gewählt und schrieb über „Das Kommunistische Manifest und seine Auswirkungen auf die Große Sozialistische Oktoberrevolution.“ Es ging um den Nachweis, ob Lenin die Thesen des Manifestes für die Revolution berücksichtigt habe. Wenn man die Kreisparteischule absolviert hatte, musste man eine Funktion übernehmen. Da habe ich dann gesagt, ich würde gerne Parteigruppenorganisator in der Slawistik werden – damit war ich für die Parteiversammlungen, Wahlen und für die politische Bildung der Genossen des Lehrkörpers zuständig. Andere hat es schwerer getroffen, wie meinen Kollegen Manfred Reschke, den ich sehr hoch schätzte. Er war ein von Studenten und Mitarbeitern geachteter Sprachwissenschaftler, und er musste, nachdem er die Kreisparteischule absolviert hatte, die Bezirksparteischule durchlaufen. Seine Berichte über die Bezirksparteischule waren so schrecklich, dass ich mir vornahm, mich freiwillig für eine Schulung an der Parteihochschule zu bewerben, um die Bezirksparteischule zu umgehen. Das hätte 1990 unweigerlich zu meiner Entlassung geführt. Dr. Reschke musste nach der Parteischule die Funktion des Parteisekretärs an der Philosophischen Fakultät ausüben, und auf Grund dieser Tatsache wurde er nach der Wende nicht übernommen, sondern 1992 entlassen.

Ich war eine Zeit lang als DSF-Vorsitzende in der Slawistik und in der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaften tätig, in einer Funktion, in der ich wieder mein Fachwissen einsetzen konnte.

Wir hatten nach 1968 mit unseren Studenten die so genannte „Rote Woche“ durchzuführen, das war die erste Woche des Herbstsemesters (es gab Herbst- und Frühjahrssemester). Da war politische Arbeit mit den Studenten angesagt. Die Themen waren vorgegeben, aber da konnte man variieren. Alle Lehrenden leiteten vom Beginn bis zum Ende des Studiums, also vier Jahre lang, als Berater eine Studentengruppe, ähnlich wie ein Klassenlehrer. Man lernte sich gegenseitig gut kennen, verbrachte auch viel Freizeit mit den Studenten, begleitete sie zum Ernteeinsatz, unterstützte sie bei der Überwindung von Problemen im Studium, erarbeitete für schwangere Studentinnen oder Mütter Sonderstudienpläne, damit auch sie nach vier Jahren ihr Studium abschließen konnten. Ich hatte zu den meisten meiner Studenten ein sehr vertrauensvolles Verhältnis. Heikle politische Situationen, Ansichten, Äußerungen meiner Studenten habe ich natürlich niemals

in die Berichte aufgenommen, und die Studenten wussten das. In der Roten Woche lasen wir Artikel aus der PRAWDA oder aus dem Sputnik, das war interessant, und die Studenten konnten nach der Sommerpause ihre Russischkenntnisse auffrischen. Hospitiert wurde bei meinen Veranstaltungen meistens nicht, weil ich angekündigt hatte, dass die Diskussionen auf Russisch stattfinden. Offen sprachen wir über Probleme, welche die Studenten vorschlugen, zum Beispiel, dass die Eltern für ihre Teilnahme an der Demonstration am 1. Mai fünf Mark erhalten hatten, um eine Teilnahme von 100 % zu garantieren. So etwas habe ich natürlich nicht in ein Protokoll geschrieben. In den Protokollen waren meine Studenten immer einverstanden mit der Politik der KPdSU und hatten höchstens ein paar Vorschläge unterbreitet, um auch bei uns etwas einzuführen, was es in der UdSSR bereits gab.

Weitere Einbrüche in meiner Einstellung zu diesem Staat will ich nennen. Das war erstens 1968 – der Prager Frühling. Ich hatte das erste Mal im Leben die Zeitschrift DER SPIEGEL in der Hand und einen großen Artikel über den Sozialismus mit menschlichem Antlitz und die Reformbestrebungen von Dubček gelesen. Da begriff ich plötzlich, dass ich dieses eigentlich immer so gewollt hatte und dass ich deshalb in die Partei eingetreten war. Veränderungen in diese Gesellschaft einzubringen, das war mein Ziel, und ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass man einen Sozialismus mit einem solchen Anspruch auch unter Führung der Partei – ich wollte keine radikale Veränderung – in der DDR einführen konnte. Als dann unser Kollege aus politischen Gründen entlassen wurde, merkte ich, dass meine Hoffnung unerfüllt bleiben würde.

Der zweite Einschnitt war 1980, als mein Sohn nicht zur Oberschule zugelassen werden sollte, weil er ja nun der zweiten Generation angehörte. Seine Eltern hatten beide studiert und gehörten der Intelligenz an, damit war unser Sohn kein „Arbeiterkind“. Nach einem Gespräch mit einem Referenten der Abteilung Volksbildung wurde er dennoch zur Oberschule zugelassen, unter der Bedingung, dass er Lehrer werden würde. Also haben wir (die Eltern und unser Sohn) ein Schreiben aufgesetzt, in dem stand, dass er zwar nach wie vor Diplomat werden möchte, dass er sich aber auch eine pädagogische Tätigkeit vorstellen könne. Eine Absolventin von mir arbeitete als Lehrerin in der EOS und schlug mir vor, ihn in dieser Schule anzumelden. Das klappte dann. Aber auch hier merkte ich wieder, wie sich meine Einstellung zu meinem Staat geändert hatte. Nach der 10. Klasse kam nochmals die Anfrage, ob unser Sohn nach dem Abitur ein Lehrerstudium aufnehmen würde, sonst müsse er die Schule nach der 10. Klasse beenden. Da er sich inzwischen strikt weigerte, Lehrer zu werden und auch nicht drei Jahre zur Armee wollte, riet mir seine Lehrerin, dass er sich bereit erklären solle, im sozialistischen Ausland zu studieren. Das war für ihn und uns die richtige Entscheidung. Heute ist er Diplomat.

Der dritte Einbruch kam 1984, als mein Sohn studieren wollte. Seine Unterlagen waren irgendwie verschwunden, keiner wusste, wo sie waren. Dann ging ich vom Schuldirektor zum Rat des Kreises Volksbildung, von dort zum Rat des Bezirkes Rostock und erfuhr: „Sie haben ja Westkontakte, die haben Sie doch angegeben.“ Wir hatten regelmäßig Kontakte, aber ich bin natürlich nie in den Westen gefahren; ich hatte auch gar keinen Antrag gestellt, weil der sowieso abgelehnt worden wäre. Aber die Verwandten besuchten uns regelmäßig. Auf die Frage, was man nun machen könne erhielt ich die Antwort: „Sie müssen ihre Kontakte abbrechen!“ Dann haben mein Mann und ich sehr lange überlegt. Wenn es um unsere Karriere gegangen wäre, hätten wir „nein“ gesagt. Aber es ging um die Berufslaufbahn unseres Sohnes. Da entschlossen wir uns zum Abbruch der Beziehungen und schrieben Briefe an die Verwandten in Augsburg und Mannheim. Unsere Verwandten haben erst 1990, als wir uns wieder sahen, verstanden, dass dies tatsächlich der Grund war. Sie hatten sich nicht vorstellen können, dass es so etwas geben könne. Wir haben immer noch ein gutes Verhältnis.

Dann wurde ich 1980 als Leiterin des Lehrbereiches Russische Sprachpraxis abgesetzt. Meine drei sowjetischen Kollegen hatten sich bei dem damaligen Parteisekretär der Universität über mich beschwert, dass ich unmögliche Forderungen an sie stellen würde. Ich hatte gefordert, dass die Lehrkräfte, die nicht als Lehrbuchautor oder an ihrer Dissertationsschrift arbeiten, in der vorlesungsfreien Zeit Lehrmaterialien erarbeiten, Konsultationen mit Studenten (zum Beispiel mit Müttern) durchführen, einen Zeitungskurs (Texte, Lexik, Tonbandaufnahmen) erarbeiten. Alle anderen Kollegen führten diese Aufgaben durch, aber eine Beschwerde sowjetischer Mitarbeiter musste natürlich behandelt werden. Öffentlich unterstützt haben mich in dieser Zeit nur zwei Kolleginnen, andere sicherten mir nur unter vier Augen ihre Solidarität zu. Eine Kommission entschied, dass ich meinen Posten zur Verfügung zu stellen habe, es wurde extra ein neuer Kollege eingestellt. Als er nach kurzer Zeit dieselben Probleme hatte, musste auch er seine Leitungstätigkeit abgeben. Ich war also meiner Leitungsfunktion enthoben.

Im Nachhinein merkte ich, wie mehrmals in meinem Leben, dass manche schwierige Situation den Anfang für eine neue, bessere Entwicklung in sich tragen kann. Ich habe mir damals gesagt: „So, jetzt kannst du dich habilitieren.“ Ich hatte ja auf einmal mehr Zeit, und so habe ich die Arbeit an meinem Habilthema aufgenommen.

Das nächste Ereignis, das meine Einstellung zum Staat stark beeinflusste, war, als Gorbatschow an die Macht kam und ich mir sagte, sein Ziel mit dem „menschlichen Antlitz“ sei doch genau das, was ich schon einmal bei Dubček gelesen hatte. Ich hatte bereits sehr viele Artikel und Bücher über die Repressalien unter Stalin gelesen, ich hatte Genaueres über die Erschießungen in Katyn erfahren, worüber kein Pole mit mir hatte sprechen wollen. Endgültig veränderte sich

mein Weltbild, als 1989 der bewusste Artikel im SPUTNIK erschien. Da waren Staat und Partei für mich erledigt. Es hieß, der SPUTNIK werde von der Liste der zulässigen Zeitschriften gestrichen, er bringe keinen Beitrag zur Festigung der deutsch-sowjetischen Freundschaft, seine Beiträge würden die Geschichte verzerren. Mit dem SPUTNIK hatte ich ständig in Lehrveranstaltungen gearbeitet. Es war ein Digest mit interessanten Beiträgen aus Politik, Kultur, Wirtschaft und Technik. Es war einfach ein interessantes Journal, das sich von unseren Zeitschriften in der DDR stark unterschied, und das war auf einmal nicht mehr zulässig.

Dann kam die Wende. Ich war gerade in Moskau und sah auf dem Bildschirm, dass die Leute durch das Brandenburger Tor gingen und habe noch so gedacht: „Das kann ja gar nicht sein, das ist doch eine Attrappe, das geht ja gar nicht!“

Die Prozeduren, die ab 1990 durch die Ehrenkommission durchgeführt wurden, um zu überprüfen, ob die Mitarbeiter der Universität Rostock würdig seien, um auch weiterhin an der Universität zu arbeiten, empfand ich als kränkend und demütigend. Hinzu kam, dass die drei sowjetischen Kollegen, die ja damals dafür gesorgt hatten, dass ich die Leitung des Lehrbereichs Russische Sprachpraxis abgeben musste, einen Brief mit erneuter Beschwerde über mich schrieben und diesen der Ehrenkommission zusandten. Damit war für mich eigentlich klar, dass ich gar nicht durch die Ehrenkommission kommen würde. Aber es kam anders. Der Leiter der Kommission, die mich zu einem Gespräch eingeladen hatte, legte mir den Brief vor. Die Herren sahen sich an und lächelten. Mir war nicht zum Lachen zumute. Der Vorsitzende sagte mir: „Wissen Sie, den Brief können Sie vergessen. Sie könnten damit zum Arbeitsgericht gehen. Der interessiert uns nicht, da ist doch gar nichts Politisches enthalten. Übrigens hat die Kollegin K. inzwischen ihre Unterschrift zurück genommen.“ Schließlich bekam ich den Bescheid: „Die Ehrenkommission stellte am 19.02.1991 kein Fehlverhalten fest“. Zwar fand ich es diskriminierend zu unterstellen, bei allen, die hier arbeiteten, könne automatisch ein Fehlverhalten vorliegen. Aber mir ist natürlich ein Sack Zement von den Schultern gefallen. Das öffnete mir dann den Weg, überhaupt einen Antrag zu stellen, in die neue Hochschulstruktur übernommen zu werden. 1992 erhielt ich meinen Übernahmescheid und bin wohl die einzige in der deutschen Wissenschaftslandschaft, die sich überlegt hat, welchen ersten Platz sie nun annehme, den als Wissenschaftliche Mitarbeiterin – dann hätte ich dasselbe gemacht wie vorher – oder den einer Professorin. Ich bat den Rektor der Universität Köln um Rat, den ich in Wismar auf den Sitzungen der Überleitungskommissionen kennen gelernt hatte. Er sagte: „Frau Kantorczyk, das ist doch klar, wenn man eine Professur bekommen kann, dann nimmt man doch die Professur“. So wurde ich dann Professorin. In der DDR wäre ich nicht Professor geworden. Das höchste war für mich die Stelle eines Oberassistenten.



In die Wende sind wir mit viel Hoffnung, Freude, Elan und Energie hineingegangen. Wir wollten alles neu, alles besser machen, das Gute aufnehmen, Fehler westdeutscher Hochschulen vermeiden. Wir haben Kontakte zu Slawisten in Kiel, Göttingen und Köln aufgenommen, uns informiert, wie die slawistische Ausbildung an westdeutschen Hochschulen aufgebaut ist. Wir konnten jetzt selbst entscheiden, welche Partner im Ausland wir wählen und haben uns für das Instytut Filologii Słowiańskiej in Stettin/Szczecin entschieden sowie für den Lehrstuhl Russkij jazyk an der Moskauer Universität. Mit ihnen konnten wir gemeinsame Forschungsprogramme entwickeln. Wir haben selber unsere Forschungsgebiete gewählt. Das waren für mich nach wie vor Morphologie und Syntax des Russischen, später dann Pragmatik von Aufforderungshandlungen, Interkulturelle Kommunikation, Sprachwandel des Russischen und Polnischen. Und ich konnte auf Vorschlag eines Wissenschaftlers, der meine wissenschaftlichen Arbeiten für die Übernahmekommission begutachtet hatte, meine Habilitationsschrift publizieren.

Wir gaben unserem Institut wieder den Namen „Institut für Slawistik“ zurück anstelle „Fachbereich“. Dann befassten wir uns mit der Erarbeitung von Lehrprogrammen und Studienordnungen. Wir richteten sowohl die Ausbildung der Gymnasiallehrer wie der Realschullehrer im Fach Russisch ein, dann die Magister-Studiengänge in Slawistik, Russistik und Polonistik. Zwar war ich für das Fachgebiet Russische Sprache der Gegenwart berufen worden, ich habe mich dann aber wieder in die Polonistik eingearbeitet und dieses Fach aufgebaut, weil wir zunächst keinen Fachvertreter für Polonistik hatten. Für mich – und für viele andere Kollegen, die aus der DDR kommen – hat die Ausbildung immer eine sehr große Rolle gespielt. In meinem wissenschaftlichen Leben lag die Gewichtung stärker auf der Ausbildung als auf der Forschungsarbeit – bis zuletzt. Bei meiner Verabschiedung, auf der sehr viele Absolventen waren, konnte ich feststellen, dass meine Studenten das sehr gut zu schätzen wussten. In der Slawistik hatten wir immer Zeit für unsere Studenten, auch in der vorlesungsfreien Zeit und außerhalb der Sprechstunden.

Im Jahr 1989 arbeiteten in der Slawistik 25 Mitarbeiter, außerdem Forschungsstudenten sowie Aspiranten, es gab vier Professoren. 1992 waren wir drei Professoren und fünf Wissenschaftliche Mitarbeiter, also wurden zwei Drittel unserer Kollegen entlassen. Vom Wintersemester 1990 an eröffneten wir neue Studienfächer. Als ganz böse Überraschung mussten wir dann erfahren, dass 1993 das Kultusministerium von Mecklenburg-Vorpommern erstmalig die Absicht äußerte, in Rostock die Slawistik zu schließen. Schon vorher hatten wir uns mit Greifswald verständigt, dass wir an beiden slawistischen Einrichtungen Schwerpunkte setzen wollten. Die ersten Schließungspläne konnten wir abblocken – weil auch andere Fächer wie die Zahnmedizin betroffen waren. Wir hatten harte Auseinandersetzungen, auch mit der Kultusministerin, die nicht sonderlich gut für



Verhandlungen wissenschaftlicher Art geeignet war. Doch wurde 1996 die endgültige Schließung der Slawistik angeordnet, und uns wurde mitgeteilt, dass zum Wintersemester 1997/98 keine Studenten in der Hauptfachausbildung mehr zugelassen würden. Das hat, wie sogar polnische Zeitungen thematisierten, Methode. Man schließt zuerst einen Teil des Studienganges, sagt dann, weil keine Hauptfachstudenten mehr da seien, werde das Fach uninteressant. Nebenfachausbildung lohne sich nicht, dann könne man auch die Nebenfachausbildung schließen. Außerdem hatte das Ministerium auf unsere Geburtsdaten geachtet und den Schluss gezogen, die Slawistik könne man am schnellsten schließen, indem die aus Altersgründen frei werdenden Stellen nicht wieder besetzt werden.

Die Evaluierung der Slawistik hatte ich noch mitgemacht, obwohl mir die Universitätsleitung mitteilte, das sei nicht mehr nötig. Sowohl die Lehrenden wie die Studenten aber wollten unser Fach evaluieren lassen. Damals habe ich mein Freisemester nicht für die Forschung benutzt, sondern für die Evaluierung, und dabei hat Rostock sehr gut abgeschnitten. Die Evaluierungskommission gab der Universität die Empfehlung, die Slawistik zumindest im kleinen Rahmen weiter existieren zu lassen, weil es immer schwieriger sei, später das Fach neu zu eröffnen, als es im kleinen Rahmen weiterzuführen. 1998 wurde Professor Müller emeritiert, der acht Jahre lang das Institut geleitet hatte. Dann habe ich die Leitung für zehn Jahre übernommen und bin selbst erstaunt, dass zehn Jahre schon wieder um sind.

Im Juni 2003 kam der endgültige Beschluss zur Aufhebung des Faches Slawistik zum Wintersemester 2007/2008. Ich habe davon nicht direkt erfahren, sondern nur zufällig auf einer Beratung des Dekans mit den Institutsdirektoren. Ich fragte, wie es mit Haushaltsmitteln für unser Fach aussehe und erhielt die Antwort: „Frau Kantorczyk, die Slawistik ist doch geschlossen!“ Das erfuhr ich so nebenbei. Im Sommersemester 2007 sind die letzten beiden Mitarbeiter nach Greifswald versetzt worden. Die Personalabteilung setzte mich darüber nicht in Kenntnis. Auch hatte man sich überhaupt keine Gedanken gemacht, dass es hier noch Studenten gibt, die ihre Prüfungen machen wollten. Auf meine Frage, was mit den Studenten geschehen solle, bekam ich die Antwort: „Die müssen eben nach Greifswald gehen.“ Dass sich die Ausbildungsprogramme unterschieden, die Studenten kurz vor ihren Prüfungen standen, interessierte niemanden. In Absprache mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät erreichte ich, dass die beiden Kolleginnen noch in Rostock die Ausbildung der Studenten abschließen konnten. Die letzten Studenten der Slawistik haben wir im September 2007 verabschiedet, und mit meiner Pensionierung wurde das Institut für Slawistik an der Universität Rostock zum 1. Oktober 2008 geschlossen.

Doch habe ich eine gewisse Hoffnung, vielleicht nicht auf die Eröffnung eines neuen slawistischen Studienganges oder der Slawistik als Institution, sondern dass sich Wissenschaftler mit slawischen Themen befassen – wie schon

im 16. Jahrhundert. Wenn Sie in die Aula der Universität gehen, sehen Sie direkt über dem Pult das Bild von Chytraeus,<sup>7</sup> einem Theologen, der 1569 einen Bericht über die russisch-orthodoxen Kirchen verfasste und damit den Blick wieder auf russisch-orthodoxe Kirchen und auf die Volkskunde lenkte. Oder denken wir an den Historiker Kranz, der im 17. Jahrhundert Quellen zur Geschichte der Slawen behandelt hat. Im 20. Jahrhundert waren es vor allem die Indogermanisten, die in ihren Lehrveranstaltungen und in ihrer wissenschaftlichen Arbeit immer Bezüge zu slawischen Themen herstellten. In unserer Institutsbiographie<sup>8</sup> steht unter anderem, dass es in Zeiten eines geistigen, politischen, kulturellen Niederganges an der Universität Rostock keine Beschäftigung mit slawischen Themen gegeben hat. Gemeint ist damit nicht die Gegenwart, sondern die Zeit des 30jährigen Krieges oder die Zeit des Nordischen Krieges, als sich kein Rostocker Wissenschaftler mit diesen Fragen befasste.

Es gab in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten Anläufe zur Eröffnung einer Slawistik durch den Dekan der Philosophischen Fakultät. Der erste Antrag wurde vom Ministerium mit der Begründung abgelehnt, dass dafür kein Geld vorhanden sei. Das kommt mir sehr bekannt vor. Der zweite Antrag kam von einer nationalsozialistischen Jugendbewegung, die im Jahre 1939 forderte, dass man sich mit slawischen Sprachen und Kulturen beschäftigen müsse, weil man ja seinen Feind besser kennen lernen möchte.

Nach dem Krieg stellte 1946 der Rektor der Universität den Antrag an die Landesregierung Mecklenburg-Vorpommerns, ein Institut für Slawistik zu eröffnen, weil es notwendig sei, Russischlehrer auszubilden und weil Bedarf an Kenntnissen über die Sowjetunion bestehe. Damals passte die Eröffnung der Slawistik in das politische Konzept, aber jetzt – zum Eintritt Polens in die EU – fiel die Entscheidung, die Slawistik zu schließen. Polen reagierte sehr empfindlich darauf, und ich habe im September 2008 in einem Gespräch mit dem Rektor der Universität Rostock festgestellt, dass dieser sich an meine Vorschläge, Polnisch zumindest in Sprachkursen am Sprachenzentrum der Universität Rostock zu lehren, gar nicht erinnern konnte oder wollte. So nehme ich an, dass auch in Zukunft alle diejenigen, die Polnisch lernen wollen – es waren immer ca. 20 Studierende aus allen Fakultäten pro Semester –, keine Möglichkeit mehr dazu haben werden. Es bleibt mir aber die Hoffnung, dass die Slawistik, wenn nicht als Institut, dann doch als Beschäftigung mit den Slawen weiter geführt wird. Gute

---

<sup>7</sup> David Chytraeus: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000220](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000220)

<sup>8</sup> Raab, Harald; Müller, Oskar: *Geschichte der slawischen Studien und des Instituts für Slawistik an der Universität Rostock*. WZ der Universität Rostock, GSR H.5, 1970. Müller, Oskar: *Die Russistik an der WPU Rostock in den Jahren 1968-1980*. WZ der WPU Rostock, GSR H. 3-4, 1981. Sonderheft 40 Jahre Slawistik in Rostock. WZ WPU Rostock, H. 36, 1987.

Ansätze gibt es bei den Politikwissenschaftlern und auch bei den Historikern, und ich hoffe, dass vielleicht auch Studenten irgendwann einmal etwas einfordern, was durch die Politik offensichtlich gar nicht erwünscht ist.

Nun warte ich auf Ihre Fragen. Dankeschön.

## **Diskussion**

Transkription und Protokoll: Katrin Altmann, Julia Harder, Tobias Schneider

Kersten Krüger:

Wir dürfen uns bedanken, und ich eröffne gleich die Rednerinnen- und Rednerliste.

Axel Büssem:

Ja, ich bin selber Wessi, und es ist mir einiges so ein bisschen fremd. Sie haben gesagt, dass Ihre Studienunterlagen hin- und hergewandert sind. Was muss ich mir darunter vorstellen, wohin wandern die Unterlagen, und wer lässt sie wandern?

Ursula Kantorczyk:

Wenn wir Studienreisen in die Sowjetunion machten oder wenn wir nach der „Roten Woche“ unsere Protokolle geschrieben hatten und abschickten, dann gingen diese Unterlagen zunächst an den Sektionsdirektor, also den Dekan, und der schickte sie, sofern sie Reisen betrafen, weiter an das Auslandsamt, weil sie dort ausgewertet wurden. Andere Berichte gingen ganz sicherlich den Weg über die Parteileitung der Universität, das heißt, wenn sie dort gelesen und kommentiert waren, wurden sie an die Kreisleitung oder an die Bezirksleitung der SED weitergeleitet.

Axel Büssem:

Ich habe etwas anderes gemeint, und zwar die Immatrikulationsakten. Also, warum wanderten die Immatrikulationsunterlagen?

Gert Haendler:

Das kann ich Ihnen sagen. Die wurden von Fakultät zu Fakultät gegeben, die wurden aber auch von einer Fachrichtung zu einer völlig anderen Fachrichtung weitergeleitet. Meine eigene Tochter hatte sich zum Medizinstudium beworben und bekam ein Schreiben aus Karl-Marx-Stadt vom Maschinenbau, da waren ihre Unterlagen hingewandert. Dort sollte sie einen Studienplatz bekommen. Da waren wir ganz schön erschrocken.

Ursula Kantorczyk:

Also ich hätte Ihre Frage gar nicht beantworten können, weil ich nicht wusste, und auch bis heute nicht weiß, wie und warum mein Immatrikulationsantrag von Greifswald nach Rostock geschickt wurde.

Gert Haendler:

Also das weiß ich ja auch nicht, aber sie haben ja die Wirkung gesehen.

Kersten Krüger:

Wir müssen davon ausgehen, dass es ein Austausch von Studienplätzen war, durch den die Unterlagen der Bewerber wie auf einem Verschiebebahnhof mal dahin und mal dahin geschickt wurden.

Gert Haendler:

Überdies ging das ohne Wissen der Personen.

Jörn Wüstenberg:

Ich habe eine Frage zur ideologischen Einbindung. Sie hatten ja ein Fach vertreten, das der DDR-Führung auch ideologisch nahe lag. Meine Frage zielt darauf, ob und wo es Freiräume gab. Konnten Sie aus Ihrer Sicht Unterschiede zu den Fächern sehen, die ideologisch ferner lagen, von denen der Staat nicht so viel forderte. Hatten Sie Freiräume für Ihre Tätigkeiten?

Ursula Kantorczyk:

Ja, die Slawistik war ein favorisiertes Fach, sie war notwendig, weil Russischlehrer gebraucht wurden und weil die Verbreitung von Kenntnissen über die Sowjetunion (Kultur, Sprache, Gesellschaft, Politik) erwünscht war. Deshalb wahrscheinlich auch die starke Besetzung, die wir in unserem Institut zu verzeichnen hatten. Es gab kaum Probleme, Mitarbeiter zu bekommen. Die Slawistik gliederte sich in Sprach- und Literaturwissenschaft, Landeskunde und Methodik des Russischunterrichts. Von den Literaturwissenschaftlern ist nach der Wende nur eine Kollegin übernommen worden. Die Kommissionen zur Überleitung von Mitarbeitern in die neue Hochschulstruktur achteten ganz stark darauf, zu welchen Gebieten der Literaturwissenschaft geforscht und gelehrt worden war. Von den Professoren, die sich nur mit Sowjetliteratur befasst hatten, ist nach der Wende an den Hochschulen, die ich kannte, wohl nur einer übernommen worden. Dieses Gebiet war stark mit Ideologie verbunden. Sprachwissenschaft war unkompliziert, wobei es auch hier Unterschiede gab. Die sprachwissenschaftlichen Arbeiten der Pädagogischen Hochschulen enthielten immer eine Auswertung des jeweils letzten Pädagogischen Kongresses. Dort

wurde viel stärker auf den Zusammenhang von Sprachwissenschaft und Politik orientiert.

Ich hatte Glück mit meinem Doktorvater, Prof. Oskar Müller, der der Meinung war, dass Sprachwissenschaft mit Ideologie nichts zu tun habe und dass es ausreichen müsste, wenn ein Zitat von Lenin in der Dissertation verwendet werde. Als Sprachwissenschaftler hatten wir ja schließlich die russische Fachliteratur durchgearbeitet und verwendet. Die Bibliographien enthielten selbstverständlich die sowjetischen wissenschaftlichen Literaturangaben. Ich denke, unsere übergeordneten Parteistellen, also die Kreis- und Bezirksleitung, sind davon ausgegangen, dass die Slawisten fest in diesen Staat integriert sind, dass man sich um sie nicht so sehr zu kümmern brauchte. Auch in unserer Parteigruppe – ich denke mal, das war nicht die Norm – wurden wirklich offene und kritische Diskussionen geführt. Eine solche Kritik konnte immer dargestellt werden als Sorge der Genossen um diesen Staat und um die Partei. Im Laufe der Jahre wusste man natürlich, zu wem man offen sein konnte und zu wem nicht. Auch ich habe mich irgendwie arrangiert. Freiräume gab es durchaus, ich hatte auf die Gestaltung der Roten Woche verwiesen, auch in die Lehre konnte man sehr viel Eigenes einbringen. Zu mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern und ihre Einordnung in das damalige politische System kann ich nichts sagen.

Stephan Terrey:

Ich habe zwei Fragen. Einerseits möchte ich von Ihnen eine Erklärung haben. Mir ist ein kleiner Widerspruch aufgefallen. Sie erscheinen einerseits wie das weibliche Pendant zu Oskar Schindler. Sie haben die Protokolle über die Studenten modifiziert, um sie zu schützen, andererseits waren Sie bis 1989 in der Partei. Hatte das auch damit zu tun, dass Sie Ihrer Familie sämtliche Türen offen halten wollten oder gab es auch andere Beweggründe?

Die zweite Frage: Sie wurden ja schon frühzeitig aufgefordert, in die Partei einzutreten, sind aber erst 1989 aus der Partei ausgetreten. Andere Zeitzeugen berichteten, dass sie zur Zeit der DDR Professor wurden, sobald sie in der Partei tätig waren. Sie wurden es erst nach 1990.

Ursula Kantorczyk:

Zum Ersten. Der Vergleich mit Schindler ist natürlich nicht berechtigt. Es gehörte kein Mut dazu, in die Protokolle etwas anderes hinein zu schreiben, als tatsächlich diskutiert wurde. Ich hatte einfach das Gefühl, man müsse Anstand bewahren und sich selbst im Spiegel ansehen können. Ich konnte doch einfach nicht jemanden, der zu mir Vertrauen hatte, preisgeben. Es ist eigentlich das erste Mal, dass ich das offen lege. Meine Studenten wussten, dass sie zu mir Vertrauen haben konnten, und Vertrauen kann nur gegenseitig funktionieren.



Zweitens, weshalb ich nicht früher aus der Partei ausgetreten bin: Man konnte freiwillig in die Partei eintreten, aber man konnte nicht freiwillig austreten, weil das mit gravierenden Konsequenzen verbunden gewesen wäre. Austreten aus der Partei – das kam für mich nicht in Frage. Die Parteizugehörigkeit wurde durch Ausschluss oder Tod beendet. Wer sein Parteibuch auf den Tisch legte, d.h. abgab, der setzte seine Karriere, seinen Arbeitsplatz aufs Spiel. „Dann bist du es nicht wert, an dieser Universität zu arbeiten!“, hätte es geheißen. Professor wäre ich an der Universität Rostock nie geworden, selbst dann nicht, wenn ich mich früher habilitiert hätte. Auf meine Anfrage, ob und wann für mich eine Stelle als Oberassistentin vorgesehen sei, erhielt ich die Auskunft, dass eine solche Stelle für mich nicht vorgesehen sei. Eine (sowjetische) Literaturwissenschaftlerin sollte auf die freie Stelle gesetzt werden, und erst, als sich herausstellte, dass ihre Habilitation negativ begutachtet worden war, erhielt ich diese Stelle. Vielleicht hätte ich ein bisschen vorsichtiger und ruhiger auftreten sollen, das aber wollte ich nicht, das konnte ich auch nicht.

Henrik Babanov:

Sie hatten viel mit Polen und der russischen Sprache zu tun und machten auch Reisen. Hatten Sie auch Kontakte zu südslawischen Ländern, zum Beispiel zu Jugoslawien oder Bulgarien? Altbulgarisch und Kirchenslawisch sind ja wichtige Sprachgebiete. Die Kontakte der anderen sozialistischen Staaten zu Jugoslawien waren ja immer etwas mit Problemen behaftet.

Ursula Kantorczyk:

In einen südslawischen Staat bin ich vor der Wende überhaupt nicht gekommen. Für mich persönlich war immer die Sowjetunion wichtiger und näher – in wissenschaftlicher Hinsicht, auch in privater Hinsicht, weil ich dort Freunde hatte und habe. Wenn ich ein oder zwei Jahre nicht da war, habe ich bis heute das Gefühl, dass ich wieder dorthin muss. Nach Moskau und Petersburg bin ich immer gern gefahren, habe mich dort wohl gefühlt. Da Jugoslawien einen eigenen Weg eingeschlagen hatte, der von der DDR und der Sowjetunion nicht gebilligt wurde, gab es wenig Informationen über diesen Staat, und die Reisemöglichkeiten waren eingeschränkt. Auch mit den Beziehungen zu Polen hatte die DDR ihre Probleme. Das polnische Konsulat in Rostock wurde geschlossen, man wollte Polnisch nicht mehr an der Universität lehren. Polnischunterricht an einer Schule gab es eine ganze Weile in Rostock, wurde dann aber abgeschafft. 1980, als die Solidarność-Bewegung begann, war auch die Berichterstattung über Polen sehr restriktiv. Mich hatte Polen im Jahre 1968 sehr beeindruckt, als ich auf einer Reise feststellte, dass der „polnische Sozialismus“ viel freizügiger war. Die Polen zeigten ihren Drang nach Unabhängigkeit von der Sowjetunion offen, sie hatten relativ gelockerte Reisemöglichkeiten ins kapitalistische Ausland, boten Niveacreme in

ihren Geschäften an, und man konnte westdeutsche Zeitschriften kaufen! Auch in der Tschechoslowakei merkte man, wie eingeeengt man in der DDR lebte.

Jörn Wüstenberg:

Sie sagten, dass es an der Sektion Sekretäre gab, die von außen kamen und möglicherweise mit diesem Haus [der Staatssicherheit] in Verbindung standen. Wissen Sie darüber etwas? Haben Sie sich da eingeschränkt gefühlt? Wusste man – etwa unter der Hand – wer das ist?

Ursula Kantorczyk:

Es wurde getuschelt. Also, wir hatten einen sehr interessanten jungen Mann, der Sekretär des Sektionsdirektors wurde und aus der Sektion Betriebswirtschaft kam. Normalerweise arbeitete in einer derartigen Position ein Philologe – ein Germanist, ein Slawist oder ein Anglist. Da tauchte dieser Mann auf, über den wir uns wunderten. Eines Tages kündigte er eine Computereinführung für Mitarbeiter an. Wir kannten ja alle keinen Computer, und dann haben wir jeden Sonnabend bei ihm im Computerkurs gesessen. Der naheliegende Verdacht bestätigte sich nach der Wende nicht. Mit der Stasi hatte er nichts zu tun. Verdächtigungen waren kein Einzelfall an unserer Fakultät. Bis heute berührt es mich sehr, dass eine meiner Kolleginnen, mit der ich sehr eng zusammengearbeitet hatte, wirklich für die Stasi tätig war. Sie war in der Slawistik nicht die Einzige. Bei einigen hatten wir es vermutet, man wusste auch, dass die Ausübung höherer Funktionen mit der Weitergabe von Informationen an „andere Stellen“ verbunden war. Eingeschränkt fühlte ich mich nicht, allerdings wusste ich – zumindest glaubte ich zu wissen –, wem gegenüber ich meine Ansichten offen äußern konnte oder eben nicht.

Kolja Trieglaff:

Sie haben eine Bücherverbrennung an Ihrer Schule angesprochen. So etwas habe ich noch nicht gehört. Ich würde gern wissen, war das eine Aktion Ihrer Schule oder nur Ihrer Klasse, oder war das eine größer angelegte Sache?

Ursula Kantorczyk:

Es war offensichtlich die Initiative eines FDJ-Sekretärs. FDJ – das war die Jugendorganisation „Freie Deutsche Jugend“, in die (fast) alle Schüler ab 14 Jahren eintraten. In meiner Klasse bekamen alle Schüler zwei Anträge: einen für die FDJ, und einen für die DSF. Dann hieß es: „Nun unterschreibt mal!“ – und wir alle waren Mitglieder beider Organisationen. In unserer Klasse gab es niemanden, der sich geweigert hätte. Von Bücherverbrennungen als allgemeine Aktion habe ich nichts gehört, ich weiß nur, dass sie an unserer Schule stattfand und dass es auch Schüler gab, die Bücher dazu mitbrachten. Ich vermute, dass dies eine eigene Initiative des FDJ-Sekretärs darstellte, der sich vielleicht hervortun wollte.

Kolja Trieglaff:

Ging es nur um die beiden Bücher?

Ursula Kantorczyk:

Es ging um Bücher bürgerlicher Literatur, und dazu zählten die Bücher von Karl May, die Bände „Trotzköpfchen“, auch „Nesthäkchen“. Warum gerade diese Bücher verbrannt werden sollten, ist mir bis heute nicht erklärlich.

Axel Büssem:

Sie haben erwähnt, in jungen Jahren hätte man zu Ihnen gesagt, Sie könnten als Arbeiterkind studieren. War es eine allgemeine Haltung oder vielleicht sogar eine Motivation, Arbeiterkinder bevorzugt studieren zu lassen, um sie für den Staat zu gewinnen?

Ursula Kantorczyk:

Ja, das war ein Bildungsprinzip. Einerseits wollte die DDR das bürgerliche Bildungsmonopol brechen. Es sollten nicht mehr nur Kinder begüterter Eltern studieren. Die Förderung begabter Kinder aus sozial schwachen Familien würde auch unserem heutigen Staat gut zu Gesicht stehen. Auf der anderen Seite denke ich schon, dass man für die Partei und für den Staat seine Kader heranbilden wollte. Wenn der Staat es versteht, jungen Menschen (Hochschul-)Bildung zu ermöglichen, kann er vielleicht auch damit rechnen, dass diese Menschen Dankbarkeit empfinden und die Bereitschaft entwickeln, für diesen Staat und „die Partei“ zu arbeiten. Wir hatten in unserer Seminargruppe eine Studentin, die die ABF – die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät – besucht hatte. Dort wurden Arbeiterkinder auf ein Studium vorbereitet. Sie wurde auch während des Studiums darauf hingewiesen, dass sie sich dieser Förderung würdig zu erweisen habe. Ich höre es bis heute: „Sie kommen doch von der ABF. Der Staat hat schon viel für Sie getan. Jetzt möchten wir Ergebnisse sehen.“

Übrigens bin ich – obwohl auch ich ein „Arbeiterkind“ war, nie angesprochen worden, ob ich für die Staatssicherheit arbeiten würde.

Kersten Krüger:

Jetzt habe ich eine Frage zur Dritten Hochschulreform. Die haben wir ja schon einige Male hier erörtert. Einige Kollegen sagten, das sei eine großartige Sache gewesen. Worauf ich abheben möchte, ist die Verbindung zur Praxis. In den Naturwissenschaften sahen wir, dass es da relativ einfach war, Verträge über die Forschungsschwerpunkte mit den Betrieben der Region zu schließen. Wo lag der Praxisbezug der gesellschaftswissenschaftlichen Fächer? In den Gesellschaftswissenschaften werden ja keine Schiffe produziert. Da kann man eigentlich keinen Vertrag mit einem Betrieb machen. Wo lag der vertraglich fixierte Praxisbezug

Ihres Faches? Der war vorgeschrieben. In der Zeit waren Sie zwar nicht Direktorin, aber Mitglied der Slawistik.

Ursula Kantorczyk:

Der Praxisbezug wurde während meines Studiums mit der Durchführung von Praktika hergestellt, organisiert durch den Direktor des Instituts. Die Praxisorientierung der Absolventen geschah offensichtlich durch das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen: Die Diplomslawisten sollten in Verlagen, auf dem Gebiet der Kultur (zum Beispiel als Leiter der Häuser der DSF) arbeiten. Als sich herausstellte, dass der Bedarf an solchen Hochschulkadern nicht mehr bestand, wurde umorientiert – Ausbildung von Slawisten für die Volksbildung.

Kersten Krüger:

Lehrerausbildung?

Ursula Kantorczyk:

Ja, Lehrerausbildung. Die Ausbildung von Slawisten war ja seit 1968 auf die Ausbildung von Russischlehrern beschränkt. Das Ministerium für Volksbildung gab vor, wie viele Russischlehrer ausgebildet werden sollten. Als positiv schätze ich ein, dass unsere Studenten sehr früh Unterrichtspraktika an den Schulen durchführten. Ein ganzes Semester wurde obligatorisch als schulpraktisches Semester in das Studium integriert, die Studenten gaben unter der Anleitung von Mentoren Unterricht, ihre Stunden wurden regelmäßig von Fachdidaktikern und Mitarbeitern der Slawistik besucht und ausgewertet! Nach Beendigung des Studiums waren unsere Studenten sofort in der Lage, als Russischlehrer zu arbeiten. Sie waren vorbereitet auf ihren Beruf.

Ich möchte noch ein paar Beispiele anführen, die belegen sollen, dass man durchaus eigene Entscheidungen durchsetzen konnte. In unserem Institut gab es eine ganz engagierte Genossin, die von Studenten und Mitarbeitern gleichermaßen geachtet wurde, weil sie fachlich gut war, Durchsetzungsvermögen besaß und sich nicht scheute, auch öffentlich ihre Meinung zu äußern. Sie hatte viele Jahre als Lehrerin gearbeitet, war als „Verdiente Lehrerin des Volkes“ ausgezeichnet worden und sollte auf einem Lehrerkongress in Berlin einen Vortrag halten. Ihr wurde vor dem Kongress gesagt, das Mitglied des Politbüros, der Genosse Hager, würde entscheiden, ob sie ihren Vortrag ohne Korrekturen halten könne. Kurt Hager sah sich ihr Manuskript an und wünschte einige Änderungen. Darauf antwortete sie: „Genosse Hager, entweder ich halte den Vortrag so, wie ich ihn hier habe, oder ich werde nicht auftreten. Ich habe 20 Jahre lang in der Schule gearbeitet, war als Fachberaterin tätig, ich kenne die Probleme an unseren Schulen. Wenn ich darüber nicht sprechen darf, werde ich nicht auftreten.“ Sie hielt ihren Vortrag ohne Korrekturen.

Ein weiteres Beispiel: Wir wollten eine Aufnahmeprüfung für Russisch-Deutsch-Lehrer einführen, weil sich für diese Fachrichtung nicht selten Abiturienten einschrieben, die keine Zulassung zu ihrem Wunschfach erhalten hatten. Wenn alles andere nicht mehr ging, dann wurde man Russisch-Deutsch-Lehrer. Wir wandten uns damit an das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen und erhielten die Antwort, das sei nicht möglich, weil eine Aufnahmeprüfung ein Misstrauen gegenüber der Volksbildung bedeute, denn schließlich habe jeder Student ein Abitur bestanden. Da schrieb die besagte Kollegin an das Ministerium, dann müsste man auch akzeptieren, dass ein Beinamputierter Sport studieren könne oder jemand mit schwachen Stimmbändern zum Musikstudium zugelassen werden könne. Das waren Fächer, für die es Aufnahmeprüfungen gab. Wenn aber jemand keine Sprachbegabung und Angst vor der Arbeit mit Kindern habe, dann könne er wohl Russischlehrer werden? Eine Antwort erhielten wir nicht, aber nach dem ersten Semester verließen uns regelmäßig etliche Studenten, die eingesehen hatten, dass dieser Beruf sie nicht glücklich machen würde. Die Rostocker Slawistik wurde hierfür nie gerügt.

Stefan Terrey:

Im Zeitalter der Emanzipation betrifft meine Frage Ihre Rolle als Frau in Ihrem Institut und in der Wissenschaft.

Ursula Kantorczyk:

In der Slawistik gab es immer mehr Frauen als Männer, das scheint ein Charakteristikum philologischer Fächer zu sein. Damals wie jetzt gibt es eine weitere Tendenz: In der Qualität der Studienergebnisse gibt es keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen, es promovieren gerade in philologischen Fächern mehr Frauen als Männer, auch bei den Habilitationen ist der Frauenanteil zumeist höher. Die Entscheidung für eine Professur fällt jedoch häufig zugunsten eines männlichen Bewerbers.

Natürlich haben es Frauen, die eine Familie haben wollen, schwerer, sich als Wissenschaftler zu etablieren. Zu DDR-Zeiten war es übrigens einfacher, Beruf und Familie in Einklang zu bringen. Viele Studentinnen hatten bereits in den letzten Studienjahren ein Kind, ihr Arbeitsplatz nach dem Studium war garantiert, die Betreuung der Kinder in Kindergärten gesichert. Man bekam nicht unbedingt eine Arbeit an einem gewünschten Ort, um einen Krippenplatz musste man sich bemühen, die Gehälter waren gering. Dass sich die Emanzipation einer Frau über die Arbeit definierte, war jedem klar. Gerade als Wissenschaftler ist man in der Lage, seinen Tagesablauf und sein Leben so zu organisieren, dass man Zeit für die wissenschaftliche Arbeit hat. Meine berufliche Anerkennung habe ich mir ganz sicher auch dadurch erworben, dass ich trotz oder wegen meiner Familie meine wissenschaftlichen Ziele erreichen konnte. Für die Akzeptanz einer Frau in einer



leitenden Funktion dürfte das sicherlich auch eine nicht unerhebliche Rolle spielen, insbesondere dann, wenn dem Arbeitsbereich Frauen und Mütter angehören.

Kolja Trieglaff:

Sie haben gesagt, dass oftmals nach den Sommerferien Lehrer im Kollegium fehlten. War das eine allgemeine Sache, dass überall Leute gefehlt haben oder bezog sich das nur auf die Lehrer?

Ursula Kantorczyk:

Ich denke, das war bis August 1961 eine generelle Tendenz. An den Schulen wurde es besonders brisant, wenn Lehrer in den Sommerferien die DDR verlassen hatten. Während des Schuljahres wäre es sofort aufgefallen, dass jemand fehlt, also war es sicherer, seine Republikflucht für die Urlaubszeit zu planen. Dass die Republikflucht zu einem enormen Mangel an Fachkräften führte, wurde schließlich als ein Argument für die Errichtung der Grenze zur BRD angeführt.

Axel Büssem:

Sie haben gesagt, ein Kollege wurde entlassen, weil er nicht unterschrieben hatte, dass er den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes billige. Wurde er in direkter Folge entlassen oder suchte man später einen Anlass? Ich habe so in Erinnerung, dass keiner direkt gefeuert wurde.

Ursula Kantorczyk:

Dieser Kollege, Genosse, war ein kritischer Mensch, der seine durchaus nicht immer mit der „Linie der Partei“ konform gehenden Ansichten auch offen darlegte. Er war unbequem. Seine Äußerungen sind ganz sicher an die für politisch-ideologische Fragen spezialisierten Organe weitergegeben worden. Ich weiß nicht, ob mit ihm „Parteigespräche“ geführt worden sind, nehme es aber an, und so, wie ich ihn kenne, hat er sich uneinsichtig gezeigt, d.h. er war nicht bereit, von seinen Ansichten zurückzutreten. Das alles muss in der Zeit stattgefunden haben, als ich in der Berufsschule arbeitete. Der Entlassung ging natürlich der Ausschluss aus der SED voran. Erst nach der Wende habe ich erfahren, dass extra seinetwegen eine Wandzeitung etabliert wurde, auf der die Mitarbeiter der Institute mit ihrer Unterschrift dokumentieren sollten, dass sie den Einmarsch der sowjetischen Truppen in die ČSSR billigten. Dieser Kollege – und es muss der Einzige gewesen sein – unterschrieb nicht, und damit war der Anlass, ihn zu entlassen, gegeben. Der Mann hatte promovieren wollen. Er hat bis 1989 als Übersetzer an der Warnow-Werft gearbeitet. 1989 kam er in unser Institut und bat mich, ihn zu unterstützen, weil er die letzten Jahre vor der Rente gern wieder an der Universität arbeiten würde.

Sie werden nicht glauben, wie schwierig es war, diesen Mann, der praktisch sein ganzes Leben auf Grund einer politischen Entscheidung anders gestalten musste, für diese Zeit hier zu beschäftigen – ich glaube, es waren zweieinhalb Jahre, die er noch bis zur Rente zu arbeiten hatte.

Anne Litzenbauer:

Mich würde interessieren, was Sie sich von der Evaluation versprochen. Hofften Sie vielleicht, die Slawistik noch erhalten zu können, etwa für den Sprachunterricht? Oder wollten Sie noch eine Bestätigung, dass Ihr Fach in Rostock von hoher Qualität war?

Ursula Kantorczyk:

Beide Aspekte haben bei mir eine Rolle gespielt. Ich bin oft gefragt worden, warum ich mir das überhaupt noch antue. Ich hatte einfach das Gefühl, dass ich „mein“ Fach, „mein“ Institut nicht widerspruchlos aufgeben kann, ich wollte auch vermeiden, dass der Eindruck entsteht, dass die Slawistik in Rostock wegen einer ungenügenden Qualität in Forschung und Lehre geschlossen werde. Ich wollte durch die Evaluierung eine dokumentierte Bestätigung dafür erhalten, dass die Schließung der Slawistik in Rostock ausschließlich eine politische Entscheidung darstellt. Das war für mich, für meine Mitarbeiter, für meine Studenten und auch für meine Fachkollegen im In- und Ausland wichtig.

Kersten Krüger:

Diesem Schlusssatz, so unerfreulich er auch ist, können wir uns nur anschließen. Wir danken unserer Referentin für die eindrucksvolle Darstellung ihrer Biografie und der Entwicklung ihres Faches in Rostock. Ebenso danken wir unseren diskutierenden wie teilnehmenden Gästen und Studierenden. Wir schließen die Sitzung.

## Niemann, Hermann Michael

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001731](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001731))  
vom 25.06.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. theol. habil.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	seit 1993      Professor (C4) für Altes Testament und Biblische Archäologie
<i>Fakultät:</i>	Theologische Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Institut für Altes Testament
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Lehre im gesamten Berufungsgebiet Forschungsschwerpunkte: Politische, sozioökonomische und religiöse Geschichte und Landeskunde Israels bzw. Syrien/Palästinas in der Antike, Biblische Archäologie, Biblische Lebenswelt

---

<i>Weitere Vornamen:</i>	Friedrich
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 19.10.1948 in Rostock
<i>Konfession:</i>	evangelisch-lutherisch
<i>Vater:</i>	Hugo Willi Albert Niemann, Pastor
<i>Mutter:</i>	Anna Katharina Olga Niemann, geb. Michels, Buchhalterin
<i>Kurzbiographie:</i>	
1967	Abitur, Rostock
1967-69	Studium der Evangelischen Theologie, Univ. Rostock
1969-70	Studium der Evangelischen Theologie, Humboldt Univ. Berlin
1970-72	Studium der Evangelischen Theologie, Univ. Rostock
1972-76	befristeter Assistent im Wissenschaftsbereich Altes Testament der Sektion Theologie, Univ. Rostock; Lektor für Hebräisch
1976-90	unbefristeter Assistent im Wissenschaftsbereich Altes Testament, Univ. Rostock; Lektor für Hebräisch
1991	Vertretung des Lehrstuhls Altes Testament, Univ. Rostock

- 1992 Akademischer Oberrat an der Theologischen Fakultät, Univ. Rostock
- 1993 Lehrauftrag an der Theologischen Fakultät, Univ. Hamburg
- seit 1993 Professor (C4) für Altes Testament und Biblische Archäologie
- 1995 Beginn regelmäßiger archäologischer Ausgrabungstätigkeit in Israel (drittmittelfinanziert) sowie 2005 in der Türkei

*Akademische Abschlüsse:*

- Studienabschluss: 1972 1. Theologisches Examen / Dipl.-Theologe, Univ. Rostock
- Promotion: 1980 Dr. theol., Univ. Rostock
- Habilitation: 1991 Dr. theol. habil. (Altes Testament), Univ. Rostock

*Akademische Selbstverwaltung:*

- 1994-96 Prodekan der Theologischen Fakultät
- 2002-04 Prodekan der Theologischen Fakultät
- 2004-06 Dekan
- 2006-08 stellv. Mitglied des Senats

*Funktionen:*

- 1997-2003 Mitglied des Wiss. Beirates für Weiterbildung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs
- seit 2000 Gewählter Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn
- seit 2006 Mitglied der XIV. Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs
- seit 2007 Leiter des Wiss. Beirates des Forschungsmagazins "Traditio et Innovatio" der Univ. Rostock
- seit 2008 Vorstandsmitglied des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas e.V.

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

- Wissenschaftliche Gesellschaft für Theologie, e.V.
- Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas e.V.
- Deutscher Hochschulverband
- Mitglied der Finnischen Akademie der Wissenschaft und Literatur, Helsinki (Suomalainen Tiedekatemia / Academia Scientiarum Fennica)

*Werke (Auswahl):*

- Die Daniten. Studien zur Geschichte eines altisraelitischen Stammes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985 (= Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, 135).
- Herrschaft, Königtum und Staat. Skizzen zur soziokulturellen Entwicklung im monarchischen Israel. Tübingen 1993 (= Forschungen zum Alten Testament 6).
- Von Oberflächen, Schichten und Strukturen. Was leistet die Archäologie für die Erforschung der Geschichte Israels und Judas? In: Christof Hardmeier ed., Steine -

Bilder - Texte. Historische Evidenz außerbiblischer und biblischer Quellen.

Arbeiten zur Bibel und ihrer Geschichte, 5. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2001, S. 79-121.

Kern-Israel im samarischen Gebirge und seine zeitweilige Peripherie: Megiddo, die Jezreelebene und Galiläa im 11. bis 8. Jahrhundert v. Chr. Archäologische Grundlegung, biblische Spiegelung und historische Konsequenzen. UF 35, 2003 (erschienen 2004), 421-485.

Royal Samaria – Capital or Residence ? or: The Foundation of the City of Samaria by Sargon II. In: Grabbe, L. L. ed., Ahab Agonistes: The Rise and Fall of the Omri Dynasty. Library of Hebrew Bible / Old Testament Studies, 421 = European Seminar in Historical Methodology, 5. London and New York: T & T Clark 2007, pp. 184-207.

*Quellen:*

eigene Angaben

*Weitere Literatur:*

Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender.  
Wikipedia.



**Zeitzeugenbericht**  
**von Prof. Dr. Hermann Michael Niemann am 11. Dezember 2008**

**Bürger und Bauern:**  
**Familie und Lebensweg bis zum Ende der Schulzeit (1948-1967)**

Von den Familien meines Vaters und meiner Mutter habe ich anscheinend eine Mischung von bäuerlicher Bodenständigkeit und Pragmatik einerseits und andererseits bürgerlichem Selbstbewusstsein, Neugier, Reiselust, Liebe zu Musik, Kunst und Kultur sowie unternehmerisches Interesse geerbt. Die väterlichen Vorfahren stammten aus Mecklenburg. Sie waren Landarbeiter (Tagelöhner) und Kleinbauern in der Gegend von Goldberg (Zidderich, Kirchdorf Techentin) und Thelkow/Sophienhof bei Tessin. Zwei Geschwister meiner Thelkower Urgroßmutter wanderten, wie viele Mecklenburger, in den schwierigen sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Amerika (Illinois) aus. Mein Thelkower Großvater wagte den Schritt in die Stadt Rostock, wo er eine Anstellung bei einem Offizier fand. Er lernte in Rostock meine Goldberger Großmutter kennen, die einen ähnlichen Weg aus dem elterlichen Dorf nach Rostock genommen hatte. Er hat sich dann bei der Reichsbahn vom Bremser zum Zugführer hochgearbeitet. Seinem Sohn, meinem Vater, finanzierte er nach kaufmännischer Lehre und kurzer Berufstätigkeit ein Theologiestudium. Zuvor musste mein Vater, weil es diese Möglichkeit in Rostock nicht gab, in Berlin auf einer Privatschule das Abitur nachholen. Der Wunsch, Theologie zu studieren, war ihm während seiner ehrenamtlichen Tätigkeit beim Aufbau und der Leitung einer christlichen Pfadfindergruppe im Rahmen eines christlichen Vereins gekommen.

Die Familie meiner Mutter verstreute sich über ein Gebiet zwischen dem sächsischen Oederan bei Chemnitz über den Harz bis ins Sachsen-anhaltinische Magdeburg. In dieser Familie dominierten Beamte, Apotheker, Pfarrer. Ein Großvater meiner Mutter war Generalarzt in der preußischen Garnison Magdeburg-Cracau. Ein anderer Großvater hatte mit einer Hagel- und Feuerversicherung viel Geld verdient und sich zwei Rittergüter, Griffenhagen und Buddenhagen in der Prignitz, gekauft. Er hat sich auch in der Öffentlichkeit engagiert und wurde Ehrenbürger der nahegelegenen Stadt Meyenburg. Sein Sohn, mein Großvater, lernte Landwirtschaft, um die Güter zu übernehmen, überlegte es sich aber anders, studierte Theologie und diente der Kirche sein Leben lang als Pastor im Harz. Seine jüngere Tochter, meine Mutter, ging aufgrund einer Beziehung meiner Großmutter zum „Deutschen Frauen-Missions-Gebetsbund“ nach Rostock zu einer Art Praktikum. Der DFMGB, gegründet, organisiert und geleitet von den Familien von Oertzen und von Bülow, veranstaltete nicht nur ein lebhaftes Ge-

meinde- und Gottesdienstleben, sondern entsandte auch Missionarinnen nach Übersee. In diesen Kreisen lernte meine Mutter meinen Vater kennen.

Die Wurzeln beider sehr verschiedenen Familien spürte ich bei meinen Eltern, wo mein Vater den bäuerlich-kleinbürgerlichen Trend vertrat, während meine Mutter manches der traditionellen Strenge ohne viel Aufhebens und wohl ohne, dass mein Vater dies merkte, in die ihr vertraute großzügig-urbane Bürgerlichkeit umlenkte.

Mein Vater studierte Anfang der 30er zunächst an der Rostocker Theologischen Fakultät, dann in Tübingen. Sein „Cassa-Buch“ während des Studiums, das nicht nur den ehemaligen Kaufmann spüren lässt, sondern auch seinem das Studium finanzierenden Vater gegenüber Rechenschaft geben wollte, verzeichnet neben Mensakosten und Büchergeld usw. auch z.B. den Kauf von einem viertel Liter Milch für 0,01 Reichsmark und 0,02 Reichsmark Sonntagskollekte. Die Vorlesungen unter anderen bei Karl Heim, Adolf Schlatter und Paul Volz haben ihn sehr beeindruckt. Nach Rostock zurückgekehrt, legte er das Fakultäts-Examen ab und nach dem Vikariat das Zweite Theologische Examen. Dies tat er aber nicht in Mecklenburg, wo inzwischen die evangelische Kirche unter Kontrolle der so genannten „Deutschen Christen“ stand. Er legte das Examen lieber in Hannover ab, wo die Landeskirche und deren Leitung von Angehörigen der „Bekennenden Kirche“ dominiert wurden. Kaum examiniert, wurde er zum Wehrdienst eingezogen. Er wurde im Mittelabschnitt der Ostfront nach wenigen Monaten Fronteinsatz als Kompanieführer schwer verwundet. Damit kam ein Fronteinsatz nicht mehr in Frage. So hat er bis Kriegsende in Rostock eine Ausbildungskompanie geführt.

Unmittelbar nach Kriegsende begann er den kirchlichen Dienst in Rostock, zunächst als Hilfsprediger und Krankenhausseelsorger der Frauen-, Augen- und Hals-Nasen-Ohrenklinik in der Doberaner Straße. In der Heiligen Geist-Gemeinde zu Rostock, tat er dann Dienst neben drei weiteren Pastoren. Sein Pfarrbezirk umfasste ein Wohnviertel von Werft- und anderen Arbeitern und Angestellten, wo er sich menschlich und sozial wohl fühlte und mit Begeisterung seinen Dienst tat. Deshalb hat er auch nie die Gemeinde gewechselt. Kaufmann blieb er auch, indem er alle Dienste seiner Amtszeit bis zum 1.März 1975 akribisch registrierte: 1.005 Taufen, 995 Konfirmationen, 465 Trauungen, 1.762 Bestattungen, und über 10.000 Besuche, die auf Listen mit Datum, Name und Hauptgrund des Besuchs verzeichnet wurden.

In einem typischen protestantisch-bürgerlichen Pfarrhaus bin ich aufgewachsen. Dazu gehörten sehr oft „dienstliche“ Gäste am Esstisch neben den fünf Kindern, einer Praktikantin, meiner Großmutter und anderen Gästen, oft mehr als zwölf Personen. Die Tischgespräche trugen zu einem weiten Horizont bei. Meine Interessen an Literatur und Musik, Geschichte, Geographie und Politik haben in diesem Elternhaus ihre Wurzeln. Die Grundschulzeit ab 1955 an der Karl-Liebnecht-Schule im Rostocker Friedhofsweg begann vier Jahre lang mit einem

väterlichen, erfahrenen Lehrer, Kurt Zarncke. Die folgenden DDR-Schuljahre waren nur durch einen einzigen gewichtigen Bruch gekennzeichnet; als Pastorensohn galt ich ansonsten bei den damaligen politischen Anfeindungen gegenüber christlichen Jugendlichen und Kindern als „hoffnungsloser Fall“. An Werbungsversuche für die „Jungen Pioniere“ und die FDJ kann ich mich nicht erinnern. Nur während der so genannten Kuba-Krise 1962 wurde es Ernst. Mein Klassenlehrer verfasste eine flammende Resolution gegen den „verbrecherischen Präsidenten Kennedy“, der das kleine, harmlose Kuba bedrohe. Mir leuchtete nicht ein, dass ein, wie das West-Radio mitteilte, mit sowjetischen Raketen ausgerüstetes kleines Kuba nicht auch ein großes nahegelegenes Land bedrohen könne, und ich sagte das auch. Da ich als einziger nicht unterschreiben wollte, geriet Herr Helm in eine peinliche Lage und diskutierte eine volle Stunde vor der Klasse mit mir. Als ich auch nach Bedenkzeit am nächsten Tag nicht unterschrieb, schien die Sache erledigt. Ein halbes Jahr später bekam ich die Quittung, indem mir wegen mangelnder politischer Reife der Übergang in die „Erweiterte Oberschule“ (Klasse 9-12) verweigert wurde, obwohl ich der Zweit- oder Drittbeste der Klasse war. Protestbriefe meines Vaters an Stadtschulrat und Volksbildungsministerin Margot Honecker blieben ohne Antwort.

So beendete ich die Grundschulzeit mit der 10. Klasse, begann auf dem „Michaelshof“ in Rostock-Gehlsdorf, einer kirchlichen Pflegeanstalt, halbtags zu arbeiten. Das ließ mir genug Zeit, auf der Abendoberschule das Abitur zu machen. Die Arbeit in Gehlsdorf sowie die Abendoberschule waren zeitlich so gut zu bewältigen, dass ich daneben viel lesen konnte, auch Vorträge der evangelischen und der katholischen Studentengemeinde besuchte, wo ich unter anderem Dr. Peter Heidrich über damals „Verbotenes“ wie Nietzsche und Heidegger referieren hörte. In diesen Jahren leiteten die Diakone Martin Herrbruck und Kurt Ahlhelm eine aktive und lebendige übergemeindliche kirchliche Jugendarbeit in Rostock, an der ich mich beteiligte; Freundschaften und Bekanntschaften aus diesen Kreisen bestehen noch heute. Einmal besuchte ich den Nestor der deutschen Klassischen Archäologen, Professor Gottfried von Lücken<sup>1</sup> in seiner Wohnung, um mich über die Möglichkeiten eines Archäologiestudiums zu informieren. In einem langen Gespräch hörte der Gelehrte dem Schüler freundlich zu, gab ihm Bücher zum Lesen mit und musste mitteilen, dass in Rostock damals keine Studenten ausgebildet würden. Wenn ich auswärts Archäologie studieren würde, bestünde die Gefahr, dass ich mit meiner „bürgerlichen“ Herkunft kaum ins (westliche) Ausland zu Ausgrabungen reisen dürfte und eher in einem Museum Staub wischen würde. Wenn mein Interesse für das Altertum aber anhielte, könne ich doch

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Gottfried von Lücken: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002308](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002308)

zunächst alte Sprachen bei den Theologen lernen. So kam ich doch zum Studienfach meines Vaters und Großvaters zurück.

### **Von Rostock nach Berlin und nach Rostock: Studium und Studien (1967-1972)**

Das Theologiestudium in Rostock begann als Studium der drei alten, für die wissenschaftliche Theologie notwendigen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein. Der Sprachunterricht in Griechisch und Latein bei Lektor Dr. Peter Heidrich war mehr als Sprachenlernen, war intensives Studium der Theologie. Denn an viele griechische und lateinische Begriffe knüpfte Dr. Heidrich ausführliche Erörterungen zu Geschichte, Kirchengeschichte, Literatur, Philosophie und Religionswissenschaft. Diese Grundausbildung wirkte so prägend und anregend, dass ich das gesamte Studium hindurch bei Dr. Heidrich<sup>2</sup> privatissime in Abendseminaren weiter lernte. Die Privatissima knüpften zunächst an die Plato-Lektüre im Griechisch-Unterricht an. Wir trafen uns in kleinem Kreis, meist 3-5 Studierende, einmal wöchentlich abends in Heidrichs Wohnung in der Adolf-Wilbrandt-Straße 9, wo hart gearbeitet, übersetzt, diskutiert wurde und es zum Abschluss um Mitternacht ein Glas Wein oder auch einen Pudding gab. Die Themen wechselten semesterweise: Aristoteles-Lektüre (natürlich aus dem griechischen Text!), Thomas von Aquinos Summa theologiae (lateinisch), Goethes Faust, Lessing-Lektüre, N. Hartmanns Ethik, Kants Kritik der reinen Vernunft und Kritik der Praktischen Vernunft, Hegels Logik, Heidegger-Lektüre, Nietzsche-Texte, deutsche Mystiker.

Nur zu zweit gab uns Heidrich einmal zwei Semester lang eine Einführung in die ägyptischen Hieroglyphen, gefolgt von Lektüre des ägyptischen „Sinuhe“. Hier wurde ein breites Spektrum humanistischer Bildung in persönlicher Verantwortung weitergegeben in einem gesellschaftlichen Kontext, wo die SED und ihr Staat ein Bildungsmonopol für sich beanspruchte. Der Unterricht bei Dr. Heidrich reichte bis weit in meine Assistentenzeit hinein. Heidrich hat mich menschlich und meine wissenschaftliche Arbeit, Haltung und Methode nachhaltig geprägt.

Das Biblisch-Hebräische lernte ich bei dem alttestamentlichen Assistenten Stefan N., der gerade erst sein Staatsexamen abgelegt hatte. Der relativ geringe Altersunterschied und seine humorvolle und frische Art des Sprachunterrichts machte Spaß, wenn man die erste Schwelle der ungewohnten semitischen Sprache und Schrift überwunden hatte. Kaum hatte das zweite Semester und damit der Hebräisch-Lektürekurs und das Proseminar bei Stefan N. begonnen, erschien N. nicht mehr zum Unterricht. Wir hörten, dass er erwogen habe, über Ungarn in den Westen zu gehen, den Plan aber wieder aufgegeben habe. Ein Bekannter, der

---

<sup>2</sup> Prof. Dr. Peter Heidrich: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002056](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002056)

davon wusste, hatte ihn gebeten, ihm die Wege der Flucht zu überlassen. Dieser Freund wurde in Ungarn verraten und so war auch Herr N. von der Staatssicherheit verhaftet worden. Wir bedauerten die Lage des beliebten Assistenten sehr, aber auch, dass er uns nicht weiter unterrichten konnte. Er konnte nach längerer Haft nach Westdeutschland ausreisen.

Solche schmerzlichen Verluste von nach „drüben“ gehenden Kommilitonen, Bekannten und Freunden, die uns Hiergebliebenen fehlten, sollte ich noch oft erleben. Mir selbst ist die Idee, nach „drüben“ zu gehen, bis auf eine kurze Situation (siehe unten) nie gekommen. Schon meinem Vater wäre es nie eingefallen, als Pastor, das heißt „Hirte“ seiner Gemeinde, die ihm anvertrauten Menschen im Stich zu lassen. Mir selbst ging es, zumal als ich dann auch Theologe war, ebenso, wenn ich mich auch nicht verantwortlich als Pastor für eine Gemeinde, aber für meine Studenten fühlte. Es war eine Frage der Standhaftigkeit und der Übereinstimmung von Glauben und Leben beziehungsweise von dem, was ich theologisch lehrte und erforschte und seiner Realisation im eigenen Lebensvollzug.

Meine historischen Interessen scheinen dem Kirchenhistoriker Prof. Gert Haendler<sup>3</sup> und seiner Assistentin, Frau Dr. Pauli,<sup>4</sup> aufgefallen zu sein. Im zweiten Semester bekam ich den Posten als Hilfskraft in der Kirchengeschichte. Dort war vor allem die Bibliothek, in der ich sowieso gern saß und las, mein Arbeitsgebiet bei der Bücherbearbeitung. Einmal jährlich wurde eine Revision veranstaltet und jedes Buch (oder sein Fehlen) nach den Katalogen geprüft. Dass dabei über vieles und viele Bücher gesprochen wurde, machte die Revisionen zum Vergnügen, zumal Frau Dr. Pauli humorvoll zu erzählen wusste. Neben den theologischen Lehrveranstaltungen besuchte ich wöchentlich öffentliche Vorlesungen des Klassischen Archäologen Prof. Gottfried von Lücken, einer schon äußerlich ehrwürdigen Gestalt. Er war sich nicht zu schade, für eine kleine Zahl von Theologiestudenten ein Seminar zur griechischen Epik abzuhalten, um das wir ihn gebeten hatte. Schließlich begann ich Vorlesungen und Seminare bei dem Alttestamentler Prof. Klaus-Dietrich Schunck<sup>5</sup> zu besuchen. Er war mir interessant, weil ich merkte, dass er spezielle Interessen auf dem auch mich faszinierenden Gebiet der Geschichte und Archäologie hatte und auf deren Bedeutung für die Bibelwissenschaft nachdrücklich hinwies.

---

<sup>3</sup> Prof. Dr. Gert Haendler: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001544](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001544)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 295-332.

<sup>4</sup> Prof. Dr. Sabine Pettke, geb. Pauli: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002043](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002043)

<sup>5</sup> Prof. Dr. Klaus-Dietrich Schunck: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001227](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001227)



Zu dieser Zeit, im vierten Semester, wurde mir deutlich, dass es ein Fehler gewesen war, in meiner Geburtsstadt das Studium zu beginnen. Wenn ich später in einem mecklenburgischen Dorf Pastor wäre, konnte ich kaum noch nach außerhalb wechseln und Fernerliegendes kennen lernen. So beschloss ich, das Studium woanders fortzusetzen.

### **Kultur und Studium in Berlin**

In der Zeit der DDR wurde örtliche Flexibilität unter den Studenten nicht gerade gefördert. Den Studienort zu wechseln war nicht selbstverständlich, zumal meine „Studienjahresgruppe“ nur sieben Studierende umfasste. Einer heiratete nach Potsdam, dem konnte man den Wechsel nach Berlin kaum verwehren. Bei mir fragte die Fakultätsleitung nach, warum ich denn weg wolle. Ich hatte keinen Grund, außer dem, noch etwas anderes kennen zu lernen. So versprach ich dem Dekan, Prof. Haendler, in absehbarer Zeit wiederzukommen. Nach Berlin zu gehen reizte mich, weil ich dort eine größere Auswahl an Konzerten, Schauspielen und Opern besuchen könnte. Der Wechsel hatte nichts mit der Attraktivität der dortigen Fakultät zu tun, im Gegenteil, das Kollegium der Berliner Theologische Fakultät war zum Teil „tiefrot“ politisiert und teilte sich in drei Gruppen, in „Linke“, kirchlich-theologisch in meinem Sinne Engagierte und eine gewisse Mitte. Als „extrem links“ galt vor allem das Ehepaar Hanfried Müller und Rosemarie Müller-Streisand. Bei ihnen kamen Lehrveranstaltungen für mich kaum in Frage; freilich habe ich einen Versuch bei Prof. Müllers Ethik-Vorlesung gemacht, brach ihn aber nach zwei Vorlesungsstunden wegen der penetranten Politisierung des Stoffes ab und hörte bei dem Rostocker Prof. Helmut Fritzsche<sup>6</sup> zwei Semester später eine solide Ethik.

Als kirchlich orientiert und unpolitisch galt der Alttestamentler Doz. Dr. Wächter. Der zweite Alttestamentler Prof. Karl-Heinz Bernhardt,<sup>7</sup> den ich schon als Schüler in einer Vorlesung in Rostock mit Interesse gehört hatte, weil er historisch-orientalistisch interessiert war, bot leider wegen seiner Tätigkeit als Sektionsdirektor keine Lehrveranstaltungen an. So hörte ich bei Dozent Wächter unter anderem eine „Einführung in die rabbinische Literatur“, die ich in bester Erinnerung habe und von der ich bis heute profitiere. Zu den „kirchlichen“ und politisch für mich ansprechenden Dozenten gehörten die beiden Neutestamentler. Den einen, Doz. Dr. Baumbach, hörte ich besonders gern. Seine Vorlesungen waren sehr anspruchsvoll, anstrengend und temperamentvoll vorgetragen. Ich

---

<sup>6</sup> Prof. Dr. Helmut Fritzsche: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001599](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001599)

<sup>7</sup> Prof. Dr. Karl-Heinz Bernhardt: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002044](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002044)

habe dabei sehr viel gelernt. Sie lagen unbequemerweise frühmorgens am Freitag. Wenn man die Doppelstunde Römerbrief oder 1. Korintherbrief geistig schweißgebadet überstanden hatte, da Dr. Baumbach während der Vorlesung auch Studierende zu Kommentaren aufrief („Herr Niemann, frischen Sie unser Hintergrundwissen doch mal schnell auf: Was sagt Paulus wo zur Taufe...?“ oder Ähnliches), konnte das erholsame Wochenende beginnen.

Bei dem anderen Neutestamentler, Prof. Schenke, ging es lockerer zu. Montagvormittags wurde in der Regel ein Teil der Vorlesung zum Johannesevangelium den Fußballergebnissen des Wochenendes gewidmet. So anstrengend es Freitagfrüh bei Baumbach zuing, so entspannt begann die Woche bei Prof. Schenke. Nicht nur bei mir beliebt – im völligen Gegensatz zu Prof. Hanfried Müller – war der gelehrte Systematische Theologe Prof. Hans-Georg Fritzsche, der als politisch gemäßigt und kirchenorientiert galt. Seine Dogmatik-Vorlesungen waren inhaltlich solide, klar formuliert und für die spätere kirchliche Praxis wertvoll und engagiert. Sein Seminar über Bonhoeffer hat mich inspiriert. Mit besonderer Spannung hörte ich seine Vorlesungen zur „Religionsphilosophie“, von der wir als Studierende mit Vergnügen bemerkten, dass sie offenbar nur pro forma so genannt wurde, weil die Marxisten ja ein Monopol auf die Philosophie beanspruchten. Tatsächlich las Prof. Fritzsche eine normale, aus den Quellen dargestellte Philosophiegeschichte, keineswegs auf Religionsphilosophie eingegrenzt.

Ein besonders Kapitel waren die Vorlesungen, Seminare und Exkursionen des Kirchenhistorikers und Christlichen Archäologen Dozent Dr. Alfred Raddatz. Er war kein Professor, was für uns Studierende ein Zeichen seiner politischen Zuverlässigkeit (in unserem Sinne!) war, denn wer vom DDR-Staat nicht (so leicht) befördert wurde, musste „oppositionell“ sein! Ich hatte Dr. Raddatz schon bei regelmäßigen Lehrveranstaltungen in Rostock als Gastdozent gehört und war von ihm zum „Bilderschieben“ (Bedienen des Dia-Projektors) ausgewählt worden. Der Junggeselle Raddatz galt als Original. Er lud mich mehrfach in Rostock in Cafés ein, wo sich interessante Gespräche ergaben. Unter anderem hatte er mir bei einem eventuellen Wechsel nach Berlin ein Zimmer in dem von ihm als Ephorus geleiteten kirchlichen Studentenwohnheim Johanneum in der zentral gelegenen Tucholskystraße 7 angeboten. Den Posten als Ephorus des Johanneums übernahm nach der für uns erstaunlichen Berufung von Dr. Raddatz an die Universität Wien (wollte man den politisch missliebigen Raddatz loswerden?) Prof. Hans-Georg Fritzsche, der bei unseren regelmäßigen Parties im Keller des Johanneums gern gesehen war. Er spendierte oft Essen und Bier und saß, selbst essend und freundlich lächelnd, unter uns und störte keineswegs.

Der übliche Marxismus-Leninismus-Unterricht in Berlin unterschied sich in der Langweiligkeit nicht von dem in Rostock. Im Nachhinein ist mir deutlich geworden, dass einige Besonderheiten der Berliner Semester wahrscheinlich mit der in West-Berlin gleichzeitig stattfindenden Studentenrevolte 1968/69 zusam-

menhingen und uns Studenten im Osten möglicherweise ablenken sollten. Zum Beispiel liefen maschinenschriftlich vervielfältigte Texte von Robert Havemann um, die wir begierig lasen und weitergaben, ebenfalls Texte von Wolf Biermann. Im Buchhandel waren – früher meines Wissens im Osten nie gedruckte – frühe Texte von Rosa Luxemburg zu haben, die man durchaus unorthodox-marxistisch und DDR-kritisch deuten konnte. In der Evangelischen Studentengemeinde lasen wir in Kleingruppen unter anderen solche Texte, auch das „Kommunistische Manifest“ in einem DDR-kritischen Sinne. Ich erinnere mich an Diskussionen in der Studentengemeinde unter uns Theologiestudenten, ob wir uns bei einer immer möglichen Einberufung zur Volksarmee nicht statt zu den Bausoldaten eher zur normalen Truppe melden sollten, um dort in christlich-pazifistischem Sinne propagandistisch oder „missionarisch“ zu wirken, eine Naivität, über die ich mich heute nur wundern kann.

Der Unterricht der Theologischen Fakultät fand Ende der 60er Jahre zum Teil im immer noch halb zerstörten Dom statt, und zwar in den Räumen unterhalb der vier Eck-Türme. Regelmäßig arbeitete ich in Berlin ein Wochenende durch, am zweiten Wochenende leistete ich mir ein, zwei Konzerte oder Theateraufführungen neben der Arbeit und aß – als Unterbrechung der an sich nicht schlechten Mensaverpflegung – im Weinlokal Ganymed am Schiffbauerdamm oder einem vergleichbaren Restaurant. Jedes dritte Wochenende fuhr ich nach Hause, war da aber wenig zu Hause, sondern meist bei meiner damaligen Freundin und heutigen Frau.

In die Zeit in Berlin fiel 1970 ein Ereignis, das mich nachhaltig beeindruckte. Ich erlebte bei einem Kommilitonen, der einen Fernsehapparat besaß, den Besuch Willy Brandts in Erfurt und die Emotionen der DDR-Bevölkerung beziehungsweise deren Zensur im DDR-Fernsehen, wenn wir zwischen den Fernsehprogrammen wechselten. Dieses Erlebnis und die oben genannten politischen Diskussionen damals haben mich längere Zeit zum überzeugten Anhänger der SPD gemacht. Damals habe ich Bekannte aus dem Westen, von deren CDU-Nähe ich wusste, heftig agitiert, lieber Brandts SPD zu unterstützen, deren Ostpolitik mir viel Hoffnung machte. Diese Position kippte erst, als sich Ende der achtziger Jahre die Töne in der SPD (Oskar Lafontaine !) immer deutlicher gegen eine Wiedervereinigung wandten.

In den Sommerferien war es für Studenten üblich, einen Ferieneinsatz in der sozialistischen Produktion abzuleisten. Wir machten uns, so gut es ging, einen Spaß daraus. Ich war beim Aufbau des Hotelhochhauses auf dem Alexanderplatz eingesetzt. Wir hatten Material zu schleppen, auch dicke Bündel von Kabeln kriechend durch Zwischen(fuß)böden zu ziehen. Abends war noch genug Zeit zum Feiern, für Konzerte oder für Seminararbeiten. Überraschend machte mir nach einer der sehr gut gelungenen, damals üblichen drei Studienjahres-Abschlussprüfungen der Prodekan Jensen, ein Praktischer Theologe, das Angebot, nicht nach

Rostock zurückzugehen, sondern in Berlin zu bleiben und in seinem Fach als Hilfskraft zu arbeiten. Obwohl ich die Berliner Semester (und Theater!) sehr genossen hatte, fühlte ich mich doch bei Prof. Haendler im Wort und kehrte zurück. Beim Abschied vom Wohnheim Johanneum pflegte man sich in das Haustagebuch einzutragen, so auch ich. Beim Blättern entdeckte ich zu meiner Überraschung einen Eintrag meines Großvaters Hermann Michels, des Vaters meiner Mutter, der nach seinem letzten Semester Theologie in Berlin 1898-1899 während seiner Zeit als „Kandidat der Theologie“ hier gewohnt hatte.

### **Examen in Rostock**

In Rostock studierte ich die letzten vier Semester bis zum Ersten Theologischen Examen. Das war damals alles klar geregelt. Längeres Studium stand nicht zur Debatte. Ich hatte den Eindruck, nach zehn Semestern so viel gelernt zu haben, dass es Zeit zum Examen war. In den letzten Semestern in Rostock hörte ich neben den praxisrelevanten Vorlesungen und Seminaren in der Praktischen Theologie bei Prof. Ernst-Rüdiger Kiesow<sup>8</sup> vor allem bei Prof. Helmut Fritzsche Ethik und absolvierte mehr als die pflichtmäßig notwendigen systematisch-theologischen und philosophischen Seminare, weil mich Philosophie durch die langjährigen Privatissima bei Dr. Heidrich immer mehr interessierte. Bei Fritzsche herrschte eine kreative Streitkultur in den Seminaren, selbst in den Vorlesungen ließ Fritzsche diskutieren. Das fanden wir attraktiv.

Wie bei seinem Berliner Bruder Hans-Georg hatten wir als Studierende den Eindruck, bei Fritzsche würde eine „kontextuelle“ Theologie entwickelt und durchdacht, die sich der Existenz in einem sozialistisch-atheistischen Staat bewusst war, aber zugleich sehr selbstbewusst die keineswegs, wie man uns im Marxismus-Unterricht einreden wollte, absterbende Rolle von Religion und Christentum neu herausarbeitete. Im Gegenteil, schon als Student, ebenfalls später als Mitarbeiter, hatte ich den Eindruck, dass Prof. Fritzsche durch seine theologische, philosophische und auch naturwissenschaftlich Bildung und Diskussionsfähigkeit den Marxisten überlegen sei, ihnen anscheinend „goldene Brücken“ bauen wollte, so dass sie verstehen könnten, dass eine gerechte Gesellschaft sich auf keinen Fall gegen oder ohne, sondern viel besser gemeinsam mit christlicher Ethik, Theologie und Weltverantwortung bauen ließe. Das war eine völlig andere Art des Umgangs mit der Situation von Theologie und Christentum in der DDR als sie Dr. Heidrich mit einer eher christlich-humanistischen, persönlichkeits-

---

<sup>8</sup> Prof. Dr. Ernst-Rüdiger Kiesow: Catalogus Professorum Rostochiensium:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002036](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002036)

Siehe auch: Kiesow, Ernst-Rüdiger: Theologen in der sozialistischen Universität: persönliche Erinnerungen und Dokumente 1965-1991. Mit einem Beitr. von Gert Haendler. Rostock 2000.

bildenden und betont geistlich-individuellen Aus- und Menschenbildung im Auge hatte. Beide Herangehensweisen schienen mir ein Recht zu haben, beeindruckten und beeinflussten mich.

Ich habe später als „wissenschaftlicher Sekretär“ bei der Organisation mehrerer wissenschaftlicher Konferenzen unter Fritzsches Leitung miterlebt, wie es ihm gelang (parallel zu einem vorsichtigen „Westkurs“ Honeckers in der 2. Hälfte der achtziger Jahre), Naturwissenschaftler, Pädagogen und Marxisten, davon einzelne als Aufpasser, andere, die in der Wende dann tatsächlich „reformerisch“ auftraten, ins Gespräch zu bringen über ethische und gesellschaftliche Fragen, was sich die Marxisten früher in der DDR strikt allein vorbehielten und bei denen sie sich die gesprächsweise Mitwirkung von einem oder gar Leitung durch einen Theologen schlicht verboten hätten. Ich habe beobachtet, wie nichtmarxistische oder christliche Naturwissenschaftler es genossen, relativ frei auf „theologischem Boden“ im Güstrower „Haus der Kirche“ mit und gegenüber Marxisten diskutieren zu können, von Marxisten ernst genommen zu werden.

Bei Doz. Dr. Achim Fahs<sup>9</sup> in der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft, der nach dem Theologiestudium bei Professor Hans Jensen auch noch Vergleichende Sprachwissenschaft studiert hatte, begann ich zur Unterstützung des bevorstehenden Staatsexamens und seiner Hebräischprüfung eine weitere semitische Sprache, Arabisch, zu lernen. Das war eine schicksalhafte Entscheidung, denn bei dem gelehrten Dr. Fahs blieb ich fakultativ gut ein Jahrzehnt und lernte nach drei Semestern Arabisch, dann schon als Assistent, auch noch mehrere Semester aus reinem Interesse Sanskrit, das meinen Kommilitonen Michael von Brück interessierte, der Religionswissenschaftler wurde und später in Indien und Ostasien gearbeitet hat. Weiterhin veranstaltete Dr. Fahs unter anderem Kurse, die auf Theologen zugeschnitten waren. Ich hörte bei ihm eine Vorlesung zur Vergleichenden Grammatik europäischer Sprachen und eine zur Vergleichenden Syntax und zur Morphologie. Obwohl scheinbar abgelegt, haben mir diese Studien später oft genutzt.

Das Erste Theologische Examen lief ohne Probleme ab. Zunächst schrieb ich, etwas aufgeregt, eine Diplomarbeit im Fach Altes Testament zum Thema „Die Wertung der Arbeit im Alten Testament“. Aufgeregt deshalb, weil Professor Schunck in seiner vorsichtigen Art durchblicken ließ, er habe eventuell Interesse, mir eine Assistentenstelle anzubieten. In einer einzigen Woche schrieb ich dann, wie damals üblich, vier Klausuren, in der darauf folgenden Woche fanden an nur zwei Tagen, heute undenkbar konzentriert, die fünf mündlichen Prüfungen statt. Vor allem in Kirchengeschichte und Systematischer Theologie/Philosophie fühlte ich mich sicher. Im Alten Testament auch, aber zu meinem Schrecken prüfte

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Achim Fahs: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002152](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002152)



Professor Schunck so ausführlich, hartnäckig und detailliert und ließ mich einen ungewöhnlich langen hebräischen Text übersetzen, dass es ohne Fehler kaum abgegangen sein konnte. So ließ ich am Ende der mündlichen Prüfung die alttestamentliche Assistentur in Gedanken fahren, es konnte im „Mündlichen“ keine „Eins“ geworden sein, und stellte mich auf das Pfarramt ein. Zu meiner Überraschung war Prof. Schunck zufrieden und stellte mir nun aufgrund der nach seinem Urteil sehr guten Diplomarbeit und Klausur und der ebenfalls fast sehr guten mündlichen Prüfung die Assistentenstelle in Aussicht. Er habe härter als üblich geprüft, weil er wissen wollte, was ich so könne, denn ich müsse sofort nach den Sommerferien mit dem Hebräischunterricht beginnen und das Proseminar übernehmen.

### **Auf dem Weg zum Pfarramt: Assistentenjahre (1972-1980)**

Im Juli 1972 heirateten meine Frau und ich. Mit dem geplanten Dorfpfarramt wurde es wegen der vierjährigen Assistentur erst einmal nichts. Die folgenden Jahre waren für die junge Familie wunderschön. Meine Frau unterbrach ihre Arbeit als OP-Schwester in der Universitäts-HNO-Klinik, weil wir unsere Kinder auf keinen Fall der sozialistischen und militaristischen Erziehung à la Margot Honecker in Kinderkrippe und Kindergarten aussetzen wollten. Wir kamen mit 890 DDR-Mark Anfangsgehalt als Assistent bei bescheidenen Ansprüchen ohne Auto gut aus. Die Arbeit in der Theologischen Fakultät mit sechs Stunden Hebräischunterricht im Wintersemester sowie vier Stunden hebräischer Lektüre und einem Proseminar im Sommersemester ließ mir genug Zeit, eine Promotionschrift zu beginnen.

Nach wenigen Monaten Arbeit an der Dissertation, die das Thema meiner Diplomarbeit „Die Wertung der Arbeit im Alten Testament“ fortsetzen und ausweiten sollte, stellte ich fest, dass es eine Dissertation dieses Themas bereits geben könne. Jedenfalls war eine entsprechende Studie in einer Anmerkung eines Buches des Berliner Alttestamentlers Johannes Hempel als in Arbeit befindliche Dissertation vermerkt. Ob die Arbeit bis zum Abschluss gekommen war? Gedruckt worden war sie anscheinend nicht. Mein Lehrer Klaus-Dietrich Schunck war nicht nur selbst als Bibelwissenschaftler historisch interessiert und publizierte auf dem Gebiet der Geschichte Israels wie sein eigener Lehrer Alfred Jepsen. Schunck war auch zeitweise Assistent am Klassisch-Archäologischen Institut in Greifswald gewesen und hatte sich auf klassisch-archäologischem Gebiet publizistisch geäußert. Er kam mir in dieser etwas demotivierenden Situation aus gemeinsamen historischen und archäologischen Interessen entgegen und schlug mir als neues Dissertationsthema eine Arbeit über den israelitischen Stamm Dan vor. Äußerer Anlass war zum einem die 1966 durch Avraham Biran begonnenen Ausgrabung auf dem Ruinenhügel Tell el-Qadi (Dan) in Nordisrael, die bis heute

andauert und damit die am längsten währende Ausgrabung in Israel darstellt. Dazu kam die von dem israelischen Archäologen (und Politiker) Yigal Yadin damals gerade geäußerte Hypothese, dass der israelitische Stamm Dan mit der um das 12. Jahrhundert v. Chr. aus der Ägäis nach Palästina eingewanderten „Seevölker“-Gruppe Danuna zusammenhänge. Diese These sollte ich überprüfen. Einen neueren Kommentar zum biblischen Richterbuch, das die Masse der Texte enthielt, die sich mit dem Stamm Dan beschäftigen, gab es auch nicht. Dass es sich für die Erforschung der Geschichte Israels lohnt, einzelne der klassischen zwölf Stämme Israels als Mosaiksteine zur Konstruktion der Geschichte Israels historisch und literarisch ins Auge zu fassen, hatte Schunck selbst mit seiner Habilitationsschrift zum Stamm Benjamin unter Beweis gestellt. Er hatte auch eine auswärtige Dissertation über den Stamm Ephraim mit betreut. Da mich zehn Stunden Unterricht nicht voll auslasteten, daneben nur relativ wenig Bibliotheksarbeit anfiel und Professor Schunck seinen Assistenten kaum mit weiteren Aufgaben belastete, fand ich genug Zeit, viel zu lesen und die Dissertation bis 1979 fertig zu stellen.

Zur Promotion gehörte damals eine Leistung in Marxismus-Leninismus. Der Theologischen Fakultät beziehungsweise Sektion Theologie war, wie jeder Fakultät oder Sektion, damals ein eigener Dozent für Marxismus-Leninismus zugeteilt, der selbst unterrichtete und den Pflicht-Unterricht der Studierenden im 1.-3. Studienjahr in Marxismus-Leninismus koordinierte. Mit mir hatte er, aus Zeitmangel oder mangelnder Englisch-Kenntnis oder beidem, verabredet, dass ich statt einer der üblichen Themata, zum Beispiel „Die Stellung der Frau in der Sozialdemokratie im 19. Jahrhundert“ oder „Kunst bei Lenin“ oder Ähnliches, den neuesten Bericht des Club of Rome ins Deutsche übersetzen und kurz kommentieren sollte. Dazu bekam ich dieses „West-Buch“ geliefert! Das kostete mich zwar mehrere Wochen Arbeit, war aber interessanter als die ML-Themen und wurde sehr gut bewertet.

Die Dissertation konnte wegen der penetranten Israelfeindschaft der DDR nur ohne Autopsie der Ausgrabungen in Dan geschrieben werden. Auch Kontakte zu praktizierenden Archäologen fehlten mir. Einzelnes konnte ich mit dem Rostocker Klassischen Archäologen Konrad Zimmermann<sup>10</sup> besprechen. Die Beschaffung der erforderlichen Fachliteratur war abenteuerlich. Zeitschriften und Monographien waren aus den 50er Jahren noch vorhanden. Nach dem Mauerbau 1961 nahm die Literaturdichte merklich ab, zumal bei den Zeitschriften, die für aktuelle wissenschaftliche Arbeit unverzichtbar sind. Monographien kamen nach 1961 in begrenztem Ausmaß in Geschenkpaketen über das sog. HEKS (ein Schweizeri-

---

<sup>10</sup> Prof. Dr. Konrad Zimmermann: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001864](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001864)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 197-222.

sches kirchliches Hilfswerk), wobei ich vermute, dass die westdeutschen Kirchen dahintersteckten und die Schweiz als Absender wegen ihrer Neutralität genutzt wurde. Freilich konnte von der DDR aus kein Einfluss genommen werden, welche Bücher kamen. Fernleihen von außerhalb der DDR, also sog. Internationale Fernleihen, mussten genehmigt werden und kosteten West-Geld, so dass sie selten waren und zudem oft Monate auf sich warten ließen. War ein Buch eingetroffen, durfte es nur im „Gesellschaftswissenschaftlichen Lesesaal“ gelesen werden. Ich habe auf diese Weise tagelang mit der Hand Bücher und Artikel abgeschrieben und exzerpiert. Kopiergeräte gab es nicht. Meines Wissens existierte ein Kopiergerät in den achtziger Jahren nur im Rektorat, wo für deren Zwecke kopiert werden konnte und ausländische Studierende gegen Devisen kopieren durften, wie erzählt wurde. Die Dissertation konnte daher nur durch die Großzügigkeit von Freunden, Kolleginnen und Kollegen in Westdeutschland, die mir zahlreiche Bücher schickten und unzählige Zeitschriftenartikel kopierten, geschrieben werden. Die Ergebnisse der Dissertation, litten darunter, dass mir das Gespräch mit westdeutschen oder ausländischen Kollegen mangels Reisemöglichkeiten ins Ausland fehlte. Angenehm war dagegen, dass Professor Schunck mir in der Gestaltung der Arbeit völlige Freiheit ließ. Jedoch war er jederzeit bereit, mich für ganze Nachmittage zum Gespräch über meine Arbeit zu sich nach Hause einzuladen und las mit großer Sorgfalt die fertigen Teile. Ein Briefkontakt mit dem Althistoriker und Seevölker-Spezialisten Gustav Adolf Lehmann kam nicht zustande, der Brief wurde anscheinend ebenso von der Postzensur abgefangen wie ein versuchter Briefwechsel mit dem in Österreich geborenen israelischen Kollegen Abraham Malamat, der an der Geschichte des Stammes Dan interessiert war.

Damals war der Unterricht sehr persönlich. Eine enge Verbindung mit den Studierenden ergab sich aus den sehr überschaubaren Zahlen, die für einen Hebräischkurs selten über zehn hinausgingen. Bis 1977 arbeitete neben mir im Fach AT Rosemarie Micheel. Sie hatte die Stelle einer „Forschungsstudentin“ für drei Jahre, das heißt sie brauchte keinen Unterricht wie ich zu erteilen, sondern konnte sich nach dem Examen ganz auf eine Dissertation konzentrieren. Was in der damaligen Zeit völlig anders war als heute: Das Profilieren durch Publikation fiel weitgehend weg. Es gab in der DDR kaum Möglichkeiten (Zeitschriften) zum Publizieren, auch für unsere Professoren, noch viel weniger für uns Mitarbeiter. Monographien theologischer Art konnten – nach der Zensur durch das betreffende zentrale Amt in Berlin, mit dem ich später auch zu tun hatte – nur in einem Verlag, der Evangelischen Verlagsanstalt, erscheinen, der unter chronischem Papiermangel litt.

Meine Assistentenstelle war – wie üblich – auf vier Jahre begrenzt. Nach vier Jahren war die Dissertation noch nicht ganz fertig, aber meinen Unterricht hatte ich anscheinend zur Zufriedenheit geleistet. Deshalb überführte Prof. Schunck meinen Vertrag ab 1976 in eine unbefristete Stelle, damit ich die Dissertation zu

Ende führen könne. Danach konnte ich, dachte ich mir im stillen, immer noch ins Pfarramt wechseln. Gegen Ende der zweiten Vier-Jahres-Periode eröffnete sich eine Veränderung. An den Universitäten wurden so genannte Wissenschaftliche Sekretäre (= WS) eingeführt, die den Sektionsdirektoren (Dekanen) bei Aufgaben helfen sollten, die über die Dienstbeschreibung einer Dekanatssekretärin hinausgingen. Damit war eine Höherstufung zum Oberassistenten verbunden. Ich wurde gefragt, ob ich die zehn Stunden Unterricht plus weitere Assistentendienste in der halben Arbeitszeit erbringen und zusätzlich mit der anderen halben Arbeitszeit als WS arbeiten könne. Mir bereitete der Unterricht inzwischen so wenig Mühe, dass ich zusagte. Vorausgegangen waren Überlegungen mit meiner Frau, denn dies war ein Wendepunkt, wo ich zu überlegen hatte, ob ich nun dauernd an der Universität und in der Wissenschaft bleiben sollte. Denn als unbefristeter Oberassistent konnte ich nach Abschluss der Promotion am 9. April 1980 mit dem Prädikat „summa cum laude“ eine Habilitation in Angriff nehmen, was Prof. Schunck sehr befürwortete.

### **Lesen lernen und lesen lehren: Entscheidung für die Universität (1980-1993)**

Als Wissenschaftlicher Sekretär hatte ich nun „zwei Herren zu dienen“. Ich fühlte mich freilich weiter zum Alten Testament und zu Prof. Schunck gehörig. Als WS hatte ich dem Sektionsdirektor als „rechte Hand“ zur Verfügung zu stehen. Was gehörte konkret zu den Aufgaben? Briefwechsel, der über rein Verwaltungsmäßiges hinaus ging, Kontakt mit Wissenschaftlern und auswärtigen Universitäten, die komplette Organisation von Veranstaltungen und vor allem den von Prof. Fritzsche ins Leben gerufenen internationalen Tagungen. Es war Verbindung mit der Universitäts-Leitung und anderen Universitäts-Stellen zu halten. Dadurch und durch die Pflicht der Protokollführung bei Kollegiums-Sitzungen habe ich die Administration der Universität von der Basis her gut kennen gelernt, was später hilfreich war.

Eine Aufgabe war die Berichtspflicht über alles Mögliche an die nächst höheren Uni-Stellen. Es gab einen Karteikasten, wo auf Karteikarten alle monatlich und in anderen Rhythmen zu leistende Berichtspflichten aufgeführt war. Diesen Karteikasten hatte ich sorgfältig zu beachten und Vorlagen für die Berichte anzufertigen, ob es um Materialbeschaffung, Studentenstatistik, Semesterplanungen, Prüfungsterminabstimmung oder Ähnliches ging. Am unangenehmsten war der zweimonatliche so genannte „Informationsbericht“. Er war in zwei Teile zu gliedern, Studierende und Mitarbeiter einschließlich Professoren. Dort mussten die jeweils aktuellen Diskussionen und Meinungen zu politischen, wirtschaftlichen, universitären und allgemeinen Fragen registriert und wiedergegeben werden. Jede Studienjahresgruppe hatte damals einen „Studienjahres-Berater“. Diese Dozenten wurden vom Sektionsdirektor aufgefordert, mir jeweils zur Berichtsfäl-

ligkeit Notizen über die Gespräche zu liefern, die sie mit den Studierenden geführt hatten oder welche Meinungen zu diesen oder jenen Themen in der Studentenschaft vertreten wurden. Diese Berichte hatte ich zusammenzufassen und aufzuzeichnen und dann dem Sektionsdirektor vorzulegen, der die Berichte – neben mir – zu unterzeichnen hatte. Dann wurden sie bei dem „Informationsbeauftragten“ der Universität abgeliefert in dreifacher Ausfertigung. Mir war ziemlich klar, dass ein Exemplar für Rektor beziehungsweise Prorektor für Gesellschaftswissenschaften, eines für die Staatssicherheit und eines vermutlich für das Hochschul-Ministerium in Berlin bestimmt war. Die von den „Studienjahres-Beratern“ zu liefernden Berichte hat in meiner Dienstzeit nur ein einziger Dozent, Dr. Gert Wendelborn<sup>11</sup> geliefert. Der aber tat es mit großer Regelmäßigkeit und jeweils immer auf DIN A 5-Zetteln, die bis an den Rand mit Schreibmaschine beschrieben waren. Beim Zusammenstellen dieser Berichte habe ich – mit Rückendeckung von Prof. Fritzsche – keine Namen genannt. Da ich nur die Berichte von Dr. Wendelborn bekam und keinerlei Lust verspürte, weitere Kollegen zum Verfassen zu ermahnen, die sich – wie ich es auch getan hätte – davor hüteten oder es „vergaßen“, solche Spitzelberichte zu verfassen, fragte ich einmal Prof. Fritzsche, was ich denn über die allein von Wendelborn eingehenden Berichte hinaus schreiben solle. Als generelle Instruktion gab er mir folgende Anweisungen: Ich solle darauf achten, was in „Ostseezeitung“ und „Neues Deutschland“ in den zwei bis drei Wochen vor dem Bericht diskutiert werde. Das solle ich als die diskutierten Inhalte wiedergeben und es in einer „fortschrittlichen Art“ formulieren. So habe ich es gehalten. Ich bekam Übung in diesen Berichten.

Außerdem diktierte Prof. Fritzsche mir gelegentlich Reiseberichte, die er wie alle anderen „Auslandsreisekader“ nach der Rückkehr besonders aus dem westlichen Ausland zu erstatten hatte mit folgender Gliederung: Politische Aspekte; hochschulpolitische Aspekte; wissenschaftliche Aspekte; besondere Vorkommnisse. Im ersten Teil seiner mir diktierten Berichte fand sich dann, genau wie Prof. Fritzsche mir bei den Informationsberichten geraten hatte, schlicht die Zusammenstellung politische Diskussion der aktuellen Zeit in „progressiver“ Formulierung, im zweiten Teil dasselbe in hochschulpolitischer Weise, jeweils mit ein paar tagesaktuellen Concreta garniert. Im dritten Teil wurde – neben einzelnen jeweiligen Concreta der Konferenz oder des Reiselandes – das Konferenzprogramm ausführlich referiert. Vorkommnisse wurden kaum berichtet. Aus den Berichten von Prof. Fritzsche konnte man lernen, mit vielen Worten möglichst wenig zu sagen.

Man konnte aber auch lernen, diese Berichterstattung zu nutzen, um – angeblich aus dem Mund Fremder oder nicht namentlich Genannter – den (Sta-

---

<sup>11</sup> Prof. Dr. Gert Wendelborn: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000633](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000633)



si-)Lesern der Berichte Dinge zu sagen, die einen selbst ärgerten oder die einem wichtig waren oder für die Stasi-Leser der Berichte unangenehme Wahrheiten mitzuteilen. So habe ich als in der Fakultät angeblich geäußerte anonyme Meinungen gern meine eigenen Beobachtungen notiert, wenn es dies und jenes wieder einmal wochenlang nicht in den Geschäften zu kaufen gab, dass es ewig dauerte, bis eine Fernleihe eintraf usw. Mehrfach habe ich auf die Spaltung der Bevölkerung in Intershop-Käufer und solche, die dies nicht können, hingewiesen. Ich habe auch auf das für die DDR im Ausland unangenehme Aufsehen verwiesen, das die „Ausreiser“ und ihre Drangsalierung durch die Stasi und die Polizei oder auch durch ihre Betriebe erregten. Ich habe als anonyme Äußerung auch die „Scheinwahlen“ angesprochen, die jedem als solche bewusst seien, worüber aber kaum jemand offen und persönlich und namentlich zu reden wage.

Gelegentlich gab es ein- oder zweitägige „Schulungen“ der Wissenschaftlichen Sekretäre zu arbeitsrechtlichen, organisatorischen und ähnlichen Fragen, wo ich als Theologe ein Exot unter lauter SED-Mitgliedern war. Am Rande ergaben sich hier und auch sonst manchmal originelle Gespräche, wenn jemand unter vier Augen mir erzählte, dass er/sie noch getauft worden sei, dann aber die Kirchlichkeit irgendwie verloren gegangen war oder verloren gehen „musste“. Als Theologe in einer sozialistischen Universität wurde einem manchmal ein gewisser Vertrauensvorschuss entgegengebracht. Eine christliche Haltung ließ sich für mich als Theologe viel leichter bewahren als dies meine Kolleginnen und Kollegen, soweit sie sich als Christen zu erkennen gaben, in anderen Fakultäten tun konnten, die mit der Zeit alle unter der Leitung mehr oder weniger überzeugter Marxisten und SED-Mitglieder standen. Ich bin deshalb auch ganz bewusst mit meinem Theologie-Sein offen umgegangen.

In den Jahren 1983/84 blieb mir neben AT-Assistenten- und WS-Tätigkeit und zunächst schleppend anlaufender Arbeit an der Habilitation zum Thema „Stadt und Land im antiken Israel“ noch Zeit, meine Dissertation für den Druck vorzubereiten. Prof. Schunck hatte einen befreundeten Kollegen, Prof. S. Herrmann in Bochum, angesprochen, ob er die Arbeit in der von ihm herausgegebenen Reihe BWANT (Kohlhammer-Verlag Stuttgart) edieren wolle. Herrmann fand sie mit ca. 500 Seiten zu umfangreich. Prof. Schunck bemühte sich durch Vermittlung von Prof. Werner H. Schmidt um eine andere Publikationsstelle. Der Göttinger Alttestamentler Prof. Rudolf Smend ging sehr freundlich auf die Anfrage ein und sorgte für die Veröffentlichung 1985 in dem traditionsreichen Verlag Vandenhoeck & Ruprecht (Göttingen) in der ebenso traditionsreichen Reihe Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments (Bd. 135). Voraussetzung war, dass ich vorher dem einzigen kirchlich-theologischen DDR-Verlag, der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig, pro forma die Dissertation zur Publikation einreichte. Von deren Cheflektor, Dr. Matthiae, den ich kannte, bekam ich das vorher abgesprochene Antwortschreiben, die Arbeit sei, obwohl zur Publikation

geeignet, zu speziell für das Profil des Verlages. Mit dieser „Absage“ versehen konnte meine Arbeit im „Büro für Urheberrechte“ (Zensurbehörde) in Berlin eingereicht werden mit dem Antrag, sie im Westen zu publizieren, was dann 1985 geschah.

### **Der englische Student und die Folgen**

Ein Ereignis, mit dem ich als WS befasst war, sollte weitreichende Folgen für mich haben. In den frühen achtziger Jahren tauchte, selbstverständlich mit Wissen der DDR-Behörden, an der Rostocker Theologischen Fakultät ein Student oder Doktorand aus England auf. Ich hörte, dass er in der DDR das kirchlich-christliche Verlags- und Publikationswesen und den in der Regie der Ost-CDU stehenden Union-Verlag studieren sollte. Prof. Fritzsche hatte eine Art Betreuerfunktion. Er trat in der Fakultät kaum in Erscheinung, sondern reiste, wie ich annahm, zu den einschlägigen Verlagen und Institutionen. Nach einigen Monaten gab es anscheinend Schwierigkeiten. Prof. Fritzsche erzählte mir, dass die „Stasi“, die den Engländer beobachtete, vermutete, er schreibe gar keine Dissertation, sondern spioniere, da er mehr als sie für nötig hielten, in der DDR herumreiste und in erzgebirgischen pietistischen Kirchgemeinden beobachtet wurde. Der Aufenthalt in der DDR wurde beendet. Prof. Fritzsche musste einen Bericht schreiben, den er mir diktierte. Er vertrat im Bericht die Auffassung, dass der Engländer durchaus seiner Dissertationsarbeit nachging, persönlich aber ein „frommer“ Mann sei und deshalb den Kontakt zu unter anderem im Erzgebirge verbreiteten pietistischen Gemeinden gesucht habe. Wie im Westen üblich, reise er gern und völlig unbefangen und sei kaum ein Spion. Der Bericht trug, wie bei allen Informationsberichten dieser Jahre, meine Unterschrift neben der Unterschrift von Prof. Fritzsche.

Das hatte jetzt Folgen. Einige Wochen später tauchte aufgeregt unsere Dekanatssekretärin in meinem Büro auf und meldete mir einen Herrn von der Staatsicherheit, der mich sprechen wolle. Der Herr namens Wagner (wohl ein Deckname, vermutete kurz darauf Dr. Heidrich, dem ich dieses unangenehme Erlebnis erzählte) lobte „meinen“ beziehungsweise Prof. Fritzsches Bericht über den Engländer, fragte fast alles dort Berichtete nochmals und fing dann an, nach dem Leben in der Fakultät zu fragen. Darauf habe ich so neutral und unkonkret geantwortet wie möglich. Nach etwa 20 Minuten verabschiedete sich „Herr Wagner“ und äußerte zu meinem Entsetzen den Wunsch, sich öfters mit mir auszutauschen. Um dem zuvorzukommen, sagte ich ihm, dass er sich für Auskunft über dienstliche Belange an meinen Chef, Sektionsdirektor Fritzsche wenden müsse. Was Privates meiner Kollegen und der Studenten betreffe, dürfe ich ihm gar nichts sagen, weil alles, was mir als Theologe anvertraut würde, unter das Siegel des Beichtgeheimnisses falle. Das Beichtgeheimnis zu brechen sei das Schlimmste,

was ein Theologe tun könne. Das würde ich nie tun. Zwar war das unkorrekt, sogar eine Lüge (eine erlaubte Notlüge, wie mir Dr. Heidrich später tröstend sagte), denn ich war noch nicht zum Pastor und Seelsorger ordiniert mit dem damit verbundenen Versprechen vor Gott zur Wahrung des Beichtgeheimnisses. Mir fiel aber keine andere Abwehr ein. Kaum war „Herr Wagner“ weg, ging ich zum Sektionsdirektor und berichtete. Er beschied mich in etwa so: „Wenn die Leute Sie dienstlich fragen, müssen Sie dienstlich antworten.“ Von der Antwort war ich enttäuscht, hatte ich mir doch mehr Rückendeckung erwartet.

Zu meinem Schrecken rief mich die Dekanatssekretärin ein paar Wochen später zu Hause an: „Kommen Sie her, ein Herr von der Staatssicherheit wartet hier im Büro auf Sie.“ Der „Besucher“ fragte wie sein Vorgänger einiges aus dem Leben der Fakultät und kam diesmal sehr bald wieder auf den Wunsch häufigerer Gespräche. Nun war mir endgültig klar, ich sollte als Informant angeworben werden, ohne dass „Informant“ und „Anwerben“ als Begriff mir damals bekannt waren. Ich habe das mit denselben Worten und derselben Notlüge wieder abgelehnt, bestärkt von Prof. Kiesow, dem ich von dem ersten Besuch aus dem MfS erzählt hatte. Mein Weg vom Universitätsplatz nach Hause in die Paulstraße bzw. umgekehrt führte damals täglich direkt an dem gewaltigen Staatssicherheits-Gebäudekomplex vorbei. Einmal, wenige Wochen nach den beiden Gesprächen, begegnete ich dem einen der beiden Stasi-Mitarbeiter, der gerade das Stasi-Gebäude verlassen hatte. Er grüßte mich und ich grüßte unwillkürlich zurück, worüber ich mich sogleich ärgerte. Wieso hatte ich diese unangenehme Begebenheit nicht durch Übersehen des Grußes des Mannes, den ich nie wieder sehen wollte, abgeblockt? Ich bin seit dieser Szene jahrelang bis zur so genannten „Wende“ konsequent nur noch auf der dem Stasigebäude abgewandten Straßenseite der Hermannstraße gegangen, um eine weitere Begegnung zu vermeiden.

In diesem Zusammenhang habe ich ganz gegen meine bisherige Meinung, die darauf gerichtet war, bewusst als Christ und Theologe in der DDR auszuhalten, zum einzigen Mal darüber nachgedacht, doch notfalls in den Westen zu gehen, falls ich weiter von der Stasi zur Zusammenarbeit gedrängt werden sollte. Mit dieser „Firma“ und als „Spion“ und gleichzeitig als Theologe zu arbeiten und zu lehren, hätte ich als völlig schizophoren empfunden und seelisch und im Gewissen nicht ausgehalten. Wie ich nach der „Wende“ aufgrund eines Antrags an die Gauck-Behörde erfuhr, gab es über mich eine schmale so genannte Vorlaufakte, die einen ausführlichen Lebenslauf über mich enthält und mich als aus einem erzkonservativen Elternhaus kommend charakterisiert. Ich hätte aber eine positive Entwicklung durchlaufen, sei eher zu den fortschrittlichen und realistischen Kräften unter den Mitarbeiter der Theologischen Fakultät zu rechnen. Meine Familie sowie die Vermögensverhältnisse seien stabil und gesichert, eine gute Wohnungseinrichtung und eine umfangreiche Schallplattensammlung und so weiter böten die Gewähr, dass ich bei Auslandsreisen wieder zurück käme. Das

letztere lässt darauf schließen, dass der Lebenslauf anlässlich einer vorgesehenen Reise ins westliche Ausland angefertigt wurde. Der Lebenslauf mit seinen Details lässt auch darauf schließen, dass aus der eigenen Theologischen Fakultät jemand Persönliches über mich weitergegeben hat.

### **Die Welt wird größer**

Neben diesem Erlebnis hatte die Arbeit als WS auch positive Aspekte. Ich kam bei meiner Aufgabe der Organisation unter anderem der Baltischen Theologenkongressen mit Beteiligung skandinavischer Theologen mit diesen ins Gespräch, so dass sich fachliche Kontakte zum Beispiel zu dem Kopenhagener Alttestamentler und Archäologen Dr. John Strange ergaben, der mir 1985 zu einem vierwöchigen wertvollen Arbeit-Aufenthalt in Kopenhagen verhalf. Ebenfalls kam ich in Kontakt zu dem finnischen Kollegen Dr. Timo Veijola, woraus eine jahrzehntelange Freundschaft wurde. Es scheint, dass ich diese internationalen wie die häufigen nationalen Tagungen der Fakultät zur vollen Zufriedenheit des Sektionsdirektors Fritzsche organisierte, wie anscheinend auch andere Aufgaben bei der Leitung und Organisation der Fakultät.

Gewissermaßen als Dank oder Ansporn, so vermute ich, hat Prof. Fritzsche an höherer Stelle den Vorschlag gemacht, dass ich als Mitarbeiter unterhalb der Professorenebene ausnahmsweise auf eine Baltische Theologenkongress ins westliche Ausland (Schloss Sandbjerg bei Sønderborg, Dänemark 1983) mitfahren dürfe. Im vorhergehenden Jahr 1982 war in der Fakultät eine Einladung zu einer „Internationalen Ökumenischen Konferenz der Hebräischdozenten“ im hessischen Schlüchtern eingetroffen. Ich hatte zuständigkeithalber den Brief zu bearbeiten, wusste von dieser Konferenz aber nichts, obwohl ich schon elf Jahre dieses Fach unterrichtete. Eine Erkundigung bei einigen meiner Kollegen als Hebräischlehrer an Theologischen Fakultäten erbrachte, dass diese Konferenz seit einigen Jahren existierte und bisher immer nur die Hebräischdozenten der kircheneigenen theologischen Ausbildungsstätten reisen durften, da die Kirchen für deren Rückkehr in die DDR „garantierten“. Als ich dies Prof. Fritzsche erzählte, und vor dem Hintergrund, dass er selbst gerade in dieser Zeit den mir noch nicht bekannten Vorschlag erwog, mich auf die Baltische Theologenkongress in Dänemark mit zu nehmen, meinte er, ich solle den Antrag an das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen auf die Konferenzreise im nächsten Jahr stellen, falls wieder eine Einladung käme. Das tat ich ohne große Hoffnung. Zu meiner Überraschung wurde der Antrag zu der Hebräischlehrerkongress 1983 in Fulda genehmigt. Wahrscheinlich ist im Zusammenhang dieser beiden Reisen der oben genannte Lebenslauf von der Stasi über mich angefertigt worden.

Ich war sehr aufgeregt, als ich erstmals die innerdeutsche Grenze in einem fast leeren Zug bei Lübeck überqueren durfte. Ich wurde nicht einmal von den



DDR-Grenzen durchsucht, weil ich, was mir später klar wurde, ein Dienst- und kein Privatvisum wie die Rentner hatte. Deshalb sahen sie mich wohl als verlässlichen „Kader“ an. Die Konferenz war interessant, brachte dauerhafte Kontakte und war wie ein Märchen: Es schien mir irgendwie unreal, im Westen herumlaufen zu können, ohne Rentner zu sein. Dem Konferenzleiter war durchaus aufgefallen, dass mit mir erstmals ein Hebräischlehrer von einer der staatlichen Theologischen Fakultäten anwesend war. Mein Chef, Prof. Schunck, hatte mir für den Reiseantrag als „hochschulpolitische Notwendigkeit der Reise“ geraten zu beantragen, dass ich, falls möglich, zwei bis drei Tage länger bleiben sollte, um in der Hochschulbibliothek in Fulda in Rostock nicht erreichbare Literatur für die Habilitation einzusehen oder gar zu kopieren. Dies wurde mir von dem Fuldaer Kollegen gern erlaubt.

Da mir zwei der westdeutschen Kollegen etwas Westgeld schenkten, habe ich nicht nur zwei Tage lang Fachliteratur kopiert, sondern, was streng verboten war, eine Eisenbahnfahrt ins wunderschöne Würzburg gemacht und bin dort staunend einige Stunden durch die Stadt gelaufen. Zurückgekehrt, musste ich nun selbst einen Reisebericht verfassen, wie ich es bei Prof. Fritzsche gelernt hatte: drei Tage nach Rückkehr einen kurzen „Sofort-Bericht“, zwei Wochen später einen ausführlichen Bericht mit den oben genannten vier Teilen, den ich reichlich mit Phrasen füllte. Ich habe mir, obwohl es streng verboten war, Durchschläge gemacht, damit mir später von der Stasi im Fall der Fälle nichts Falsches unterstellt werden könne.

Nach den unerwarteten Westreisen eines Nichtrentners brachte das Jahr 1983 noch einen besonderen Höhepunkt: Durch Vermittlung von Prof. Schunck und Prof. Bernhardt (Berlin) konnte ich am so genannten Lehrkurs des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas mit Unterstützung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) teilnehmen. Er wurde von dem bestmöglichen Fachmann, Prof. Manfred Weippert und Dr. E. A. Knauf von Amman/Jordanien aus geleitet und führte zwei unvergessliche Monate durch Jordanien und Syrien. Dieser Aufenthalt und die dabei geführten Gespräche brachten eine entscheidende Wende in meinen bisher etwas ziellos verlaufenen Bemühungen um die Grund-Tendenz und die These meiner geplanten Habilitationsschrift „Stadt und Land im antiken Israel“. Die Arbeit entwickelte sich zu einer in der Theologie neuartigen herrschaftsstrukturellen und sozioökonomischen Analyse, die es so noch nie gegeben hatte.

Aus der sicheren Entfernung des Nahen Ostens und ohne Postkontrollen gelang es mir von Jordanien aus im Briefkontakt mit Prof. John Strange in Kopenhagen, eine Strategie zu seiner Idee zu entwickeln, mit der er mir einen Monat eine Ausreise nach Kopenhagen verschaffen wollte, damit ich dort ausgiebiger als in Fulda Literatur studieren konnte. Das gelang ihm tatsächlich im Sommer 1985 und trug entscheidend zur Ausarbeitung der 800 Seiten umfassenden Habilita-



tionsschrift zwischen Herbst 1985 und Herbst 1989 bei. Ebenso entscheidend war, dass mein Freund Ernst Axel Knauf in diesen Jahren, zurück aus Jordanien, eine Assistentur in Kiel innehatte. Er kam – inzwischen durften nicht nur Verwandte mit Passierschein in die DDR einreisen – häufig für ein Wochenende nach Rostock, wo wir nahezu jede Seite meiner Habilitationsschrift diskutierten. Schließlich halfen wie schon bei der Dissertation viele Dutzende von Büchern und mehrere hundert Aufsatzkopien, die Kollegen und Freunde aus der BRD jahrelang schickten. Von großem Vorteil für das 800-Seiten-Werk war eine elektrische Schreibmaschine, die mir ein Cousin 2. Grades aus Westdeutschland bei einer Besuchsreise mitbrachte.

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre brachte die Tätigkeit als WS es mit sich, dass ich gemeinsam mit einigen jüngeren Kollegen an Theologischen Fakultäten den Auftrag zur Erarbeitung eines Profils des DDR-Universitätsabsolventen der Theologie bekam, wie das Hoch- und Fachschulministerium, also die SED es sich vorstellte. Dazu trafen wir uns in der Theologischen Fakultät Halle. Wir beschlossen, das gewünschte Profil im Sinne des damals existierenden Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR und auf der Basis von dessen Berufsbild zu verfassen. Vermutlich hat das Papier dem Ministerium nicht besonders gefallen, da es zu traditionell und zu wenig „fortschrittlich“ war.

In die letzten DDR-Jahre fiel auch ein Versuch der Rostocker Ost-CDU, mich für diese Partei zu werben. Ich beriet mich darüber mit Professor Kiesow, zu dem ich politisch und theologisch-kirchlich großes Vertrauen hatte. Er gab mir den Rat, meine Ablehnung damit zu begründen, dass es zwar Christen in Parteien, aber keine „christliche Partei“ geben könne. Die Ost-CDU hat daraufhin von Werbungsversuchen mir gegenüber Abstand genommen.

Im November/Dezember 1989 war meine Habilitation fertig. Ich hatte ein schlechtes Gewissen angesichts der Demonstrationen, dass ich auch in dieser historischen Zeit oft am Schreibtisch saß. Die Situation hatte sich schon seit der Wahlfarce im Mai zugespitzt. Ich war am Wahltag als WS vom Sektionsdirektor angewiesen worden, im Sektionsbüro ab Mittag Wache zu halten, falls wichtige Anrufe vom Wahlbüro der Universität kämen mit Meldungen über nichtwählende Studierende. Das Telefon blieb aber stumm. Leider habe ich in dieser „wilden“ und ereignisreichen Zeit in der zweiten Hälfte des Jahres 1989 kein Tagebuch geführt. Einzelnes fällt mir ein, Versammlungen in der Petrikirche, wo Studentengemeinde und Neues Forum informierten. Meist war Pastor Joachim Gauck dabei wie auch bei den Andachten in der zentralen Marienkirche, die dann bald in allen Kirchen des Stadtzentrums stattfanden und von denen aus dann die Märsche durch die Stadt und an dem Gebäudekomplex der Staatssicherheit in der August-Bebel-Straße vorbeiführten.

Die Semestereröffnung des Wintersemesters 1989/90 fand im Hörsaal am Vogelsang mit einer Vorlesung von Prof. Haendler über den Widerstand der

Rostocker Theologischen Fakultät in der Auseinandersetzung um Bischof Friedrich Bodelschwingh und den Reichsbischof Müller statt. Ich erinnere mich u.a. an eine Universitäts-Versammlung im Hauptgebäude in Hörsaal 218: Stimmen der Opposition äußerten sich im Oktober 1989 schon sehr deutlich, unter anderen der Mathematikprofessor und spätere Rektor Maeß,<sup>12</sup> aber auch scharf traditionell-marxistisch der amtierende Rektor Klaus Plötner.<sup>13</sup>

Mein Hebräischkurs im Wintersemester begann schwach besucht, mehrere immatrikulierte Studierende fehlten. Es waren Berlinerinnen, von denen ihre Kommilitonen wussten, dass sie bei Demonstrationen in Berlin dabei und von zivil gekleideten Stasi-Schlägern verprügelt worden waren. Wir brachen an einem Tag den Unterricht ab, als wir hörten, dass vor „unserem“ Rostocker Stasi-Komplex demonstriert würde, was auch tatsächlich der Fall war.

Demonstrationen waren damals auch in Rostock häufig, obwohl im (West-) Fernsehen meist nur von Leipzig, Berlin, gelegentlich aus Plauen berichtet wurde. Im Dezember flauten sie ab, ich erinnere mich an eine Demo vor dem Rostocker Rathaus, die schon wieder recht „übersichtlich“ war. Viel Energie hatte sich inzwischen auf die „Runden Tische“ verlagert.

Das Wintersemester war eine sehr dichte Zeit, es waren äußerst gefüllte Tage, in meiner Erinnerung irgendwie ein wenig unwirklich. Ein Nebeneinander von ganz Großem (Politischem), von dem man noch nicht so genau wusste, worauf es hinauslaufen würde, und dem allergewöhnlichsten Alltag, der natürlich nicht einfach verschwunden war. Ich setzte trotz aller öffentlich-politischen Aufregung aufs intensivste die Herstellung der einzureichenden Exemplare der Habilitationsschrift fort. Sektionsdirektor Fritzsche hatte sich im Spätsommer entsetzt gezeigt über den Umfang von 801 Seiten und verlangte eine Kürzung auf 500 Seiten. Das gelang nur, indem ich aus dem Einleitungsteil das gesamte Kapitel mit den Analysen und Definitionen geographisch-politischer und gesellschaftlicher Strukturbegriffe herausgenommen und einer späteren Publikation vorbehalten habe, die aber bis heute auf sich warten lässt. Auch bei „nur“ 500 Seiten, die ich in 294 Seiten Text plus 206 Seiten Anmerkungen plus 13 Seiten Thesen unterteilte, damit die Länge nicht so ins Auge sprang, war die Anfertigung der Pflichtexemplare in einem Land im Umbruch, das nicht über Vervielfältigungsgeräte verfügte, ein großes Problem. Zum Glück war die Grenze jetzt offen(er), so dass ich auf das Angebot eines Freundes aus Lübeck im Februar 1990 mit ihm nach Ratzeburg fuhr, Stadt und Dom besichtigte, während im „Copy-Shop“ meine Pflichtexem-

---

<sup>12</sup> Prof. Dr. Gerhard Maeß: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000772](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000772)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 1, S. 44-77.

<sup>13</sup> Prof. Dr. Klaus Plötner: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001806](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001806)

plare hergestellt wurden. Das war fast meine erste „West“-Reise mit DDR-Personalausweis und eingestempeltem Visum nach dem 9. November; meine Frau und unsere Kinder hatten inzwischen längst mit den damals wie in der Nachkriegszeit gefährlich überfüllten Zügen einen Besuch in Göttingen gemacht und waren im Dezember für ein Wochenende nach Westberlin gefahren.

Im April 1990 wurde die Habilitationsschrift der Fakultät eingereicht und nach positiver Begutachtung durch Prof. Schunck (Rostock), Prof. G. Wallis (Halle) und Prof. K.-H. Bernhardt (Berlin) angenommen. Nach der öffentlichen Verteidigung im Februar 1991 hatte ich mich – wie damals üblich – zum Doctor scientiae theologiae habilitiert, was auf meinen Antrag wenig später zum Doctor habilitatus umgewandelt wurde.

### Übergänge

Neben diesen für mich persönlich wichtigen Angelegenheiten geschah Wichtiges in der Theologischen Fakultät. Ich erinnere mich an eine Versammlung aller Fakultätsmitarbeiter einschließlich Professoren, die nicht im Fakultätsgebäude, sondern im Pfarrhaus Lambrechtshagen stattfand. Dort hatte die Ehefrau des systematisch-theologischen Assistenten Dr. Siegert damals die Pfarrstelle inne. Man kann diese Sitzung als eine Art „Innerer Runder Tisch“ unserer Fakultät bezeichnen. Die gegenwärtige Lage für die Fakultät wurde beraten. Mehrere berichteten von Stasi-Kontakten, so Prof. Fritzsche als Sektionsdirektor und Prof. Schunck als stellvertretender Sektionsdirektor für Forschung, auch ich berichtete von dem Werbungsversuch. Professor G. Wendelborn, von dem wir hinterher erfuhren, dass er über Jahrzehnte intensive Stasi-Kontakte gepflegt hatte, sagte, die Stasi habe ihn um Mitarbeit ersucht, er hätte aber abgelehnt. Es wurde eine neue Fakultäts-Leitung gewählt: Als Dekan Professor Hans-Friedrich Weiß,<sup>14</sup> Doz. Dr. Heidrich als Prodekan. Prof. Wendelborn wurde kurz danach wegen Falschaussagen hinsichtlich seiner Tätigkeit als Informeller Mitarbeiter der Staatssicherheit fristlos entlassen. Gegenüber dem Rektor mit dem Ergebnis der Untersuchung der Ehrenkommission konfrontiert, das in eklatantem Widerspruch zu seinen eigenen Erklärungen im Verfahren vor der Ehrenkommission stehe, soll er geantwortet haben: „Dann habe ich wohl nicht ganz die Wahrheit gesagt.“

Jeder Mitarbeiter der Fakultät hatte im Überprüfungsverfahren vor der so genannten Ehrenkommission viele Papiere auszufüllen. Die Überprüfung war eine doppelte, fachlich und politisch. Sie beinhaltete eine Erklärung, dass man nicht mit der Staatssicherheit zusammengearbeitet hatte. Nachdem mir diesbezüglich politisch „kein Fehlverhalten“ bescheinigt wurde und ich anscheinend auch die

---

<sup>14</sup> Prof. Dr. Hans-Friedrich Weiß: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001857](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001857)

Kriterien der fachlichen Überprüfung erfüllte, konnte ich eine „Überleitung“ zum „HRG-Professor“ beantragen, was keine Professur, sondern die Professorabilität bedeutete. Dem Antrag wurde zugestimmt. Damit konnte ich mich auf meine bisherige Stelle neu bewerben und bekam sie – erneut. Sonst wäre ich doch noch – und nicht ungern – in den kirchlichen Dienst getreten.

Mein früherer Berliner Kollege Winfried Thiel, der in den 80ern einen Ruf auf eine Professur in Marburg hatte annehmen dürfen, riet mir noch im Januar 1990, vier Wochen vor der Habilitation, mich in Bochum auf die freie Professur zu bewerben. Das habe ich zunächst nicht getan, weil es mir voreilig und unanständig erschien, mich noch vor der Habilitation zu bewerben. Thiel ermutigte mich nochmals, das sei durchaus üblich. Tatsächlich wurde ich zu einem Probenvortrag eingeladen, aber nicht auf die Liste gesetzt. Ebenfalls durch Vermittlung von Prof. Thiel kam ich 1991 zu ersten Gastvorlesungen in Marburg und durch Prof. Rudolf Smend, der die Publikation meiner Dissertation vermittelt hatte, in Göttingen.

Allmählich normalisierte sich die Situation. Bei mir waren politischer und beruflicher Umbruch zusammengefallen. Bewerbungen an der katholischen Universität Eichstätt, der katholischen Universität von Brabant in Tilburg (Niederlande), wo jeweils Stellen als Dozent für Hebräisch frei waren, schickte ich ab. Dann folgten Bewerbungen auf Professuren in Hamburg, Marburg, Greifswald, meiner eigenen Fakultät in Rostock und in Halle, wo ich jeweils Probenvorträge hielt. Inzwischen vertrat ich in Rostock die unbesetzte AT-Professur durch Vorlesungen neben den Aufgaben als Hebräischlektor und AT-Assistent. Neben mir unterrichtete, finanziert durch ein Förderprogramm, Dr. Dr. Matthias Augustin aus Heroldsbach in Bayern, der sich in Rostock im November 1989 habilitiert hatte. Dass das für einen Westdeutschen möglich war, hängt wohl auch mit der damaligen Umbruchssituation zusammen. Außerdem hat der Hamburger Alttestamentler Prof. Klaus Koch, der sich für Theologie und Altertumswissenschaften an den beiden Universitäten in Mecklenburg-Vorpommern in der Überleitungs- und der Übernahmekommission beim Kultusministerium in Schwerin Verdienste erworben hat, damals drei Semester lang Vorlesungen im Fach Altes Testament gehalten. Die Rostocker Theologische Fakultät dankte ihm für diesen Einsatz 1996 mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde. Woher und auf welcher Grundlage eine US-Amerikanerin an der Fakultät auftauchte, die Lehrveranstaltungen im Bereich Systematische Theologie und Gender-Forschung hielt, weiß ich nicht mehr.

Damals war vieles möglich, man wunderte sich nur begrenzt, wenn überhaupt. Die Kollegin ist mir in guter Erinnerung geblieben, weil sie mir half, meine ersten beiden Rezensionen in Englisch für die Zeitschrift „Currents in Theology and Mission“ in Chicago zu schreiben.

1990 war es auf Anregung von Prof. Eckart Otto möglich, dass ich als Ostdeutscher erstmals an dem halbjährlichen so genannten Nordelbiertreffen der



Alttestamentler in Nord(west)deutschland mit einem Vortrag in Kiel teilnahm. Im Mai 1991 machte mir anlässlich einer Hebräischlehrerkonferenz in Hamburg Prof. Bernd Janowski, ohne meine Arbeit zu kennen, lediglich nach meiner Erzählung über die Thematik der Arbeit bei einem mehr als einstündigen Spaziergang an der Elbe bei Othmarschen, das Angebot, die Habilitation in seiner neuen Reihe „Forschungen zum Alten Testament“ in dem traditionsreichen Verlag Mohr/Siebeck, Tübingen zu publizieren, das war in der neuen Situation, wo das in der DDR unbekannte Motto „publish or perish“ auch hier zu herrschen begann, sehr wichtig! In der wirbeligen Zeit zwischen Herbst 1991 und Ende 1992 habe ich neben allen neuen Aufgaben die Habilitation druckfertig gemacht; der erste Teil, den ich bei der Habilitation hatte herausnehmen müssen, ist leider bis heute liegengeblieben, obwohl nichts Neues in diesem Bereich erschienen ist und meines Erachtens eine Publikation immer noch lohnt.

Aus Hamburg kam im Herbst 1992 die Anfrage, im Sommersemester 1993 einen vierstündigen Lehrauftrag an der Hamburger Theologischen Fakultät zu übernehmen. Das habe ich neben dem vollen Dienst als Akademischer Rat sowie der teilweisen Lehrstuhlvertretung in Rostock mit großem Vergnügen getan. Hier lernte ich in dem Kollegen Hermann Spieckermann einen sehr angenehmen und anregenden Gesprächspartner kennen.

Für Bewerbungsvorträge hatte ich mich mit dem rätselhaften biblischen Volk der Perisiter, meines Erachtens ein Pseudo-Volksname, beschäftigt und arbeitete die Ergebnisse zu einem Aufsatz aus. Otto Kaiser, der Herausgeber der wichtigsten deutschen Zeitschrift im Gebiet des Alten Testaments, verstand sofort, wie wichtig für mich aus dem „Osten“ beim ersten Auftreten im „Westen“ und den dortigen Bewerbungen Publikationen waren. Die Wartezeiten zwischen Einreichen und Publikation betrugen damals bei der ZAW zwei Jahre. Er schickte mir nach nur zwei oder drei Monaten bereits die Satzfarben, damit ich sie als Beleg der vorgesehenen Publikation beim Bewerben einreichen konnte. Während ich bei den Bewerbungen in Marburg, Hamburg und Halle nicht zum Zuge kam, setzte mich die Greifswalder Fakultät tertio loco. Möglicherweise eröffneten sich Chancen in Hamburg für die zweite alttestamentliche Professur bei der Nachfolge von Prof. Ed. Noort, der nach Groningen wechselte. Inzwischen sagte Manfred Oeming, der auf der Liste der Rostocker Fakultät primo loco stand, ab, da er auch Rufe nach Kiel und Osnabrück bekommen hatte. Der secundo loco stehende Listenkandidat Christof Hardmeier war gebeten worden, zunächst in Rostock sich selbst zu vertreten, bis der Ruf aus Schwerin vorliege. Er nahm aber den bereits erteilten Ruf nach Greifswald an. So fragte man sich in Rostock, was zu tun sei. Ich war tertio loco platziert, hinter mir, ebenfalls tertio loco, stand noch Udo Rütterswörden auf der Liste. Es wurde erwogen, nach zwei Absagen neu auszusuchen. Das hätte viel Zeit in Anspruch genommen. Die Professur war schon seit 1991 vakant. Die Fakultät muss sich daher entschieden haben, die Berufung



voranzutreiben. Meine Berufung wäre der erste Fall oder einer der ersten Fälle, wo von der bis dahin herrschenden grundsätzlichen Abneigung im Bildungsministerium in Schwerin gegenüber Hausberufungen oder Berufungen hiesiger Ost-Kollegen, abgewichen würde. Und so geschah es. Ich wurde zum 1. Juli 1993 auf die C4-Professur für Altes Testament berufen.

Das Kollegium, in das ich eintrat, bestand aus meinem Lehrer Heidrich sowie dem bewährten Neutestamentler Hans-Friedrich Weiß, dessen persönliche Integrität, kirchliches Engagement und wissenschaftlich weiter Horizont ihm nicht nur bei den Studenten einen guten und verlässlichen Ruf eingebracht hatte, sondern ihn auch unempfindlich gegenüber dem marxistischen Staat und seiner Ideologie gemacht hatte. Er war am selben 1. September 1972, als ich Assistent wurde, aus Jena kommend auf die Professur für Neues Testament berufen worden. Dem Einsatz und der stillen, aber wirksamen Diplomatie von Weiß ist es wesentlich zu verdanken, dass die Theologische Fakultät im Umbruch von 1989/90 neu aufgebaut werden konnte. Vor mir war bereits die Professur für Religionspädagogik mit Anna-Katharina Szagun<sup>15</sup> aus Göttingen neu besetzt worden. Die Professur für Praktische Theologie hatte Karl-Heinrich Bieritz<sup>16</sup> 1992 angetreten, um dessen Berufung sich Dekan Weiß und Prof. Kiesow, der in der so genannten „Wende“ Prorektor der Universität geworden war, sehr bemüht hatten. Kirchenhistoriker war als Nachfolger meines Lehrers Gert Haendler der von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekommene Friedhelm Winkelmann.<sup>17</sup>

Aus den beengten Raumverhältnissen der Fakultät, die Teile der 2. und 3. Etage des Palais-Hintergebäudes innehatte, konnten wir kurz vor meiner Berufung in ein Gebäude am Schröderplatz 3-4 umziehen, wo wir Nachmieter der „Überprüfungskommission“ wurden und viel mehr Räume als bisher bekamen. Dort blieben wir, bis meine Fakultät 2006 erneut in das inzwischen völlig renovierte Palais am Universitätsplatz um- beziehungsweise zurückziehen konnte. Diesmal bekam die Theologische Fakultät fast das gesamte Palais-Vorder- und Hintergebäude mit drei Etagen zugewiesen, so dass sich seitdem unsere Bibliothek, der Lesesaal und alle Büros samt Hörsaal an einem Ort befinden. Dass dieser Umzug meine letzte Amtshandlung als Dekan nach einem sehr dramatischen Dekanat 2004-2006 sein sollte, konnte ich damals nicht ahnen.

Am Anfang der hier skizzierten 13 Jahren von 1980-1993 hatte ich die Entscheidung für die Universitätslaufbahn getroffen, weil mich die Kombination

---

<sup>15</sup> Prof. Dr. Anna-Katharina Szagun: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001942](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001942)

<sup>16</sup> Prof. Dr. Karl-Heinrich Bieritz: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001721](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001721)

<sup>17</sup> Prof. Dr. Friedhelm Winkelmann: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002048](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002048)

von eigener wissenschaftlicher Arbeit und Arbeit mit den Studierenden, das alte Humboldtsche Prinzip, zunehmend faszinierte. Das musste keine Entscheidung gegen das Pfarramt sein, das ich ursprünglich angestrebt hatte. Denn ich konnte ja weiterhin an wichtiger Stelle an der Ausbildung der Pastorinnen und Pastoren und damit für die evangelisch-lutherische Kirche arbeiten, nur eben an einer anderen Stelle als Vater und Großvater. Gerhard von Rad, vielleicht der bedeutendste Alttestamentler des 20. Jahrhunderts in Deutschland, hat diese Tätigkeit als Professor für Bibelwissenschaft ebenso schön und schlicht wie treffend charakterisiert als ein intensives und engagiertes „Lesen lernen und lesen lehren“.

### **Berufung und dreifache neue Horizonte (1993-2008)**

Mit der Berufung auf eine ordentliche Professur nach Studium und Staatsexamen, Promotion und Habilitation und dem glücklich durch eine Berufung beendeten Bewerbungsmarathon ist die Laufbahn eines Hochschullehrers zwar auf dem Höhepunkt, aber erst auf dem ersten einer Lebens- und Arbeitszeit, die in der Regel eine Arbeitswoche von mindestens 6 Tagen und jeden Tag durchschnittlich eine Arbeitszeit von etwa 10-15 Stunden abzüglich kurzer Essenspausen umfasst. Da ich nur zwei Jahre als Privatdozent vom Sommersemester 1991 bis zum Sommersemester 1993 Lehrerfahrung in den Haupt-Lehrveranstaltungen sammeln konnte, begann nun sogleich die intensive Zeit der Ausarbeitung der in meinem Fach mindestens sechs mehrstündigen Hauptvorlesungen, der wechselnden Hauptseminare und weiterer Übungen. Hinzu kamen die Lehrveranstaltungen für die Religionspädagogen, die es bisher nicht gab und die besondere didaktische Anforderungen stellten, sowie die abzunehmenden Prüfungen und – mit beachtlichem Zeitaufwand – die akademische Selbstverwaltung. Gleich im zweiten Semester als Professor wurde ich 1994 Prodekan, zum Glück im Schatten meines erfahrenen Kollegen Bieritz als Dekan, unter dessen Leitung 1994 Udo Kern,<sup>18</sup> ein ehemaliger Mecklenburger Pastor, dann Pastor an der Predigerkirche in Erfurt, und inzwischen Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Jena, auf den Lehrstuhl für Systematische Theologie berufen wurde.

Von Bieritz' reichen Erfahrungen als Superintendent im kirchlichen Dienst und als Hochschullehrer in Leipzig und Berlin habe ich viel profitiert. Als glänzender Rhetoriker übernahm er unter anderem die repräsentativen Aufgaben als Dekan und die Außenvertretungen der Fakultät bis hin in den Landtag in Schwerin zum Beispiel bei einer Anhörung während der ersten der vielen Sparrunden, mit der die Hochschulen in Mecklenburg-Vorpommern jahrzehntelang zu kämpfen haben sollten. Ich selbst als Prodekan sammelte Erfahrungen im Senat, als zum

---

<sup>18</sup> Prof. Dr. Udo Kern: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001443](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001443)

Beispiel in einem handstreichartigen Akt unserer Fakultät eine Professur genommen wurde. Die Theologische Fakultät war gerade dabei, den Neuaufbau des Kollegiums mit der Berufung dieser letzten noch offenen Stelle zu vollenden. Damals bemühte sich Rektor Maeß um die Ansiedlung des Max-Planck-Instituts für Demographie in Rostock. Dazu musste die Universität Rostock eine Professur stellen.

Meine Fakultät hatte die Nachfolge des fristlos entlassenen Prof. Wendelborn auf der Professur für Ökumenik, ein wichtiges Querschnittsfach der Theologie, in einem ordentlichen Verfahren zum Abschluss gebracht und die fertige Berufungsliste frist- und ordnungsgemäß in den Senat eingebracht. Ich sollte die Liste als Prodekan vertreten. Mitten in der Sitzung wurde mir überraschend mitgeteilt, dass unsere Liste obsolet geworden sei und die Professur zugunsten des MPI eingezogen und umgewidmet werde. Ich habe gegen dieses Verfahren protestiert und die Bedeutung der Ökumenik als theologisches Querschnittsfach hervorgehoben, die der Rektor allem Anschein nach mit „Ökonomie“ verwechselt hatte und deshalb für die Theologie als unwichtig oder unpassend empfand. In der Abstimmung ergab sich ein interessantes Bild: Obwohl der gesamte Senat – wie auch ich – sehr einverstanden mit der prestigeträchtigen Ansiedlung des MPI in Rostock war, bewirkte dieses unfaire Verfahren gegenüber der Theologischen Fakultät doch, dass die Abstimmung, ob die Professur bei der Theologie verbleiben oder für das MPI verwendet werden sollte, fast ein Patt: Es gab, wenn ich mich recht erinnere, nur eine Stimme mehr für das MPI als für den Verbleib der Professur bei unserer Fakultät. Dabei haben die studentischen Vertreter des Senats, die keineswegs Theologen waren, für die Theologie gestimmt, was mich sehr freute. Leider war ich nicht so sattelfest in der Geschäftsordnung, dass mir Folgendes aufgefallen ist, und andere, die es wussten, haben es nicht öffentlich gemacht: Da es nämlich mehrere Stimmenthaltungen gab, die nach der Geschäftsordnung, wie ich später erfuhr, als Nein-Stimmen zu zählen sind, wäre der Antrag eigentlich als abgelehnt zu werten gewesen. Die Theologische Fakultät hat freilich im nachhinein nach Beratung im Fakultätsrat nicht gegen diesen Verfahrensfehler protestiert.

Angenehm war die mir als Prodekan zufallende Aufgabe, die Berufungskommission der Nachfolge Prof. Weiß (Neues Testament) zu leiten. Zu den Bewerbern gehörte auch Eckart Reinmuth,<sup>19</sup> den ich aus unserer Rostocker Schulzeit kannte. Er hatte in Greifswald studiert, war Pastor in Bützow, promoviert in Halle und habilitierte sich in Jena. Er war als Dozent und Professor an der Kirchlichen Hochschule Naumburg und der Pädagogischen Hochschule in Erfurt tätig gewesen. Da ich seinen kenntnisreichen und breiten Zugang zum Neuen Testament auch über die Literaturwissenschaft, Philosophie und Kulturwissenschaft

---

<sup>19</sup> Prof. Dr. Eckart Reinmuth: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001446](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001446)

schätzte und als optimales Komplement zu meinem historisch-archäologischen und anthropologischen Zugang zum AT empfand, war ich froh, dass er 1995 auf die Professur berufen wurde und den Ruf annahm. Noch während meines Prodekanats folgte 1995 Heinrich Holze<sup>20</sup> aus Genf Friedhelm Winkelmann auf dem Lehrstuhl für Kirchengeschichte nach. Mit Holze fand ich – nicht nur durch unsere gemeinsamen historischen Interessen, vielleicht auch durch unsere ähnliche norddeutsch-hanseatische Art – schnell ein fachlich und menschlich sehr gutes, freundschaftliches Gesprächsklima. Dasselbe galt für den Nachfolger meines Lehrers Peter Heidrich, den 1996 ins Kollegium eintretenden Klaus Hock<sup>21</sup> auf der Professur Religionsgeschichte – Religion und Gesellschaft, einen Islam-Spezialisten mit langjähriger Erfahrung durch Auslandstätigkeiten in Nigeria.

Für mich eröffneten sich nach der Berufung dreifach neue Horizonte. Das Jahrzehnt 1993/94-2004 stellte in dieser Beziehung wohl den Höhepunkt meiner beruflichen Laufbahn dar und stellte entscheidende Weichen. Früchte aus diesem Jahrzehnt reiften dann ab 2004.

### **A) Zum Bibel-Text kommt das Land der Bibel**

Wie berichtet, musste ich meine historisch und archäologisch geprägte Dissertation ohne die Möglichkeit der Reise nach Israel zu den Stätten der behandelten biblischen Texte und Orte schreiben, auch ohne nennenswerten Kontakt mit Biblischen Archäologen, die es in der DDR nicht gab. Nach der Öffnung der Mauer konnte ich das Land meiner Studien bereisen. Israel erstmals kennen zu lernen ermöglichte mir der Kieler Kollege Martin Metzger, indem ich mich 1992 seiner 14tägigen Exkursion nach Israel anschließen konnte. An einem freien Nachmittag besuchte ich mit Prof. Metzger und meinem Kollegen Wolfgang Zwickel den Ruinenhügel Zora bei Beth-Schemesch westlich von Jerusalem, wo der biblische Held Simson, nach biblischen Bericht zum Stamm Dan gehörig, in vorstaatlicher Zeit Israels (ca. 1150-1000 v. Chr.) gelebt haben soll. Nach der biblischen Darstellung war die Region um Zora danitisches Stammesgebiet. Auf dem Ruinenhügel fanden wir aber keine Keramik, also keine Siedlungsspuren, die älter waren als die so genannte Eisenzeit II, die etwa 900/850 v. Chr. beginnt. Ich beschloss, hier eine archäologische Untersuchung zu beginnen, was mir dank einer Finanzierung durch die Breuninger-Stiftung in Stuttgart 1995 gelang und zu zwei Publikationen (1996; 1999) führte. Es konnte geklärt werden, wieso die Bibel hier von einem danitischen Siedeln in der Eisenzeit I berichtet, obwohl damals der

---

<sup>20</sup> Prof. Dr. Heinrich Holze: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001440](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001440)

<sup>21</sup> Prof. Dr. Klaus-Heinrich Hock: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001554](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001554)

Ort unbesiedelt und erst seit der Eisenzeit II bewohnt war. Bei diesem mit Wolfgang Zwickel durchgeführten Projekt konnte ich, da ich selbst nicht archäologisch ausgebildet war, den deutsch-israelischen Archäologen Dr. Gunnar Lehmann gewinnen. Mit ihm entwickelte sich eine so konstruktive, anregende und verlässliche Zusammenarbeit und Freundschaft, dass ich seit nunmehr 15 Jahren mehrere Ausgrabungsprojekte auf Drittmittelbasis mit ihm unternommen habe.

### **B) Rostock und Naher Osten: Praktizierte Biblische Archäologie**

Mit dem Beginn archäologischer Projekte 1995 bekam meine berufliche Tätigkeit neben der Universität Rostock ein zweites ständiges Standbein im Nahen Osten. Noch im Jahr der Publikation der Ergebnisse des Projekts zwischen Zora und Eschtaol westlich von Jerusalem unternahm ich in Kooperation mit Dr. Lehmann eine weiträumige archäologische Oberflächenuntersuchung in Galiläa (Nordisrael), finanziert von der Axel-Springer-Stiftung Berlin. Sie untersuchte 42 Siedlungen und hat zum Ziel, die Siedlungsgeschichte und Siedlungsfolge dieses durch Jahrtausende intensiv besiedelten Gebietes genauer darzustellen. Der israelische Archäologe Yohanan Aharoni hatte Anfang der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts das Gebiet untersucht und die Ergebnisse in einer kurzen, nur rund 40 Seiten umfassenden ersten Studie auf Ivrit dargelegt, die kaum bekannt wurde. Die fortentwickelten archäologischen Methoden forderten inzwischen eine genauere Analyse.

Die Ergebnisse waren noch nicht aufgearbeitet, da erreichte mich die Anfrage des prominentesten archäologischen Instituts in Israel, in Tel Aviv, an der Ausgrabung in Megiddo, dem so genannten „Troja Palästinas“ teilzunehmen. Dieser 3.000 Jahre hindurch von der Frühbronzezeit bis etwa 300 v. Chr. ununterbrochen bewohnte Ort mit ungefähr 30 Siedlungsschichten an der strategisch wichtigen Jesreel-Ebene in Mittelpalästina war von deutschen Forschern 1903-1905 erstmals, dann in den zwanziger und dreißiger Jahren von Amerikanern untersucht worden. Die riesige Ruinenstätte bietet aber für weitere Jahrzehnte Forschungsmöglichkeiten. Ich konnte einen Drittmittelbetrag von 332.000 DM in die Ausgrabung einbringen und in enger Kooperation mit Dr. Lehmann 1998-2000 in dem internationalen Team unter Leitung des israelischen Archäologen Israel Finkelstein reiche Erfahrungen sammeln, die in drei allein beziehungsweise mitverfassten Beiträgen in der zweibändigen Abschlusspublikation mündeten. Die Grabungstätigkeit in Israel, in der neben den Israelis vor allem Amerikaner dominieren und neben mir nur ein einziges weiteres deutsches Team tätig war, führte dazu, dass ich 2000 und 2002 jeweils im Januar/Februar in das Studienprogramm des Benediktinerklosters Dormitio Mariae in Jerusalem zu Gastprofessuren eingeladen wurde. Diese fielen leider in die schwierigste und deprimierendste Phase der so genannten Zweiten Intifada mit vielen Toten und Verletzten.



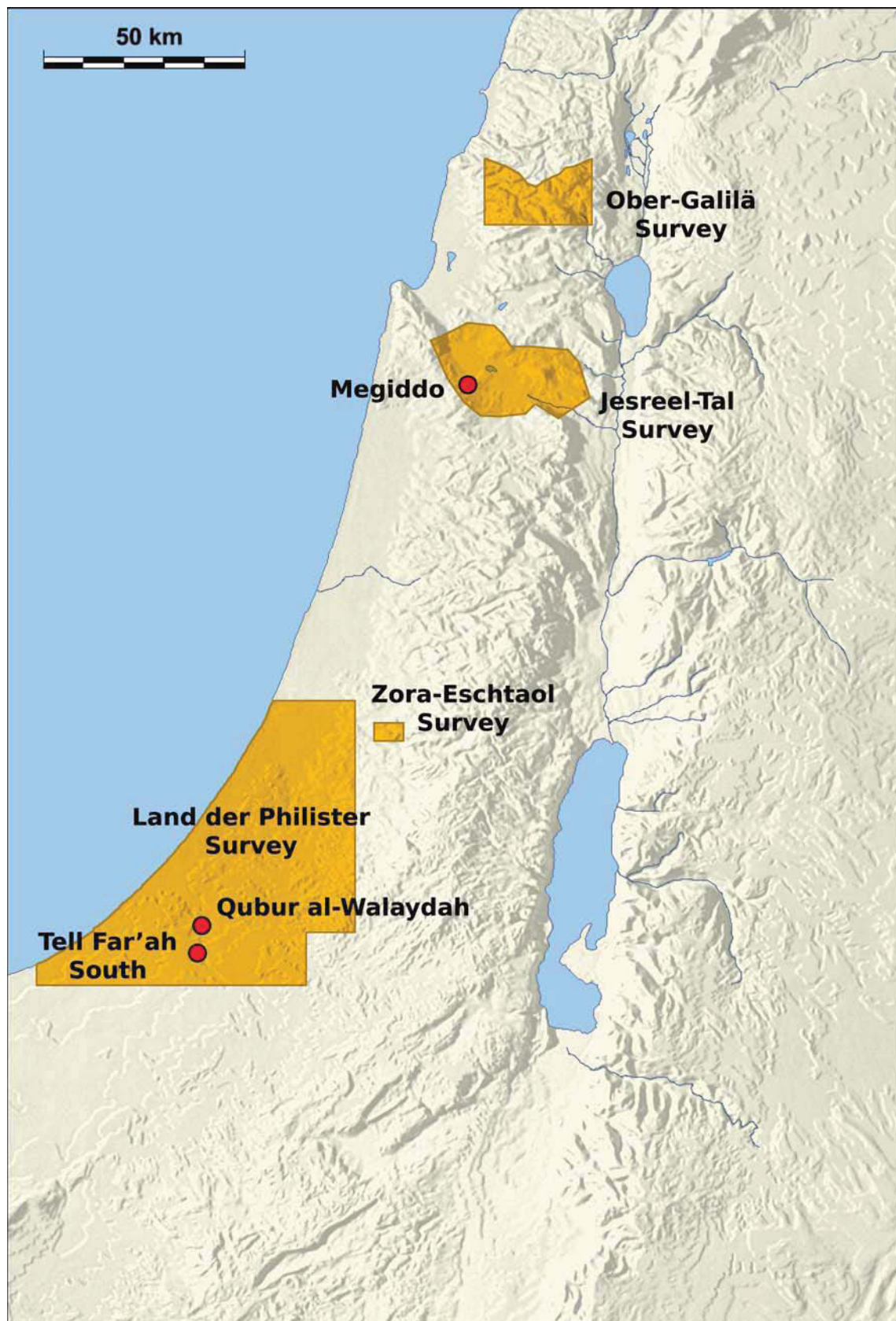
Schon seit 1999 hatte mein archäologischer Partner Dr. Lehmann, inzwischen Dozent an der Ben Gurion University in Beersheva, einer aufstrebenden Stadt in Südisrael in der Nähe der Negev-Wüste, eine eigene Ausgrabung auf dem Tell el-Farah South begonnen und lud mich ein, Ko-Direktor dieser Grabung zu werden. Die höchst inspirierende Zusammenarbeit mit Lehmann, der viel Interesse an meiner biblisch-historischen Arbeit zeigte und bei dem ich umgekehrt laufend meine archäologischen Kenntnisse vertiefen konnte, ließ mich keinen Moment zögern. Ab 2001 habe ich mich dort beteiligt. Der Ort liegt in einer Übergangsregion, die immer von Südwesten von Ägypten beeinflusst wurde, aus dem Westen von der Kultur der Küstenbewohner (Philister), aus dem Osten von den Bewohnern des Gebirges Juda und von Südosten von den Steppen- und Wüstenbewohnern der Negev- und Sinai-Wüste. Wir gruben unter anderem eine Stadtmauer aus dem 10./9. Jahrhundert v. Chr. aus. Daneben fanden wir eine der nicht gerade häufigen Inschriften aus dem 9. Jahrhundert v. Chr., die ich mit meinem Kollegen und Freund E. A. Knauf veröffentlicht und interpretiert habe.

Als Nebenprojekt der Grabung auf dem Stadthügel Tell el-Farah South haben wir kontinuierlich Dutzende von Quadratkilometern der Umgebung (etwa die Fläche östlich des Gazastreifens ins Landesinnere) landschaftsarchäologisch aufgenommen und kartographiert mit allen Installationen und Siedlungsplätzen. Hinzu kam 2006 eine von der Universität Rostock finanzierte archäologische Oberflächenuntersuchung an der Mittelmeerküste zwischen den Städten Aschdod und Aschkelon, die unerwartete Ergebnisse brachte, vorläufig publiziert im Forschungsmagazin der Universität Rostock (*Traditio et Innovatio* 11/1 [2006], S. 34-35). Bei unseren jährlichen Oberflächenbegehungen waren wir auf einen Siedlungsplatz namens Qubur al-Walayidah fünf Kilometer nördlich unserer früheren Ausgrabungsstätte Tell el-Farah South gestoßen. Schon auf der Oberfläche lagen Mengen spätbronzezeitlicher Keramik, die auf eine blühende Siedlung hindeuteten. 1977 war bei einer Begehung dort eine Inschrift gefunden worden. Wir beantragten die Grabungslizenz zusammen mit unserem israelischen Kollegen Steve Rosen, einem Fachmann für nomadische Siedlungsarchäologie. Unser Hauptgedanke bei dem Projekt war es, nach unserer Untersuchung der urbanen Siedlung Tell el-Farah South nun nach umgebenden ländlichen Siedlungen Ausschau zu halten, die das Siedlungsbild ergänzen könnten. Was wir bei einer ersten vierwöchigen Probekampagne im Sommer 2007 fanden, war als jüngste (oberste) Siedlung ein Philisterdorf (kein judäisches Dorf!) und darunter eine ältere, spätbronzezeitliche (also vorisraelitische) ägyptische Militärfestung. Davon sind bereits mehrere in dieser Region bekannt. Uns wurde deutlich, dass dieses Jahrhundert als Glacis der Ägypter vor ihrer Grenze dienende Gebiet noch dichter mit ägyptischen Sicherungsfestungen überzogen war als bisher bekannt. Diese Siedlungsstätte möchte ich mit meinen Kollegen in den kommenden Jahren weiter ausgraben. Der Finanzierungsantrag wurde am 1. Dezember 2008 eingereicht.

Der Forschungsbeitrag wird unter anderem auch darin liegen, dass wir in einem Gebiet zwischen philistäischer Handelsküste, ägyptischen Staats-Einflüssen, dem Bergland-Königtum Juda und von Süden kommenden Nomaden arbeiten. Solche sensiblen Überschneidungsgebiete sind besonders interessant. Angesichts meiner bisherigen sechs archäologischen Projekten (siehe Karte) versteht man wohl, dass ich im Jahr 2005, als ich mit meinen israelischen Kollegen keine Feldarbeit verabredet hatte, Entzugerscheinungen spürte. So nahm ich die Einladung archäologischer Freunde an, im Sommer 2005 im südtürkischen Kilikien, der Heimat des Apostel Paulus, an der archäologischen Untersuchung der Region Dörttyol teilzunehmen. Diese türkische Kreisstadt im landschaftlich und klimatisch reizvollen Kilikien ist dadurch berühmt, dass in ihrer Nachbarschaft die Stadt Issos (Kinet Höyük) liegt. Dort brach Alexander der Große 333 v. Chr. nach Asien auf und schlug eben dort bei Issos das Heer des Perserkönigs Dareios III. ein erstes Mal. Issos wird seit 14 Jahren von der in Ankara lehrenden und forschenden Kollegin Marie-Henriette Gates ausgegraben. Sie hatte angeregt, die Umgebung großräumig zu untersuchen, um das antike Siedlungsmuster kennen zu lernen.

### **C) Ein sich ausweitender Wirkungskreis und das bleibende Zentrum**

Die Ortsgebundenheit der DDR-Zeit mit meinem Studien-Ausflug für wenige Semester nach Berlin war mit dem Jahr 1989/90 wie weggeblasen. Es war, als seien überall Fenster aufgestoßen worden. 1991 fand in Hamburg eine Hebräisch-lehrer-Konferenz statt, an der ich teilnahm. Dort lernte ich nicht nur den Hamburger Professor Bernd Janowski kennen, der meine Habilitationsschrift publizierte. In der Folge bekam ich im Sommersemester 1993 von der Hamburger Fakultät den oben erwähnten Lehrauftrag. 1992 konnte ich mit Prof. Martin Metzger meine erste Israelreise antreten. Daraus entwickelte sich die dargestellte Kette von jährlich einer oder zwei Israelreisen pro Jahr mit Ausgrabungs- und Lehrtätigkeit. Ebenso sind hier zwei Freunde und Kollegen zu erwähnen, die meinen wissenschaftlichen Weg seit Jahrzehnten intensiv begleiten und denen ich zahllose Anregungen verdanke. Seit der so genannten „Baltischen Theologenkonzferenz“ in Greifswald 1974 verband mich eine fachliche und menschliche Freundschaft mit dem 2005 verstorbenen finnischen Alttestamentler Timo Veijola in Helsinki. Sie wurde nicht nur brieflich, sondern auch vor 1989 durch Besuche von Veijola in der DDR und nach 1989 durch zahlreichen wechselseitige Besuche bestärkt. Veijola lud mich als „Offiziellen Fakultäts-Opponenten“ bei der Doktorverteidigung seines Schülers Pekka Särkiö 1994 nach Helsinki ein. 1999 wurde ich zum Mitglied der aus europäischen Theologen zusammen gesetzten Evaluationskommission für die Universität Helsinki von deren Theologischer Fakultät vorgeschlagen, eine langwierige und verantwortungsvolle Aufgabe für mehrere Wochen.





Mit Veijola organisierte ich über fast zehn Jahre ein wechselnd in Rostock und Helsinki stattfindendes Doktoranden- und Habilitanden-Kolloquium. Im Jahr 2000 wurde ich von der Finnischen Akademie der Wissenschaft und Literatur zum Auswärtigen Mitglied (Foreign Member) gewählt.

Ein dauerhafter und fruchtbarer Austausch, nach 1989 nicht mehr nur brieflich und mit einseitigen Besuchen von West nach Ost wie bis zur „Wende“, ergab sich mit meinem Freund Ernst Axel Knauf, der zunächst eine Professur in Genf innehatte, dann nach Bern berufen wurde. Nicht nur dass wir fast jede Seite, die der jeweils andere schrieb und schreibt, gegenlesen. Wir sind auch an gemeinsamen Projekten beteiligt. So trat auch Knauf 1999 in die Ausgrabung in Megiddo ein, in der ich seit 1998 integriert war. Durch Knauf kam ich in Kontakt mit Silvia Schroer (jetzt Bern), Thomas Staubli (jetzt Fribourg) und Christoph Uehlinger (jetzt Zürich) aus der „Fribourg-Schule“ Othmar Keels, dessen bahnbrechende Studien im Bereich der Ikonographie und Ikonologie Israels und des Alten Orients diese „Schule“ begründeten. Weitreichende Kontakte und Reisen ergaben sich auch neben den Ausgrabungsaufenthalten in Israel, so zum Beispiel meine erste USA-Reise 1999 zu einem Kongress in Boston. Dort war ein eigener Workshop der Ausgrabung von Megiddo gewidmet, wo wir alle als „principal investigators“ des Projekts Vorträge hielten.

Zahlreiche fachliche Kontakte im In- und ins Ausland entwickelten sich in den nächsten zwölf Jahre aus der Mitarbeit an der vierten Auflage des traditionsreichen Lexikons „Religion in Geschichte und Gegenwart“, wo ich 1996 Fachberater des Gebietes „Biblische und christliche Archäologie“ geworden war. Diese Tätigkeit setzt sich seit 2007 fort, weil der Verlag E. J. Brill eine englische Ausgabe dieses Lexikons herausgibt, das sogar mehr als die 9 Bände der deutschen Ausgaben umfassen wird. Neben dem Kirchenhistoriker Chr. Marksches aus Berlin und dem Religionswissenschaftler Hubert Seiwert aus Leipzig bin ich der einzige Fachberater einer ostdeutschen Universität in dem über 40köpfigen internationalen Fachberaterteam.

Im Jahr 2000 erhielt ich zu meiner Überraschung einen Ruf an die Universität Heidelberg. Dort stand die Nachfolge von Prof. Manfred Weippert an. Weippert und seiner Frau, Dr. Helga Weippert, verdanke ich zahllose Anregungen für meine Habilitationsschrift und darüber hinaus. Herrn Weippert hatte ich als Leiter des achtwöchigen Lehrkurses des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaften des Heiligen Landes in Amman/Jordanien kennen gelernt. Ernst Axel Knauf und Ulrich Hübner, meine Kameraden dieses Lehrkurses 1983, beide Schüler von Manfred Weippert, hatten sich für die Nachfolge beworben. In Gesprächen ergab sich die Frage, warum ich mich nicht auch beworben hätte. Könnte das wie Interesselosigkeit an dem Lehrstuhl und der Arbeit unseres Lehrers und Lehrkursleiters wirken? Ich habe mich dann doch beworben, ohne mit der Möglichkeit zu rechnen, auch nur zum Probe-Vortrag eingeladen zu werden, hatten

sich doch auch „Schwergewichte“ unseres Faches, zum Beispiel aus der Schweiz, beworben. Nach langem Hin und Her, nachdem sich anscheinend Besetzungspläne der Fakultät zerschlugen und Meinungsunterschiede auch innerhalb der Fakultät zeit- und kräftezehrend gewirkt hatten, wurde ich kurzfristig gebeten, innerhalb von zehn Tagen ein Thema für einen Probenvortrag zu nennen. Einen Vortrag in Heidelberg zu halten schien mir in jedem Fall ehrenvoll. Allerdings war ich dann fast erschrocken, als der Ruf an mich erteilt wurde. Ich habe ein halbes Jahr mit Nachdenken, Beratungen mit engen Freunden und Verhandlungen sowohl in Heidelberg und dem Kultusministerium in Stuttgart als auch im Bildungsministerium in Schwerin und an der Universität Rostock zugebracht. Nach detaillierten Abwägungen habe ich mich entschlossen, in Rostock meine Arbeit und die Projekte bruchlos fortzusetzen. Die verschiedenen Gründe für mein Bleiben in Rostock will ich hier nicht ausbreiten. Das außergewöhnlich kollegiale und freundschaftliche Klima im Rostocker Kollegium gehörte zu den für Rostock sprechenden Gründen. Da ich seit der Berufung nicht nur durch die jährlichen Ausgrabungen häufig ins Ausland reiste, hat ein dauerhaft stabiler Arbeitsmittelpunkt auch einen ausgleichenden, stabilisierenden Charakter, wenn der Ruf nach Heidelberg unzweifelhaft auch beachtliche Vorteile gehabt hätte.

Als einen der Impulse meiner weiteren Tätigkeit in Rostock habe ich 2003 ein jährlich um den Geburtstag des mecklenburgischen beziehungsweise Rostocker Alttestamentlers Ernst Sellin im Mai stattfindendes wissenschaftliches Kolloquium ins Leben gerufen. Es hat drei Ziele: Erstens soll der Forschungsschwerpunkt „Biblische Archäologie“, den ich – in den letzten zehn Jahren und zur Zeit als fast einziger Wissenschaftler in Deutschland – durch Ausgrabungen in Israel betreibe, durch das Kolloquium wissenschaftlich und öffentlichkeitswirksam unterstützt werden. Dazu lade ich zu den jeweils zwei Vorträgen Wissenschaftler(innen) ein, die einen innovativen Ansatz historisch-anthropologischer Forschung vertreten und die an einer breiten interdisziplinären Vernetzung interessiert sind, sowohl mit meiner Forschung als auch mit der Klassischen Archäologie. Aus letzterem Grund habe ich von Anfang an das Heinrich-Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften, insbesondere den Klassischen Archäologen Prof. Konrad Zimmermann eingeladen, sich an den Kolloquia zu beteiligen. Sie werden nun jährlich einmal von mir mit dem Schwerpunkt Biblische Archäologie, in darauf folgenden Jahr mit dem Schwerpunkt Klassische Archäologie organisiert. Zweitens soll das Kolloquium wissenschaftshistorisch an die fruchtbare Zusammenarbeit von Ernst Sellin und Carl Watzinger erinnern, die nicht nur zeitweise gleichzeitig Lehrstühle (Altes Testament und Biblische Archäologie beziehungsweise Klassische Archäologie) in Rostock innehatten, sondern auch gemeinsam die Maßstäbe setzende Ausgrabung in Jericho/Palästina 1907-1909 unternahmen. Daher erklärt sich die Bezeichnung „Ernst Sellin-Carl Watzinger-Kolloquium“. Drittens richtet sich das Kolloquium an Studierende und



Mitarbeiter der Theologischen und Philosophischen Fakultät, aber auch an eine interessierte Öffentlichkeit.

Neben Forschung und Lehre beschäftigte mich zunehmend die akademische Selbstverwaltung unter anderm durch zwei Prodekanate (1994-1996 sowie 2002-2004) und ein Dekanat, das 2004-2006 durch eine der zahlreichen einschneidenden Sparwellen in Mecklenburg-Vorpommern gekennzeichnet war, aus der die Theologische Fakultät nach harten Kämpfen aber unbeschadet hervorging und seitdem noch weiter an Attraktivität ausweislich der ständig steigenden Studentenzahlen gewonnen hat (1998: 177 Studierende; 2008: 738 Studierende). 2006-08 war ich stellvertretendes Senatsmitglied und wirkte ab 2004 im Beirat des Forschungsmagazins der Universität „*Traditio et Innovatio*“ mit, ab 2008 als dessen Leiter, was mir Freude macht, da ich schon aus Gründen der Publizität für Fakultät und Forschung Übung in der Pressearbeit und im Zeitungsartikelschreiben bekam.

Über die Universität hinaus reicht seit mehr als einem Jahrzehnt meine Mitarbeit im Deutschen Hochschulverband und in dessen Ortsvorstand Rostock, in den Jahren 2005-2007 als dessen Vorsitzender. Das Übernehmen von Verantwortung für die Belange der Hochschullehrer hat zu wertvollen Erkenntnissen und Begegnungen mit anderen engagierten Kolleginnen und Kollegen in und außerhalb der Universität Rostock geführt. Das ist doch etwas ganz anderes als die Mitgliedschaft in dem machtlosen DDR-Gewerkschaftsbund es war! In der wohl ältesten wissenschaftlichen Gesellschaft meines Forschungsgebietes in Deutschland, dem Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas e.V. bin ich seit dem Fall der Mauer Mitglied und wurde 2008 in dessen Vorstand gewählt. Eine wertvolle Horizonterweiterung bot mir im Jahr 2006 die Einladung in die Evangelische Forschungsakademie, die zur Zeit 136 Vertreter nahezu aller denkbaren Wissenschaftsgebiete in Deutschland vereint und auch Wissenschaftsbereiche umfasst, die an traditionellen Universitäten nicht vertreten sind, wie verschiedene Bereiche der Kunst, Journalistik, Fotografie und Ähnliches.

Auch wenn ich meinen Lebensberuf nicht in der Kirche, sondern in der universitären Theologie gefunden habe, lag mir immer viel an der Verbindung mit meiner evangelisch-lutherischen Kirche. Unter anderem habe ich gern von 1997 bis 2003 die Theologische Fakultät im Beirat für Weiterbildung der mecklenburgischen Landeskirche vertreten, 2006 die Berufung zum Mitglied des Kirchenparlaments, der XIV. Synode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs angenommen und arbeite in deren Rechtsausschuss. In der Landessynode viele Studierende wiederzusehen, die inzwischen engagierte Pastorinnen, Pastoren und Mitarbeiter(innen) unserer Kirche sind, bereitet mir große Freude.

## Diskussion

Protokoll und Transkription: Claudia Ahrens

Kersten Krüger: Vielen Dank, ich darf nun um Wortmeldungen bitten.

Axel Büsser:

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zu nahe trete. Sie haben über Ihre Interessen referiert. Das Wort Glaube ist aber überhaupt nicht gefallen. Das hat mich verwundert, da sie Theologe sind. Wollen oder möchten sie darüber nicht reden?

Hermann Michael Niemann:

Doch, ich kann gerne darüber reden. Fragen sie mich einfach konkreter.

Axel Büsser:

Wie sind Sie dazu gekommen Theologie zu studieren? War der Glaube ausschlaggebend für das Studium, weil Sie sich ja eigentlich für Sprachen interessiert haben?

Hermann Michael Niemann:

Ich komme aus einem Pfarrhaus. Mein Großvater war schon Pfarrer. Was aber nichts zu sagen hat. Meine beiden Kinder sind ja auch nicht Theologen geworden. Das muss also nicht viel heißen. Mein Vater ist eigentlich Umwege gegangen, genauso wie ich. Er war gelernter Kaufmann und im CVJM aktiv, das ist der Christliche Verein Junger Männer. Dann hatte er die Idee – da war er schon 25 – Theologie studieren zu wollen. Er hatte eine christliche Pfadfindergruppe aufgebaut und vielleicht ist durch die Leitungstätigkeit dieser Gruppe diese Idee entstanden. Sein Vater, ein Eisenbahner, finanzierte erstaunlicher Weise das Studium. Dazu musste mein Vater nach Berlin gehen, weil es in Rostock keine Abendschule gab. In einer Privatschule hat er das Abitur nachgemacht, in einem Schnellkurs, und dann in Tübingen und Rostock studiert. Er hat aus innerer Überzeugung diesen Umweg gemacht, aber er ist nie begeisterter Wissenschaftler geworden. Deshalb hat er es mir am Anfang auch übel genommen, dass ich nicht gleich ins Pfarramt ging und wissenschaftlich arbeitete.

Ich sagte: „Vater, ich geh’ noch ins Pfarramt, aber erst mal promovieren.“ Das war auch wirklich meine Meinung. Und ich muss sagen, ich habe durch die wissenschaftliche Arbeit, die ja manchmal etwas distanziert zu Glaubensproblemen zu sein scheint, eine viel tiefere Erkenntnis gewonnen. Nicht nur eine gefühlsmäßige, sondern auch intellektuelle Erkenntnis. Erkenntnis und Glaube waren in meiner Studentenzeit ein wichtiges Diskussionsthema. Durch zum

Beispiel Helmut Gollwitzer und die Frankfurter Schule wurden wir da damals sehr herausgefordert.

Meine Interessen wurden familiär angestoßen, aber vielleicht auch durch die Kirchenfeindlichkeit der DDR gefördert. Es hat mir schon damals immer Spaß gemacht, zum Beispiel bei dem Problem mit der Kubakrise meinen Lehrer zu ärgern, nämlich dass seine Resolution abwegig oder albern war. Dabei bedachte ich nicht, dass es die Oberschule oder das Abitur kosten würde. Auch mein Vater war widerborstig. Er gehörte in der NS-Zeit zur Bekennenden Kirche, nicht zu den so genannten „Deutschen Christen“, die sich auf die Naziideologie einließen.

Ähnlich verhielt er sich in seinem Pfarramt in den fünfziger Jahren. Das war eine ziemlich ruppige Zeit. Da war meine Zeit nachher milder. Er hatte jahrelang das Pech gehabt, dass er, wenn er mit seiner Predigt an der Reihe war, öfters eine Kanzelabkündigung des Bischofs vorzulesen hatte, die meistens staatskritisch war. Da ging es um Jugendweihe und solche Dinge. Einmal hatten sie ihn ganz besonders auf dem Kieker. Da rüttelten abends Leute an unserer Tür des Pfarrhauses. Wir hatten von einem Gemeindemitglied einen Hinweis, dass da etwas kommt. Aber wir hatten einen schweren Riegel an der Haustür. Als die „Besucher“ weg waren, ging mein Vater sofort stehenden Fußes zur Bahn und fuhr zu einer Tante nach Westberlin, wo er ein oder zwei Wochen blieb. Dann war auch wieder Schluss mit der Verfolgung. Aber er hatte vermutlich kurz vor der Verhaftung gestanden. Man lernte also in diesen Jahren als Pastor politisch zu denken.

An der Universität wurde ich nie schief angesehen, weil bei Theologen sowieso Hopfen und Malz verloren waren. Aber meine Frau zum Beispiel hatte es da als Arbeiterkind viel schwerer, weil sie nicht sofort verständlich nachweisen konnte, dass sie Christin ist und deshalb so oder so handeln musste. Für Leute an der Universität, die nicht Theologen von Beruf waren, war das sehr, sehr viel schwieriger, wenn sie sich als Christen zu erkennen gaben.

Auch habe ich es nicht sonderlich als Belastung empfunden, nicht normales Abitur machen zu dürfen. Schließlich konnte ich – auf anderem Weg – zur gleichen Zeit wie meine anderen Mitschüler Abitur an der Abendschule machen. Allerdings war mir die Stasigeschichte (siehe oben) sehr unangenehm. Das war der einzige Zeitpunkt, wo ich überlegt habe, wenn die mich jetzt weiter verfolgen, dann gehe ich bei erster Gelegenheit nach drüben. Sonst war ich von meinem Vater gewohnt, hier sozusagen die Stange halten zu müssen, und so war der Westen für mich keine Option. Die Hohlheit des DDR-Marxismus oder die traurige Spaltung zwischen Anspruch eines Sozialismus und der Realität bei den Funktionären, das hat mich einfach so abgestoßen, dass ich im christlichen Glauben immer die weitaus bessere Alternative gesehen habe.

Björn Kutz:

Sie sprachen häufig von den Anfeindungen, denen die Kirchen ausgesetzt waren. Wenn wir das vielleicht auf die theologische Fakultät münzen: Welchen Stellenwert hatte die Fakultät innerhalb der Universität, sowohl aus der Perspektive des Staates, als auch der Universität? Hat man diese, ich will einmal sagen, Zwitterstellung dieses Faches wirklich gespürt? Tagtäglich?

Hermann Michael Niemann:

Es gibt einen Kollegen in Halle, Friedemann Stengel. Er hat sich ausführlich mit den theologischen Fakultäten in der DDR befasst. Auch Herr Kiesow, mein Lehrer und späterer Prorektor sowie Herr Haendler haben sich dazu geäußert. Es hat durchaus immer wieder Bestrebungen oder Überlegungen gegeben, die theologischen Fakultäten abzuschaffen. Übrigens war das auch schon in der Nazizeit mehrfach im Gespräch gewesen.

Dagegen hat es aber immer sogar staatliche Stimmen gegeben. Die waren der Meinung, wenn die theologischen Fakultäten sich selbstständig machen, es gab ja drei kirchliche Ausbildungsstätten in der DDR, zwei evangelische und eine katholische, dann haben wir sie nicht mehr unter Kontrolle. Also sollten sie lieber an den Universitäten bleiben. So konnten sie uns beeinflussen. Wir hatten genauso den ML-Unterricht wie alle anderen Fächer, vielleicht sogar verstärkt. Vermutlich waren wir auch ein bisschen unangenehmer für die Marxisten als „Gegenideologie“. Aber ansonsten ist es dabei geblieben, dass die Fakultäten alle belassen wurden, um sie unter Kontrolle zu haben. Natürlich wurden die Fakultäten heftig bearbeitet, so wie ich Ihnen von Berlin erzählt habe. Die Linken waren klar, die linken Theologen musste man nicht für die DDR gewinnen. Die Zentristen und die Rechten mussten bearbeitet werden – biographisch etwa durch Pensionierung, wie es in Rostock der Fall war: Herr Wendelborn sollte Herrn Haendler ersetzen, da sie ihn loswerden wollten.

Die andere Sache war die, dass ich im Alltag eine gewisse Selbstverständlichkeit spürte, mit der man in der Universität diesen winzigen Haufen, der ja auch immer abgekapselt blieb, mitschleppen konnte. Der störte ja eigentlich nicht wesentlich. Wir waren eine Fakultät und als die Sektionen eingeführt wurden, geriet alles noch viel kleinformatiger. Die theologische Fakultät blieb eine Sektion für sich. Es gab mal eine Zeit, da saßen die Gewerkschaftsmitglieder der Theologischen Fakultät auch in der Gewerkschaftsgruppe der Philosophischen Fakultät. Das hat man aber bald aufgelöst, weil zu viel Oppositionelles von den Theologen zu den Philosophen herüber schwappte. Da hat man die Theologen also mehr eingekapselt.

Wir Theologen waren eine kleine, verrückte, exotische Gruppe. Da die Kirche ja leider noch nicht abgestorben war, musste man bestimmte Ausbildungsleistungen bieten und das dann lieber unter staatlichen Kontrolle, als wenn die

Theologen ihre Leute unkontrolliert in Naumburg oder Berlin ausbilden ließen. Natürlich arbeitete man an der so genannten „Zersetzung“ der Fakultät. Ich weiß durch die Berichte von Herrn Kiesow und Herrn Haendler, dass unter unseren Studenten, Ende der 90er Jahre, massive Anwerbungen für die Stasi passierten. Zwei IM's kannten wir. Der eine war Herr Wendelborn, der war ja so links, Mitglied der Volkskammer und alles Mögliche, dass wir sagten, ob er in der Stasi ist oder nicht, ist völlig egal. Der sagt denen sowieso alles.

Bei Prof. Fritzsche war ich unsicher und das war ein zwiespältiges Verhältnis, wie ich es versucht habe darzustellen. Die Marxisten haben ihn vielleicht als interessant betrachtet, aber er hat sie eigentlich verachtet und für naiv gehalten. Es hat mich eine Zeitlang wirklich beeindruckt, wie er diese Leute um den Finger gewickelt hat. Es war möglich, dass Fritzsche Konferenzen einberief, die ich dann organisieren musste. Naturwissenschaftlicher von der Uni waren dabei, nachher sogar Pädagogen aus dem knallroten „Haus“ der Frau Honecker. Sie haben in Anwesenheit von Marxisten diskutiert und offensichtlich Spaß daran gehabt, wenigstens die Naturwissenschaftler. Sie konnten unter den Schirm einer theologischen Veranstaltung Sachen sagen, die sie sonst wahrscheinlich nicht sagen würden. Das war ganz erstaunlich. Herr Fritzsche war jedoch ein völlig anderer Fall als Wendelborn.

Das Privileg als Theologe war eigentlich fast peinlich angenehm, weil man fast immer als Exot galt. In Sitzungen harmloser Art, zum Beispiel beim Feriendienst des FDGB hat mir manchmal in kleinem Kreis jemand etwas erzählt, was er sich sonst nicht traute zu sagen, weil ich Theologe war. „Ich bin noch in der Kirche, ich bin auch getauft worden.“ Man wollte zeigen, dass man nicht zu den Marxisten gehörte.

Kolja Trieglaff:

Sie sprachen davon, dass sie auf der Abendschule waren, direkt nachdem Ihnen verwehrt wurde das Abitur machen zu dürfen. Sie wurden praktisch abgehalten Abitur machen zu dürfen, konnten aber auf die Abendschule und haben den Abschluss in der gleichen Zeit erworben?

Hermann Michael Niemann:

Das ist eine interessante Frage. Das kann ich Ihnen biographisch auch ganz genau erklären. Damals, ich bin ja Rostocker, hieß die Schule, an der ich war, Karl-Liebke-Schule. Die Abendoberschule war in einem Gebäude, wo heute die Bundesbank ist. Diese beiden Schulen hatten separate Direktorien. Bei dem einen Direktorium wurde mein Übergang zum Abitur abgelehnt, beim anderen wussten sie das anscheinend nicht. Die Volksbildung war offensichtlich von den Genossen noch nicht so sorgfältig vernetzt, dass sie überall merkten, wenn einer unangenehm auffiel.



Interessant war, dass mein jüngerer Bruder – anderthalb Jahre jünger, aber dafür noch etwas aufmüpfiger als ich – ein wechsellvolleres Schicksal hinter sich brachte. Er wurde zwei Jahre später auch nicht zum Abitur zugelassen und darum versuchte er das Gleiche wie ich. Aber da waren die Direktorate der Erweiterten Oberschule und der Abendschule schon in einer Hand. Von der Polytechnischen Oberschule, die mein Bruder besuchte, zur Erweiterten Oberschule gab es einen Draht. Da diese jetzt mit der Abendoberschule vereinigt war, wurde er da abgelehnt. Er hat dann Agraringenieur auf einer Fachschule studiert und in einem Volkseigenen Gut gearbeitet. Zwar brachte er dort das Management auf Vordermann, bereitete aber seinem Chef ansonsten Schwierigkeiten, indem er nirgends Mitglied wurde, nicht einmal in der Gewerkschaft. In der Wendezeit hat sich dieser Direktor dann gerächt. Er hat meinen Bruder entlassen.

Kersten Krüger:

Dazu habe ich eine Rückfrage. Spielte es nicht eine Rolle, dass Sie eine Lehre gemacht haben, also von der Definition der DDR her zum Proletarier wurden und deshalb studieren konnten?

Hermann Michael Niemann:

Ja, aber der Michaelshof in Gehlsdorf mit seiner Krankenpflege war ja kirchlich. Da gehörte ich nicht plötzlich zur Arbeiterbewegung. Da war ich nicht in der Produktion. Das war eine kirchliche Krankenpflege. Ich glaube, das hat mir nicht viel geholfen.

Axel Büssem:

Sie haben von den Tricks erzählt, die sie bei den Berichten angewandt haben, indem Sie angeblich aktuelle Diskussionsthemen einfach aus Zeitungen abgeschrieben haben. Das müssten Sie noch einmal erklären.

Hermann Michael Niemann:

Es gab bestimmt auch intelligente Mitarbeiter bei der Stasi. Aber offensichtlich fiel es nicht auf, wenn man laufend – wie es mein Chef, Prof. Fritzsche, auch gemacht hatte – einfach Zeitungsartikel zitierte. Ich schrieb dann: „Eine Gruppe von Studenten sagt das und das.“ Das hörte sich ganz konkret an.

Kersten Krüger:

Wurde es überhaupt gelesen? Da kam doch alle zwei Monate so viel Papier!

Hermann Michael Niemann:

Das weiß ich nicht. Die Stasi ist ja am Aktenberg geradezu erstickt. Sie konnten es nicht mehr alles aufarbeiten.

Axel Büsser:

Man kann den Eindruck bekommen, dass die Theologen abgekapselt waren, wie Sie schon sagten, Paradiesvögel, die hat man machen lassen, weil sie ohnehin für das System verloren waren. Man hat sie in Ruhe gelassen, solange sie nicht nach außen wirken. Ist das ein falscher Eindruck?

Hermann Michael Niemann:

Vielleicht habe ich es ein bisschen verharmlost. Ich will zwei Beispiele nennen. Auf der einen Seite waren sie sehr an unserer Fakultät interessiert. Das sah man zum Beispiel daran, dass Prof. Fritzsche und Prof. Wendelborn sehr protegiert worden sind, Wendelborn noch mehr. Fritzsche ist in den achtziger Jahren so viel gereist wie höchstens Prof. Klinkmann.<sup>22</sup> Er war erstaunlicherweise mehrfach einen Monat oder länger in den USA und konnte auch Kollegen aus den USA hierher einladen. Das hat Fritzsche geschafft. Wendelborn war außerhalb unserer Fakultät unterwegs. Der war Abgeordneter der Volkskammer und Mitglied im Friedensrat und über diesen oft im Westen unterwegs.

Auf der anderen Seite wurde unsere Fakultät bespitzelt, insbesondere Prof. Heidrich. Er hat mir einmal erzählt, dass er nach der Wende bündeweise Stasi-Akten durchgesehen hat, die vor Lächerlichkeit triefen. Da wurde notiert und aufgezeichnet, wenn er Gemüse oder Käse in der Langen Straße kaufte und danach in die Sparkasse ging. Es wurde alles registriert. Wir waren also nicht abgekapselte Paradiesvögel, bei denen es egal war, was passierte.

Kolja Trieglaff:

Wie war die Stimmung damals? Wie wurde diese bei den Studenten aufgenommen? Sah man den Dozenten nur in einem einzelnen Seminar?

Hermann Michael Niemann:

Das war damals ganz anders als heute. Es gab richtige Patenschaften. Ich weiß nicht, ob das von Anfang an tückisch gedacht war oder ob das eine gewisse Fürsorge sein sollte. Wir wurden nicht nach Semestern, sondern nach Studienjahren gegliedert und jedes Studienjahr hatte einen Patendozenten. Ich hatte Frau Pettke<sup>23</sup> als Patendozentin. Das war sehr lustig, sehr amüsant. Sie geht ja sonst nicht so sehr aus sich heraus und lädt auch selten zu sich ein, aber unsere kleine Gruppe von fünf Studenten war bei ihr eingeladen und das war köstlich.

---

<sup>22</sup> Prof. Dr. Horst Klinkmann: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002057](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002057)  
Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in Band 2, S. 223-253.

<sup>23</sup> Prof. Dr. Sabine Pettke: Catalogus Professorum Rostochiensium: [http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002043](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002043)

Die Patendozenten mussten auch erzieherische Gespräche führen. Die DDR war ja sehr patriarchalisch. Sie hatten die Leute zu motivieren. Das sollte in den Berichten stimmungsmäßig wiedergegeben werden. Ich vermute, dass in anderen Fakultäten und Sektionen durchaus auch Namen genannt wurden. Zu Fritzsches Ehre muss ich sagen, dass er mir zugestand, keine Namen zu nennen. Das hätte ich wahrscheinlich ohnehin nicht gemacht. Also Namen nannten wir in den Berichten nicht, aber die Stimmung und die Gesprächsthemen sollten wiedergegeben werden – warum, ist ja klar.

Robert Grädener:

Ich frage mich die ganze Zeit, wie sie unversehrt all die Jahre da durchgekommen sind. Sie kommen aus einer Familie, die offensichtlich vorbelastet war. Sie studierten das Gegenmodell zum Marxismus. Es macht nicht den Eindruck, als hätten sie den Mund nicht aufgemacht. War es Glück oder wie sind Sie da durchgekommen?

Hermann Michael Niemann:

Ich habe von meinen Eltern gelernt, dass der Glaube tragen kann, dass der Glaube Berge versetzen kann. Es gibt einen schönen Psalmspruch: „Mit meinen Gott springe ich über die Mauer.“ Im Buch der Sprüche heißt es: „Je reicher ein Herrscher an Macht, desto ärmer ist er an Verstand.“ Solche Sprüche habe ich bei meinen Predigten in der Universitätskirche natürlich mit größten Vergnügen zum Besten gegeben. Offensichtlich habe ich auch Glück gehabt. Mein Vater hatte da auch keine Bange und haute dann lieber für ein paar Wochen ab, bis die Wellen sich wieder beruhigt hatten. Ich habe aber auch Glück gehabt, weil ich noch kein Dozent oder Professor gewesen war. Sonst hätten sie sich wahrscheinlich – dieser Stasi-Mitarbeiter Wagner oder wie der nun hieß – nicht so schnell zufrieden gegeben und hätten mich länger bearbeitet. Vielleicht war ich ihnen dann doch nicht so wichtig.

Ich kenne zum Beispiel von einem Freund, der an der Universität als Ingenieur arbeitete, folgende Episode. Er hatte einen Chef, der SED-Mitglied war. Mein Freund erlebte, wie damals Stasileute in das Büro des Chefs kamen. Da fing der Professor an zu brüllen und schmiss die Leute raus und sagte dann zu meinem Freund: „Das waren welche von der Stasi und ich sollte denen zutragen.“ Es war offensichtlich auch als SED-Mitglied möglich, hier an der Uni die Mitarbeit abzulehnen. Das wusste ich damals allerdings noch nicht.

Ja, Glück habe ich gehabt, Gottvertrauen, wenn Sie so wollen, und ich war vielleicht noch nicht wichtig genug und so bin ich durchgerutscht. Ich kam in Versammlungen, in denen alles andere als Theologen saßen. Ich habe nie ein Hehl draus gemacht, dass ich Theologe bin und dahinter stehe. Was sollten sie da groß diskutieren? Das fing schon in der Schule an. Nie wurde ich sonderlich bedrängt

in die Pioniere oder in die FDJ zu gehen, weil das bei mir sowieso hoffnungslos war.

Axel Büssem:

Zum vierzigsten Jahrestag vom Prager Frühling ging noch einmal die Diskussion über die Ergebnheitsadresse des Senats los. Wer unterschrieben hatte, dem ist nichts passiert – ganz in Gegensatz zu denen, die nicht unterschrieben. Da habe ich schon die These gehört, dass es möglicherweise daran lag, dass die Theologen unter besonderer Beobachtung des Westens standen und deswegen traute man sich nicht an sie heran aus Furcht vor dem Motto: „Da haut die DDR wieder auf die armen Christen drauf.“

Hermann Michael Niemann:

Das kann sein. Aber es hat genug Gelegenheiten gegeben, wo dann auch kräftig auf die Christen draufgehauen wurde. Aber Sie haben Recht. Wie ich vorhin schon sagte, zur aktiven Zeit meines Vaters, der 1974 pensioniert wurde, sind ruppigere Sachen passiert. Ich erinnere mich als Schüler, wie er erzählt hat, dass in Leipzig ein Studentenpastor namens Schmutzler verhaftet wurde und hier in Mecklenburg gab es zum Beispiel die Verhaftung von Pastor Maerker und anderen. In den fünfziger Jahren waren die Methoden noch sehr viel härter, während in den siebziger und achtziger Jahren ein bisschen Tauwetter herrschte. Da gab es 1976 sogar das Gespräch Honeckers mit dem Kirchenbund.

Ich erinnere mich an Prof. Kiesow, dem ich viel verdanke. Er hat mich auch beraten, als mich die Ost-CDU werben wollte. Er riet mir: „Sagen Sie, es gibt Christen, aber keine christliche Partei.“ Das hat sofort gewirkt. Kiesow sagte am Anfang der achtziger Jahre etwas zu mir, was mich erstaunte. Er war schon ein gesetzter Mann. Selber war ich optimistisch gestimmt, weil es zu Bewegungen zwischen Kirche und Staat kam. Vielleicht hatte Fritzsche ja doch Erfolg mit seiner Konterbande von innen. Da sagte Kiesow zu mir, die achtziger Jahre würden ganz schwierig werden. Damals habe ich nicht verstanden, was er meinte. Aber er war Bundessynodaler, Mitglied der Synode des Kirchenbundes, nicht nur in der mecklenburgischen Landessynode. Möglicherweise hatte er da Informationen bekommen und wusste, dass die Entspannung zwischen Staat und Kirche doch nicht so lief, wie man es erhoffte. Er sollte Recht behalten.

Anica Voigt:

Mich interessiert, wie die Theologische Fakultät mit den Begriff „Kirche im Sozialismus“ umgegangen ist.

Hermann Michael Niemann:

Ja, es ist eine kontrovers diskutierte Frage. Der Begriff war eine Entdeckung im Rahmen des Kirchenbundes und der brandenburgische Bischof Schönherr hat das sehr vertreten. In Mecklenburg wurde das zuerst auch problemlos diskutiert. Ich erinnere mich aber, dass die Diskussion bald umgekippt ist. Persönlich fand ich den Begriff ganz pfiffig, weil er den Marxisten sozusagen die billige Polemik wegnahm, die ich schon als Schüler kennen gelernt hatte. Andererseits erinnere ich mich, dass die Diskussion nachher so lief, dass diese Definition vom Staat und außerhalb der DDR falsch verstanden werden konnte. Der Begriff war ja auch nicht als sozialistisches Kirchenverständnis gemeint. Sondern er bedeutete, dass die Kirche im Rahmen eines sich bewusst und dauerhaft atheistisch verstehenden Staates für die Menschen da sein wollte. Das war manchen Theologen und einigen der führenden theologischen Wortführer im Bund der Evangelischen Kirchen zu zweideutig, zu leicht zu missbrauchen.

Eine wirkliche Diskussion über „Kirche im Sozialismus“ hat es an unserer Fakultät jedoch nicht gegeben, abgesehen vom Fach Kirchengeschichte der Neuzeit, das sich ausgerechnet in der Hand von Prof. Wendelborn befand. Er war total auf Staatslinie und fand den Begriff – meines Wissens – immer ganz großartig und hätte am liebsten „sozialistische Kirche“ gesagt. Die anderen Kollegen schwiegen dazu wohlweislich, soweit ich weiß.

Axel Büssem:

Sie haben gesagt, dass Sie bei ihrer Unterredung mit dem Stasimitarbeiter auf Ihre theologische Schweigepflicht berufen haben. War das ein verbreiteter Trick oder haben Sie den erfunden?

Hermann Michael Niemann:

Nein, der ist mir vor Schreck so eingefallen, obwohl mir klar war, dass es ja gelogen ist, denn ich war nicht ordiniert. Ich hätte also antworten können. Das Beichtgeheimnis war das Einzige, was mir einfiel. Prof. Heidrich bemerkte dazu: „Das war richtig und als Lüge brauchst du das auch nicht auf dein Gewissen zu laden.“ Es war also eine lässliche Sünde, wie die Katholiken sagen würden.

Axel Büssem:

Ihnen haben sich ja auch Leute anvertraut, weil Sie Theologe sind und so war es ja eigentlich berechtigt.

Hermann Michael Niemann:

Der Theologe Wendelborn hatte keinerlei Hemmungen, als Theologe Dinge zu sagen, von denen er nicht sicher sein konnte, ob die, die ihm das erzählt hatten, nicht doch wollten, dass er sie für sich behält. Das war für ihn anscheinend kein



Problem. Das habe ich aus Auszügen von Berichten entnommen, die Prof. Kiesow veröffentlicht hat. Das können Sie alle nachlesen.

Robert Grädener:

Ich stelle eine theologische Nachfrage. Ist eine Notlüge, die eventuell andere schützt, legitim?

Hermann Michael Niemann:

Ja, in der katholischen Theologie unterscheidet man zwischen Todsünden und lässlichen, also „normalen“ Sünden, also Sünden, die vielleicht eine gewisse Begründung haben, die auch Schuld verursachen, aber die vergebbar sind, während Todsünden viel schwerer wiegen.

Kersten Krüger:

Meine Frage bezieht sich auf die Institution der Theologie. Sie sprachen vom Kollegium in Berlin, welches offensichtlich in Fraktionen gespalten war oder doch zu unterscheiden ist in die ganz Roten, in die Mittleren und die so genannten Rechten. In Rostock scheint die Gruppe der Theologen einigermaßen homogen gewesen zu sein, bis auf den einen erwähnten Ausreißer. Ich habe ja den Eindruck, dass die DDR-Regierung ganz bewusst in die Fakultäten oder Sektionen sozusagen „U-Boote“ hineinschickte, erst als Assistenten, sie dann auf Dauer darin beließ, um sie – vorsichtig ausgedrückt – als Vertrauensperson auf Dauer zu etablieren. Und die müssten ja dann auch zu einer gewissen Differenzierung oder gar Spaltung der Kollegien beigetragen haben. Das Fach Theologie, aus Ihrer Darstellung geht es hervor, war keine Garantie gegen die Fraktionierung des Kollegiums.

Hermann Michael Niemann:

Richtig.

Kersten Krüger:

Rückfrage: wie war es möglich, dass die Rostocker offensichtlich weitgehend homogen blieben – bis auf das eine „U- Boot“.

Hermann Michael Niemann:

Interessant war zum Beispiel, dass wir zwei Mitglieder in der Ost-CDU hatten. Das waren Herr Wendelborn – dass wussten wir ja alle – und Herr Fritzsche. Die beiden konnten sich von allen am wenigsten leiden. Das war deutlich zu merken, obwohl sie beide die Mitgliedschaft in der CDU verband.

Die Familie Wendelborn kenne ich übrigens privat. Seine Eltern und seine Großeltern waren Gemeindemitglieder in der Gemeinde meines Vaters, ganz

einfache, brave gradlinige Leute. Der Vater von Herrn Wendelborn ist in der Nazizeit sogar einmal verhaftet worden, worauf er sich immer sehr viel zugute gehalten hat. Bis zum heutigen Tage schwanke ich, ob Wendelborn ein gutgläubiger Mensch war, der – wie die Religiösen Sozialisten seit den 1840er Jahren – meinte, Sozialismus sei eine christliche Domäne und würde die beste Ideologie für eine gerechte Gesellschaft sein. Aber eigentlich kann er bei seiner Belesenheit nicht so naiv gegenüber der DDR-Realität gewesen sein.

Fritzsche ist ein völlig anderer Mensch, ein scharfsinniger Mensch, den ich zeitweise auch bewundert habe, wie er den Marxisten ihre eigene Inkonsistenz in Theorie und Praxis um die Ohren gehauen hat. Die beiden konnten sich also nicht verstehen. Insofern waren beide für sich und auch zusammen nicht als „U-Boote“ geeignet, obwohl sie CDU-Leute waren, die ansonsten geschlossene Fakultät aufzuspalten. Die anderen Kollegen waren schlicht kirchlich so engagiert – was natürlich auch keine Garantie ist –, von Haus aus traditionell bürgerlich im besten Sinn wie ich selbst auch und offensichtlich in ihrer Karriere schon so weit gelangt, dass sie eine solche Liebedienerei gegenüber Staat und SED nicht nötig hatten oder für unmöglich hielten.

Ein anderes Beispiel war Herr Kiesow, der von seinem Temperament her sehr gradlinig war. Er hat vieles riskiert. Wenn er sich zum Beispiel in eine Wahlkommission hat wählen lassen, machte er dort einen ziemlichen Aufriss. Die Stasi hatte in einem Bericht einmal festgestellt, er sei ein typischer ostpreußischer Dickkopf. Das war er freilich nicht, sondern ein Dickkopf und konsequent, aber er stammte aus der Prignitz, und das liegt ja ein bisschen woanders als Ostpreußen.

Unsere kleine Fakultät hat sich zusammengerauft, bis auf diese eine Ausnahme Wendelborn. Das überwiegende Interesse war es, eine funktionierende Theologische Fakultät unter den gegebenen schwierigen Umständen zu bewahren. Diese Gemeinschaftsaufgabe, dieses gemeinschaftliche theologische Interesse war in Berlin nicht zu spüren. Da war offensichtlich jeder als Theologe und gesellschaftlicher Mensch so auf seine Richtung eingeschworen, dass kaum einer mit den meisten oder allen anderen zusammenwirken wollte oder konnte.

Kersten Krüger:

Abschließend darf ich an Gert Haendler erinnern, der hier über sein alles überwindendes Gottvertrauen berichtete, mit dem die schwierigen Jahrzehnte leichter zu überwinden und zu überstehen waren. Wir dürfen uns bei unserem Gast, bei allen Diskutierenden und Teilnehmenden bedanken. Es war sehr eindrucksvoll.

## Die Statistik an der Universität Rostock

Von Heiko Marski

Zahlen, Daten, Fakten. Danach wird immer dann verlangt, wenn eine Entscheidung auf sachlicher Grundlage gefällt werden soll – und in der Regel wird dann zu Statistiken gegriffen. Doch gerade der dem statistikgläubigen Winston Churchill in den Mund gelegte Satz „Ich glaube nur der Statistik, die ich selbst gefälscht habe“<sup>1</sup> offenbart die Problematik des gelieferten Materials. Was genau ist eine Statistik? Wie wird sie erhoben, was stellt sie wirklich dar, was lässt sich darstellen? Mit solchen Fragen befassen sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Statistik.

Der Ursprung der Disziplin und ihres Namens liegt wie so oft im Römisch-Lateinischen. Hier bedeutet *statisticum* „den Staat betreffend“. Im Italienischen hat sich *statista* als „Staatsmann“ oder „Politiker“ erhalten. Die deutsche *Statistik* (als Wissenschaft, nicht als Begriff) wurde 1749 vom Historiker und Juristen Gottfried Achenwall eingeführt, damals noch als „Lehre von den Daten über den Staat“. Der schottische Ökonom und Politiker Sir John Sinclair verwendete in seinen „Statistical Accounts of Scotland“ (21 Bd., 1791-1799) zum ersten Mal das Wort Statistik im Sinne von „Sammeln und Auswerten von Daten“. Diese Entwicklungsgeschichte des Wortes macht deutlich, dass es bei Statistiken zumindest ursprünglich um Herrschaftswissen ging, das zunächst auch häufig geheim gehalten wurde. Sie galten als Zustandsberichte, Entwicklungsmesser, Steuerungsmittel und Vergleichsmöglichkeit. Im Laufe der Zeit kristallisierten sich drei Bereiche heraus:

- Die deskriptive Statistik (Beschreibende Statistik). Sie fasst vorhandene Daten zusammen und stellt sie dar.
- Die induktive Statistik (Schließende Statistik). Sie versucht, anhand von Stichproben aussagen über die Gesamtmenge zu machen.
- Die explorative Statistik (Hypothesengenerierende Statistik). In den 1970er Jahren entwickelt, um Anhand von Daten Hypothesen zu generieren, die anschließend mit den anderen beiden Verfahren näher untersucht werden können.

---

<sup>1</sup> Ob dieses Zitat Churchill von Goebbels in den Mund gelegt wurde oder ob Churchill es tatsächlich selbst gesagt hat – oder ob dieses Zitat überhaupt von einem der beiden je verwendet wurde – , ist laut Werner Barke bis heute nicht geklärt.

In der DDR wurde im wesentlichen nur die deskriptive Statistik betrieben und erforscht. Dies ergibt sich aus dem Rollenverständnis, dass die DDR der Statistik verordnete: sie sollte die Daten von Betrieben, Volk und Wirtschaft zusammenfassen, darstellen und für eine Lenkung/Steuerung von oben aufbereiten, um eine effektive Planwirtschaft zu ermöglichen. Eine mit Stichproben arbeitende Statistik kam nicht in Frage, da man dieser zum einen als zu ungenau misstraute, zum anderen in ihr auch keinen Sinn erkennen konnte. Es galt nur die Abbildung der Realität als wertvoll – also die Verwertung aller Daten. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die Entwicklung der Statistik an der Universität Rostock verstehen und nachvollziehen.

Nach längeren Verzögerungen wurde die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät (WiWiFak) am 15. Februar 1952 mit einem Festakt in der Aula der Universität gegründet. Dabei waren neben Repräsentanten anderer Universitäten, der Politik und der Gewerkschaften auch Gäste der umliegenden Betriebe (vor allem der Werften, aber auch der IHK) und Banken (Deutsche Notenbank, Sparkasse) anwesend. Das SED-Politbüro Mitglied Fred Oelßner schrieb in seiner Eröffnungsrede den Wirtschaftswissenschaftlern ins Stammbuch, sie mögen sich „in den Dienst des Aufbaus einer Friedenswirtschaft stellen“ und bestrebt sein, ihre Fakultät zu einer „Stätte des ernsthaften Studiums der marxistischen ökonomischen Lehren zu machen“. Die Statistik ließ er unerwähnt.

Die neugegründete WiWiFak verfügte gemäß Stellenplan gerade einmal über vier Professoren und einen Dozenten (wobei 1952 nur zwei Professuren und die Dozentur besetzt waren), fünf wissenschaftliche Assistenten und fünf Hilfsassistenten (ebenfalls nicht voll besetzt), dazu noch Sekretärinnen, Bibliothekarinnen, Reinigungsfrauen und einen Hausmeister. 1951/52 begann die WiWiFak mit 40 Studierenden, 1952/53 hatte sie bereits 140 – es wurde langsam eng. Die Statistik wurde von Prof. Heinz Herz gelehrt, der von 1951 bis 1953 Inhaber der Professur für Allgemeine Wirtschaftsgeschichte und Statistik war und „Über Wesen und Aufgabe der politischen Statistik“ promoviert hatte. Von 1953 bis 1955 wurde sie vom Dozenten Gotthard Forbrig gelehrt, der anschließend Professor mit Lehrauftrag für Statistik im 1955 gerade neu gegründeten „Institut für Rechnungswesen und Statistik“ wurde. Ein zweiter Professor vertrat hier das Rechnungswesen.

Der Schwerpunkt lag im Bereich der Industriestatistik, und hier vor allem in der Zusammenarbeit mit den umliegenden Werften. Obwohl für die Ausbildung zukünftiger Ökonomen unbedingt notwendig, blieben die tatsächlich besetzten Stellen im Bereich der Statistik am Anfang hinter den Planungen zurück. Auch die Planungen für den Ausbau in diesem Bereich wurden aus Gründen der Einsparung Stück für Stück zurückgefahren. Die ursprünglich einmal für Rostock angedachte

Größe der Statistik wurde nie erreicht. Es blieb – auch nach der Wende – bei einer einzigen Professur.

Um 1960 herum wurde das „Institut für Rechnungswesen und Statistik“ in zwei Institute (eins für Rechnungswesen, ein zweites für Statistik) aufgespalten. Professor Forbrig, der 1960 „Professor mit vollem Lehrauftrag für Statistik“ und ab 1964 „Professor mit Lehrstuhl für Statistik“ geworden war, leitete das Institut für Statistik von Anfang an und sollte die Professur für Statistik auch bis zum Ende der DDR behalten. Am 1. September 1963 wurde aus der WiWiFak die Ingenieurökonomische Fakultät, in die auch das Institut für Statistik integriert war.

Ab Anfang der 60er Jahre gab es Planungen, im Institut für Statistik einen zweiten Schwerpunkt einzurichten: die Abteilung für Mathematik und ökonomische Datenverarbeitung (die alternativ auch als Abteilung für Kybernetik bezeichnet wurde). Diese sollte sich mit der elektronischen Datenverarbeitung für Betriebe befassen. Inzwischen hatte die Zahl der Studierenden der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät weiter zugenommen. Sie lag 1965/66 bei 333 Studierenden. Die Anzahl der Wissenschaftler hatte sich auf 66 erhöht, womit sich ein Betreuungsverhältnis von 1:5 ergab.

Im Zuge der dritten Hochschulreform wurden auch in Rostock die Fakultäten aufgelöst und die neuen Sektionen eingeführt. Das Institut für Statistik wurde so 1968 – neben dem Rechnungswesen und der Datenverarbeitung – eine Abteilung in der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft, und war dort dem Fachbereich Betriebswirtschaft der Industrie zugeordnet, deren Leiter Professor Forbrig wurde.

Die dritte Hochschulreform hatte vor allem das Ziel, die Wissenschaft der Wirtschaft dienlich zu machen. Es wurde fast nur noch auftragsgebundene Forschung durchgeführt und vermeintlich wirtschaftlich unnütze Dinge vernachlässigt. So entwickelt sich jedoch auch ein Forschungsschwerpunkt heraus, der in der Bundesrepublik praktisch nicht vorhanden war: die Indextheorie. Dabei geht es darum, für verschiedene wirtschaftliche Daten über Jahre hinweg Indizes zu bilden, zu berechnen und darzustellen. Ein klassisches Beispiel hierfür sind Preisindizes wie zum Beispiel der Verbraucherpreis. In der DDR wurden diese Prinzipien jedoch wesentlich umfassender eingesetzt und erforscht, um die eingangs erwähnte Übersicht und Kontrolle über die Betriebe durch die Organe der Planwirtschaft weiter zu verbessern.

1974 wurden die Abteilungen für Statistik und Rechnungsführung zur „Abteilung für Rechnungsführung und Statistik“ zusammengelegt. Dies waren die strukturellen Konsequenzen aus dem in der DDR verordneten neuen einheitlichen System von Rechnungslegung und Statistik. Doch obwohl sie zusammengelegt wurden, machte jedes der ehemaligen Institute in Forschung und Lehre für sich weiter. Auch wenn Stück für Stück technische Neuerungen Einzug hielten, kam die nächste große Veränderung erst mit der Wende 1989/1990.



Die Sektionen wurden 1991/1992 wieder aufgelöst und die Fakultäten neu gegründet. Eine von ihnen war die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. Zu dieser gehörte auch das neu gegründete „Institut für Wirtschaftsinformatik, -mathematik und -statistik“, aus dem später das „Institut für Volkswirtschaftslehre“ wurde. Die Statistik, die sich bislang fast ausschließlich mit der deskriptiven Statistik befasst hatte, sollte nun um die induktive Statistik erweitert werden. Dafür war zunächst geplant, im Institut eine zweite Professur einzurichten. Da jedoch umfangreiche Einsparungen in der Universität Rostock durchgeführt werden mussten, fielen diese Planungen dem Sparzwang zum Opfer – und es blieb bei einer Professur. Professor Forbrig, der 1969 ordentlicher Professor für Rechnungsführung und Statistik geworden war, ging in Rente. Die Professur für Statistik übernahm ab 1992 Professor Forbrigs Oberassistentin Dr. sc. Ursula Kück, die 2007 in Rente ging. Unter ihr wurde der Bereich Statistik in Rostock thematisch ausgebaut und umfasst nun die Statistik in ihrer ganzen Breite. Die Professur für Statistik ist seit ihrem Abschied bis heute (Sommersemester 2009) unbesetzt.

### **Quellen**

Akten aus dem Archiv der Rostocker Universität:

Akten der Leitung der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft:

UAR SBW 1

UAR SBW 35

UAR SBW 63

Akten des Dekanats der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät:

UAR WWF 1

UAR WWF 2

UAR WWF 3

Akte des Instituts für Statistik:

UAR WWF 118

Catalogus Professorum Rostochiensium ([www.cpr.uni-rostock.de](http://www.cpr.uni-rostock.de))

Einträge: Heinz Herz, Gotthard Forbrig, Ursula Kück

Abschiedsvorlesung Prof. Dr. Ursula Kück vom 17. Februar 2007 (schriftliche Fassung)

Angaben von Prof. Dr. Ursula Kück, Sommer 2008

### **Literatur**

Barke, Werner: „Ich glaube nur der Statistik, die ich selbst gefälscht habe...“. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 11, Jg. 2004, S. 50-53.

Eckstein, Peter P.: Repetitorium Statistik. 6. Auflage, Wiesbaden 2006.

## Kück, Ursula

Auszug aus dem  
Catalogus Professorum Rostochiensium  
([http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000307](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000307))  
vom 25.06.2009




---

<i>akademischer Titel:</i>	Prof. Dr. sc. oec.
<i>Tätigkeit in Rostock:</i>	1992-2007    Professorin für Statistik
<i>Fakultät:</i>	Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät (1990- )
<i>Institut:</i>	Institut für Wirtschaftsinformatik, -mathematik und -statistik
<i>Lehr- und Forschungsgebiete:</i>	Statistik

---

<i>Weitere Vornamen:</i>	Elsa
<i>Lebensdaten:</i>	geboren am 21.07.1943 in Sömmerda
<i>Konfession:</i>	evangelisch
<i>Vater:</i>	Herbert Kuhl
<i>Mutter:</i>	Elsa Kuhl
<i>Kurzbiographie:</i>	
1961	Abitur, Sömmerda
1961-65	Studium der See- und Hafenwirtschaft, Univ. Rostock
1965	Heirat
1965-71	Assistententätigkeit am Institut für Statistik der Ingenieurökonomischen Fakultät, Univ. Rostock; Geburt der Kinder Dörte und Lars
1971-74	wiss. Mitarbeiter im Direktorat für Forschung, Univ. Rostock
1974-92	wiss. Oberassistent am Institut für Rechnungsführung und Statistik der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft, Univ. Rostock; Geburt des dritten Kindes Holger
1992	Berufung zum Professor für Statistik, Univ. Rostock

*Akademische Abschlüsse:*

Studien- 1965 Dipl.-Ökonom, Univ. Rostock  
abschluss:  
Promotion: 1971 Dr. oec., Univ. Rostock  
Habilitation: 1981 Dr. sc. oec., Univ. Rostock

---

*Akademische Selbstverwaltung:*

1992-2005 Sprecherin des Instituts für Wirtschaftsinformatik, -mathematik und  
-statistik

*wissenschaftliche Mitgliedschaften:*

Deutsche Statistische Gesellschaft

*Ehrungen:*

1982 Univ.-Preis für Forschung, 3. Stufe  
1988 Univ.-Preis für Ausbildung und Erziehung, 1. Stufe

---

*Werke (Auswahl):*

Möglichkeiten der Vorausberechnung der Grundmittelentwicklung eines  
sozialistischen Industriebetriebes mittels statistisch-mathematischer Methoden,  
Dissertation A, Rostock 1971.  
Zur Planung und Analyse der Leistungsfähigkeit für die Seeschifffahrt, Dissertation  
B, Rostock 1981.  
Die Analyse der Leistungen im Seeverkehr, Schriftenreihe der Ingenieurhochschule  
für Seefahrt Warnemünde/Wustrow, Heft 1 (1978).  
Kosten- und Ergebnisrechnung im Reedereibetrieb, Schriftenreihe der  
Ingenieurhochschule für Seefahrt Warnemünde/Wustrow, Heft 5 (1981).  
Lebenserwartung in Mecklenburg-Vorpommern 1985 bis 1995. In: Regionale  
Sterblichkeit in Deutschland, Göttingen 2002.

*Quellen:*

eigene Angaben

## **Zeitzeugenbericht von Frau Prof. Dr. Ursula Kück am 9. November 2007**

Kersten Krüger:

Wir beginnen die Sitzung und begrüßen unseren Gast, Frau Prof. Dr. Ursula Kück. Für das Protokoll sind Christian Pauer und Ronny Kietzmann zuständig. Liebe Frau Kück, jetzt haben Sie das Wort.

Ursula Kück:

Liebe Studenten, ich freue mich, dass ich heute in dieser Lehrveranstaltung auftreten darf. Ich freue mich vor allem, dass meine Person zum heutigen Termin eingeladen wurde, denn mit diesem Datum verbinden sich, und dazu komme ich später, natürlich ganz persönliche Eindrücke. Die direkte Übersicht, die ich über dieses Seminar bekommen habe, liest sich großartig und ich finde es toll, dass Kollege Krüger dieses breite Spektrum der Wissenschaftsdisziplinen und die entsprechenden Vertreter dazu hier vor Ihnen an einem Freitagnachmittag immer platzieren konnte.

Meine Pensionierung erfolgte zum Sommersemester 2007. Es waren 46 Jahre Universität und ich habe diesen Weggang von der Universität genutzt und mit einer Abschiedsvorlesung im Audimax eben zu dieser Thematik meiner Jahre an der Universität Rostock eine Vorlesung gehalten. Die Präsentation zur Vorlesung, bestückt mit vielen alten Bildern, möchte ich hier als Grundlage meines Vortrages mit benutzen. Schauen wir zurück auf diese Zeit von 1961 bis 2007. Ich kann sie in drei Abschnitte gliedern: Studentin, Mitarbeiterin, Hochschullehrerin. Ich möchte Ihnen meine Sicht auf diese Zeit darstellen, also erlebte Geschichte, ohne Anspruch historischer Exaktheit oder gar politischer Wertung.

Ich bin zum Studium in Rostock „Oben angekommen“, wie wir heute so schön sagen, auch aus geographischer Sicht: aus Sömmerda bei Erfurt. Das war damals mit dem Zug eine achtstündige Bahnfahrt. Wir waren voller Elan, voller jugendlicher Begeisterung, in Rostock zu studieren. Diese Stadt hatte für Binnenländer der DDR ein besonderes Flair und gerade mein Studienfach, Sie sehen es auch hier auf diesem Studentenausweis, See- und Hafenwirtschaft, verhielt Weite und Weltoffenheit (Abbildung 1). Aber im September 1961, daran möchte ich erinnern, hatten wir den 13. August gerade hinter uns und die politischen Konsequenzen dieser Ein- und Abgrenzung engten natürlich gerade Weite und Weltoffenheit, die man sich von Rostock versprach, ein. Kein Westradio, kein Westfernsehen; die Grenzen, die wir vorher noch mit dem Zug oder wie auch immer überfahren konnten, geschlossen.



Abbildung 1  
Studentenausweis Ursula Kuhl 1965  
Privatarchiv Ursula Kück

Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, an der ich mein Studium aufnahm, war 1952 neu gegründet und im Studienjahr 1965/1966 gab es 333 Studenten an dieser Fakultät, und zwar in vier Fachrichtungen: Industrieökonomie, Volkswirtschaft, Binnenhandel, See- und Hafenwirtschaft. Diesen 333 Studenten standen 66 Wissenschaftler für die Ausbildung verantwortlich gegenüber. Wir hatten also eine Relation Studenten pro Wissenschaftler von etwa 5:1. Zu den Wissenschaftlern gehörten damals mein akademischer Lehrer, Professor Gotthard Forbrig,<sup>1</sup> auch heute sicherlich noch bekannt, Professor Manfred Schelzel,<sup>2</sup> der Institutsdirektor See- und Hafenwirtschaft, Professor Gottfried Schulze,<sup>3</sup> und zu den Studierenden

<sup>1</sup> Prof. Dr. Gotthard Forbrig: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002202](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002202)

<sup>2</sup> Prof. Dr. Manfred Schelzel: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000959](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000959)

<sup>3</sup> Prof. Dr. Gottfried Schulze: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001534](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001534)



in den höheren Semestern, die Sie vielleicht heute als Professoren kennen, Karl-Heinz Breitzmann,<sup>4</sup> Peter Voigt.<sup>5</sup>

Wir Neuen wurden damals zur Immatrikulation von Magnifizenz Prof. Dr. Rudolf Schick<sup>6</sup> im Filmtheater Capitol noch alle persönlich mit Handschlag begrüßt. Wir zogen dann in das Studentenwohnheim in der Thierfelder Straße ein, in eines dieser großen Sechserzimmer, die es an den Ecken gab, denn die waren für die Erstsemestler. Wir mussten die Öfen heizen, um Wärme in die zugigen Baracken zu bringen, kochten auf Gaskochern, wuschen uns in Waschbecken, denn Duschen gab es nicht. Aber wir haben viel gefeiert im Wohnheim.

An der Fakultät waren unterschiedliche Institute für die Ausbildung in den Fachrichtungen zuständig, und als See- und Hafenwirt gehörte ich natürlich zum Institut für See- und Hafenwirtschaft, dessen Direktor Professor Manfred Schelzel war. Wir haben ihn damals nicht nur in der Vorlesung erlebt, sondern wir begegneten ihm auch in der „Storchen-Bar“, wo er seine Mädels großzügig an die Bar einlud und ihnen später ein Taxi orderte und bezahlte, damit sie unbeschadet zum Wohnheim kamen.

Das Studium begann aber nicht im Hörsaal, sondern wie Sie vielleicht auch wissen, auf dem Feld, und das in jedem Studienjahr (Abbildung 2). Was vorher als wirklich sehr unangenehmes Übel empfunden wurde, war dann, wenn wir draußen waren, eigentlich nicht mehr so schlimm. Wir durften auf Ackergäulen reiten, wir durften mit den Traktoren über das Feld fahren und wir brachten jugendliche Ausgelassenheit in die dörfliche Abgeschiedenheit. Kartoffeln sammeln war die Hauptaufgabe. Ganz schlimm war die Kartoffelerntemaschine, die so genannte Kartoffelkombi – ein Monstrum, auf dem man schrecklich durchgeschüttelt wurde. Da war es dann schon viel angenehmer, wenn man damit beschäftigt war, Stroh puppen aufstellen zu dürfen.

Wir sind vom Feld zurück in der Fakultät. Regelmäßige FDJ-Versammlungen (Abbildung 3) fanden statt und die ganz großen und ganz wichtigen in der

---

Vgl. Bothe, Maria; Schulze, Gottfried: Wirtschaftswissenschaftliche Lehre und Forschung an der Alma Mater Rostochiensis. Ein Beitrag zur Geschichte der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft. Rostock 1988 (Schriftenreihe: Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock Bd. 12).

<sup>4</sup> Prof. Dr. Karl-Heinz Breitzmann: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001822](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001822)

<sup>5</sup> Prof. Dr. Peter Voigt: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000000793](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000000793)  
Siehe auch sein Zeitzeugengespräch im Band 1, S. 316-348.

<sup>6</sup> Prof. Dr. Rudolf Schick: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002034](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002034)

Aula der Fakultät. Die oberen Plätze im Rang waren besonders beliebt, und da musste man schon sehr zeitig erscheinen, wenn man einen solchen haben wollte. Aber eine Chance, die Veranstaltung vielleicht vorher unbemerkt zu verlassen, hatte man auch von oben nicht. Während solcher Versammlungen wurden die Außentüren abgeschlossen, Anwesenheit war Pflicht. Studenten und Lehrkörper hatten damals noch zusammen in der Aula Platz, denn nach meinem Immatrikulationsjahrgang 1961 gab es danach wegen einer Umstellung des Studiums eine zweijährige Immatrikulationspause. Die Gesamtzahl der Studenten war logischerweise in diesen Jahren sehr überschaubar, das heißt von uns Studenten: Jeder kannte Jeden.



Abbildung 2

Studenten der Fachrichtung Industrieökonomie beim Ernteeinsatz in Kritzmow  
September 1964; Foto: G. Römer; Privatarchiv Ursula Kück



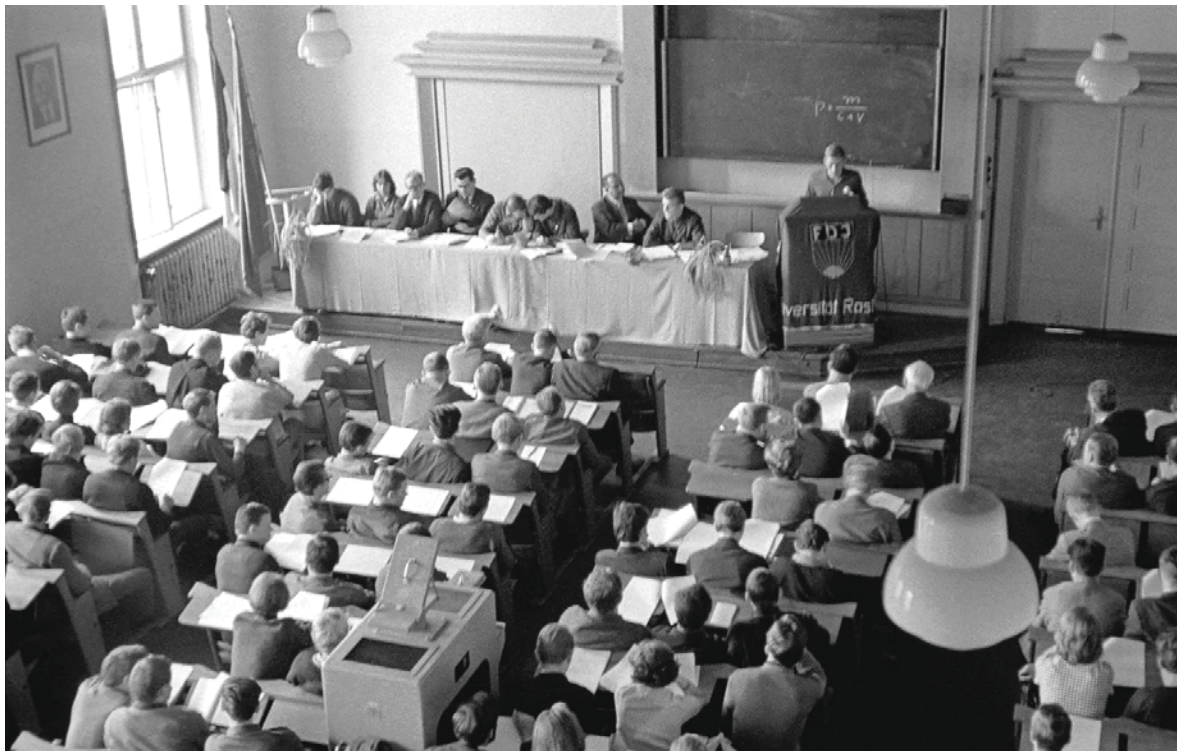


Abbildung 3

Wissenschaftliche Studentenkonferenz an der Ingenieurökonomischen Fakultät  
Aula der Fakultät 24. Mai 1968; Foto: G. Römer; Privataarchiv Ursula Kück

Jährlich im Mai gab es an der Universität ein großes Sportfest, und dann war Dies Academicus, keine anderen Veranstaltungen, aber kein vorlesungsfreier Urlaubstag. Alle beteiligten sich im Wetteifern um Plätze und Ränge, die Läuferin vorn im schwarzen Pantalon, das bin ich (Abbildung 4), und daneben auf dem Bild rechts außen Professor Alfred Klein<sup>7</sup> (Abbildung 5). Lehrkörper und Studierende wetteiferten miteinander, und gerade Professor Klein, mit Krawatte und Weste, lediglich das Jackett hatte er abgelegt, konnte uns auch sportlich einiges vormachen.

Studenten sollen rechtzeitig an die wissenschaftliche Arbeit herangeführt werden. Das galt auch schon vor 40 Jahren. Vor der Diplomarbeit im 8. Semester gab es eine Jahresarbeit im 6. Semester. Davor oder nebenher gab es Arbeit im Studentenzirkel. Die Ergebnisse wurden in Vorträgen vorgestellt, an Wandzeitungen (Abbildung 6) bekannt gemacht. Man nannte es Leistungsschau der Studenten.

---

<sup>7</sup> Prof. Dr. Alfred Klein: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002201](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002201)



Abbildung 4

Sportfest an der Universität Rostock, Sportplatz am Waldessaum, Mai 1964  
Läufer: W. Pöschmann und Ursula Kuhl; Foto: G. Römer; Privataarchiv Ursula Kück

Das befähigte uns zu Selbständigkeit, Vortragsgestaltung, Argumentation und Auseinandersetzung, wie hier anhand der Formel zur Profitrate. Hinweisen möchte ich noch auf das neuzeitliche Siegel (Abbildung 7) und das Bestreben unserer Universität, zu einer sozialistischen Universität zu werden. Mit dem neuen Siegel *Theoria cum praxi* als Leitmotiv hat die Universität damals eine sehr eigenwillige Anpassung an das alte Motiv *Theoria multiplex veritas una* versucht, das über dem Hauptgebäude der Universität steht.

Zum Studium gehörten Praktika, und zwar in jedem Studienjahr. Im ersten Studienjahr war es ein Produktionspraktikum für alle Studienrichtungen in den Lagern der Werften, wir Seewirte arbeiteten als Umschlagsarbeiter oder Tallyfrauen im Hafen. Der Hafen war ohnehin für Studenten damals die geeignete Chance, um etwas nebenher zu verdienen. Zwar bekamen wir einheitlich 190 Mark Stipendium, 10 Mark wurden für das Wohnheim gleich abgezogen. Dafür wohnte ich später – ferngewärmt – in der Südstadt.





Abbildung 5

Sportfest an der Universität Rostock, Sportplatz am Waldessaum, Mai 1964  
Prof. Dr. Alfred Klein beim Kugelstoßen; Foto G. Römer, Privataarchiv Ursula Kück





Abbildung 6

Wissenschaftliche Studentenkonferenz an der Ingenieurökonomischen Fakultät  
Aula der Fakultät, Wandzeitung 24. Mai 1968; Foto: G. Römer; Privatarhiv Ursula Kück



Abbildung 7  
Siegel der Universität  
Universitätsarchiv Rostock

Der Restbetrag reichte im Prinzip zum Leben, aber junge Menschen haben immer Wünsche, und die konnte man sich durch einen Einsatz im Hafen gut erfüllen. Besonders beliebt waren in der Vorweihnachtszeit die Ankunft der Bananenschiffe im Hafen und dann die Wochenend- und Nachtschichten, weil sie einen Aufschlag brachten. Man durfte nichts aus dem Hafen mit nach Hause nehmen, aber wir durften so viele Bananen essen, wie wir konnten, und natürlich gab es in diesen Schichten ein Wettessen. Ich habe dumpf in Erinnerung, dass ich einmal 42 Bananen in einer Nachtschicht geschafft habe!

Nach dem dritten Studienjahr gab es Auslandspraktika für alle. Die Industrie-ökonomien fuhren zu ihrem Praktikum nach Bulgarien. Hier gab es feste Verbindungen zu Partneruniversitäten. Die See- und Hafenwirte, zu denen ich gehörte,

machten etwas ganz Tolles: ein Schifffahrtspraktikum auf einem Ausbildungsschiff der Deutschen Seereederei nach Kuba. Aber für eine solche Seereise brauchte man ein Seefahrtsbuch, und 1964 gab es keine Chance, ein solches zu bekommen, wenn man wie ich Westverwandtschaft hatte. Meine Schwester war 1959 illegal nach dem Westen gegangen. In allen Unterlagen hatte ich diese Fragen ehrlich mit Ja beantwortet. Ich musste als einzige aus der Seminargruppe hier bleiben, und mir wurde in diesem Zusammenhang klar, dass meine Berufstätigkeit im Bereich See- und Hafenwirtschaft, diesem eigentlich weltoffenen, doch eher nicht meine Zukunft werden sollte.

Wie war damals das Studium organisiert? Sehr einfach. Jeder hatte seine Karteikarte (Abbildung 8): auf der Vorderseite das Passbild und die wenigen persönlichen Angaben, alle Prüfungsnoten wurden auf der Rückseite eingetragen. Die Karteikarten wurden von den Sekretärinnen der Institute geführt, denen die Studiengänge zugeordnet waren. Diese Sekretärinnen hatten eigentlich die gesamte Studienorganisation zu leisten.

Hauptklausuren 1965

I. Studienjahr			II. Studienjahr			III. Studienjahr			IV. Studienjahr		
Fach	Datum	Note	Fach	Datum	Note	Fach	Datum	Note	Fach	Datum	Note
Mechanik 1		1	(Hootseeramen) WF Rohstoffwirtschaft		2+	Ök. d. soz. Industrie		2+	Maxim. - Lem.		3
Pol. Ökonomie		2	Staatsrecht		2	Recht d. soz. Wirtschaft		3	Pol. Ökonomie		2
Math. Les.		2	Arb. u. F. h. g. k.		2	Planung d. Volksw.		2	Ök. Org. in Planung		2
			Pol. Ök.		2	Rechnungswesen		2	Rechnungswesen		2
			WF Staatsbestanden		2	Staatsbestanden		3	Statistik / Betriebsan.		2
			Kraftmaschinen		2	Wass. - Les.		3	Technologie		3
			WF (Staatsbestanden)		3						
Abschlussprüfung						Wahlfächer: Rohstoffwirtschaft 2 Drahtmaschinen 2 Math. - Stud. Meth. 2					
						Gesamtnote: "gut"					
Bemerkungen											
Mütterlicher Beruf: <i>keiner</i>											
Beruf des Vaters bzw. der Mutter: <i>Buchhalter / Sekretärin</i>											
<del>Vorholzates</del> / <i>ledig</i> - Zahl der Kinder: <i>0</i>											
Bei welchen Organisationen sind Sie Mitglied? <i>FDJ, DSF</i>											
Personalausweisnummer: <i>I 077 1673</i>											

Abbildung 8

Karteikarte über die Examensergebnisse eines Studenten des Immatrikulationsjahrgangs 1961  
Abschluss des Studiums 1965; Privataarchiv G. Römer

Während meines Studiums gab es eine große Veränderung, die nicht nur bedeutete, dass die Fakultät einen neuen Namen erhielt, sondern auch, dass alle Studiengänge neu ausgerichtet wurden. Wir wurden Ingenieur-Ökonomische Fakultät und vergaben dann den akademischen Grad Dipl.-Ing.-Ök. Die neuen Ausbildungsprofile hießen: Sozialistische Betriebswirtschaft/Ingenieurökonomie-Maschinenbau und Sozialistische Betriebswirtschaft/Ökonomie des Transportwesens. Aus den ursprünglich vier Studiengängen wurden im Zuge der Ingenieurökonomieausbildung zwei Studiengänge. Es hatte auch zur Konsequenz, dass mehr Natur- und Technikwissenschaften in die Ausbildung der Ökonomen gekommen sind.

Die Frage, was nach dem Studium werden sollte, entschied ich im Sommer 1964. Ein Angebot von Professor Forbrig, mich als Assistentin am Institut einzustellen, nahm ich gerne an. Es wurde ein Vorvertrag geschlossen, ein Jahr vor dem Abschluss des Studiums. Statistik ist doch das Wichtigste, und das sage ich jetzt nicht als Rechtfertigung, sondern ich mag die Statistik. Wenn man aus unserem damaligen Lehrbuch *Allgemeine Statistik* den Passus der Politisierung – ausgehend von der marxistisch-leninistischen Grunderkenntnis – herausnimmt, dann ist der Inhalt zeitlos, wie ihn jede Wirtschaft verlangt. Statistik konzentriert sich auf die Fragen, die jeder in Leitungsfunktionen – lassen wir den Staats- und Wirtschaftsfunktionär weg – beherrschen muss, weil in seinem Verantwortungsbereich auch stets statistische Informationen entstehen und gegeben werden müssen, und weil er ohne richtige Arbeit mit statistischen Informationen seine Leitungsaufgaben nicht erfüllen kann.

Im Sommer 1965 ist das Diplom ist geschafft, ich bin frisch gebackener Diplom-Ökonom. Die Thematik meiner Diplomarbeit<sup>8</sup> „Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Umlaufmittelbindung und Kosten bei Losfertigung in einem Maschinenbaubetrieb“ bezieht sich auf klassische Statistikbereiche, Stichprobenverteilung, ihre Parameter, empirische Untersuchungen mit Massendaten, und zwar im Dieselmotorenwerk Rostock. Mit dieser Arbeit – sie war recht ordentlich – nahm ich an der 8. Messe der Meister von Morgen in Leipzig teil. Dort sind die Uhren wohl ein bisschen schneller gegangen, denn in der Urkunde steht, dass in Anerkennung der Leistung bei der Durchsetzung des Wissenschaftlich-Technischen Fortschritts Frau Dipl.-Ing.-Ök. Ursula Kück von der Ingenieurökonomischen Fakultät ausgezeichnet wird. Wir haben in Rostock aber unser Studium 1965 noch als Diplomökonomen abgeschlossen.

Am 1. September begann ich meine Assistenz. Es war sofort an der Universität durchgestellt worden, dass ich seit dem 27. August, unserem Hochzeitstag, Ursula Kück heiße. Geblieben war jedoch die Adresse – Max-Planck-Straße

---

<sup>8</sup> Kück, Ursula: Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Umlaufmittelbindung und Kosten bei Losfertigung in einem Maschinenbaubetrieb anhand einer Stichprobe. Rostock 1965.





Abbildung 9

Betriebsausflug der Arbeitsgruppe Rechnungsführung und Statistik zum „Schnatermann“  
Rechts außen Prof. Dr. Alfred Forbrig; September 1968; Privataarchiv Ursula Kück

5/111 –, das war eines der neuen Wohnheime. Beruhte der Wechsel des Namens auf der eigenen Entscheidung, so bereitete ein Wechsel der Wohnung damals unwahrscheinliche Schwierigkeiten. Zu welchen Konditionen wir damals gearbeitet haben? Von September bis Jahresende erhielt ich insgesamt 2.700 Mark Gehalt, das sind monatlich 675 Mark brutto im ersten Assistentenjahr.

Meine unmittelbaren Kollegen erscheinen auf einem Bild, das bei einem Ausflug entstand. Es war eine Wanderung zum „Schnatermann“ (Abbildung 9), als ich etwa drei Jahre dabei war. Vorn die Statistiker mit unserem Chef Professor Forbrig, die Kollegen dahinter gehören eigentlich zum Rechnungswesen. Wir waren eine so genannte Arbeitsgruppe, denn Institute gab es nicht mehr, für Rechnungsführung und Statistik geworden. In der DDR gab es wieder etwas Neues: das Einheitliche System von Rechnungsführung und Statistik. Das hatte nicht nur in den Betrieben und Kombinat, sondern auch an den Hochschulen die Konsequenz, dass sich die vorher eigenständigen Bereiche Rechnungswesen und Statistik zusammenzuschließen hatten. Das war mit den Personen an unserer Fa-



Abbildung 10

Festveranstaltung zur 550Jahrfeier der Universität Rostock; Tribüne vor dem Hauptgebäude  
Am Mikrophon der FDJ-Sekretär der Universität, Dr. Klaus-Peter Schultz, daneben nach rechts  
die Mitglieder des Politbüros Williy Stoph und Kurt Hager; November 1969

Foto: E. Altrichter, Universitätsarchiv Rostock



Abbildung 11

Festveranstaltung zur 550Jahrfeier der Universität Rostock  
Fackelzug in der Kröpeliner Straße November 1969

Foto: E. Altrichter, Universitätsarchiv Rostock



kultät überhaupt nicht schwer und galt als Beitrag zur sozialistischen Universität. Intern handhabten wir es etwas anders. Jeder vertrat in Lehre und Forschung sein Gebiet weiter. Aber wir waren eine Arbeitsgruppe und entsprachen damit den Forderungen, die von Partei und Regierung gestellt wurden, das einheitliche System von Rechnungsführung und Statistik auch an den Hochschulen durchzusetzen. Zur Arbeitsgruppe gehörte auch mein unmittelbarer Assistentenkollege Klaus-Peter Schultz. Er hatte gerade seine Promotion am Institut abgeschlossen und wurde dann FDJ-Sekretär der Universität. Es gab keinen akzeptablen Grund, die Funktion nicht zu übernehmen. Die 550-Jahrfeier der Universität fand 1969 statt. Als FDJ-Sekretär hatte Klaus-Peter Schultz – oben am Mikrofon – auf der großen Tribüne seinen besonderen Auftritt (Abbildung 10). Daneben steht die Berliner Politprominenz: Willy Stoph und Kurt Hager. Die Tribüne war vor dem Hauptgebäude aufgebaut. Dann fand der Umzug statt (Abbildung 11). Dazu gehörten die entsprechenden Losungen. Das Leninbanner über dem Ostseebezirk musste sein, dazu die Bilder von Marx und Engels.

**UNIVERSITÄT ROSTOCK**  
Sektion Soz. Betriebswirtschaft

Dipl. oec. K ü c k , Ursula

a) Alter: 26 Jahre

b) Familienstand: verheiratet, 2 Kinder (1966 u. 1968 geb.)

c) Bisheriger Werdegang und jetziger Einsatz:

1961 – 1965	Studium an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, FR See- und Hafenwirtschaft
1.9.1965	Einstellung als wissenschaftl. Assistentin am Institut für Statistik
	Befristetes Arbeitsrechtsverhältnis bis 1.9.1971
	1971 Promotion
	Seminare in Rechnungsführung u. Statistik II
	Vorlesung in Leistungs- und Arbeitskräfte-rechnung und Gesamtanalysen der Seewirtschaft
	Teilnahme an Philosophie- und Fremdsprachen-weiterbildungskursen,
	Programmierung R-300

d) Vorgesehene Entwicklung:

1971 – 1973 Praxis (Seeverkehr und Hafenwirtschaft)  
1973 Oberassistent.  
Danach evtl. Hochschullehrerlaufbahn

Abbildung 12

Protokoll über ein Kadergespräch mit Ursula Kück 1969  
Privatarchiv Ursula Kück

Während meiner Assistenz stellte sich die Frage, wie es mit mir weitergehen könnte. Es gab jedes Jahr Kadergespräche darüber mit schriftlichem Protokoll (Abbildung 12). Das Alter war wohl das Wichtigste, aber 26 nennt man auch gern, Familienstand verheiratet, zwei Kinder. Es folgt der bisherige Werdegang mit dem befristeten Arbeitsrechtsverhältnis bis 1. September 1971. Wir haben damals von befristeten Arbeitsverhältnissen gesprochen, aber sie nicht in der Konsequenz wie heute durchgesetzt. Die Befristung bedeutete, dass bis zum Termin die Assistenz mit der Promotion abzuschließen sei. Darunter steht die Weiterbildung, zu der wir Assistenten in Philosophie, in Fremdsprachen und in Informatik verpflichtet waren. In letzterer mussten wir kleine Programme schreiben, um den monströsen Großrechner R 300 damit zu füttern. Der vorgesehene Einsatz in der Praxis war eine weitere Rubrik, denn nach der letzten Hochschulreform hatte nach der Promotion ein Praxiseinsatz zu erfolgen. Als Perspektive galt Oberassistent, und danach möglicherweise Hochschullehrerlaufbahn. Die Aussicht war vage, jetzt lag es irgendwie an mir.

Am 6. April 1971 habe ich, wie vorgesehen, meine Dissertation verteidigt. Ich hatte nach der Geburt der beiden Kinder doch sehr zügig gearbeitet, ich hatte auch Wert darauf gelegt, mich kurz zu fassen. So viel Neues wusste ich ja eigentlich nicht. Hundert Seiten, einschließlich Anlagen, habe ich mir gedacht, das müsste doch zu machen sein. Wenn du dich jeden Tag hinsetzt, genügend vorgearbeitet hast und jeden Tag zehn Seiten schreibst, dann bist du in zwei Wochen fertig. Mit der Hand geht das schon, aber damals machten uns die Pflichtexemplare wegen der Papierknappheit zu schaffen. Meine Schwester und mein Schwager aus Bremen wollten mir helfen und sagten, es könne ja nun nicht daran liegen, dass Papier fehlt. Sie schickten 500 Blatt Lichtpauspapier, und mit einem Paket aus dem Westen ging ich ganz stolz zur Lichtpauserei Schünemann in der Ludwigstraße. Am nächsten Tag erfuhr ich, das Papier sei nicht zu gebrauchen, es war belichtet. Ja klar, Westpakete wurden durchleuchtet. Meinen Gutachtern war ich sehr dankbar, dass sie das, was aus der Pauserei kam – grau in grau – überhaupt entziffert und ihre Gutachten geschrieben haben.

Meine Tätigkeit in der Praxis fand an der Universität statt. Auch das war möglich, natürlich nicht an einer der Sektionen, sondern in diesem Fall in der Verwaltung, Leitung nannten wir es. So kam ich ans Direktorat für Forschung mit Prof. Dr. Heinz Ulbricht<sup>9</sup> als Direktor. Als Lehrstuhlinhaber an der Sektion Physik hatte er eine Hauptdelegierung für diese Arbeit, ansonsten nahm er seine Pflichten an seiner Einrichtung wahr. Was hatten wir zu tun? Wir waren für das Forschungsprogramm der Universität zuständig, natürlich mit entsprechenden Zuarbeiten aus den Sektionen. Auch damals gab es immer Schwerpunktsetzungen,

---

<sup>9</sup> Prof. Dr. Heinz Ulbricht: *Catalogus Professorum Rostochiensium*:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001418](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001418)

die bedeuteten, dass die Kapazitäten und die Finanzen entsprechend strukturiert eingesetzt wurden. Dazu diente eine ausführliche Berichterstattung. Die Universität war insbesondere bemüht, interdisziplinäre Forschungsprojekte zu fördern, welche die Zusammenarbeit mehrerer Fakultäten an einer Thematik bedingten. Meine Aufgabe im Direktorat war es, ein Projekt zur Wissenschaftsprognose in der Seewirtschaft über mehrere Fakultäten hinweg mit den Forschungseinrichtungen der Kombinate zu koordinieren. In dieser Zeit musste ich sehr eng mit Wissenschaftlern anderer Fakultäten, besonders der Natur- und Technikwissenschaften, zusammenarbeiten. Ich habe dieser Zusammenarbeit sehr viel zu verdanken, denn ich gewann Verständnis für andere Sachwissenschaften und auch für andere Denkart. Den Weitblick für die gesamte Universität bekam ich mit einer Kapazitätsanalyse. Auch damals in den 70er Jahren gab es schon einen der zahllosen Versuche – sie setzen sich bis in die Gegenwart fort – wissenschaftliche Arbeit zu quantifizieren und die einzelnen Fakultäten und Bereiche in ihren Arbeitsergebnissen zu messen. Trotz der Arbeit im Direktorat für Forschung habe ich Lehrveranstaltungen bei Fernstudenten an meiner Fakultät weitergeführt. 1974 kam ich vom Direktorat wieder an die Sektion, unsere inzwischen vierköpfige Familie zog von Lütten Klein nach Dierkow.

Unsere Arbeitsgruppe war inzwischen verjüngt, denn jetzt gab es tatsächlich befristete Arbeitsverhältnisse. Die Fakultät war gewachsen, und wenn große Konferenzen stattfanden, dann ging das nicht mehr in unserer Aula, sondern nur im Audimax der Universität in der Südstadt. Neu war, dass Sektionen anstelle der Fakultäten getreten waren. Nur ein neues Wort? Nein, damit sollte eine neue Etappe zum Ausdruck kommen, die des entwickelten Sozialismus unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution. Das klingt gewaltig. Wieder wurden neue Studienpläne erarbeitet, und damit verband sich ein Aufbruch, denn Mathematik, Kybernetik und Rechentechnik bekamen damals mehr Bedeutung. Mit dem Aufbau dieser Bereiche in unserem Hause sind die beiden Professoren verbunden, Gottfried Schulze<sup>10</sup> und Rudolf Müller,<sup>11</sup> die hier von Magnifizen Prof. Dr. Wolfgang Brauer<sup>12</sup> ausgezeichnet werden (Abbildung 13).

---

<sup>10</sup> Siehe Anmerkung 3.

<sup>11</sup> Prof. Dr. Rudolf Müller: Catalogus Professorum Rostochiensium:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000002200](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000002200)

Vgl. Müller, Rudolf: Anlagenbezogene Projektierung und programmorientierte Schlüsselsysteme als Mittel zur Erhöhung der Leistung und Rentabilität der EDVA Robotron 300: dargestellt am Lohnprojekt des VEB Peenewerft Wolgast. Rostock, Univ., Diss. A, 1970.

<sup>12</sup> Prof. Dr. Wolfgang Brauer: Catalogus Professorum Rostochiensium:

[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001285](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001285)

Siehe auch seinen Zeitzeugenbericht in diesem Band, S. 9-37.

Das wissenschaftliche Leben zu DDR-Zeiten war davon bestimmt, dass man regelmäßig Tagungen zu besuchen hatte, wenn man bekannt werden oder sein wollte. Die bedeutendste war „Mathematik und Kybernetik in der Ökonomie“, ein



Abbildung 13

Die Professoren Gottfried Schulze und Rudolf Müller werden von Magnifizenz Brauer für ihre Verdienste um die Einführung der elektronischen Rechentechnik in der Ausbildung an der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft geehrt; um 1983  
Privatarchiv Ursula Kück

zweijährliches Großereignis in wechselnden Universitätsstädten. In die zeitlichen Zwischenräume setzte sich dann die Hochschule für Ökonomie mit ihren wissenschaftlichen Arbeitskonferenzen. Die Staatliche Plankommission war sehr aktiv, ebenso die Mathematische Gesellschaft. Für die lehrbezogene Forschung bestand eine Arbeitsgruppe Statistik beim Beirat für Wirtschaftswissenschaften des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen. Damals begannen wir, in der Ausbildung mit Planspielen zu arbeiten, hier war die Humboldt-Universität führend. Für mich war so ein bisschen „keine Feier ohne Meier“, also überall dabei. Es war meine ertragsreichste Zeit, gemessen an Publikationen, Vorträgen, Auftreten. Ich wurde Aktivist, ich bekam auch einen Universitätspreis für Forschung, auf den man stolz sein konnte, und ich schloss 1981 meine Dissertation B, die den akademischen Grad Dr. sc. oec. verlieh, ab. Dann bekam ich die *facultas docendi*, die



Befähigung zu akademischer Lehre, blieb aber wissenschaftlicher Mitarbeiter. Für meine angestrebte Hochschullehrerlaufbahn hatte ich mit der Dissertation B<sup>13</sup> zwar die entscheidende Voraussetzung geschaffen, aber Hochschullehrer wurde ich nicht. Ohne Parteizugehörigkeit und mit Westverwandtschaft gab es im Gesellschaftswissenschaftlichen Bereich keine Chance, zum Hochschullehrer berufen zu werden.

Am 9. November 1989, just vor 18 Jahren, wurde alles anders. Ich kam aus Sofia von einer Konferenz und landete in Berlin-Schönefeld. Es war abgemacht, dass mein Mann nach Berlin kommt und sich die Familie dann bei unserer verheirateten Tochter, wohnhaft Prenzlauer Berg, am Wochenende trifft. Und gerade jetzt, wirklich in diesen Minuten, nach der Ankunft in Schönefeld, in Sofia nichts gehört, was los ist, fahre ich mit der S-Bahn zum Alex und sehe überall zerdepperte Sektflaschen, grölende Menschen auf den Straßen. Was ist hier los? Auch vor dem Haus meiner Tochter lagen Scherben von Flaschen. Das war mir unheimlich; ich klinge und sie sagt: „Mutti, die Grenze ist offen. Wir wollen sofort los, passe du bitte auf Linda auf“ – die zweijährige Enkeltochter – „alle sind schon nach Westberlin unterwegs, nur wir noch nicht.“ Also habe ich auf die Enkeltochter aufgepasst, habe im Fernsehen gesehen, was los war, habe geweint, habe einen Rotwein getrunken. Am nächsten Tag kam mein Mann, wir fuhren dann natürlich auch gleich über die Grenze, und am 10. November morgens besuchten wir ein Sonderkonzert in der Berliner Philharmonie in Westberlin, das war geradezu irre.

Aber was ging an der Universität vor? Heute kann ich natürlich sehr nüchtern den Sachstand angeben und auch das Verfahren beschreiben. Es war wirklich die aufregendste Zeit in meinem Leben mit Freuden, mit Hoffnungen, mit viel Glück, aber natürlich auch mit Ängsten, mit Sorgen und mit großen Enttäuschungen. Zwei Namen muss man nennen für unsere Fakultät, die diesen Prozess sehr gut in die Hand genommen haben: Prof. Dr. Dieter Oberndörfer<sup>14</sup> als Leiter der Gründungskommission und Prof. Theodor Nebl,<sup>15</sup> der damals unser Fachbereichssprecher war. Es gab unheimlich viele Berufungskommissionen, ich war selbst in sehr vielen. Mir ging das alles viel zu langsam. Aber ich wurde selbst berufen, und das war der Sprung von der Oberassistentin, die ich bis dahin geblieben war, zur Professorin. Überall fanden Diskussionen statt. Damals vollzog sich ein Generationenwechsel. Es gab nun einen Lehrstuhl Statistik, deren Chefin ich als Professorin wurde. Zugegeben, ich habe da ein paar Probleme, andere für mich arbeiten zu lassen, aber wir bildeten am Lehrstuhl ein gutes Kollektiv. Wir haben auch viel

---

<sup>13</sup> Kück, Ursula: Zur Planung und Analyse der Leistungsfähigkeit für die Linienschifffahrt. Hochschulschrift: Rostock, Univ., Diss. B, 1981.

<sup>14</sup> Vgl. Dieter Oberndörfer zum 75. Geburtstag. Freiburg im Breisgau 2004.

<sup>15</sup> Prof. Dr. Theo Nebl: Catalogus Professorum Rostochiensium:  
[http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr\\_professor\\_000000001397](http://cpr.uni-rostock.de/metadata/cpr_professor_000000001397)



unternommen, etwa einen jährlichen Betriebsausflug. Auf dem Bild sind die Statistiker zu sehen, und zwar in Barth auf dem kleinen Flughafen (Abbildung 14). Wir segelten auf dem Saaler Bodden auf einem Zeesenboot und fuhren in die Kunstscheune in Wustrow.



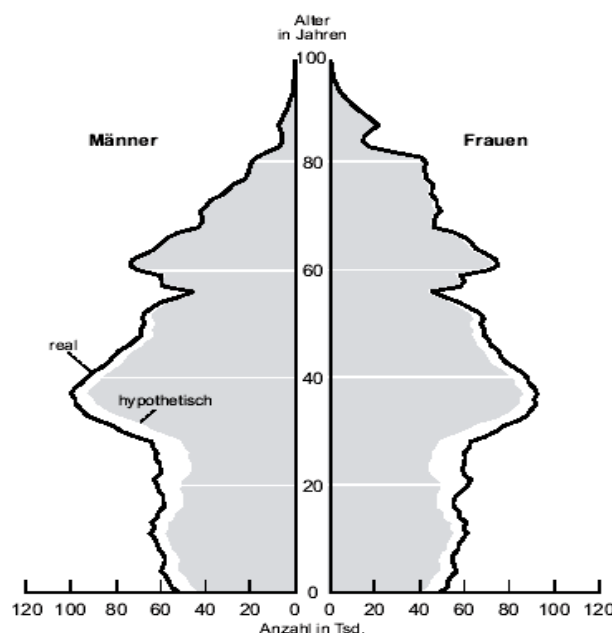
Abbildung 14  
Betriebsausflug des Lehrstuhls Statistik nach Barth zu einem  
Rundflug über die Halbinsel Fischland-Darß, 18. September 2002  
Privatarchiv Ursula Kück

Natürlich kamen bei einer solchen neuen Entwicklung auch völlig neue kollegiale Kontakte zustande, weil sich unsere Forschungsgebiete veränderten. Zum Max-Planck-Institut für Demografie entwickelten wir sehr enge Beziehungen, weil wir ebenfalls auf dem Gebiet der Bevölkerung geforscht haben. Wir haben auch auf dem Gebiet der amtlichen Statistik gearbeitet, beispielsweise in Kooperation mit der Kommunalstatistikstelle und mit dem Statistischen Landesamt. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung förderte uns. Es entstand ein Baukasten multimedialer Lehre in diesem Kontext. Die Deutsche Seereederei gab uns einen mehrjährigen Auftrag zur Entwicklung des Controlling.

Als Statistikerin möchte ich Ihnen abschließend ein zahlenmäßiges Spiegelbild der Bevölkerung zeigen. Wir haben uns nach der Wende vorwiegend mit bevölkerungsstatistischen Fragestellungen befasst. Die Berechnung der Lebens-

erwartungen geschieht mit einem Modell. Ein Modell ist nur so gut, wie die Eingabewerte es zulassen. Wir sind nicht in der Lage, in diesem Land Bevölkerung exakt zu messen, aber wir können zuverlässig schätzen. In unserem Modell vergleichen wir die Bundesländer Baden-Württemberg und Mecklenburg-Vorpommern. Mit unserem Modell stellen wir die Wanderungsbewegungen dar. Natürlich wissen wir, dass dem Osten die jungen Leute weglaufen, und wo landen sie? Im Westen! Aber dass bei diesen ungleichen Ländern – von der Größe und geografischen Lage her ungleichen Ländern Baden-Württemberg und Mecklenburg-Vorpommern – die Entwicklung spiegelbildlich verläuft, ist eine neue Erkenntnis. Der Verlust der einen Region ist der Gewinn der anderen, auch nach Geschlecht und Lebensalter! Das hatte bisher noch keiner so deutlich gemacht (Abbildung 15).

**Realer und hypothetischer Altersaufbau  
der Bevölkerung Baden-Württembergs  
am 31. Dezember 2001**



**Realer und hypothetischer Altersaufbau  
der Bevölkerung Mecklenburg-Vorpommerns  
am 31. Dezember 2001**

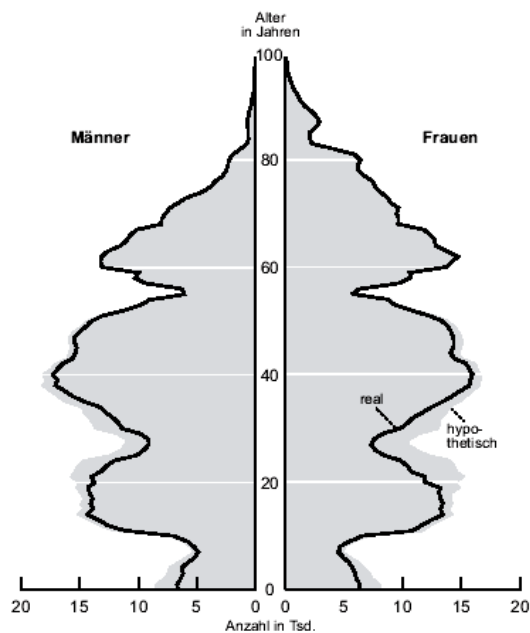


Abbildung 15

Grafik über Wanderungsgewinne bzw. -verluste aus „Wandersungsgeschehen zwischen Ost- und Westdeutschland: Baden-Württemberg und Mecklenburg-Vorpommern im Vergleich  
Autoren: Cornelius, Fischer, Kück, in: Baden-Württemberg in Wort und Zahl 2/2003

Lassen sie mich ein Gesamtresümee versuchen. Ich habe wirklich immer gern gearbeitet. Ich bin eigentlich eine Frohnatur, ich bin Familientyp, und wenn ich irgendwas nicht mag, dann arbeite ich so ein bisschen mit Selbsthypnose: „Ich

mache es gern, ich mache es gern, ich mache es gern“. Trotzdem gab es auch mit diesem Naturell zweimal ganz schwierige Momente, wo ich fast zusammengebrochen bin. Der eine war 1984, als die Polizei meinen Westreiseantrag ablehnte, und der zweite im Jahr 2000 durch eine Personalangelegenheit an dieser Universität. Aber wenn man so am Boden ist, dann ist es ganz wichtig, dass man Familie, Freunde, Kollegen hat. Da kommt man wieder auf die Beine. Als Glücksmomente empfinde ich es, wenn ich vorn am Pult stehe und den Eindruck gewinne, ich fasziniere den Saal. Das ist mir immer wieder mal gelungen, vielleicht auch heute. Für die Zukunft ist es mein Wunsch, 100 Jahre alt zu werden, wie ich es schon immer den Kindern erzählt habe. Vielleicht kommen wir ja, mein Mann und ich, im Jahre 2043 an; und mit ein bisschen Glück erlebe ich das Jahr 2044, und das wäre die 625-Jahrfeier unserer Universität. Vielen Dank.

## Diskussion

Transkription und Protokoll: Ronny Kietzmann und Christian Pauer

Kersten Krüger:

Wir danken für die spannende Darstellung und eröffnen die Aussprache.

Hilde Michael:

Frau Professor Kück, ich habe eine Frage betreffs der Zeit des Umbruchs, die Zeit der Wende. Und zwar: was erinnern Sie, wie war die Atmosphäre, ihre Eindrücke und die ganze Situation zwischen den Lehrenden und den Studierenden in ihrer Fakultät?

Ursula Kück:

Die erste Phase 1990, im Wesentlichen die Zeit zwischen 1990 und 1992, war in erster Linie von Ängsten geprägt, weil wir es für möglich hielten, dass auch diese traditionelle Universität nicht weitergeführt würde. Unser Lebensinhalt und alles, was bisher war, stand offen. Doch dann siegte bei Optimisten wie mir die Zuversicht, dass eine Universität, 1419 gegründet, ganz bestimmt nicht untergehen werde. Jetzt war die wichtigste Frage, wie wird es personell weitergehen? Wer darf bleiben, wie wird es ablaufen? Jeder hatte Befürchtungen und vielleicht die berechtigte Sorge wegen seines politischen Engagements zu DDR-Zeiten. Ich habe es als sehr unangenehm empfunden, dass viele Kollegen zu mir kamen und sagten: „Weißt du, wir waren eigentlich immer dafür, du hättest gleich nach der Habilitation berufen werden müssen. Ich war immer dafür, das sollst du wissen. Aber es ist halt nichts geworden.“ Dieses sich Anbieten mochte ich nicht. Ich kann nicht sagen, dass es untereinander einen Groll gegeben hätte. Wenn Sie

darauf anspielen, dass einige unserer Kollegen für diesen Apparat, also das MfS gearbeitet haben, das wusste man, wer das war. Man wusste eigentlich recht viel und hatte auch seine kleinen Freiräume gehabt. Kollegialität war vorhanden, und sie ist mit der Wende nicht völlig verschwunden.

Im Verhältnis zu den Studierenden war uns daran gelegen, dass wir den Bruch nicht so radikal vollziehen, dass für die Studenten das angefangene Studium abgebrochen werden müsste. Das heißt, wir waren mit Professor Oberndörfer einig, dass alle fertig werden sollten. Wir haben ständig an den Studieninhalten geändert, damit die Studenten nicht noch einmal ihr Studium neu beginnen müssten. Dieses gemeinsame Ringen, damit die Studenten zu einem vernünftigen Abschluss kommen und dass sie es in einer möglichst überschaubaren Zeit schaffen, das hat uns eigentlich auch mit den Studierenden sehr verbunden.

Catharina Trost:

Ich habe folgende Frage. Als Sie Ihre Dissertation B geschrieben hatten und in ihren ersten Gutachten stand, an eine Hochschullehrerlaufbahn sei gedacht, es nun aber nicht dazu kam, was war das für ein Gefühl, zu wissen, ich werde abgelehnt, weil ich Westverwandtschaft habe? Hat man trotzdem noch voller Elan weiter gemacht, auch als Assistentin dann? Was war das für ein Gefühl zu wissen, ich kann kein Hochschullehrer werden?

Ursula Kück:

Wissen Sie, die Hoffnung gibt man nie auf. Zunächst einmal, ich war ja gewissermaßen ein Exempel in dieser Hinsicht, weil ich die Einzige war, auch unter den Assistenten. Wie es normalerweise ablief, Promotion B und Berufung zum Hochschullehrer, das gab es für mich nicht. In einem Vier-Augen-Gespräch sagte mir der damalige Sektionsdirektor: „Frau Kück, wenn Sie nicht bereit sind, diesen Schritt zu gehen [das heißt in die Partei einzutreten], dann sind wir nicht bereit, für Sie irgend etwas zu tun.“ Dann kommt es, ähnlich wie damals, beim verweigten Seefahrtbuch, dann dreht sich Ursula Kück auf dem Hacken um, erhobenen Hauptes und sagt: „Dann eben nicht.“ Ich verbiege mich nicht deswegen. Also die Partei hätte ich vielleicht beeinflussen können, die Westverwandtschaft nicht. Aber dann eben nicht.

Wenn Sie jetzt nach den Gefühlen fragen, dann kommt diese Mentalität von mir, ich tue es gern, ich kann mich relativ schnell mit schwierigen Situationen abfinden, ohne zu vergrämen. Und genau das habe ich versucht. Ich habe es einfach versucht. Ich wollte es so! Natürlich kamen dann immer mal Momente, wo ich im tiefsten Innern verletzt war. Vor allen Dingen, wenn ich zu einer Tagung fuhr und gefragt wurde: „Was ist eigentlich mit dir los?“, dann sagte ich mir: „Ich bin ja nicht krank“. So ist das – das wissen ja die Anderen gar nicht. Dann wurmt es schon.



Aber so vom Grundsatz her sagte ich mir: Meine Güte was will ich? Ich will, dass die Studenten mich akzeptieren, ich will, dass meine Publikationen in Ordnung sind. Das war's.

Kersten Krüger:

Darf ich eine Frage nach den Wissenschaftsinhalten stellen? Wir haben hier häufig den Unterschied zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften auf der einen und Naturwissenschaften auf der anderen Seite diskutiert. Der kritische Rationalismus negiert diesen Unterschied, aber wir haben ihn immer wieder festgestellt, und ich denke bei einer ideologischen Ausrichtung, wie es an der Wilhelm-Pieck-Universität in Rostock war, spielte das doch eine Rolle. Der Mathematiker Wolfgang Engel hat an dieser Stelle erklärt, in der Mathematik ist zwei plus zwei eben vier, im Marxismus-Leninismus und im Kapitalismus ist das genauso. Im Fach Geschichte sehen die Inhalte aber anders aus.

Da ist jetzt die Frage: in wie weit sind Sie in ihrer Wissenschaft durch die ideologische Ausrichtung beeinflusst worden? Entweder nur in Setzung eines Rahmens, dass die Klassikerzitate kommen und dann machten Sie Statistik wie Mathematik und dann ist zwei plus zwei eben vier, oder sind Sie inhaltlich irgendwie beeinflusst worden?

Ursula Kück:

Die erste Ansicht galt. Sie haben keinen Artikel irgendwo veröffentlichen können, ohne dass der Vorspann entsprechend war. Da hat man sich irgend etwas herausgesucht, sonst wären wir gar nicht veröffentlicht worden.

Mit der Statistik ist es so, wir haben sehr viel auftragsgebundene Forschung bearbeitet, also in Kooperation mit den in Rostock ansässigen Kombinat. Wir haben uns in der DDR mehr von der reinen Methodenforschung, so wie sie die universitäre Statistik in den westlichen Universitäten betreibt, entfernt. Das war unsere Ausrichtung durch die auftragsgebundene Forschung. Wenn Sie aber das Problem des Statistikers beispielsweise bei dem gelobten sozialistischen Leistungsvergleich bedenken – an diese Phase können Sie sich sicherlich nicht erinnern –, da erlebten wir in unserer Volkswirtschaft eine Phase, in der wir mit diesem Leistungsvergleich der Betriebe und Kombinate den Westen irgendwo überholen wollten. Wenn man das ganze methodische Instrumentarium, das dann anzuwenden war, als Statistiker zu erforschen hatte, war das methodisch interessant. Da war es halt so, dass zwei plus zwei vier ist. Gegenüber Kollegen aus dem westlichen Ausland waren wir beinahe gehemmt, wenn sie nach unseren Forschungen fragten. Einem amerikanischen Kollegen, der Anfang der 80er Jahre hier war, sagten wir verschämt – weil wir dachten, das sei ein typisch sozialistisches Ding –, dass wir an Leistungsvergleichen arbeiteten. „Ja,“ sagte er, „das ist doch bei uns genauso“.



Statistik ist eine Methodenwissenschaft, und diese Methodenwissenschaft kann unabhängig von der Ideologie arbeiten. Ich erbose mich heute, mit welchem Unsinn oft amtliche Stellen mit Statistik umgehen, trotz der exzellenten Methodenforschung der Statistik.

Statistik benötigen wir auf vielen Gebieten. Bevölkerungsforschung nannte ich bereits, aber denken Sie an das Bankwesen oder allgemeine Wirtschaftseinschätzungen wie die Wachstumsrate. Diese wird vom Statistischen Bundesamt mit statistischen Verfahren berechnet, nicht erhoben. Das ist vielleicht triviale Statistik, wir betrieben sie in unserer anwendungsbezogenen Forschung. Das machte durchaus Spaß, und es war solide Forschung – ohne großartige Methodenforschung, wie sie an westlichen Universitäten üblich war.

Raimund Schneider:

Mich interessiert ihr Verhältnis zu Statistik und ihre politische Aufgabe in der DDR. Voranstellen möchte ich ein Zitat, das Winston Churchill zugeschrieben wird, aber es kann nicht bewiesen werden, dass er das gesagt hat: „Glaube keiner Statistik, die du nicht selber gefälscht hast.“ Hatte die Statistik in der DDR auch einen politischen Auftrag, im Interesse der Zukunft Statistiken gegebenenfalls zu frisieren, womit ich nicht sagen will, dass das heute nicht immer noch passiert, sondern nur, dass es damals vielleicht wichtiger war als heute.

Ursula Kück:

Es gibt viele Meinungen über Statistik und Parteilichkeit. Sie wissen, dass Statistik unparteilich sein sollte, ganz objektiv. Das geht aber gar nicht. Natürlich hatte die Statistik in der DDR die Erfolgsstatistik zu sein, das bedeutet allerdings nicht, dass Zahlen gefälscht wurden. Ich möchte das am folgenden Beispiel erklären. Der grundsätzliche Fehler der Statistik, die unter Erfolgszwang stand – die heutige auch ein bisschen –, ist, dass die Definitionen, welche Grundlage bestimmter Kategorien bilden, ständig so geändert wurden, dass die Zahlen, die am Ende herauskamen, den gewünschten Erfolg auch wirklich wiedergaben. Das lässt sich, wenn Sie Interna kennen, anhand der Definitionen der Kennziffern Warenproduktion und Nationaleinkommen sehr gut zeigen, die als Brutto- und Nettokennziffern in der DDR wichtig waren, um den Erfolg zu messen. Diese Definitionen wurden im Interesse des Erfolgs verändert. Oder denken Sie an die Bevölkerungsstatistik. Wie wird definiert, was eine Totgeburt, was ist ein Verkehrstoter ist? Wann wird wie gezählt? Das ist in Deutschland z.B. anders als in Frankreich.

Sie können Statistiken mit Definitionen, logischerweise, beeinflussen. Schlimm ist es, wenn wir uns vielleicht aufregen, dass das Wirtschaftswachstum nicht 2,5%, sondern nur 2,4% beträgt, und gar nicht wissen, worüber wir reden. Ich habe immer zu den Studenten gesagt: „Schaut hinter die Zahlen! Wenn Ihr das nicht wisst, redet nicht mit“. Die Studenten sagten, „Also Frau Kück, ein statisti-

scher Test ist uns viel lieber in der Klausur als diese blöden Prozentzahlen.“ Aber damit wird Politik gemacht! Objektivität der Statistik, die wir wollen, gibt es durchaus, nur nicht ohne Probleme.

Die bundesdeutsche Statistik gibt geradezu ein ganzes Korsett von Vorschriften vor, damit diese Objektivität gewährleistet ist. Das ist alles wunderbar, aber trotzdem haben Sie Probleme. Wenn Sie heute in Deutschland eine statistische Erhebung machen, dann müssen Sie wissen, dass von Einzelnen gelogen wird, insbesondere von denen, die etwas zu verbergen haben. Bei Umfragen über Einkommen haben wir immer Probleme mit denen, die sehr viel verdienen. Aber sie müssen dabei sein, es gibt sie ja in Deutschland; wir können ja nicht nur eine Armenbefragung machen. Einkommens- und Vermögensstatistiken werden wegen des hohen Aufwandes nur alle fünf Jahre gemacht.

Die DDR-Statistik hat einige Erfolgsprobleme damit gelöst, indem sie Definitionen veränderte. Die Definition einer Kategorie gehört in der Statistik zu den inhaltlichen Aufgaben. Da besteht die Gefahr einer Falschstatistik, aber es war nicht so, dass man hinterher sagte: „Die Zahl passt nicht“, strich sie durch und schrieb eine andere hin. So primitiv haben sie es nicht gemacht.

Catharina Trost.

Wie sah es mit der Literatur aus? Sind Sie an Literatur herangekommen, zum Beispiel aus der BRD oder der USA, oder mussten Sie da auch zum Sektionsbereichsleiter und fragen?

Ursula Kück:

Nein, wir hatten – das war ein Geschenk – zwei sehr wichtige Zeitschriften aus dem Westen in unserer Bibliothek, darunter das Allgemeine Statistische Archiv. Das konnten wir lesen. Wir merkten aber sehr wohl, dass die dort behandelten Themen reine Methodenforschung waren – nicht unser Ding. Wenn wir einen Aufsatz schrieben, musste in der Literaturliste die Sowjetliteratur dabei sein, andere eigentlich nicht. Wir haben gewusst, dass wir meilenweit auseinander sind.

Heiko Marski:

Ich habe eine Frage zu Ihrer persönlichen Entwicklung. Sie haben uns vorhin gezeigt, dass Sie während Ihrer Assistentenzeit promovierten und zugleich geplant wurde, wo Sie eventuell hinterher landen. Es gab Kadergespräche und Kaderakten. War es für Sie eher befreiend zu wissen, ich habe zwei Kinder, ich habe einen Mann, aber ich habe in Zukunft auch einen Job. Oder war es für Sie eher beschränkend in Ihrer Freiheit, das heißt, dass man Sie in eine bestimmte Richtung ziehen wollte, in die Sie vielleicht nicht wollten. Wie haben Sie das selber empfunden?

Ursula Kück:

Nein, ich habe es als sehr positiv empfunden. Ich sagte ja schon, durch die Ausbildung in dem Bereich See- und Hafenwirtschaft war klar, dass ich dort wahrscheinlich nicht mal als Pförtner getaugt hätte.

Insofern war die Arbeit an der Universität ein guter Ausweg und mein Wunsch. Wir wurden bereits im ersten Assistentenjahr in die Lehre einbezogen, um Übungen zu halten. Mit den Fernstudenten war ich jahrelang beschäftigt – das hat mir Freude gemacht. Insofern war es sehr schön zu wissen, das ist dein Ding, da bleibst du. Wirklich befristete Arbeitsverträge gab es ja nicht. Konnte man sich beruflich noch verändern? Als wir Assistenten waren, haben sich Probleme des Weggangs von der Universität über die sozialen Dinge geregelt. Das heißt: man bekam an der Universität keine Wohnung, aber das Kombinat in Schwedt beispielsweise hat junge Leute genommen und Wohnungen bereitgestellt, und dann sind viele gegangen. Höhere Gehälter waren auch ein Grund. Wir bekamen an der Universität weniger als wenn man in einem Kombinat Abteilungsleiter oder etwas Ähnliches war. Aber für mich persönlich stand das nie in Rede, auch nicht, als es um einen Kinderkrippenplatz ging, den die Universität auch nicht bereitstellte. Damals habe ich gedacht: „Mein Gott, was bist du blöd.“ Die Betriebe boten das, um die Leute zu bekommen. „Nein“, sagte ich mir, „wir helfen uns anders, du willst an der Uni bleiben.“

Jörn Wüstenberg:

Können Sie die Abgrenzung Ihres Wissenschaftsbereichs im Vergleich zum Westen kurz skizzieren? Nach dem Zusammenbruch des Systems fielen Bereiche weg, die vielleicht stärker mit der politischen Ökonomie verzahnt waren. Konnten diese Bereiche, die mit der Statistik verbunden waren, überführt werden oder gab es dafür ein Pendant?

Ursula Kück:

Auf dem Gebiet der Statistik konnten einige Kollegen bleiben, auf dem der politischen Ökonomie praktisch keiner. Einen so großen Bereich, wie wir ihn damals hatten, im Ganzen zu übernehmen, sah die neue Struktur nicht vor. Völlig neu aufgebaut werden mussten, weil es vorher nicht existierte, zum Beispiel die Bereiche Marketing, Finanzwissenschaft, Bankbetriebslehre und solche Dinge. Wir hatten aber auch einige Stärken, etwa in unserer Ausbildung zum Diplom-Ingenieur-Ökonomen. Hier sind fast alle Kollegen geblieben. Einige sind noch heute im Amt.

Hilde Michael:

Sie deuteten bereits an, dass Sie in Ihrer privaten Vita diesbezüglich eingeschränkt waren. Wie war die internationale Zusammenarbeit in Ihrem Fachbereich organisiert und praktiziert?

Ursula Kück:

Was die internationale Zusammenarbeit angeht, schaute man hier nur in eine Richtung. Das war die Richtung nach Osten. Das heißt, ich hatte keine Chance, genau so wenig wie andere auch, in ein westliches Ausland zu fahren.

Die Universität hatte Partneruniversitäten in Polen und Ungarn, und dort ging der Austausch gut vonstatten, aber nur in diese eine Richtung. Wissenschaftler, die die DDR ins Ausland fahren ließ, fuhren immer wieder dorthin. Diese waren die Reisekader für das westliche Ausland. Bedenken Sie bitte, dass das damals auch, neben dem politischen, ein finanzielles Problem gewesen ist. Wenn jemand ins westliche Ausland fuhr, dann musste er mit den entsprechenden Devisen ausgestattet werden. Wir hatten diese nicht, und unser Geld konnten wir nicht nehmen. Es waren also ganz erhebliche Einschränkungen, die uns daran hinderten, allein mit dem Gedanken zu spielen, es zu machen. Eine lustige Situation fällt mir dabei immer wieder ein: Im Mai 1990 hatte mich die Deutsche Statistische Gesellschaft auf ihre Kosten eingeladen. Wir hatten das Geld, die neue Währung, noch nicht. Sie wollten einige Wissenschaftler kennen lernen und luden zwei Kollegen aus dem Osten ein. Wir zwei trafen uns in Trier und der Vorsitzende der Gesellschaft hatte uns in einer Gaststätte ganz herzlich willkommen geheißen. Aber wir dachten: Wenn wir jetzt bezahlen müssen? Wir haben doch nichts! Und dann irgendwann fragte uns dieser überaus nette Mensch: „Wie ist das eigentlich mit Geld?“, und wir dachten: Na endlich! Man konnte also nicht einfach irgendwo hinreisen und sich dort bewegen ganz ohne Geld, vergessen wir das nicht! Insofern ging es wegen der Politik und wegen des Geldes gar nicht. Unsere Reise-richtung zeigte gen Osten. Ich war einige Male in Polen an verschiedenen Orten, in Prag, Budapest und in Sofia. Das hielt sich sehr in Grenzen. Und wenn ich heute nach Amerika fliege, finanziere ich das weitgehend selbst und sage: „Ist das toll, dass man das machen kann, wissenschaftliche Kontakte herstellen und pflegen.“

Kersten Krüger:

War es der Wissenschaft dienlich oder schädlich? Wenn zwei und zwei vier ist, mag es egal sein, ob man ins Ausland reist oder nicht. Aber so einfach ist die Statistik nicht.

Ursula Kück:

So einfach ist die Statistik nicht! Natürlich war es schädlich für die Wissenschaft, dass wir diese Abgrenzung hatten. Aber wir kannten es nicht anders.

Edmund Fanning:

Wie würden Sie das Wissens- bzw. das Wissenschaftsgefälle bei der Wiedervereinigung einschätzen, als Sie dann auf die Ihnen nicht bekannten Wissenschaftler aus den westlichen Ländern getroffen sind? Hat es lange gedauert sich daran heranzuarbeiten oder nicht? Wie schätzen Sie das ein?

Ursula Kück:

Es war ein gegenseitiges Abtasten. Ich weiß auch sehr wohl, dass ich diese erste Einladung nach Trier bekommen habe, weil man von mir wusste, dass ich nicht in der Partei war. Meine Westverwandtschaft war ebenfalls von Vorteil, das sagte mir ein Kollege dort. Ich war sozusagen für sie ein sicheres Pferd. Wir haben natürlich gemerkt, dass dort auch nicht jeder gleich ist, aber das ist ein menschliches Problem. Es gibt überall Solche und Solche. Besonders unter dem Aspekt, wie sich der Kollege politisch engagiert hatte, fand das Abtasten in den ersten Tagungen statt.

Zuerst haben wir uns gar nichts zugetraut, auch wissenschaftlich nichts. Dann haben wir irgendwann gemerkt, dass die westlichen Wissenschaftler auch nur mit Wasser kochen. Und wir hatten einen großen Vorteil, das haben uns die Kollegen auch oft gesagt: die Verpflichtung aus der auftragsgebundenen Forschung heraus. Wir waren es also gewöhnt, mit beiden Beinen auf dem Boden unsere Forschung zu betreiben, Termine zu halten. Das war durchaus positiv.

Kersten Krüger:

Ich habe an dieser Stelle noch etwas zu ergänzen. Wir hatten die Verfahren der Überleitung und Übernahme besprochen. Ich denke, dass die Wissenschaften der Statistik so weit nicht auseinander gewesen sein können, wenn Frau Kück kurz nach der Wende Professorin wurde. Das geschah nicht wegen ihrer politischen Abstinenz in der DDR, sondern wegen ihrer wissenschaftlichen Qualifikation, die im Überleitungsverfahren gerade von den überwiegend westlichen Kollegen anerkannt wurde.

Ursula Kück:

Das waren nur westliche Kollegen und das Kuriose war: Mich hat der Verfasser eines der Lehrbücher der führenden westlichen Universitäten aus Oldenburg angerufen und sagte: „Frau Kück, ich habe für Sie das Gutachten für die Überleitung gemacht“; ich flatterte vor Aufregung und er fuhr fort: „Wissen Sie, es ist mir so peinlich, über jemanden ein Gutachten schreiben zu müssen, den ich nicht



kenne. Ich habe zwar Ihre Sachen gelesen, aber es ist mir völlig fremd, was Sie geforscht haben. Und trotzdem“, sagte er „hat meine Frau gesagt: ‚mach das! Wenn Du es nicht machst, dann macht es irgend jemand anderes in besserwisserischer Weise!“ Es gab damals genügend von denen, die so etwas an sich reißen wollten, um sich zu profilieren. Gutachten über jene zu verfassen, die man nicht kennt und deren Lebens- und Arbeitsumstände man nicht kennt, ist an sich eine Zumutung. Und man entscheidet mit diesen Gutachten über die Zukunft dieser Personen. Ich war geradezu aus der Bahn geworfen, als er mich anrief, mir sein Problem, dass er mich und die Umstände nicht kenne, berichtete, das Gutachten vorlas und fragte, ob ich damit einverstanden sei. Ich war so aufgeregt und habe mich natürlich wahnsinnig gefreut. Ich war an zwei sehr anerkannte und sehr gute Kollegen geraten, die diese Gutachten abgaben.

Catharina Trost:

Sie haben gesagt, dass Sie mehr oder weniger auf verschiedenen Ebenen geforscht haben. Gab es vielleicht doch auch Momente, etwa bei den Bevölkerungsstatistiken, dass man feststellte dasselbe gemacht zu haben und letztendlich ein rundes Bild zu haben?

Ursula Kück:

Bevölkerungsstatistik war die Nische, die ich nach der Wende, als ich den Lehrstuhl innehatte, für unsere Forschung gesucht habe. Wir haben uns zu DDR-Zeiten nicht mit Bevölkerungsstatistik beschäftigt.

Raimund Schneider:

Was war eigentlich Ihr Problem mit dem Eintritt in die SED? Es sind dadurch doch einige Probleme bezüglich Ihrer Karriere entstanden, und ein Parteibuch tut doch keinem weh.

Ursula Kück:

Ja, das können Sie ganz provokativ fragen. Der erste Freund unserer Tochter, der als 17jähriger zu uns ins Haus kam, sagte einmal zu mir: „Ich muss mich mit dem Parteiantrag beschäftigen.“ Daraufhin erwiderte ich: „Wie bitte? Du bist noch nicht einmal 18!“ Daraufhin sagte er: „Frau Kück, sehen Sie das doch nicht so! Das ist wie beim Konsum, da hat man doch rein zu gehen! Schließlich weiß ich, wo ich lebe und was ich machen will.“ Und wenn Sie fragen: warum ich nicht, kann ich sagen, dass, wenn ich etwas mache, dann mit vollem Herzen. Der tiefste Grund war diese verdammte Abgrenzung zum Westen. Ich hätte, das haben einige getan, mich offiziell von meiner Familie, meiner Verwandtschaft im Westen distanzieren müssen. Ich hätte es nicht über das Herz bringen können, morgens vor dem Spiegel zu stehen und zu sagen: Ich habe Euch abgeschworen, weil ich

jetzt diesen Karriereweg gehe. Das wollte ich nicht. Das muss jeder mit sich selbst vereinbaren. Die Generation danach hätte vielleicht dazu gemeint: „Wieso? Das ist doch wie in den Konsum zu gehen.“ Später war es dann schon so!

Kersten Krüger:

So einfach ist es vielleicht nicht, denn es kann auch mit der Herkunft zu tun haben. Wir haben hier viele Hochschullehrer erlebt, die aus bürgerlichen Verhältnissen kamen. Diese haben die bürgerlichen Tugenden – und dazu zähle ich die Ehrlichkeit – mitgenommen und würden dann zugunsten dieser Tugenden im entscheidenden Punkt auch Nachteile in Kauf nehmen. Das passt zwar nicht in das Klassenkampfschema, wo jeder immer nach dem eigenen Vorteil sucht. Ehrlichkeit bedeutet Schaden für die eigene Karriere. Ich halte es für eine bürgerliche Tugend und finde es fast romantisch. Die Verbindung zwischen dem Milieu aus dem man kommt, der Sozialisation mit dem individuellen Charakter erklärt auch einiges. Ich weiß nicht wie ich gehandelt hätte.

Ursula Kück:

Dazu muss ich noch eine Anekdote erzählen: Bei einem Vortrag in Berlin hat jemand zu einem Kollegen über mich gesagt: „Das war toll! Was ist mit ihr, warum ist sie nicht Hochschullehrer?“ Der Kollege, der es mir später erzählte, hat ihm dann verraten, dass ich nicht in der Partei bin, worauf er nur meinte: „Na ja, dann kann man sie halt nicht fördern.“ Danach habe ich mir gesagt: „Wenn du so gute Resonanz auf deine Arbeit bekommst, ohne in der Partei zu sein, reicht mir das aus.“ Da gab es ganz andere Beispiele an karriereorientierten Polit-Frauen in der DDR. Aber wenn man einmal diese Karriereleiter hochgeklettert ist, gibt es kein Zurück mehr und keine Möglichkeit „Nein“ zu sagen. Wenn man politisch hochgeschossen wäre, hätten sie einen völlig vereinnahmt.

Horst Kück:

Ich möchte an dieser Stelle noch zwei Ereignisse anfügen: Ich habe 1959, also vor dem Mauerbau, meine berufliche Laufbahn bei der Deutschen Seereederei begonnen. Für meine Kollegen war es damals üblich, ihre Frauen auch einmal auf eine Seereise mitzunehmen. Ich war ebenfalls kein Parteimitglied. Aufgrund der Westverwandtschaft meiner Frau war es ihr nicht gestattet, an einer dieser Reisen teilzunehmen. Fast wörtlich ist mir von den Verantwortlichen der Seereederei gesagt worden: Da ich nicht in der Partei sei, könne ich die Funktion eines Kapitäns vergessen. Und jetzt sind wir wieder beim Konsum. Wie schnell sagen einige Leute dann: „Der Karriere wegen mache ich es!“

Heiko Marski:

Die Statistik ist ja ein hochgradig sensibler Bereich und jede Form von Herrschaft versucht auch einerseits an den Statistiken zu arbeiten, andererseits sie zu decken. Sie haben sehr viel an Forschungsaufträgen aus der Industrie gearbeitet. Ist Ihnen irgendwann bei diesen Forschungen aufgefallen, dass irgendetwas nicht stimmt. Denn im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass etwa fünf bis zehn Jahre vor dem Mauerfall, abzusehen war, dass die DDR wahrscheinlich wirtschaftlich zusammenbrechen würde. Ist Ihnen in Ihrer Arbeit diesbezüglich irgendetwas aufgefallen? Wie sind Sie damit umgegangen bzw. wie wurde von Ihnen erwartet, dass Sie damit umzugehen haben?

Ursula Kück:

Natürlich ist uns das aufgefallen! Statistiker diskutieren in erster Linie zahlenmäßige Ergebnisse, auch die aktuell politischen und nach jedem Parteitag oder nach jeder Abrechnung des Volkswirtschaftsplans ergötzten wir uns an den fünfprozentigen Wachstumsraten. Unter denen haben wir das ja nicht gemacht. Und trotzdem haben wir ganz offen gesagt: „Das ist Schwindel!“ Man brauchte nur durch die Stadt zu gehen, in die Geschäfte, um zu sehen, dass das nicht stimmt. So weit waren wir und auch die amtliche Statistik. Und trotzdem, wenn man damit befasst ist, nicht wir an den Universitäten, sondern die Mitarbeiter in der amtlichen Statistik, genau diese fünf Prozent zu berechnen, dann vergessen Sie diese anderen Dinge. Wir wussten, in welcher Realität wir leben. Wir wussten, wie über bestimmte Definitionen diese Zahl berechnet wurde, und darüber hinaus wussten wir, dass einige nicht messbar sind! Genau das predige ich immer als Statistiker. In der Neuzeit ist der Begriff des gefühlten Messens aufgetaucht. Das haben wir gewusst. Es stimmte vorn und hinten nicht.

Kersten Krüger:

Jetzt habe ich eine abschließende Frage, die fast schon im Raum stand, zur Dritten Hochschulreform: Haben Sie davon etwas gemerkt? Hat es Ihre Arbeit beeinflusst? Oder war es nur ein neues Etikett für alles was bereits vorhanden war?

Ursula Kück:

Es waren nicht nur die Hochschulreformen, die sich in der Arbeit an der Universität bemerkbar machten, sondern nach jedem Parteitag gab es irgendetwas Neues, auf das man sich einstellen musste. Ich kann mich an nichts Besonderes zur Dritten Hochschulreform erinnern, was meine Arbeit veränderte. Für uns war ein wichtiger Fakt, das war vor der Hochschulreform, die Tatsache, dass Assistenten nach einer erfolgreichen Promotion in die Praxis müssen. Das war persönlich viel wichtiger und einschneidender als die Hochschulreform. Natürlich haben

wir jede Hochschulreform und jeden Parteitag ausgewertet, aber zu spürbaren Besonderheiten dieser Hochschulreform kann ich nichts sagen.

Kersten Krüger:

Es hat sich also wenig geändert, und diese Hochschulreform war mehr ein neues Etikett auf einem durch äußere Einwirkungen sich wandelnden Wissenschaftsbetrieb. Hiermit bedanken wir uns recht herzlich bei Ihnen, Frau Kück!

Abel, Christian 427  
Ahrens, Claudia 523  
Altmann, Katrin 474  
Anding, Matthias 145  
Asmus, Nico 159  
Babanov, Henrik 355  
Brauer, Wolfgang 7, 9  
Dierck, Manuela 188  
Dowedeit, Raik 132  
Fanning, Edmund 355  
Farclas, Martin 9  
Fischer, Tina 188  
Frenzel, Tony 9  
Gehrke, Björn 445  
Gundlach, Tim 327  
Hacker, Philip 9  
Haiduk, Manfred 175, 178, 202  
Hanff, Sebastian 132  
Harder, Julia 474  
Heine, Martin 427  
Hennig, Katharina 188  
Ide, René 54  
Juch, Andreas 302  
Kantorczyk, Ursula 452, 454  
Kauffold, Peter 110, 112  
Kietzmann, Ronny 265, 559  
Kosche, Günter 212, 214, 265  
Krüger, Kersten 243, 247, 249, 257, 260  
Kück, Ursula 538, 540  
Kutz, Björn 9  
Lehwald, Beate 222  
Lier, Sascha 88  
Litzenbauer, Anne 327, 454  
Lübbe, Sven 54  
Marski, Heiko 534  
Michael, Hilde 371  
Nerius, Dieter 149, 151  
Niemann, Hermann Michael 484, 487  
Noack, Stephan 222  
Oberender, Heiderose 286, 288  
Pauer, Christian 559



Pelz, Lothar 314, 317  
Peters, Daniel 54  
Plath, Christian 340, 343  
Richter, Doreen 188  
Rosenow, Jonas 88  
Salzwedel, Janine 88  
Schäfer, Gina 6, 454  
Schareck, Wolfgang 80, 83  
Schneider, Raimund 159  
Schneider, Tobias 474  
Schroeder, Tino 302  
Schulmeister, André 132  
Schumacher, Gert-Horst 385, 388  
Schwarz, Reinhold 362, 364  
Seemann, Ulrich 432, 435  
Strothotte, Thomas 38, 40, 66  
Trost, Catharina 371  
Venske, Benjamin 382

# Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte

Bisher erschienen und in Vorbereitung:

## Band 1

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 1. Rostock 2007.

## Band 2

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 2. Rostock 2008.

## Band 3

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 3. Rostock 2009.

## Band 4

Martin Buchsteiner und Antje Strahl  
Zwischen Monarchie und Moderne. Die 500-Jahrfeier der Universität Rostock 1919. Rostock 2008.

## Band 5

Kurt Ziegler  
Zum 50-jährigen Bestehen der Tropenmedizin an der Universität Rostock. Rostock 2008.

## Band 6

Jobst D. Herzig und Catharina Trost  
Die Universität Rostock 1945-1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2008.

## Band 7

Anita Krätzner  
Mauerbau und Wehrpflicht. Die politischen Diskussionen am Rostocker Germanistischen Institut in den Jahren 1961 und 1962. Rostock 2009.

Bezugsmöglichkeiten: Universität Rostock, Universitätsarchiv, Universitätsplatz 1, 18051 Rostock, Telefon: +49-381 498 8621; Fax: +49-381 498 8622

